

Volksw
f

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), Franz Lipp (Linz)
und **Oskar Moser (Klagenfurt-Graz)**

geleitet von

Klaus Beitzl und Leopold Schmidt

Neue Serie
Band XXXI

Gesamtserie
Band 80

WIEN 1977

IMSELBSTVERLAGDESVEREINESFÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien.
Verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt; alle A-1080 Wien,
Laudongasse 15—19. — Druck: Holzwarth & Berger, A-1010 Wien, Börseplatz 6.
AU ISSN 0029-9669

Abhandlungen und Mitteilungen:

Leopold Schmidt, Zum achtzigsten Jahrgang	1
Iso Baumer, Erkenntnis in der Volkskunde. Die Bedeutung von Giambattista Vico für die Theorie- und Methoden-Diskussion	3
Hiltraud Ast, Wasserleitungs- und Brunnenbau an der Schwelle zum Industriezeitalter (Mit 11 Abbildungen und 10 Strichzeichnungen im Text)	24
Günther Biermann, Ein Pfostenspeicher aus dem Görtischtal (Kärnten) (Mit 3 Strichzeichnungen im Text)	42
Peter Stürz, Notiz zu den „Feitelvereinen“ aus Tirol	50
Leopold Schmidt, Die Volksverehrung des hl. Jacobus major als Pilgerpatron mit besonderer Berücksichtigung Österreichs. (Mit 2 Abb.)	69
Horst P. Pütz, Der Wunderer und der Herr der Tiere. Eine Studie zur Heldensage	100
Dieter Weiss, Sieb und „Reiter“. Ein Beitrag zum Sachbefund dieser Gerätegruppe	116
Helmut Prasch, Die Waschmaschine im ländlichen Bereich	136
Richard Pittioni, Zur Herkunft des Steinzeugkruges aus Heiligenkreuz, NÖ.	138
Oskar Moser, Die Schlittenabfahrt vom Luschariberg. Sachkundliche Beiträge zu einem ungewöhnlichen Wallfahrerbrauch (Mit 9 Abb.)	189
Richard Pittioni, Keramisches Fundgut aus der Stadt Kitzbühel, Tirol (mit 10 Abb.)	213
Walter Puchner, Feldforschungsnotiz zum Judasbrennen in Griechenland	229
Karl Teplý, Türkische Sagen und Legenden um Wien, die Stadt des Goldenen Apfels der Deutschen	255
Hertha Wolf-Beraneck †, Die sudetendeutsche Volkskunde seit 1918	285
Leopold Schmidt, Der „arme Schlucker“ und seine Konsorten. Zu einigen Wiener Sagen, Legenden und Schwänken	299

Chronik der Volkskunde

Bundesminister Dr. Hertha Firnberg, Brief zum 80. Jahrgang	51
Vom österreichischen Fachverband für Volkskunde (Peter Stürz)	52
Uwe Zureck, Bericht über das 9. Internationale Hafnerei-Symposium in Frechen 1976	53
Norbert Wallner †	55
Verein und Österr. Museum für Volkskunde 1976 (Klaus Beitzl)	140
Ein Film über das Österr. Museum für Volkskunde (Ingeborg Weber-Kellermann)	149
Vom Österreichischen Freilichtmuseum (Schmidt)	155
Georgios A. Megas † (Walter Puchner)	155

Eleonora von Watteck zum 75. Geburtstag (Martischnig)	163
Wegkreuze und Bildstöcke im Umkreis von Gobelsburg	168
Brüder-Grimm-Preis für Leopold Schmidt (Beitl)	232
Brüder-Grimm-Gesellschaft fordert Unterstützung (kk)	233
Ferdinand Elsener 65 Jahre (Herbert Schempf)	234
Volkskunde in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften	235
Maria Lang-Reitstätter † (Schmidt)	236
Leopold Kretzenbacher 65 Jahre (Schmidt)	302
Gaetano Perusini † (1910—1977) (Milko Matičetov)	305
Georg Koteck † (Schmidt)	306
Neue Direktion des Museums	307

Literatur der Volkskunde

Rolf Wilh. Brednich (Hg.), Deutsche Volkslieder. Balladen. 6. Teil (Schmidt)	56
Hermann von Schmid und Karl Stieler, Wanderungen im Bayerischen Gebirge und Salzkammergut. Neudruck (Schmidt)	57
Alfred Förg, Schießscheiben. Mit einem Vorwort von Franz J. Grieshofer (Schmidt)	58
Georg Matthaeus Vischer, Topographia archiducatus Austriae Inferioris. Hg. Anton L. Schuller. Neudruck (Kretzenbacher)	59
Oskar Moser, Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsbereich (Torsten Gebhard)	60
Gertrud Benker, Altes bäuerliches Holzgerät (Schmidt)	61
Helmut Nemeč, Zauberverzeichen. Magie im volkstümlichen Bereich (Schmidt)	62
Lutz Röhrich, Sage und Märchen. Erzählforschung heute (Schmidt)	63
Ingeborg Weber-Kellermann, Die Familie. Geschichte, Geschichten, Bilder (Schmidt)	63
Karl Ilg, Pioniere in Brasilien. derselbe, Pioniere in Argentinien, Chile, Paraguay und Venezuela (Schmidt)	64
Luigi Piloni und Evandro Putzulu, Fascino di Sardegna (Schmidt)	65
Paul Henri Stahl, Ethnologie de l'Europe du Sud-est (Schmidt)	66
Archer Taylor, Selected Writings on Proverbs (Schmidt)	67
Klaus Beitl, Landmöbel. Zeugnisse alter Handwerkskunst (Torsten Gebhard)	169
Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, 14. Lieferung (Schmidt)	170
Hans Hollenweger, Die Reform des Gottesdienstes zur Zeit des Josephinismus (Klaus Gottschall)	171

Maria Sonnewend, Hans Wagner-Schönkirch. Leben und Wirken (Schmidt)	172
Der Leobener Strauß. Bd. 4, 1976 (Schmidt)	173
Anton Anderluh, Kärntens Volksliedschatz. Registerband von Walter Deutsch (Schmidt)	173
Egon Kühbacher (Hg.), Tiroler Volksschauspiel. Beiträge zur Theatergeschichte des Alpenraumes (Schmidt)	174
Nina Gockereil und Helene Kostenzer, Alte Trachten aus Oberbayern und Tirol (Schmidt)	176
Karl-S. Kramer, Grundriß einer rechtlichen Volkskunde (Schmidt)	176
Das Recht der kleinen Leute. Festschrift für Karl-Sigismund Kramer. Hg. Detlev Sievers und Konrad Köstlin (Herbert Schempf)	177
Frank Baer, Votivtafel-Geschichten. Votivtafeln erzählen von Räubern und von Kriegen usw. (Schmidt)	180
Anton Fillak, Sitten und Brauchtum im Olmützer Ländchen (Schmidt)	181
Ulrich Bentzien (Hg.), Rat zu — was ist das — Rätsel und Scherzfragen aus fünf Jahrhunderten (Oskar Moser)	181
Ernst Klusen, V. Karbusicky, W. Schepping, Zur Situation des Singens in der Bundesrepublik (Schmidt)	183
Wolfgang Brückner (Hg.), Frankfurter Wörterbuch, 6. Lieferung von Rosemarie Schanze (Schmidt)	183
Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 26; Beiträge zur Hausforschung, Bd. 1; Hauskundliche Bibliographie, bearbeitet von Joachim Hähnel, Bd. 3 (Oskar Moser)	184
Gunnar Svahnström (Hg.), Häuser und Höfe der handelstreibenden Bevölkerung im Ostseegebiet und im Norden vor 1500 (Oskar Moser)	186
Rainer Berger (Hg.), Scientific Methods in Medieval Archaeology (Oskar Moser)	187
Enzyklopädie des Märchens, Bd. I, Hg. Kurt Ranke (Schmidt)	237
Karl Meuli, Gesammelte Schriften. 2 Bände. Hg. Thomas Gelzer (Schmidt)	238
Alfred Cammann-Alfred Karasek, Donauschwaben erzählen. Bd. I (Schmidt)	240
Jürgen Kettenmann, Sagen im Kreis Göppingen (Schmidt)	241
Rudolf Schenda, Die Lesestoffe der Kleinen Leute (Schmidt)	241
Rolf Wilhelm Brednich (Hg.), Die Darfelder Liederhandschrift. 1546—1565 (Schmidt)	242
Motive. Freiburger Folkloristische Forschungen. Hg. Lutz Röhrich. Bd. 6: Otto Holzappel, Folkeviser und Volksballade. — Bd. 7: Wolfgang Mieder, Das Sprichwort in der deutschen Prosaliteratur des 19. Jahrhunderts	243
Lutz Röhrich und Wolfgang Mieder, Sprichwort (Schmidt)	244
Erich Egg und Wolfgang Pfandler, Das große Tiroler Schützenbuch (Grieshofer)	244

Wilhelm Theopold, Hab ein kostbar Gut erfleht. Ein Essay über Votivmalerei (Schmidt)	247
Christine und Richard Kerler, Geheime Welt der Talismane und Amulette (Schmidt)	247
Peter Weninger, Dieser ganze Kreis der Erden. Geschenk- und Andenkenblätter (Schmidt)	248
Heidi Müller, Rosen, Tulpen, Nelken . . . Stickvorlagen des 19. Jahrhunderts (Schmidt)	248
Paul Ernst Rattelmüller, Auf Weihnacht'n zua (Schmidt)	249
Dietmar Sauer mann (Hg.), Weihnachten in Westfalen um 1900 (Schmidt)	249
Kurt Mantel, Geschichte des Weihnachtsbaumes und ähnlicher weihnachtlicher Formen (Schmidt)	250
Brigitte Geiser, Das Alphorn in der Schweiz (Schmidt)	251
Hermann Baltl, Österreichische Rechtsgeschichte. 3. Auflage (Schmidt)	251
Die europäische Kulturlandschaft im Wandel. Festschrift für Karl Heinz Schröder (Herbert Schempf)	252
Karl Gladt, Deutsche Schrift-Fibel. Anleitung zur Lektüre der Kurrentschrift (Kretzenbacher)	252
Gisela Borcharding, Granatapfel und Flügelpferd. Märchen aus Afghanistan (Schmidt)	253
Günther Wiegelmann, Matthias Zender, Gerhard Heilfurth, Volkskunde. Eine Einführung	308
Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, Bd. 2, 6. Lieferung (Schmidt)	310
Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 19 und Registerband zu den ersten achtzehn Bänden (Schmidt)	311
Johann Kräftner, Naive Architektur in Niederösterreich (Oskar Moser)	312
Heimatkundliches Jahrbuch des Waldviertler Heimatbundes, Bd I (Schmidt)	313
Walter Deutsch, mit Beiträgen von Helmut Huber und Ulrike Landkammer, Die Volksmusik des Bezirkes Scheibbs (Schmidt)	314
Ernst Englisch und Gerhard Jaritz, Das tägliche Leben mit spätmittelalterlichen Niederösterreich (Schmidt)	315
Herta Neunteufel, Kochkunst im Barock. Aus der Welt der steirischen Küche um 1686 (Oskar Moser)	315
Armgard Schiffer-Ekhardt, Am Beispiel Steiermark: Gefährdetes Kulturgut (Leopold Kretzenbacher)	316
Fritz Posch, Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums (Leopold Kretzenbacher)	318
Eduard Skudnig, Bildstöcke und Totenleuchten in Kärnten (Schmidt)	319
Ludwig Steub, Drei Sommer in Tirol. Neudruck (Schmidt)	320
Erich Egg, Schützen — Scheiben — Schätze; — Werner Galler, Schützengilden und Bürgerkorps (Franz Grieshofer)	320

Karl Manherz, Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn (Schmidt)	321
Dietmar Assmann, Hl. Florian bitte für uns (Schmidt)	323
Gisela Burde-Schneidewind und Christiane Agricola, Historische Volkssagen aus dem 13. bis 19. Jahrhundert (Schmidt)	323
Ebermut Rudolph, Die geheimnisvollen Ärzte. Von Gesundbetern und Spruchheilern (Schmidt)	324
Lorenz Westenrieder, Beschreibung des Wurm- oder Starenberger Sees. Neudruck (Schmidt)	325
Matthias Zender, Gestalt und Wandel, Aufsätze zur rheinisch-westfälischen Volkskunde (Schmidt)	326
Zur Kultur und Geschichte des Odenwaldes. Festgabe für Gotthilde Güterbock (Schmidt)	327
Wilhelm Kutter, Schwäbisch-alemannische Fasnacht (Schmidt)	328
Ulf Diederichs und Christa Hinze (Hg.), Sagen aus Niedersachsen (Schmidt)	329
Johannes Künzig und Waltraut Werner-Künzig, Legendenlieder. Ein Repertorium (Schmidt)	330
Dietz-Rüdiger Moser, Die Tannhäuser-Legende (Schmidt)	330
Karl Linker, Stadt unter der Schellenkappe. Geschichte der Frankfurter Fastnacht (Schmidt)	331
Rainer G. Schölller, Der gemeine Hirte im Umland von Nürnberg (Schmidt)	332
Konrad Bedal, Ländliche Ständerbauten in Holstein; — Ruth-Elisabeth Mohrmann, Volksleben in Wilster im 16. und 17. Jahrhundert (Schmidt)	333
Wilhelm Wissler, Wat Grootmodder vertelt. Neudruck (Schmidt)	334
Alfred Cammann und Alfred Karasek, Donauschwaben erzählen. Teil II (Schmidt)	334
Karl Winter, Wia'r uns da Schnobl g'wochsn is. Mundartkundliches aus dem Böhmerwald (Schmidt)	335
Sigurd Graf von Pfeil, Schützenwesen und Schützenfeste in Niedersachsen (Franz Grieshofer)	335
Ulrich Tolksdorf, Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen. Teil I (Anni Gamerith)	337
Paul Hugger, Sozialrebelln und Rechtsbrecher in der Schweiz (Schmidt)	341
Louis Carlen, Die Landsgemeinde in der Schweiz (Schmidt)	342
Louis Carlen (Hg.), Das Holz im Oberwallis (Schmidt)	343
Max Gschwend — Sandro Bianconi, La casa rurale nel Canton Ticino (Oskar Moser)	343
Paul Zinsli, Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Piemont. 4. Aufl. (Schmidt)	345
Klaus Thinius, Vergessene Dächer zwischen St. Gotthard und Florenz (Oskar Moser)	345

Karl-Olov Arnstberg, Datering av knuttimrade hus i Sverige (Oskar Moser)	346
Tomas Jönsson, Jordstugor i Sydsverige (Die Erdkaten in Südschweden) (Oskar Moser)	349
Edit Fél und Tamás Hofer, Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Göttingen 1972;	
Edit Fél und Tamás Hofer, Geräte der Atányer Bauern (Schmidt) .	350
László Dám, [Die Volksarchitektur des Groß-Sárrét] (ung.) (Schmidt)	351
Guglielmo Cappelletti (Hg.), Civiltà rurale di una valle Veneta: la Val Leogra (Kretzenbacher)	352
Malaiische Chronik. Hang Tuah. Übersetzt von Hans F. Overbeck. Hg. Otto Karow (Schmidt)	353

Zum achtzigsten Jahrgang

1894 ist diese Zeitschrift gegründet worden. Sie hätte also im Jahr 1977 ihren 83. Jahrgang erreichen können, aber die beiden Weltkriege unseres Jahrhunderts und ihre Folgen für Österreich haben das nicht erlaubt. Die 1894 gegründete „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ schloß 1918 mit ihrem 24. Jahrgang und versuchte stillschweigend 1919 im gleichen Format und in gleicher Ausstattung als „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ weiterzuleben. Was das Ende des Ersten Weltkrieges noch zu erlauben schien, vereitelte die Inflation. Die Zeitschrift mußte 1922 für ein Jahr eingestellt werden und erschien in kleinerem Format 1923 wieder mit einem schwachen 28. Jahrgang, der aber immerhin vom Lebenswillen dieses Organes der Volkskunde im Lande Zeugnis ablegte. In diesem kleineren Format hat die Zeitschrift unter dem neuen Titel als zweite Serie bis 1944 weitergelebt. Damals, knapp vor Kriegsende, 1944, war ihr schmaler 49. Jahrgang erschienen. Das Ende des Zweiten Weltkrieges war auch das Ende der zweiten Serie. Als sich die Volkskunde im Lande wieder zu organisieren begann, war der Tag der Auferstehung auch für ihr Zentralorgan gekommen. Aber es dauerte immerhin bis 1947, bis wir den ersten Band der nunmehrigen „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ vorlegen konnten. Von diesem ersten Band der neuen Serie bis zum 30. hat sich die Entwicklung, ganz entsprechend der politischen Nachkriegsentfaltung, ruhig und konsequent gestaltet. Der 30. Band der neuen Serie war der 79. der Gesamtserie, so daß wir mit ihrem 31. eben den 80. unserer Gesamtserie im Jahr 1977 beginnen können.

Da hat es denn die erste Serie auf 24, die zweite trotz vieler Schwierigkeiten auf 25 und die dritte schließlich bis jetzt auf 30 Jahrgänge bringen können. Von diesen letzten dreißig Bänden ist zu bezeugen, daß es auch nicht immer leicht war, sie jeweils ordnungsgemäß vorzulegen. Aber die Zeitschrift ist mit dem erneuerten Verein für Volkskunde gewachsen. War bei der zweiten Serie ihr Bezieherstand schon recht bedenklich gesunken gewesen, so erholte er sich nunmehr allmählich wieder, und wenn wir jetzt Jahr für Jahr 1000 Exemplare auflegen können, so ist das für eine wissenschaftliche Zeitschrift in dieser Zeit und in unserem Land doch ganz ansehnlich.

Wir sind bei unseren Bemühungen nie ganz ohne öffentliche Unterstützung geblieben. In verschiedenen Formen hat der Staat eine

gewisse Förderung durchgeführt. Zur Zeit gibt das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung eine ansehnliche Subvention, die es doch ermöglicht, den Bezieherpreis in einer für den privaten Interessenten tragbaren Höhe zu halten. Und die einzelnen österreichischen Bundesländer sowie der Magistrat der Bundeshauptstadt Wien tragen mit einer gewissen Regelmäßigkeit doch auch zur Finanzierung bei, wie auch der Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs seine Hilfestellung leistet. Das alles ermöglicht sicherlich nur das Erscheinen, und Schriftleiter und Verfasser der Zeitschrift tun wie seit eh und je ihre Arbeit um Gotteslohn. Daß unter solchen Umständen alte und junge Beiträge immer noch ihre Artikel und Mitteilungen in solcher Fülle einsenden, daß sie redaktionell kaum bewältigt werden können, ist aber doch sehr erfreulich. Durch sie bleibt das Leben des Faches Volkskunde vor aller Öffentlichkeit präsent und wie nunmehr seit 83 Jahren kann der Forschungsstand des Faches eben nur an dieser Zeitschrift abgelesen werden.

Eine Zeitschrift ist auch mit 80 Jahrgängen weder alt noch jung, sondern lebt durchaus in ihrer jeweiligen Gegenwart. Wir können uns nur wünschen, daß es so bleiben möge. Leopold Schmidt

Erkenntnis in der Volkskunde

Die Bedeutung von Giambattista Vico für die Theorie- und Methodendiskussion

Von Iso Baumer

1. Einleitung

In der Volkskunde geht es letztlich, wie in jeder Wissenschaft, um Erkenntnis, nicht nur um Kenntnisnahme von Fakten und ihre mehr oder minder gut gelungene Anordnung. Welches sind die Methoden, die eine Erkenntnis zutage bringen? Welchen Wahrheitsgehalt haben die Theorien, die aus den systematisch geordneten Einzelerkenntnissen folgern?

Wissenschaftsgeschichtlich ist in dieser Fragestellung der italienische Denker Giambattista Vico (1668—1744) bedeutsam. Er gilt gemeinhin als Geschichts- und Sozialphilosoph. Er hat auch der Volkskunde viel zu sagen. Die volkscundliche Diskussion täte gut daran, sich an ihm zu orientieren. Diesem Ziel dient der nachfolgende Aufsatz¹⁾.

Der Theologe Joseph Ratzinger hat Vicos epochale Bedeutung hervorgehoben: Seit der Antike und dem Mittelalter „werden wir, wenn ich recht sehe, zwei Stadien des geistigen Umbruchs feststellen können. Das erste, von Descartes vorbereitet, erhält seine Gestaltung bei Kant und vorher schon in einem etwas anderen Denkansatz bei dem italienischen Philosophen Giambattista Vico (1668—1744)²⁾, der wohl als erster eine völlig neue Idee von Wahrheit und Erkenntnis formuliert und in einem kühnen Vorgriff die typische Formel des neuzeitlichen Geistes hinsichtlich der Wahrheits- und Wirklichkeitsfrage geprägt hat. Der scholastischen Gleichung „Verum est ens“ — das Sein ist die Wahrheit — stellt er seine Formel entgegen: „Verum quia factum“. Das will sagen: Als wahr erkennbar ist für uns nur das, was wir selbst gemacht haben. Mir will scheinen, daß diese Formel das eigentliche Ende der alten Metaphysik und den Anfang des spezifisch neuzeitlichen Geistes darstellt. Die Revolution des modernen Denkens gegenüber allem Vorangegangenen ist hier mit einer geradezu unnachahmlichen Präzision

¹⁾ Er geht aus Vorträgen hervor, die — in verschiedenen Fassungen — u. a. an der Universität Bern als öffentliche Vorlesung und vor der phil.-hist. Fakultät der Universität Zürich gehalten wurden.

²⁾ Bei Ratzinger (s. Anm. 3) steht fälschlicherweise das Geburtsjahr 1688.

gegenwärtig" ³⁾). Dieses erste Stadium wird von Ratzinger als „Geburt des Historismus“ gekennzeichnet, das zweite als „Wende zum technischen Denken“: „Verum quia factum“, dieses Programm, das den Menschen auf die Geschichte als Ort der Wahrheit weist, konnte für sich allein freilich nicht genügen. Zur vollen Wirkung kam es erst, als es sich mit einem zweiten Motiv verband, das, wiederum gut 100 Jahre später, Karl Marx formuliert hat in seinem klassischen Satz: „Die Philosophen haben bisher die Welt nur verschieden interpretiert; es kömmt darauf an, sie zu verändern . . .“ In die Sprache der philosophischen Tradition übertragen hieße diese Maxime, daß an die Stelle des „Verum quia factum“ — erkennbar, wahrheitsträchtig ist das, was der Mensch gemacht hat und was er nun betrachten kann —, das neue Programm, tritt „Verum quia faciendum“ — die Wahrheit, um die es fortan geht, ist die Machbarkeit. Nochmal anders gewendet: Die Wahrheit, mit der der Mensch zu tun hat, ist weder die Wahrheit des Seins noch auch letztlich die seiner gewesenen Taten, sondern es ist die Wahrheit der Weltveränderung, der Weltgestaltung — eine auf Zukunft und Aktion bezogene Wahrheit.“

Wir können dieser Charakterisierung Ratzingers im großen Ganzen zustimmen; in bezug auf das Verhältnis Descartes — Vico — Kant sind Nuancen anzubringen; und die Wende mit Vico hat ihrerseits eben auch Wurzeln, die geistesgeschichtlich bis zu Aristoteles hinabreichen, vor allem auf seine Topik. Im übrigen dürfte die schlagwortartige Zusammenfassung zutreffen, daß Antike und Mittelalter sich dem Wesen als dem Zeitenthoenen bzw. unwandelbar Gegenwärtigen zuwandten, daß bei Vico der geschichtliche Ablauf der Kulturen im Zentrum stand, daß für Marx die Praxis vordringlich ist. Wir werden sehen, daß Vico — in der Mitte stehend — die beiden Enden wie mit einer Klammer zusammenhält. Er vergißt durchaus nicht die Philosophie im traditionellen Sinn, ja er möchte sie — zusammen mit seiner „Philologie“ — in die „Neue Wissenschaft“ einbringen, die er plant; und es finden sich auch schon Ansätze zu einem Praxisbezug theoretischer Forschungen. Doch dazu müssen wir weiter ausholen. Wir untersuchen, inwieweit Vico für die Volkskunde (in bezug auf Methoden und Theoriebildung sowie auf das Verhältnis Theorie — Praxis) wegweisend sein kann ⁴⁾.

³⁾ Joseph Ratzinger, Einführung in das Christentum, München 1968, 34—35; nächstes Zitat: 38—39.

⁴⁾ Vico wird übrigens in der volkskundlichen Forschung mehr zitiert als gekannt: In den gängigen Handbüchern der Volkskunde wird er stets erwähnt; was den deutschen Sprachbereich betrifft, kann man die erstaunliche Entdeckung machen, daß sich die meisten Autoren abschreiben, meist ohne Quellenangaben zu geben; manche von ihnen scheinen Vico selbst kaum gelesen zu haben. — Adolf Spamer, *Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde*,

Solche Reflexion auf Theorie und Methode tut der Volkskunde immer wieder not. Hermann Bausinger hat 1968 geradezu von der „Theoriefeindlichkeit“ in der Volkskunde gesprochen ⁵⁾, in einer Fußnote von 1970 aber nachgetragen, seither sei denn doch eine Reihe theoretischer Vorarbeiten erschienen, zuletzt der aus seiner „Tübinger Schule“ hervorgegangene Band „Abschied vom Volksleben“, der in der Schweiz dann einigen Staub aufgewirbelt hat ⁶⁾. Aber auch von Italien her erklingen dramatische Töne, wenn etwa Alberto M. Cirese in einem soeben erschienenen Handbuch *Cultura egemonica e culture subalterne* schreibt: „Will die Volkskunde nicht endgültig dazu verdammt werden, eine zweideutige und unnütze Form von Ueberbleibsel oder Kulturverspätung zu sein, so kann sie sich der Verpflichtung nicht entziehen, sich — kritisch aber direkt — mit den Veränderungen zu befassen, die sowohl die Wirklichkeit der untersuchten Phänomene betreffen wie die theoretischen Einstellungen zu ebendiesen Phänomenen.“ ⁷⁾

Eine etwas nüchternere Meinung vertritt Rudolf Braun; nach ihm „ist die Volkskunde mehr eine Integrationswissenschaft und weniger eine systematisch-nomologische. Sie teilt das Schicksal der historischen Fächer, an einer permanenten Theoriebedürftigkeit zu leiden. Um so

Leipzig 1928, 21—22 (auch in: Gerhard Lutz, *Volkskunde*, Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme, Berlin 1958, 16); Gustav Jungbauer, *Geschichte der deutschen Volkskunde*, Prag 1931, 76—77 (zitiert A. Spamer mit Quellenangabe); G. Fischer, *Geschichte der deutschen Volkskunde*, in: A. Spamer (Hrsg.), *Die Deutsche Volkskunde*, Leipzig und Berlin 1934/35, I, 18; Wilhelm Schmitz, *Geschichte der deutschen Volkskunde*, in: Wilhelm Pessler (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Volkskunde*, Potsdam o. J. (1934—38), I, 8—9 (auf Spamer fußend); Richard Weiss, *Volkskunde der Schweiz*, Erlenbach—Zürich 1946, 54; Adolf Bach, *Deutsche Volkskunde*, Heidelberg 3. Aufl. 1960, 42 (Spamer und Fischer in Anführungszeichen zitierend ohne Quellenangabe); Ingeborg Weber-Kellermann, *Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften*, Stuttgart 1969, 3; Hermann Bausinger, *Volkskunde. Von der Altertumforschung zur Kulturanalyse*, Berlin und Darmstadt o. J. (1971) und Gerhard Heilfurth, *Volkskunde*, in: René König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, 3. Aufl. 1974, Bd. 4, 162—225 erwähnen Vico nicht; P. Saintyves, *Manuel de Folklore*, Paris 1936, 135 (Zitat von Michelet über Vico), 147 (Hinweis auf Michelet und Vico); Paolo Toschi, *Guida allo studio delle tradizioni popolari*, 2. Aufl. Roma 1945, 33—34, 3. Aufl. Torino 1962, 37; Giuseppe Cocchiara, *Storia del folklore in Europa*, Torino, 1954, 215—133; id. *Popolo e letteratura in Italia*, Torino 1959, 75—86.

⁵⁾ *Ethnologia Europaea* 2—3 (1968—69) 55—58.

⁶⁾ vgl. die Rezension von Walter Escher in: *SAV* 67 (1971) 408—412.

⁷⁾ A. M. Cirese, *Cultura egemonica e culture subalterne*, Palermo 1973, VIII, noch dramatischer: 310.

mehr ist sie gezwungen, bei den stärker systematisch-nomologisch orientierten Fächern methodisch-theoretische Anleihen zu machen" 8).

In dieser ausgesprochen prekären Situation schaut der Volkskundler nach einer Rettungsplanke aus. Es stellt sich die Frage, ob Giambattista Vico sich hilfreich erweisen kann.

2. Die Methodenfrage

Wir wenden uns zunächst der Frage nach den Methoden zu. Ihnen hat Vico ein eigenes Werk gewidmet, seine berühmte Rede zum Beginn des akademischen Jahres 1708, *De nostri temporis studiorum ratione*, die eigentlich, wie er selbst sagt, den Titel „*De recentiori et antiqua studiorum ratione conciliata*“ hätte tragen sollen 9). Aber auch in seinem Hauptwerk, der *Scienza nuova*, ist mehrfach von der Methode die Rede. Schließlich ist in diesem Zusammenhang noch seine Autobiographie zu erwähnen, die einen zusammenfassenden Überblick über seine geistige Entwicklung gibt und erneut Stellung zu den in all seinen Werken behandelten Problemen nimmt. Damit sind auch die drei Werke genannt, auf die ich mich im folgenden vornehmlich stütze. In diesen Werken finden wir die Entwicklung von Vicos Erkenntnistheorie in der Auseinandersetzung mit Descartes. Wir gehen kurz darauf ein (a), erwähnen die Motive dieser Polemik (b), skizzieren Vicos Theorie (c) und nehmen dann die Anwendung auf unsere Situation vor (d). Es geht um die richtige Methode, zu angemessener Erkenntnis zu kommen.

(a) Vico nennt als erste Voraussetzung moderner Wissenschaft die *Critica*, „die, um ihre erste Wahrheit nicht nur vom Falschen, sondern auch vom bloßen Verdacht des Falschen freizuhalten, alle sekundäre Wahrheit sowie alles Wahrscheinliche genauso wie das Falsche aus dem Denken entfernt wissen will“ 10). Das erste Wahre, von dem hier die Rede ist, ist jenes Wahre, „dessen man, selbst wenn man zweifelt, gewiß sein kann“ 11). Hinter diesen Worten steht Descartes: «Je me résolus de feindre que toutes les choses qui m'étaient jamais entrées en l'esprit, n'étaient non plus vraies que les illusions de mes songes. Mais aussitôt après, je pris garde que, pendant que je voulais ainsi penser que tout était faux, il fallait nécessairement que moi qui le pensais fus quelque chose; et remarquant que cette vérité: je pense, donc je suis, était si ferme et si assurée que toutes les

8) in: Günther Wiegmann (Hrsg.), *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1973, 20; — Heilfurth (s. Anm.4) nennt die Volkskunde eine „Beziehungswissenschaft“.

9) Ich zitiere nach der lat.-dt. Ausgabe, übers. von Walter F. Otto, Godesberg 1947, Nachdruck Darmstadt 1963 (abgekürzt: *Stu d. rat.*).

10) *Stu d. rat.*, 27.

11) *ibid.*, 21.

plus extravagantes suppositions des sceptiques n'étaient pas capables de l'ébranler, je jugeai que je pouvais la recevoir sans scrupule pour le premier principe de la philosophie que je cherchais.»¹²⁾

Aus dieser Einsicht leitet Descartes seine Philosophie methodisch-systematisch ab. Gegen diesen Anspruch wendet sich Vico seit seiner Schrift *De antiquissima Italorum sapientia* von 1710: „Das Denken begründet nicht mein Geistsein, sondern kündigt nur davon“, „cogitare non est caussa quod sim mens, sed signum“¹³⁾. In unserer Zeit hat Paul Ricoeur einen ähnlichen Einwand gemacht: «Il faut... dire que le fameux Cogito cartésien, qui se saisit directement dans l'épreuve du doute, est une vérité aussi vaine qu'invincible; je ne nie point que ce ne soit une vérité; c'est une vérité qui se pose soi-même... Mais cette vérité est une vaine vérité, elle est comme un premier pas qui ne peut être suivi d'aucun autre, tant que l'ego de l'ego Cogito ne s'est pas ressaisi dans le miroir de ses objets, de ses oeuvres et finalement de ses actes.»¹⁴⁾ Hier ist angedeutet, daß das Tun des Menschen für das Erkennen, vor allem für das Selbsterkennen, bedeutsam ist.

Vico wendet sich nicht nur gegen das Fundament der cartesianschen Denkweise, sondern auch gegen die damit verbundenen vier methodischen Regeln: nur durch Klarheit und Unterschiedenheit ausgezeichnete Evidenzen anzuerkennen, diese dann zu analysieren, schrittweise vom Einfacheren zum Komplexeren emporzusteigen und sich ständig zu vergewissern, daß man ja nichts auslasse — genauer gesagt, Vico wendet sich nicht grundsätzlich gegen die Methode, sondern gegen ihre ungebührliche Ausweitung aus dem algebraisch-geometrischen Bereich auf alles Wißbare. Er faßt diese vier Regeln übrigens bezeichnenderweise mit etwas anderen Worten zusammen, worin sich schon ein weiterer Gegensatz des dialogisch angelegten Vico gegenüber dem Denker ankündigt, der von sich sagt: «Je demeurais tout le jour enfermé seul dans un poêle, où j'avais tout le loisir de m'entretenir de mes pensées»¹⁵⁾, während Vico seine Arbeitsweise so schildert: „Er unterhielt sich mit seinen Freunden inmitten des Lärms seiner Kinder; so war er gewohnt, zu lesen, zu schreiben und nachzudenken.“ „Regionando con amici tra la strepito de' suoi figliuoli, come

¹²⁾ Descartes, *Discours de la méthode*, IV^e partie.

¹³⁾ *De antiqu.*, L. 1, cap. 1, III, 259; s. auch: *Certitudinem, quod cogitet, conscientiam contendit esse, non scientiam*, *ibid.* 258; — ich zitiere nach Büchern, Kapiteln, Abschnitten, damit man sich in den vielen Editionen gleichmäßig zurechtfindet, dazu die Seitenzahl nach: G. B. Vico, *Opere*, a cura di F. Nicolini, Milano 1953 (*La letteratura italiana, Storia e testi*, vol. 43).

¹⁴⁾ *Le conslit des interprétations*, Paris 1969, 21.

¹⁵⁾ *Discours*, II^e partie.

ha uso di sempre o leggere o scrivere o meditare.”¹⁶⁾ Der dialogische Vico also faßt die Descartesschen Regeln so zusammen: „Zuerst die Bedeutungen der Wörter festlegen, über die man reden will; sodann einige gemeinsame Regeln aufstellen, die dem Gesprächspartner zu sagen; schließlich, wenn nötig, eine Ausgangsposition festlegen, um darauf aufbauend vernünftig reden zu können, was sonst nicht möglich wäre; und mit diesen drei Grundsätzen von bewiesenen einfachen Wahrheiten aus Schritt für Schritt zu komplexeren voranschreiten, und die komplexeren nicht behaupten, bevor nicht alle Teile, aus denen sie bestehen, Teil um Teil geprüft worden sind.”¹⁷⁾ Vico findet diese Methode nützlich und beteuert, sie selbst in seinem Werk *De universi iuris principio* angewendet zu haben¹⁸⁾.

b) Die Abneigung Vicos gegen die cartesianische Methode hat pädagogische Gründe, die ihrerseits in autobiographischen Motiven wurzeln, später hat er sie dann rationalisiert und seiner Theorie einverleibt.

Die pädagogischen Gründe nennt er in seiner Schrift *De nostri temporis studiorum ratione*: Wer allererst auf das Wahre zielt, schießt am Wahrscheinlichen vorbei; das Wahre gehört der Sphäre des Allgemeinen an, das Wahrscheinliche dem Bereich des Besonderen, und in diesem Bereich findet sich nur der *sensus communis* zurecht, der der *prudencia* entspringt und in der *eloquentia* geübt und gebildet wird. Die drei lateinischen Ausdrücke blieben mit Bedacht unübersetzt: der „Gemeinsinn“ könnte durchaus auch „gesunder Menschenverstand“ heißen, wäre das Wort nicht etwas abgegriffen; „Klugheit“ würde allerdings falsche Assoziationen wecken; gemeint ist damit, ganz in der Tradition mittelalterlich-abendländischer Philosophie, die Sachgerechtigkeit, das spontane, der Situation angemessene Sachurteil ohne langes Raisonement; und „Beredsamkeit“ ist, ganz humanistisch gedacht, die Fähigkeit des gebildeten Menschen, frei über die Sprache zu verfügen, auf den Mitmenschen einzuwirken, ihn zu überzeugen, ihn zu Taten zu entflammen. So gesehen muß die mathematisch-geometrische Methode in ihrer logischen Schärfe — ganz wider alle Entwicklungspsychologie — im jungen Menschen Fähigkeiten verschütten, die für sein Menschsein entscheidend sind:

„Unsere kritischen Philosophen stellen vor, gegen und über alle sinnlich anschaulichen Bilder ihr erstes Wahres. Aber damit geben sie den jungen Leuten eine verfrühte und harte Lehre. Denn wie das Alter im Verstand, so hat die Jugend in der Phantasie ihre Stärke; und sie,

¹⁶⁾ *Autobiografia*, 57 (Ausgabe Nicolini, s. Anm. 13).

¹⁷⁾ *ibid.* 19.

¹⁸⁾ *ibid.* — Es handelt sich um ein durchaus rhetorisches Vorgehen.

die man seit jeher für das glücklichste Zeichen künftiger Begabung gehalten hat, darf man doch bei den Kindern unter keinen Umständen ersticken. Auch das Gedächtnis, das sich mit der Phantasie wenn nicht ganz, so doch beinahe deckt, muß bei den Kindern, die in keiner anderen Fähigkeit so viel vermögen, mit Sorgfalt ausgebildet werden. Auch dürfen die Geister für die Künste, die ihre Kraft aus der Phantasie, dem Gedächtnis oder beiden zusammen schöpfen, wie Malerei, Dichtkunst, Redekunst, Jurisprudenz, ja nicht unempfänglich gemacht werden; und die kritische Schulung, die bei uns das allgemeine Rüstzeug aller Künste und Wissenschaften ist, sollte niemand Behinderung bringen.“¹⁹⁾ Vor der Kritik kommt nach Vico die *Topik*, die *ars inventionis*, sozusagen zunächst das Finden von Argumenten, in einem weiteren Sinn aber das Beibringen des Materials in möglicher Fülle, an dem dann der kritische Geist geübt werden kann²⁰⁾.

Nach einer Schulung, die alle Kräfte der Seele und des Geistes zur Entfaltung gebracht hat, sollten die jungen Menschen über wahre Erkenntnis in den Wissenschaften verfügen, über Behendigkeit im Sachurteil, über sprachlichen Reichtum und über Vorstellungskraft und Gedächtnisstärke²¹⁾.

Die autobiographischen Motive, die Vico zu den genannten pädagogischen Anweisungen veranlaßten, sind die eigenen schlechten Erfahrungen mit der verfrühten Lektüre logischer Traktate und der geringe Erfolg mathematischer Bemühungen²²⁾. Von daher stammt seine Abneigung gegen eine zu frühe Bekanntschaft der Kinder mit der Logik von Port-Royal und mit der Algebra²³⁾.

Das entwicklungspsychologische Schema Sinne — Phantasie — Verstand wird von Vico später auf den Lauf der Geschichte übertragen, die eigenen Erfahrungen eines ungeordneten, autodidaktischen Studiums also nachträglich rationalisiert und einer Gesellschafts- und Geschichtstheorie einverleibt. Zunächst befassen wir uns aber noch mit dem methodologischen Aspekt dieser Theorie.

c) Das, was Vico 1708 noch, im Gegensatz zum Wahren, das Wahrscheinliche genannt hat, heißt später, seit 1720 etwa, das Gewisse²⁴⁾. Vico beschäftigt sich in dieser Zeit mit dem Verhältnis zwischen dem positiven Recht und dem Naturrecht. Das eine hängt von menschlicher Setzung ab und ist wandelbar, das andere entspringt

¹⁹⁾ Stud. rat., 28/29 (Übers. leicht abgeändert).

²⁰⁾ ibid. 34.

²¹⁾ ibid. 37.

²²⁾ Autobiografia, 5—8, 16.

²³⁾ ibid. 16—18.

²⁴⁾ Der Anklang an die aristotelische Unterscheidung „das Wahre — das

Meinungsmäßige“ (ἀληθὲς ὃν ἐνδόξον) ist überdeutlich. Vgl. auch: Giulio Preti, *Retorica e logica*, Torino 1968 (Nuovo Politecnico 17).

göttlicher Stiftung und ist ewig — unveränderlich; das erste liefert die Varianten des festen Grundmusters²⁵). Die Meditation über Varianten und Grundmuster setzt sich fort im Rahmen einer Gesellschafts- und Geschichtstheorie. Suchte Vico zunächst, hinter der Vielzahl menschlicher Gesetze, „ein ewiges ideales Recht“, *un diritto ideale eterno*²⁶), und suchte er jahrelang hinter der Menge menschlicher Sprachen nach einem „geistigen Wörterbuch“, einem *dizionario mentale*, oder einer „geistigen Sprache, die allen Nationen gemeinsam ist“, *lingua mentale comune a tutte le nazioni*²⁷), so sucht er nun, hinter der Vielzahl menschlicher Handlungen, die den äußeren Geschichtsablauf prägen, „eine ewige ideale Geschichte, auf der die universelle Geschichte aller Zeiten abläuft“, *una storia ideale eterna sulla quale corrisponde la storia universale di tutti i tempi*²⁸).

Hier stellt sich nun in aller Schärfe das Erkenntnisproblem: Wie kommt der Mensch zu solcher Erkenntnis, was kann er erkennen, wie weit reicht seine Erkenntniskraft? Einerseits gilt: *de singulis non est scientia*, andererseits geht alle Erkenntnis von der Begegnung mit der konkreten Welt in all ihrer verwirrenden Vielfalt aus. Der Mensch ist begierig nach Wahrheit und geht doch ständig in die Irre. Gegenüber dem cartesianischen Anspruch *cogito ergo sum*, dessen Wirklichkeitsblindheit und Begegnungsunfähigkeit Vico (und Ricoeur) erwiesen haben, stellt Vico sein Axiom *verum et factum convertuntur*. Schon 1710 hat er es in seiner Schrift *De antiquissima Italorum sapientia* ein erstes Mal formuliert: *verum et factum reciprocantur*²⁹). Die Formel steht, rein äußerlich betrachtet, in einer langen Tradition³⁰). Gegen den unangebrachten Übergang von Existenzgewißheit auf Wesenserkenntnis setzt Vico die Behauptung, erkennen könne man nur, was man selber schaffe und insoweit man es selber schaffe; nur die Möglichkeit, etwas selber produzieren oder wenigstens reproduzieren zu können (und wäre es auch nur geistig nachvollziehbar), gestattet

²⁵ In den Schriften *De uno universi iuris principio et fine uno* (1720), *De Constantia* (1721), *Notae* (1722); vgl. A. M. Jacobelli Isoldi, G. B. Vico, *La vite e le opere*, Firenze 1960, 241—287.

²⁶ *Autobiografia*, 15.

²⁷ *Scienza Nuova*, *Dignità* (Axiome) 13 und 22, Seiten 439 und 444; Zitate nach Buch, Kapitel, „Sezione“ usw. der Ausgabe 1744, sowie mit Seitenzahl der Ausgabe Nicolino (s. Anm. 13).

²⁸ *Autobiografia*, 31—32.

²⁹ Jacobelli (s. Anm. 25), 198—199.

³⁰ Josef Pieper, *Wahrheit der Dinge*, München 1947; über die Diskussion der Formel bei Vico vgl. Jacobelli (s. Anm. 25), 199, Nota 1.

einen Einblick in das Wesen, in die Wahrheit der Dinge. Damit ist für Vico die Unmöglichkeit einer Naturwissenschaft erwiesen: Die Natur ist ja von Gott geschaffen und nur von ihm her voll erkannt; menschliches geschichtliches Wirken ist hingegen vom Menschen her als seinem Schöpfer durchaus erkennbar, es gibt also streng gesprochen nur eine Wissenschaft von der Gesellschaft und von der Geschichte.

Diese Folgerung muß heute einigermaßen erstaunlich klingen, und spätestens jetzt erhebt sich der ungeduldige Einwand, was dies alles denn mit heutiger Methodologie, und zwar mit Methodologie in der Volkskunde, zu tun habe. Ich muß aber noch um etwas Geduld bitten: Wir müssen Vico erst ausreden lassen, bevor wir ihm ins Wort fallen. Denn auch für ihn erhebt sich die Schwierigkeit, das Partikuläre auf das Universelle hin zu überschreiten, um sein Tun mit gutem Recht als wissenschaftliches Tun bezeichnen zu können, denn *scientia debet esse de universalibus et aeternis*, so zitiert Vico selbst Aristoteles³¹⁾. Das Partikuläre führt nur zu relativer Gewißheit, der Gemein Sinn findet sich darin einigermaßen zurecht, und so ist der Mensch zu alltäglichem Handeln befähigt; erst die Erkenntnis des Universellen führt zur Wahrheit, und dazu bedarf es des Intellekts³²⁾. Mit dem, was gewiß ist, befaßt sich die Philologie; mit dem, was wahr ist, die Philosophie³³⁾. Erst die Verbindung beider schafft die Neue Wissenschaft, die *Scienza Nuova*, auf die hin die ganze Lebensarbeit Vicos ausgerichtet war. Das Wissen des Wahren und das Bewußtsein des Gewissen — „*la scienza del vero e la coscienza del certo*“ — bedingen einander und bilden zusammen die *Scienza Nuova*.

Die Philologie muß von der Philosophie her mit Wahrheit versehen werden und die Philosophie ihrerseits muß von der Philologie Gewißheit annehmen — „*la filologia dev'essere inverata dalla filosofia, la filosofia accertata dalla filologia*“³⁴⁾ — d. h. die Kenntnisse, die Linguistik, Literatur-, Kunst-, Geschichts-, Rechtswissenschaft, Volkskunde usw. zutage fördern, müssen in systematisch-theoretische Form gebracht werden, umgekehrt müssen alle Theorien an der Empirie bewährt bzw. falsifiziert werden.

d) Und damit stehen wir nun unversehens im Zentrum heutiger Methodenproblematik. Wir dürfen in unserem Zusammenhang füglich philosophiehistorische Erörterungen über das Axiom *verum fac-*

³¹⁾ S c. N., degn. 22, 444.

³²⁾ S c. N., degn. 9, 438: „Gli uomini che non sanno il vero delle cose procurano d'attenersi al certo, perché, non potendo soddisfare l'intelletto con la scienza, almeno la volontà riposi sulla coscienza.“

³³⁾ S c. N., deg. 10, 438.

³⁴⁾ Vgl. S c. N., degn. 10, 438 (3. Abschnitt).

tum auf sich beruhen lassen³⁵⁾ und uns mit dieser einen Forderung Vicos befassen: *inverare — accertare*. Eine der Disziplinen, die Vico der „Philologie“ zugeordnet hat, ist gewiß die Volkskunde oder Ethnologie, und es ist nun wahrhaft erstaunlich, was alles Vico beiläufig in seiner *Scienza Nuova* aufzählt, das ohne weiteres der Volkskunde zuzurechnen ist; die folgende Liste könnte durchwegs mit Vicos Worten belegt werden: Hier befaßt man sich mit sprachlichen Phänomenen und sozialen Regelungssystemen (vom Recht bis zu den Sitten und Gebräuchen), mit dem alltäglichen Tun der Leute zu Hause oder auf Reisen³⁶⁾, mit Volksüberlieferungen³⁷⁾, mit Sprichwörtern³⁸⁾, mit religiösen Einstellungen und Äußerungen in Kult und Verkündigung, mit sexuellen Einstellungen und Normen, mit den Vorstellungen über ein Leben nach dem Tod und den damit verbundenen Toten- und Bestattungsbräuchen³⁹⁾, mit Aberglaube⁴⁰⁾, mit Mythologie als poetischen Schöpfungen wie als Sozialisierungs- und Stabilisierungsmechanismen⁴¹⁾, mit den Schöpfungen menschlicher Phantasie in Dichtung, Musik und bildender Kunst⁴²⁾, mit Tradition⁴³⁾ und Innovation⁴⁴⁾, mit Genese⁴⁵⁾ und Diffusion⁴⁶⁾ usw. Und für alle diese Tätigkeiten sind nun die methodischen Regeln Vicos zu beobachten, wie wir sie im Lauf dieses ersten Abschnitts kennengelernt haben: zuerst die *Topik* (die *ars inventoria*, das Auffinden der Elemente einer Menge, die zu untersuchen ist, m. a. W. die Sammlung des Materials, was eine gehörige Dosis Phantasie und Gedächtnis voraussetzt), dann die *Kritik*; und stets die bipolare Bewegung zwischen

³⁵⁾ Man könnte z. B. sagen, daß er die alte Lehre von der Wahrheit der Dinge bereits nicht mehr verstanden hat, sonst wäre er nicht zur Ablehnung der Naturwissenschaften gekommen und wäre der Möglichkeit einer Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft skeptischer gegenüber gestanden, ganz abgesehen davon, was in der Wissenschaftsgeschichte seit Vico passiert ist. — Vgl. F. M. Sciacca, *Verità e Storia in Vico*, Roma 1968; Sciacca meint: „La storia è conoscibile, si direbbe scolasticamente, non entitative sed partecipative“ also durch Teilhabe an Gottes Schöpferwirken, aber jedenfalls nicht so vollständig, wie Vico vorgibt!

³⁶⁾ S. c. N., degn. 10, 438: „cognizione delle lingue e dei fatti de' popoli, così in casa, come i costumi e le leggi, come fuori, quali sono... i viaggi...“.

³⁷⁾ S. c. N., degn. 16, 440: *Le tradizioni volgari*.

³⁸⁾ S. c. N., degn. 22, 444: *Proverbi, che sono massime di scienza volgare*.

³⁹⁾ S. c. N., Lib. I, sez. 888 (*De' principi*): *Religione, matrimonio, sepolture*, 479—483.

⁴⁰⁾ S. c. N., degn. 33, 448: *spaventosa superstizione*.

⁴¹⁾ S. c. N., Lib. II, sez. III, 516—572.

⁴²⁾ *ibid.*

⁴³⁾ S. c. N., degn. 71, 460.

⁴⁴⁾ *passim*: *sorgimenti, progressi, stati, decadenze e fini*.

⁴⁵⁾ S. c. N., degn. 16, 440.

⁴⁶⁾ S. c. N., degn. 105, 474.

certo und vero, zwischen dem Konkreten, Faktischen und dem Abstrakten, Theoretischen.

In die heutige Zeit übersetzt lautet die Forderung, 1. im wissenschaftlichen Gespräch die Regeln anzuwenden, die Vico im Anschluß an Descartes vier methodologische Regeln umformuliert hat, 2. sich um eine wissenschaftliche Theorie als System von Hypothesen und Gesetzen zu bemühen, 3. diese Theorie an der Erfahrung zu überprüfen, also nie den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Wünschenswert darüber hinaus wäre aber auch, worauf Vico besonderen Wert legt, eine gefällige sprachliche Form, eine anschauliche Darstellungsweise und der Bezug zur Praxis; denn der Bereich des Gewissen, an dem das Wahre stets wieder zu überprüfen ist, stellt den Bereich des konkreten Alltagshandelns, der Entscheidung dar, und da müssen konvergierende Wahrscheinlichkeiten genügen, um dem von Sachgerechtigkeit informierten Urteil die Wahl zu erlauben. Doch ist über das Verhältnis Theorie — Praxis im Abschnitt 4 noch etwas zu sagen.

3. Die Theorie-Problematik

Wir gehen nun zur zweiten Frage über: Welche sind die Grundzüge der Gesellschafts- und Geschichtstheorie Vicos und welche Bedeutung haben sie für die Theorie-Diskussion in der Volkskunde? In diesem Abschnitt wenden wir uns zuerst dem Grundmuster menschlicher Geschichte zu, gewoben aus Religion, Ehe und Unsterblichkeitsglaube einerseits und Sinnhaftigkeit, Vorstellungskraft und Vernunftdenken andererseits (a), sodann kennzeichnen wir Vicos Theorie einmal als sozial-politische Theologie, zum anderen als Geschichtsphilosophie, die aus den Taten und Worten des Menschen abgelesen werden kann (b); schließlich vergleichen wir Vicos Geschichts- und Gesellschaftstheorie mit unserer heutigen Theorien-Problematik (c).

a) Die geheime Triebfeder, die das ganze Denken Vicos vorwärts treibt, ist das Suchen nach der *storia ideal eterna*, und das Suchen geschieht in der Synthese platonischer Ideenlehre und taciteischen Faktenfreudigkeit, unter Anlehnung an die Empirie im Sinne von Francis Bacon, im Gefolge der synthetischen Kraft eines Hugo Grotius — so schreibt Vico selbst in seiner Autobiographie⁴⁷⁾. Gemäß dem epistemologischen Axiom *verum esse ipsum factum* können die Prinzipien der menschlichen Geschichte in den Modifikationen des menschlichen Geistes abgelesen werden⁴⁸⁾. Es gibt nun drei Konstanten menschlichen Zusammenlebens: der Glaube an irgendeine

⁴⁷⁾ Autobiografia, 31, 48.

⁴⁸⁾ Sc. N., Lib. I, sez. III, 479—483.

höhere Macht, irgendeine normative Regelung der Sexualität, der Glaube an ein Weiterleben des Menschen über den Tod hinaus⁴⁹⁾; und neben diesen drei Konstanten gibt es drei Variablen: die Sinnhaftigkeit, die Phantasiefülle, die Vernunfthaftigkeit, die sich grosso modo chronologisch folgen und zyklisch oder besser, einer Spirale folgend, verschwinden und neu auftauchen können⁵⁰⁾. Die drei Konstanten bilden sozusagen den Zettel und die drei Variablen den Einschlag, aus denen das Grundmuster menschlicher Sozialgeschichte gewoben ist. Die drei Variablen schließen sich übrigens nicht ganz aus, sie entsprechen viel eher drei Möglichkeiten im Menschen, von denen jeweils eine je nach Epoche mehr überwiegt. Ganz deutlich wird diese Relativierung der Einteilung in drei Zeitalter am Beispiel der Sprachen.

Dem ersten Zeitalter ordnet Vico eine Sprache zu, die wenig artikuliert, beinahe stumm war und mehr aus Gesten bestand; dem zweiten Zeitalter eine Sprache, die je zur Hälfte gestuell und phonisch war; dem dritten Zeitalter eine Sprache, die vorwiegend artikuliert ist und nur mehr wenige Reste alter Zeichensprache enthält. Ausdrücklich sagt er, daß die Götter, die Heroen und die Menschen, durch die die drei Zeitalter charakterisiert werden, zu gleicher Zeit entstanden, und dementsprechend haben auch die drei Sprachtypen gleichzeitigen Ursprung: „Come dallo stesso tempo cominciarono gli dei, gli eroi e gli uomini . . . , così nello stesso tempo cominciarono tali tre lingue.“⁵¹⁾ Wer einmal im Ethnographischen Museum in Neuenburg die Photographien gesehen hat, die die Zeichensprache von Jägern und Frauen in der Sahara wiedergeben, oder die vielen Schriftarten studiert hat, die von der Zeichendeutung von Tier- und Menschenspuren ausgehend zum Pictogramm und Ideogramm und noch weiter führen, der ist erstaunt über die weitgehende Bestätigung der Intuitionen Vicos durch die moderne ethnographische Forschung⁵²⁾.

b) Vico stellt nun innerhalb der einzelnen Epochen Korrespondenzen her: Denken, Moral, Wirtschaft, Staatswesen, Naturkenntnis, geschichtliche und geographische Vorstellungen wandeln sich je nach Epoche, und zwar parallel zueinander. Übrigens fällt die Dreiteilung in die Zeitalter der Götter, der Heroen und der Menschen bald einmal zugunsten einer Zweiteilung in „poetisches“ und „vernünftiges“ Zeitalter weg. „Poetisch“ meint, dem griechischen *πόησις* entsprechend,

⁴⁹⁾ *ibid.* — Diese Gedanken hat Ugo Foscolo (1778—1827) in seinem großen Gedicht *De' sepolcri* ausgeführt.

⁵⁰⁾ S. c. N., Lib. IV, sez. I, 770—771. — Das zyklische bzw. spiralige Modell der Weltentwicklung hat Pierre Teilhard de Chardin (1881—1955) wieder aufgenommen.

⁵¹⁾ S. c. N., Lib. II, sez. II, cap. 4, 545—546.

⁵²⁾ Jean Gabus, *Guide du Musée d'ethnographie de Neuchâtel*, Neuchâtel 1967.

die vom Bildenden geprägte, sinnenhafte, phantasieerfüllte freie Schöpferkraft des Menschen, die sich allerdings erst mühselig aus den ersten barbarischen Anfängen herausentwickeln mußte⁵³⁾. Der geistigen und sprachlichen Entwicklung geht eine politische, juristische und ökonomische parallel: Dem ursprünglich theokratischen Regime, da den Familien ein Vater-Priester-König in Personalunion vorstand, folgte das aristokratische Regime, in dem die noch unzivilisierten und daher schutzlosen Plebejer sich freiwillig den zivilisierten und daher machtvollen Aristokraten unterwarfen; zuletzt kamen die Menschen aber zur Einsicht, daß sie alle gleiche Rechte haben, und so kam die Volksherrschaft in demokratischer oder monarchischer Form auf.

Die Entwicklung scheint einer inneren Zielrichtung zu folgen, es ist unstreitig eine Höherentwicklung, um so mehr, wenn man annimmt, daß das jeweils folgende Zeitalter die Eigenschaften und Erwerbungen des vorangehenden nicht verliert, sondern mit aufnimmt. Doch verläuft die Entwicklung nicht notwendig; ein Unterbruch ist jederzeit möglich, jedenfalls nach dem dritten Zeitalter; dann fällt die entsprechende Gesellschaft in einen barbarischen Zustand zurück, der allerdings alle Keime eines guten Neuanfangs enthält.

Die innere Zielrichtung, die den ursprünglich tierischen, selbstsüchtigen und lasterhaften Menschen dazu befähigt, Gemeinschaft zu bilden, sich Gesetzen zu unterwerfen und selbst das Wohl anderer zu fördern⁵⁴⁾, scheint nun nicht mit einer immanenten Teleologie identifizierbar zu sein. Vico spricht von der göttlichen Vorsehung, womit in seine Geschichts- und Gesellschaftstheorie eine nicht rational faßbare Komponente einträte. Immerhin unterscheidet Vico eine zweifache Unterstützung des schwachen menschlichen freien Willens durch Gott, auf natürlichem Weg durch die Vorsehung, auf übernatürlichem Weg durch die Gnade⁵⁵⁾.

Vico läßt den Bereich der Gnade beiseite, er treibt keine Offenbarungstheologie. Wohl aber ist seine Theorie in einer wichtigen Hinsicht eine *teologia civile ragionata della provvidenza divina*⁵⁶⁾; die Ratschlüsse der Vorsehung sind universell und ewig, ihre Verwirklichung finden sie jedoch im Zeitlichen und

⁵³⁾ Zu diesem Thema vgl. Ernesto Grassi, *Macht des Bildes: Ohnmacht der rationalen Sprache. Zur Rettung des Rhetorischen*, Köln 1970.

⁵⁴⁾ *International Encyclopedia of Social Sciences (IESS)*, vol. 16, 1968, 313.

⁵⁵⁾ *S. c. N.*, degn. 8, 438: „L'uomo [ha] libero arbitrio, però debole, di fare delle passioni virtù, ... da Dio è aiutato naturalmente con la divina provvidenza, e soprannaturalmente dalla divina grazia”.

⁵⁶⁾ *S. c. N.*, Lib. I, sez. IV, cap. 5, nr. 5, 653—657; etwa: „eine rationale Untersuchung der normativen Gegenwart der Vorsehungsordnung in der Geschichte”.

Partikulären. Diese Theologie ist „zivil“ — wir würden sagen: politisch-sozial — weil sie sich auf den Menschen in Gesellschaft bezieht und nicht wie die „natürliche“ Theologie auf die Natur, die Schöpfung. In einer anderen Hinsicht ist Vicos Theorie aber eben doch einfach die Darstellung der *storia ideal eterna*, die aus einer *storia delle umane idee* abgelesen werden kann⁵⁷⁾. Und diese Ideen wiederum werden faßbar in den Worten und Taten der Menschen⁵⁸⁾. Jedenfalls hat die Vorsehung bei Vico keine heilsgeschichtliche Bedeutung, sondern weltgeschichtliche, und der Zugang zu ihr wird nicht über die Offenbarung, sondern über die Vernunft gesucht (*teologia ragionata* und nicht *rivelata*!). Die Vorsehung ist jener Faktor im Weltgeschehen, der alles letztlich doch auf ein Sinnziel hinlenkt, ohne die bewußte Absicht des Menschen, ja oft gegen sie⁵⁹⁾. Insofern geht Vicos Theorie über die Ansprüche moderner Theorie hinaus, als er einem Hang zur Letztbegründung nachgibt⁶⁰⁾. Im übrigen ist die *storia ideal eterna* jenes Strukturmodell aus drei Konstanten und drei Variablen, wie wir es oben schilderten, und dieses Grundmuster wird je nach Zeit und Ort und besonderen Umständen leicht variiert („*identità in sostanza d'intendere e diversità de' modi . . . di spiegarsi*“)⁶¹⁾. Der Untergang des klassischen Altertums und das Neuaufblühen einer hohen Kultur aus der deutschen Barbarei des frühen Mittelalters ließen in Vico die Idee von der Wiederkehr der drei Epochen aufkommen (*corsi e ricorsi*)⁶²⁾. Die Begegnung verschiedener Kulturen kann allerdings das Schema durchbrechen: „In der Neuen Welt würden die Amerikaner diesen Lauf der menschlichen Dinge durchlaufen haben, wenn sie nicht von den Europäern entdeckt worden wären.“⁶³⁾ Dazu kommt noch, daß die christliche Religion die *ricorsi* qualitativ verwandelt hat, die mittelalterliche göttlich-heroische, d. h. poetische Epoche steht höher als ihr Äquivalent in vorchristlicher Zeit, so daß die Entwicklung weder linear noch zyklisch, sondern spiralförmig verläuft⁶⁴⁾.

c) Was hat nun diese Gesellschafts- und Geschichtstheorie Vicos, wie sie hier notgedrungen nur skizzenhaft angedeutet werden konnte,

⁵⁷⁾ *ibid.*

⁵⁸⁾ Sc. N., degn. 10, 438: *lingue e fatti*.

⁵⁹⁾ Sc. N., Lib. I, sez. IV, 487: *senza verun umano scorgimento o consiglio, e sovente contro essi proponimenti degli uomini*.

⁶⁰⁾ W. L. Bühl, in: id. (Hrsg.) *Verstehende Soziologie, Grundzüge und Entwicklungstendenzen*, München 1972, 13.

⁶¹⁾ Sc. N., lib. V, 835—859.

⁶²⁾ *ibid.*; auch Karthago, Capua und Numantia machen Ausnahmen vom obligatorischen Durchlauf durch die drei Zeitalter, so daß dieser letztlich doch recht relativiert erscheint: *ibid.*, cap. 3, 855—859.

⁶³⁾ *ibid.*, 859.

⁶⁴⁾ I E S S (s. Anm. 54), vol. 16, 1968, 315.

für die Theoriendiskussion in der heutigen Volkskunde für Belang? Das ist die Frage, die wir in dieser allgemeinen Form stellen, bevor wir uns — im fünften Abschnitt — der Frage nach der Relevanz Vicos für die Volkskunde allgemein zuwenden. Zunächst ist zu sagen, daß Vicos Gesellschafts- und Geschichtstheorie nicht den Anforderungen einer Theorie im Sinne der modernen analytischen Wissenschaftstheorie entspricht. Es handelt sich nicht um — wir zitieren eine der neuesten Definitionen — „eine Menge von empirischen Gesetzen, die durch logische Ableitbarkeitsbeziehungen miteinander verbunden sind“. Noch weniger findet sich darin ein Gesetz in der Form einer „Wenn—dann- oder Je—desto-Aussage ohne zeitlichen Bezug, die sich auf mindestens eine unendliche Menge von Objekten bezieht und als empirisch wahr akzeptiert wird“⁶⁵). Vielmehr handelt es sich bei Vico um Sätze mit vagen Definitionen und empirischer Nichtprüfbarkeit und auch nicht um eigentliche Gesetze, sondern — nach Popper — um die Beschreibung von Merkmalen verschiedener geschichtlicher Epochen⁶⁶). Wenn wir die Forderung, als sozialwissenschaftliche Theorien dürften nur solche gelten, die dem Modell der naturwissenschaftlichen folgen, akzeptieren, dann müssen wir hier die Hefte schließen und mit Bedauern feststellen, daß uns Vico dann nicht weiterhilft. Wenn wir aber zur Kenntnis nehmen, daß es seit je in der Soziologie eine Strömung gab und gibt, die man vereinfachend mit „verstehender Soziologie“ kennzeichnen könnte⁶⁷), und wenn wir mit Recht folgern, also dürfe es auch so etwas wie eine „verstehende Volkskunde“ geben, dann können wir den Dialog mit Vico wieder aufnehmen. Und wenn sogar Hans Albert der Text-Hermeneutik die Möglichkeit besonderer Verstehensleistungen als spezifischer Wahrnehmungsleistungen höherer Stufe zugesteht, die mit den Beobachtungsleistungen im Rahmen der naturwissenschaftlichen Forschungen in Parallele zu setzen wären⁶⁸), dann sind die Brücken zwischen Analytikern, Empirikern einerseits und Hermeneutikern andererseits nicht abgebrochen. Paul Ricoeur unterscheidet zwischen Beobachtung von

⁶⁵) K.-D. Opp, in: Wilhelm Bernsdorf (Hrsg.), Wörterbuch der Soziologie, Bd. 3, 797 (Fischer-Bücherei 6131/3).

⁶⁶) *ibid.* 798 mit Hinweis auf Karl Popper, *Das Elend des Historismus*. — Vico selber dürfte zwar der Meinung gewesen sein, anderen Anforderungen an eine Theorie (eben nicht in diesem eingeschränkten Sinn) genügt zu haben, etwa der Definition sozialwissenschaftlicher Arbeit durch Howard Becker: „Systematische Feststellung der statistischen Wahrscheinlichkeit der hypothetischen oder tatsächlichen Wiederkehr sozialer Ereignisse, die für die jeweiligen Zwecke als identisch angesehen werden“, in: W. L. Bühl (s. Anm. 60), 220.

⁶⁷) vgl. das ganze in Anm. 60 genannte Buch.

⁶⁸) H. Albert, in: Wilhelm Bernsdorf (s. Anm. 65), Bd. 3, 897.

Tatsachen und Interpretation von Symbolen⁶⁹⁾. Nun braucht sich Hermeneutik gar nicht auf Texte zu beschränken, sondern kann — mit einiger Vorsicht — auf soziale Handlungsabläufe angewendet werden, sofern man nur die Kultur als „ein komplexes System von zahllosen Symbolen“⁷⁰⁾ auffaßt, das der deutenden Auslegung bedarf. So also sieht Vico den Ablauf der Weltgeschichte: Ohne die Fachtermini zu kennen fragt er nach der Einstellung der Menschen gegenüber übernatürlichen Mächten, gegenüber politischer Autorität, gegenüber Gesetznormen, gegenüber dem anderen Geschlecht, und er versucht diese Einstellungen mit bestimmten daraus erfließenden Interaktionen in Verbindung zu bringen. Daß schließlich sein Korrespondenz-Schema im dialektischen Materialismus wiederkehrt, wird man bemerkt haben: Bestimmten ökonomischen Bedingungen entspricht genau ein entsprechender ideologischer Überbau⁷¹⁾. Und wenn wir das Vicosche Schema vom Anspruch universeller Verbindlichkeit lösen und auf überschaubare Gruppen zurücknehmen, dann wäre zu prüfen, ob nicht tatsächlich rekurrierende Korrespondenzen zwischen bestimmten geistigen Haltungen und der Einstellung zu Ehe, Wirtschafts- und Staatsordnung usw. vorliegen. Von einer in mancher Hinsicht fragwürdigen generellen Hypothese wären wir dann zu einer leichter operationalisierbaren Hypothese gelangt, die sich zu einer Theorie mittlerer Reichweite gestalten ließe. Man braucht sich auch nicht zu grämen, wenn es — selbst bei einer Reduktion auf solcherart Theorie — mit der Voraussagbarkeit nicht weit her wäre: Die Prognosen, die uns etwa — mit ganz anderem empirischen Aufwand — in kurzen Abständen über die künftige Bevölkerung der Schweiz geliefert werden, zum Teil auf Grund des gleichen Zahlenmaterials, sind nicht weit von *conjectures and refutations* entfernt.

Im übrigen steht ja nicht die Wahl zwischen empirisch-analytischen und historisch-hermeneutischen Methoden bzw. Theorie-Modellen zur Diskussion. Die ersten haben ihre Legitimationskarte in der Volkskunde schon abgegeben und ihre Berücksichtigung hat Früchte getragen, und es wäre unsinnig, darauf verzichten oder sie nur gering achten zu wollen. Die zweiten melden aber auch ihr Recht an, nicht als Überbleibsel „vorwissenschaftlicher“ Ansprüche oder als Ausdruck des Heimwehs nach den weniger anspruchsvollen Geisteswissen-

⁶⁹⁾ s. Anm. 60, 267.

⁷⁰⁾ H. Schoeck, *Kleines soziologisches Wörterbuch*, Freiburg 1969, 319 (Herder-Bücherei 312/3). — Die ersten Ansätze zu einer Übertragung der Hermeneutik von Texten auf Handlungsabläufe geschah schon im Mittelalter bei der Anwendung auf die Liturgie, vgl. Henri de Lubac, *Exégèse médiévale*, Les quatre sens de l'écriture, vol. I, Paris 1959, 155.

⁷¹⁾ Dieser Frage gehe ich in meiner Arbeit über Antonio Gramsci nach, die im SAVk 72 (1976) 171—190 erschienen ist.

schaften. Es handelt sich hier um verschiedene legitime Zugänge zur Wirklichkeit, und es gibt keine übergeordnete Instanz, die dem einzelnen die Verantwortung für den Entscheid abnehmen konnte ⁷²⁾.

4. Theorie und Praxis

Zum Schluß ist noch das Verhältnis von Praxis und Theorie zu bedenken, das schon mehrfach angetönt wurde. Vico selbst war ausdrücklich bestrebt, mit seiner Arbeit als Dozent und Schriftsteller der menschlichen Gesellschaft nützlich zu sein: „semper studui, ut, pro mea tenuissimi hominis virili parte, humanum societatem adiuverem“ ⁷³⁾. Er hat aber auch seinem Hauptwerk einen kleinen Anhang mitgegeben über die *Pratica di questa Scienza Nuova*. Er macht sich den Einwand, diese rein theoretische (kontemplative) Erörterung der gemeinsamen Natur aller Völker bleibe folgenlos, was einigermaßen im Widerspruch zum Studienobjekt, nämlich den menschlichen Tätigkeiten in der Gesellschaft, stünde. Er antwortet darauf, die Anwendung auf die Praxis ergebe sich von selbst, sofern man bedenke, daß die menschliche Geschichte den menschlichen Geist widerspiegeln: Es geht dann eben darum, in der Erziehung die jungen Leute so zu formen, daß sie fähig werden, im rechten Gleichgewicht zwischen Körper und Geist die Geschichte aktiv zu gestalten, gewiß im Einklang mit der Vorsehung (die Vico hier übrigens gar nicht mehr erwähnt), primär aber ganz in der Freiheit menschlicher Schöpferkraft.

Mit dieser Entscheidung Vicos zur pädagogischen Entwicklung (statt der sozialrevolutionären) müssen wir uns noch kurz auseinandersetzen. Ist diese Entscheidung heute noch von Belang? Paul Ricoeur ist dieser Meinung: »Qu'est-ce que je fais quand j'enseigne? Je parle. Je n'ai pas d'autre gagnepain et je n'ai pas d'autre dignité; je n'ai pas d'autre manière de transformer le monde et je n'ai pas d'autre influence sur les hommes. La parole est mon travail . . . Ma parole ne commence aucune action, ne commande aucune action qui puisse tomber directement ou indirectement dans la production; je parle seulement pour communiquer à la génération adolescente ce que sait et ce que cherche la génération adulte . . . Mon réel et ma vie, c'est l'empire des mots, des phrases et des discours.« ⁷⁴⁾ Ricoeur und Vico finden sich in der eminenten Bedeutung, die sie der Sprache beimessen, *discours* bei Ricoeur, *eloquenza* bei Vico ⁷⁵⁾. Wir haben bei Vico die Angst

⁷²⁾ G. Frey, *Philosophie und Wissenschaft*, Stuttgart 1970 (Urban-Taschenbücher 133).

⁷³⁾ *Stud. rat.*, 150.

⁷⁴⁾ in: *Esprit* (1955) 192, zitiert bei: M. Philibert, *Ricoeur*, Paris 1971, 118.

⁷⁵⁾ Paul Ricoeur, *De l'interprétation*, Paris 1965, 386; *Le conflit* (s. Anm. 14), 168.

vor der Dominanz rein analytisch-kritischen Denkens gesehen, die die Offenheit für Bilder, für Symbole, für Phantasie und Sinnhaftigkeit einschränkt. Und Ricoeur weist darauf hin, daß sich viele heutige Probleme nicht mehr unter dem Aspekt der technischen Anpassung, sondern dem der ethischen Meisterung stellen ⁷⁶⁾. Eine Universität ist für Ricoeur das Universum der vielfältigen Möglichkeiten der Sprache im Augenblick der Mitteilung des Sagens ⁷⁷⁾. Darum darf an der Universität unter allen Umständen etwas Entscheidendes, das Entscheidende nie aufhören: das Reich des Wortes in Lehre und Forschung (le règne du langage dans l'enseignement) ⁷⁸⁾.

Damit ist aber noch nicht das letzte Wort über Theorie und Praxis bei Vico gesagt. Ernesto Grassi, der Münchner Humanismus-Forscher, hat in seiner Studie *Humanismus und Marxismus* (Reinbek 1973) die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede zwischen dem italienischen Humanismus und dem Marxismus aufgezeigt. Wie die Humanisten den Vorrang der Beredsamkeit vor der Begriffslogik, den Vorrang der geschichtlichen Tat vor der A-priori-Philosophie der mittelalterlichen Scholastik betonten, so wandte sich Marx gegen den Idealismus Hegels und dabei u. a. gegen den Arbeitsbegriff, der bei Hegel schließlich doch auf nichts anderes als einen Bewußtseinsakt hinausläuft. Im Begriff der Arbeit, wie ihn nun Marx entwickelt, als tätige Gestaltung und Aneignung der Natur, findet sich eine nahe Verwandtschaft zu Vico. In der Vorrede zur *Scienza Nuova*, worin er ein allegorisches Bild deutet, wird der Arbeit, auch und gerade der Handarbeit, als kulturschöpferischer Tätigkeit ein hoher Rang zugewiesen. „Der Unterschied zwischen Marx und Vico“ aber „besteht darin“ — ich zitiere nun E. Grassi —, „daß Vico sich die Frage stellt, warum der Mensch aus der Natur heraustritt, die Bedingtheit der tierischen Schemata durchbricht und seine Welt frei erschafft — wobei die Phantasie eine wesentliche Rolle spielt. Diese Frage hat sich Marx nicht gestellt . . . (durch die Phantasie) erfährt der Mensch zum ersten Mal, im Unterschied zum Tier, die Freiheit gegenüber den waltenden Schemata . . . es ist die Phantasie, die mit den ihr entspringenden Fragen und Antworten der Arbeit, der Gründung einer Gemeinschaft, der Stiftung einer Ordnung ‚neue‘, menschliche Zwecke verleiht.“ ⁷⁹⁾ Von dieser prinzipiellen Hochschätzung menschlicher

⁷⁶⁾ *Esprit* (s. Anm. 74) 194 bzw. 119: « L'homme . . . affronte un nouveau cycle de problèmes qui ne se posent plus en termes techniques d'adaptation, mais en termes éthiques de maîtrise. »

⁷⁷⁾ *ibid.* 193 bzw. 118: « L'Université, c'est l'Univers des puissances multiples du langage dans le moment de la communication du dire. »

⁷⁸⁾ *ibid.*

⁷⁹⁾ Ernesto Grassi, *Humanismus und Marxismus*, Reinbek 1973, 169—173.

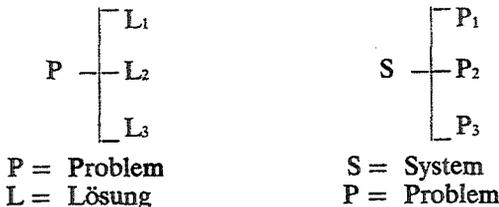
Praxis her ist Vicos Beteuerung, der menschlichen Gesellschaft nützlich sein zu wollen, sehr ernst zu nehmen.

5. Der Ertrag für die Volkskunde

Was hier für die Volkskunde (und jede Sozial- und Geisteswissenschaft) im allgemeinen gesagt wurde, läßt sich auch auf ihre einzelnen Sektoren zuspitzen. Viele Bereiche der volkskundlichen Forschung können etwa unter dem Gesichtspunkt der Handlung untersucht werden: Spielhandlung, Arbeitshandlung, Alltagshandeln usw. Um eine solche Handlung zu verstehen, ist es nötig, daß der Geist „... den Fall oft und eingehend überdenkt und durchdenkt und dabei das, was die einzelnen Teilvorgänge an Mutmaßungen in sich tragen, herausstellt und im Blick darauf sich die Fragen vorlegt, warum man gerade so und nicht anders vorging; warum es gerade dieser und nicht ein anderer tat; warum man niemanden oder gerade den beizog; warum niemand oder jemand oder gerade der und der davon in Kenntnis gesetzt wurde; warum dies und nicht das zuerst geschah; warum das und das während der Tat selbst geschah oder nicht geschah usw.“⁸⁰⁾

Der Text stammt von Cicero aus der Schrift *De inventione*, die weit mehr als die *Topicae* des Aristoteles die abendländische Geistesgeschichte beeinflußt hat; er bezieht sich eigentlich auf die Überlegungen des Redners vor Gerichtsverhandlungen, aber er kann ohne weiteres auf jede menschliche Handlung ausgedehnt werden.

Wesentlich ist für Vico wie für Aristoteles schon, daß bei der topischen bzw. dialektischen Denkweise beim Problem angesetzt wird, während beim kritischen bzw. analytischen (apodeiktischen) Denken beim System angesetzt wird⁸¹⁾.



Bei Aristoteles geht es durchaus noch um eine Theorie des Problem Denkens in der argumentativen (persuasiven) Redeweise ganz all-

⁸⁰⁾ Cicero, *De inventione* II. 14. — Zur Topik vgl., außer dem in Anm. 81 zu zitierenden Werk von Viehweg: Lothar Bornscheuer, *Topik*. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft, Frankfurt a. M. 1976.

⁸¹⁾ Theodor Viehweg, *Topik und Jurisprudenz*. Ein Beitrag zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung, 5. Aufl., München 1974 (Beck'sche Schwarze Reihe, Bd. 110), 31—35.

gemein, bei Cicero vorwiegend um ein praktisches Hilfsmittel für die Rhetorik, bei Vico geht es wieder um den Aufbau einer Gesellschafts- und Geschichtstheorie, die von den Problemen ausgeht und dahinter das System (oder die Systeme) sucht — und nicht um eine a-priorische Geschichtsmetaphysik, in die die Probleme nachträglich eingeordnet werden.

Aristoteles hat selbst in seiner Metaphysik die Dialektik noch einmal als propädeutisches Denken durchexerziert, und zwar im dritten Buch, über die Aporetik⁸²⁾. Es geht um Ansichten, die nacheinander geprüft und miteinander verglichen werden müssen; die Zweifel werden in Proportionen (Frageform) aufgezählt; es werden die Wahrscheinlichkeitsgründe der Dialektiker erwähnt (wobei die Metaphysik jetzt nach wahren Gründen sucht). Nicolai Hartmann hat die Gegensätze zwischen Systemdenken und Problemendenken deutlich herausgearbeitet⁸³⁾.

Vico gehört nun in die Reihe der Problemdenker. Das zeigt schon das Ergebnis, das sich gar nicht recht in ein überschaubares System einbringen läßt. Es ist eben schon so: „Der Einsatz beim Problem bewirkt eine Systemauslese und führt gewöhnlich zu einer Pluralität von Systemen, ohne deren Verträglichkeit aus einem umfassenden System zu beweisen. Dabei können die Systeme (hier im Sinne von Ableitungen) von kleinem und kleinstem Umfang sein.“⁸⁴⁾ Sogar der Wallfahrtsforscher, der ja ein relativ kleines Studiengebiet bearbeitet, hat Mühe, eine einzige Theorie aufzustellen, die dem gesamten Phänomen-Reichtum gerecht würde — vielleicht eben noch am ehesten gelänge es mit der Handlungstheorie, die aber eben so allgemein ist, daß man genau nach dem Spezifischen suchen muß, soll das Ergebnis nicht trivial werden.

Die Untersuchung verschiedener volkswundlicher Probleme zeigt, daß der Einsatz beim Problem in verschiedene symbolische Interaktionssysteme führt: ins religiöse, ins politische, ins wirtschaftliche; ihre Verschränkung ist oft nur in genauer historischer Kenntnis des besonderen Falles deutlich zu machen, etwa (im Falle der Vorburg-Wallfahrt bei Delsberg in der Schweiz) beim Zusammenhang zwischen Bürgergemeinde und Pfarrei: Ist von außen her eines der beiden

⁸²⁾ Aristoteles, *Metaphysik*. Übers. von Hermann Bonitz, hrsg. von Héctor Carvallo und Ernesto Grassi, Reinbek 1966, 45 ff. (Rowohlt's Klassiker 205/8).

⁸³⁾ Viehweg (s. Anm. 81) zitiert auf Seite 31: Nicolai Hartmann, *Diesseits von Idealismus und Realismus*, in: *Kant-Studien*, Bd. XXIX (1924), 160 ff., und auf S. 32: a. a. O., insbes. 163 ff.

⁸⁴⁾ *ibid.* 33.

Systeme bedroht, so kommen die Abwehrreflexe gleich von beiden her, es sind kommunizierende Systeme⁸⁵.)

Wir können — wenn wir statt „Topik“ (nach Aristoteles) nun „Aporetik“ oder „Problemanalyse“ sagen — im Anschluß an Vico als zweiten Forschungsschritt (nach der Phänomenologie) die Aporetik fordern (vor der Theorie, dem dritten Forschungsschritt)⁸⁶).

Vico ist jedenfalls ein gewichtiger Zeuge für eine volkscundliche (sozial- und geisteswissenschaftliche) Forschung im hier dargelegten Sinne⁸⁷). Er steht, wie Ratzinger sehr richtig gesehen hat, in der Mitte zwischen mittelalterlicher Metaphysik und marxistischer Geschichtsutopie: Er hat jenen Strang der antik-humanistischen Denkweise, der weniger der Erforschung ewiger Wahrheiten als der Gestaltung menschlichen Lebens verpflichtet war, für die Nachwelt nicht nur aufbewahrt, sondern durchaus eigenständig formuliert: gewiß possierlich in seiner barock-umständlichen Redeweise, aber unerschöpflich reich an Anregungen; mein Aufsatz konnte nur einiges für die Volkskunde Bedeutsame hervorheben.

⁸⁵) Im einzelnen dazu vgl. meine Monographie über die Vorburg-Wallfahrt: *Pèlerinages jurassiens: Le Vorbourg. Histoire d'une chapelle et de son pèlerinage du moyen âge au XX^e siècle*, Porrentruy 1976. — Mein Geplänkel mit G. Korff in *Zs. f. Vk.* 1976, 85—87, kann erst nach Erscheinen der hier und Anm. 86 genannten Werke weitergeführt werden, deren Erscheinen allzu lange auf sich warten ließ.

⁸⁶) Diese Schritte wurden von mir bereits anderswo — und zwar auch im Anschluß an Nicolai Hartmann — skizziert: Wallfahrt und Wallfahrtsterminologie, in: *Volkskunde. Fakten und Analysen*, Wien 1972 (Festschrift für Leopold Schmidt), 304—316. — Vgl. auch meine wissenschaftstheoretische Untersuchung: *Wallfahrt als Handlungsspiel*, Ein Beitrag zum Verständnis religiösen Handelns, Bern/Frankfurt a. M. 1976. (Auslieferung: Februar/März 1977), sowie: *Kulte als Träger der Verkündigung*, in: *Theologische Berichte*, Bd. 6, Zürich 1977.

⁸⁷) Viehweg (s. Anm. 81) geht in seinem Buch von „Vicos Hinweis“ (§ 1) aus, beschränkt sich aber auf die Schrift *De studiorum ratione*.

Wasserleitungs- und Brunnenbau an der Schwelle zum Industriezeitalter

(Mit 11 Abbildungen und 10 Strichzeichnungen im Text)

Von Hiltraud A s t

Die Wasserversorgung ist in der Gegenwart zu einer Gemeinschaftsaufgabe geworden, da so gut wie jede Siedlung an eine Ortswasserleitung angeschlossen ist, von denen sich manche zu Versorgungsringen zusammengetan haben. Eine Wasserverbundgesellschaft ähnlich wie beim elektrischen Strom wird für die Zukunft angestrebt. Nur mehr Anwesen in einsamer Lage besitzen noch eine eigene Leitung, nur selten wird mehr ein Brunnen angetroffen. Aber in jedem Fall wird heute die Anlage von Professionisten mit modernen Baumaschinen und neuen Werkstoffen hergestellt, und Holz wird nicht mehr als Baustoff verwendet.

Früher hatten hier alle Höfe entweder eine eigene Holzwasserleitung oder einen Hausbrunnen, deren Einrichtung und Erhaltung vielerlei Arbeiten erforderte. Diese wurden teils von den Bauern selbst, teils von Zimmerleuten ausgeführt, unter denen es Spezialisten, die „Brunngraber“ oder „Brunnbauer“ gab. Da deren Fähigkeiten und Kenntnisse immer mehr in Vergessenheit geraten, wurden für das Waldbauernmuseum in Gutenstein zahlreiche damit in Zusammenhang stehende Objekte gesammelt und Gespräche mit alten Bauern und Handwerker niedergeschrieben. Zwei von ihnen brachten sogar unaufgefordert Zeichnungen und Notizen, da sie sich offenbar der Tatsache bewußt waren, daß ihr Können mit ihnen für immer ins Grab sinken wird.

So soll im folgenden versucht werden, gleichsam schlaglichtartig festzuhalten, auf welcher Kulturstufe die Wasserversorgung zu jenem Zeitpunkt stand, als das Industriezeitalter von den Städten ausgehend auch das entlegenste Tal des Schneeberggebietes erreicht hatte.

Am Beginn des Leitungs- und Brunnenbaues steht die Suche nach Wasser. Meist gibt es im Umkreis einiger Dörfer einen Mann, der sich auf das Gehen mit der Wünschelrute versteht. Als Vertreter

dieses Berufes konnte durch viele Jahre Herr Karl Wieser¹⁾ aus dem Klostertal bei seiner Tätigkeit beobachtet werden.

Er war ein Mensch von eher ungeschlachtetem Körperbau, der sich nur unbeholfen bewegte, dessen Sprache unartikuliert klang und dessen meist stumpfer Blick nach Innen gekehrt schien. Bei einem Rutengang veränderte sich jedoch sein Wesen völlig. Mit Freude und Eifer ergriff er jeden Auftrag, seine Augen bekamen einen eigenartigen Glanz, er wurde plötzlich lebhaft und gesprächig und machte sich in dem oft holprigen Gelände der Quellgebiete behend auf die Suche. Als Rute schnitt er sich den nächstbesten Zweig ab, einmal sahen wir ihn sogar mit einer längst verdorrten Fichtenzwiesel gehen.

Karl Wieser hatte, so erfuhr man, wenn er von seinem Leben erzählte, zunächst nichts von seinen Fähigkeiten gewußt, bis ihn eines Tages ein Alter aus der benachbarten Längapiesting aufforderte, ihn zur Quellsuche im Klostertal Schweighof zu begleiten. Karl Wieser war darauf stolz, daß er nicht so wie andere auf Weidengerten oder gar Stahlfedern angewiesen war. Da ein falsches Ergebnis für den Bauherrn großen Geldverlust mit sich bringt, Karl Wieser sich aber kaum je geirrt hatte, war sein Ruf bis weit in die Nachbartäler gedungen. Er hatte das Bedürfnis, mit anderen seinesgleichen Erfahrungen auszutauschen und besuchte deshalb gerne entfernte Jahrmärkte und Kirchtage. Durch jahrzehntelange Beobachtung wußte er auch um die Zusammenhänge von Trinkwasser, Senkgrube und Kropfbildung.

„Stehendes Wasser“, so betonte er allerdings, „zeige sich ihm nicht an, aber die geringste Menge an fließendem“²⁾. Zutiefst bedauerte er, daß es ihm nicht gelungen war, einen Nachfolger zu finden. Er hätte den einen oder anderen probeweise in ein Quellgebiet führen müssen, um dessen Empfindlichkeit zu prüfen und ihm seine Erfahrungen mitzuteilen. „Aber die Jungen lassen sich nicht

Bildnachweis:

Abb. 1, 8: Historisches Museum der Stadt Wien,

Abb. 2, 3, 4, 5, 6, 7, 9, 10: Wilhelm Ast

¹⁾ geb. 1890, gest. 1975

²⁾ Ein Rutengänger hat nicht nur Quellen zu suchen und die Ursache für das „Verschlagen“ eines Brunnens anzugeben, sondern wird auch heute noch bei der Planung eines Neubaus herangezogen. Denn unter dem Landvolk ist die Meinung verbreitet, der sich übrigens auch Ärzte anschließen, daß unterirdische Wasseradern der Gesundheit schaden, zumindestens aber den Schlaf unruhig machen. Spektakuläre Erfolge eines Rutengängers oder aber die Konsequenzen der Nichtbeachtung seiner Warnungen bilden eine Fülle von Gesprächsstoff am Wirtshaustisch.

abrichten." Gegen Ende seines Lebens konnte Karl Wieser nur mehr selten mit der Rute gehen, da „es ihn angriff“³⁾).

War nun eine Quelle gefunden, so wurde je nach ihrer Ergiebigkeit eine viereckige Vertiefung ausgegraben, etwa so groß, daß eine gewisse Reserve eine gleichmäßige Wasserversorgung sicherte. Der Aushub wurde mit einem hölzernen Rahmen umfassen, der entweder aus starken Pfosten oder Kanthölzern gezimmert war, oder man faßte ihn mit gelegten Steinen ohne Mörtelverbindung ein. Solch eine Quelfassung heißt hier „Brunnstube“⁴⁾

Für den Leitungsbau mußten zunächst Rohre gebohrt werden. Schon Auswahl und Behandlung des „Röhrholzes“ setzte Kenntnisse voraus: Am Griebhof in Rohr verwendete man Weißföhrenstämme, die keine Risse, Spalten und Astlöcher haben sollten und „gschlacht“ (gerade) gewachsen sein mußten. Aus dem Standort des Baumes ließ sich je nach Windrichtung und Schatten- bzw. Hanglage erschließen, ob das Kernholz genau im Zentrum des Querschnittes liegt (Herr Salmannshofer). Noch besser und haltbarer, aber schwieriger zu bohren, waren Lärchenstämme, am besten, vor allem wegen seines hohen Harzgehaltes, das am Alpenostrand vorkommende Schwarzföhrenholz⁵⁾.

Man ließ bei der Bringung des Röhrholzes höchste Vorsicht walten. Zum Streifen wurden die Bloche⁶⁾ nur mit Ketten, nicht mit Klampfen⁷⁾ angehängt und niemals mit dem Sapl⁸⁾, sondern mit bloßen Händen angefaßt. Sie wurden auf 5 m Länge zugeschnitten, nicht entrindet und noch „grün“, das heißt vor dem Trocknen, gebohrt.

Brunnhölzer zu liefern war ein einträgliches Geschäft, den Bauern mit gutem Waldboden vorbehalten. So ließ man z. B. beim „Hackl-Krenn“ in Furth (Triestingtal) eigens Stämme für Röhrholz in den besten Lagen aufwachsen. Es gab auch richtige „Brunnrohrhändler“ (Hausböck in Schwarza, Neumann in Miesenbach), die

³⁾ Herr Wieser spielte dabei deutlich auf eine psychische Ermüdung an.

⁴⁾ Es ist eine Eigentümlichkeit der hiesigen Mundart, daß auch die Wasserleitung „Brunn“ genannt wird, daher: „Brunnstube, Brunnröhr, Brunngrant“. Wird dagegen mit einer Pumpe Grundwasser aus einem Schacht gehoben, spricht man von „Läutbrunn“.

⁵⁾ Als die Habsburger Ende des 16. Jahrhunderts die Herrschaft Merkenstein an die Familie Heißberg verkauften, nahmen sie sich die jährliche Lieferung von 35 Stamm Schwarzföhrenholz für das „kaiserliche Röhrwasser“ aus. Das k. und k. Hofbauamt mußte allerdings jedes Jahr erneut um dessen „Auszeigung und Ausfolgung“ ansuchen. (Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Gedenkbuch Merkenstein, HS 976 weiß 1088 rot).

⁶⁾ Bloch: gefällter, meist schon nach Bedarf abgeteilter Stamm.

⁷⁾ Klampfen = hier Scheiterklampfen: etwa U-förmig gebogenes, an beiden Enden zugespitztes Stück Schmiedeeisen.

⁸⁾ Sapl = Sapine, spitzes Gerät zum Wenden und Rücken der Stämme.

geeignetes Holz kauften und dann selbst die Röhren bohrten. Noch 1957 wurde Brunnholz aus Gutenstein ins Burgenland verkauft (Frau Wieser).

Während in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts mancherlei Ratschläge über Holz Auswahl und Aufbewahrung sowie über den Leitungsbau selbst gegeben werden, wird der eigentliche Vorgang des Bohrens meines Wissens nirgends beschrieben. „Denn“, so meint Marius Wölfer im Jahre 1840, „wie hölzerne Röhren gebohrt und wie dieselben mit eisernen Büchsen zusammengefügt werden, bedarf keiner Erwähnung, weil dies schon jedem Röhrenmeister hinlänglich bekannt ist“⁹⁾ (Abb. 1) (zum Vergleich: Pumpenbau bei Georg Agricola (Abb. 2).

Wir bateten daher einen alten Zimmermann namens Josef Dejbl¹⁰⁾ aus Gutenstein-Vorderbruck, für das Waldbauernmuseum ein Rohr zu bohren. Um den zur Verfügung stehenden Weißföhrenstamm nicht zu verletzen, wurde dieser auf den Zimmerböcken nicht mit Klampfen, sondern mit Ketten oder einer Leine befestigt, die man dann mit einem Prügel straff zog. Nun sägte der Arbeiter beide Schnittflächen genau senkrecht zur Längsachse nochmals säuberlich zurecht und machte im Zentrum dieser Schnittflächen mit einem etwa 20 mm starken, armlangen Bohrer¹¹⁾ zunächst je ein kleines Loch, um hier den gewaltigen „Brunnbohrer“¹²⁾ anlegen zu können (Abb. 3).

Für diesen Brunnbohrer mußte zunächst eine Auflage, der „Bohrbock“, gezimmert werden¹³⁾. Dies ist ein etwa 3 m langer Fichtenrundling, der einseitig 80 cm aufgespreizt wird. Auf ihm ruht während der Arbeit der aus einem Vierkant- oder Rundeisen bestehende, 3 m lange Schaft des Brunnbohrers. Der eigentliche Bohrer ist nur 30 bis 40 cm lang. An der ihm entgegengesetzten Seite endet der Schaft in einem „Haus“ (Tülle), in das jenes hölzerne Heft eingeführt wird, mit Hilfe dessen man drehte¹⁴⁾ (Abb. 4).

Nach einigen Umdrehungen, bei denen dem alten Zimmermann eine junge Kraft helfen mußte, wurde der Bohrer herausgezogen

⁹⁾ Wölfer Marius: „Der auf vieljährige Erfahrung gegründete Kunst- und Brunnenmeister“, Quedlinburg 1840.

¹⁰⁾ (Abb. 2) Ein Bildzeugnis hierfür liefert Tob. Dion. Raulino 1831 auf seinem Aquarell „Erbauung des Cholerakanals“ (Bes.: Hist. Mus. d. Stadt Wien).

¹¹⁾ Waldbauernmuseum Gutenstein, NÖ, Inv. Nr. 404.

¹²⁾ WBM, Inv. Nr. 232, 233, 238.

¹³⁾ WBM, Inv. Nr. 917.

¹⁴⁾ Das Wort „Brunn-nabinger“ wird von den alten Leuten hier zwar noch verstanden, aber nicht mehr gebraucht.

Vgl. dazu Schmeller: „Nabe = Loch, Ger = Gerät zum Stechen“.

Gutenstein hatte einst einen eigenen Nabingerschmied im Haus Markt Nr. 34. In anderen deutschen Sprachgebieten ist dafür das Wort „Teuchelbohrer“ gebräuchlich, von „Teichl = Brunnrohr“.

und vom „Bohrstriezel“, einem Span von der Form eines Maiskolbens, gesäubert. Man arbeitete stets vom „dünnern Ort“ des Stammes zunächst bis zur Hälfte, dann von der Gegenseite bis zum Durchstoß. Hier blieb eine rauhe, unebene Stelle mit losen Fasern, die vom dickeren Ende zum dünnen gerichtet sind. Sie bildet aber für das strömende Wasser kein Hindernis, wenn das Rohr entsprechend verlegt wird.

Es fordert viel Geschicklichkeit, beim Bohren genau die Richtung einzuhalten. Hierzu haben sich die einzelnen Bauern oder Handwerker verschiedene Vorrichtungen und Kniffe zurechtgelegt:

Eine Schnur wird entlang der obersten Mantellinie des Stammes gespannt, eine zweite in einer Horizontalen seitlich des Stammes. Der Schaft des Bohrers wird nun mit einem Nagel auf dem Bohrbock so festgehalten, daß er beiden Schnüren genau parallel bleibt (Herr Deibl, Herr Salmanshofer).

Auch an den ausgeräumten Bohrspänen ist eine Richtungskontrolle möglich: Zeigt sich der Kern des Holzes, der etwas dunkler und von anderer Struktur ist als der Splint, genau an der Spitze des Spans, verläuft die Bohrung genau den Kern entlang (Herr Kaiser, Waidmannsfeld).

Vollführt man diese Arbeit bei strengem Frost, so daß der Stamm außen fest gefroren ist, bleibt der Bohrer von selbst im weichen Inneren (Herr Trettl, Miesenbach).

Auch wenn man während des Bohrens das Ohr an die Rinde legt, läßt sich eine Abweichung von der Mitte feststellen (Herr Holzmann, Würflach).

War man von der Geraden abgewichen, so wurde beim Drehen nur mehr auf einer Seite Kraft angewendet, auf der anderen „leer gedreht“. Dadurch konnte man die Richtung wohl ein wenig korrigieren, viel war jedoch nicht mehr zu verbessern. Ein „verbohrtes“ Rohr war ein beträchtlicher Schaden und das Mißgeschick wurde oft zum Anlaß derben Spottes genommen (Herr Reisenauer, Naßwald).

Um ein neu gebohrtes Rohr von Spänen oder ein schon benütztes von Wurzeln und Schlamm zu reinigen, bedient man sich der „Brunnkette“¹⁵⁾, die wie eine Eisenstange in die Öffnung der Röhre gestoßen werden kann (Skizze 1). Indem man sie nun öfters hin-



Skizze 1

und herzieht wie den Putzstock im Gewehrlauf, scheuert man das Innere sauber¹⁶⁾.

Da man fallweise die Brunnkette auch in eine schon verlegte

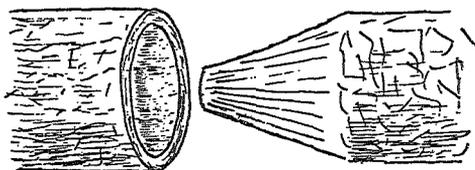
¹⁵⁾ WBM, Inv. Nr. 211.

¹⁶⁾ Die Glieder des im Waldbauernmuseum vorhandenen Exemplars sind 34 cm lang, die Kettenösen nur 2 cm breit.

Leitung einführen mußte, wurde in gewissen, der Länge der Kette entsprechenden Abständen in das eine oder andere Rohr ein rechteckiges, mit einem passenden Deckel verschlossenes Loch eingestemmt, der sogenannte „Peu“¹⁷⁾.

Konnte man fertig gebohrte Rohre nicht sofort in die Erde verlegen, mußte man diese ins Wasser werfen und mit Steinen beschweren, da sie ansonsten beim Trocknen Risse bekommen hätten.

Das Zusammenfügen der Brunnröhren kann entweder durch eine Holzverbindung erfolgen oder durch Einsetzen einer Blechmuffe, der „Brunnbüchse“¹⁸⁾. Im ersten Fall wird die eine Röhre an ihrem Ende kegelstumpfförmig ausgehöhlt, die andere in dazupassendem Winkel kegelstumpfförmig zugespitzt und Moos oder Werg als Dichtung dazwischengezwängt (Skizze 2). Im zweiten Fall wird mit



Skizze 2

einem hohlen Stemmeisen, dem „Rundeisen“¹⁹⁾, an beiden Rohren rund um das Bohrloch eine konzentrische Nut eingestemmt, die halb so tief sein muß, wie die Büchse lang ist (Skizze 3). In diese Nut fügt man nun die scharfkantige Büchse und schlägt mit dem Vorschlaghammer²⁰⁾ und einem Schlegel so lange auf den Wulst der

¹⁷⁾ Ebenso heißt auch die einzige Öffnung des Harzfasses, „Peu = Peil, Faßpeil“.

¹⁸⁾ WBM, Inv. Nr. 213.

Nur ganz allmählich scheinen sich die Blechbüchsen durchgesetzt zu haben. Schon 1688 waren im „Brunnstadt“ des k. k. Hofbauamtes in Wien 100 „Prunpixon“ vorrätig. 1827 registriert die Hofkammer ein Privileg, eiserne Büchsen durch Walzen zu erzeugen (KKA Privilegienbuch 1/4/6).

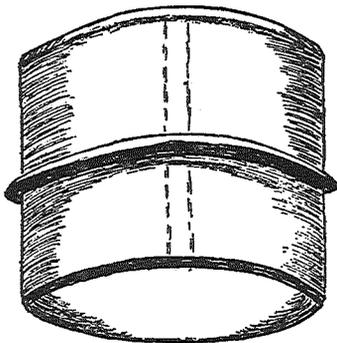
Im Waldbauernland dagegen waren Holzverbindungen noch bis zur letzten Jahrhundertwende in Gebrauch. 1880 wurde z. B. beim „Hausl“ in Purbach (Muggendorf) die alte Leitung durch eine neue mit eisernen Büchsen ersetzt, 1908 geschah dies erst im Anwesen des Herrn Josef Fuchs, Seebach bei St. Aegydt, der dem Waldbauernmuseum auch solch eine Holzverbindung schenkte. Mit Holz waren auch die Rohre der Soleleitung von Hallstatt über den Gosauzwang nach Ebensee gekuppelt, so lange bis man vor etwa drei Jahren hier alles auf Kunststoff umstellte.

¹⁹⁾ WBM, Inv. Nr. 228.

²⁰⁾ WBM, Inv. Nr. 270.

Büchse, bis dieser fest aufsitzt. Daran schließt man nun ebenso die nächste Röhre (Abb. 5 und 6).

Holzwasserleitungen wurden zum Schutz gegen Frost tief in den Boden verlegt und 2 bis 3 Röhren schon außerhalb des Grabens zusammengepaßt und verdichtet. An jenen Stellen, wo man die so



Skizze 3

entstandenen Leitungsteile dann weiter anschloß, mußte der Graben breiter sein, damit sich die Arbeiter besser bewegen konnten.

Das Zusammenziehen der Rohre geschah mit Kettenspannung: um die beiden Rohrenden, zwischen denen locker schon die Büchse steckt, wird achterförmig eine Kette gespannt, die mit einem Prügel straff gezogen (zusammengeroadt) wird. Dies geschieht ruckweise. Im selben Rhythmus schlägt ein zweiter Arbeiter mit einem Schlegel aus knorrigem Wurzelholz, dem „Knüpf“²¹⁾, auf das andere Ende der anzuschließenden Röhre.

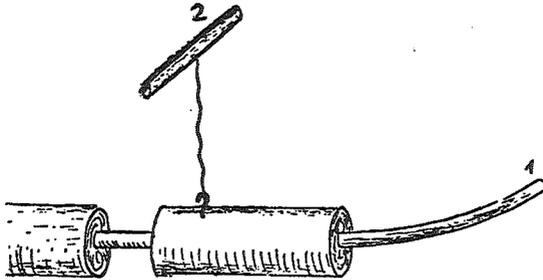
Herr Pieringer in Kleindurlaß bei Michelbach besaß ein eigens hiefür erdachtes Gerät²²⁾ (Skizze 4): Während der Arbeiter A auf der Grabensohle steht und mit dem leicht gekrümmten Griff des Schlegels diesen gegen das Brunnrohr stößt, steht der Arbeiter B mit gespreizten Beinen auf den Grabenrändern und sorgt mit Hilfe des an einer Schnur befestigten Prügels 2, daß die Führung nicht aus dem Bohrloch schlüpft und der „Stoß“ des Schlegels genau auf das „Hirn“ der Brunnröhre trifft.

Wurde das Zusammensetzen und Aufeinanderschlagen nicht mit größter Sorgfalt ausgeführt, konnte Luft in die Kupplungsstellen eindringen, so daß das immer feuchte Holz hier besonders schnell ver-

²¹⁾ WBM Inv. Nr. 276.

²²⁾ WBM Inv. Nr. 832.

rottete, und bei erhöhtem Wasserdruck zeigten sich an diesen Punkten der Leitung die ersten Schäden ²³⁾).



Skizze 4

Sehr mühsam war die Reparatur einer schon bestehenden Leitung: Nach dem Aufgraben zog man unter dem defekten Rohr eine schwere Kette durch, hakte diese zu einer Schlinge zusammen und steckte durch die Schlinge einen langen Prügel. Ein Stein von passender Größe, neben das Rohr gelegt, bildete die Auflage für den Prügel und somit den Drehungsmittelpunkt dieses einarmigen Hebels, mit Hilfe dessen man die Leitung „aufquarben“ konnte. Nun lockerten sich die Rohrverbindungen und das Ersatzrohr wurde eingefügt. Durch kräftiges Niederdrücken wurden die Verbindungen dann wieder festgemacht. Diese Arbeit war so schwer, daß die Waldbauernhöfe einander dabei Nachbarschaftshilfe leisteten (Herr Pieringer, Herr Griebshofer).

Je größer der Querschnitt der Bohrung werden sollte, desto stärkere Stämme mußte man verwenden. Genügte er jedoch für die Wasserführung nicht, ließ man mehrere Leitungsstränge nebeneinander laufen ²⁴⁾.

Dieser hohe Aufwand konnte umgangen werden, indem man Holzrohre benützte, die mit Draht aus Dauben gebunden waren ²⁵⁾

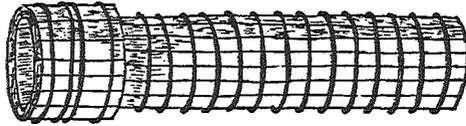
²³⁾ So wird 1595 Klage geführt, daß bei dem „erzherzoglichen Brunnglait von Mühlau (in die Hofburg nach Innsbruck), weil es viel zu hoch im Berg eingefangen ist, die Lerchen- und Forchenrör auf der Pruggen ob dem Yhn alweeg aufgehn und zerspringen“.

Hye Fr. H.: „Mühlau, ein Beitrag zur Geschichte der Stadtteile Innsbrucks“ (in: „Das Fenster“ 17).

²⁴⁾ Das oben genannte erzherzogliche Brunnglait von Mühlau nach Innsbruck lief anfangs in drei, im letzten Stück sogar in fünf Strängen.

²⁵⁾ WBM, Inv. Nr. 549.

(Skizze 5). Wegen häufiger kleiner Undichten und einer gewissen Elastizität waren diese Röhren gegen Überdruck unempfindlich und ließen sich angeblich durch einfaches Zusammenklopfen wieder dicht machen ²⁶⁾. Da man mit ihnen Leitungen von beliebigem Querschnitt bauen konnte, dienten sie auch als Zuleitung zu Turbinen, wie etwa bis 1958 bei der Alten Hofmühle in Gutenstein ²⁷⁾. Noch heute steht



Skizze 5

eine solche in Furth im Triestingtal in Benützung. Es ist allerdings anzunehmen, daß die aus Dauben gebundenen Rohre erst in Gebrauch kamen, seit man Draht maschinell erzeugt, da außerordentlich viel davon verbraucht wird. Auf 1 Lm Rohr von etwa 18 cm Durchmesser kommen etwa 12 LM Draht von 4 mm Stärke ²⁸⁾.

Die Wasserleitung mündete in den „Brunngrant“, der aus einem starken Schwarzföhren- oder Lärchenbloch ausgehauen war ²⁹⁾. Vom Querschnitt des Stammes wurde zunächst an der Unterseite ein kleines, an der Oberseite ein größeres Segment mit dem Beil abgeschlagen, dann mit der Stechhacke das Größte aus dem Inneren herausgenommen und schließlich mit dem Rinnen- oder Hohldechsel ³⁰⁾ (Skizze 6) die Vertiefung fein zubehauen. Ein origineller, aus einem Krümmeling gearbeiteter Trog fand sich beim Hof des Herrn Leopold Schweiger in Gutenstein-Vorderbruck (Abb. 7). In Kaumberg ergießt sich das Wasser in einen riesigen, ovalen Bottich, der aus Hartholzdauben mit geschmiedeten Reifen gebunden ist und von Bäumen beschattet inmitten des Angers auf dem Marktplatz steht (Abb. 8). Es ist zu hoffen, daß die Kaumberger wissen, welches Prachtstück der Binderkunst sie ihr Eigen nennen ³¹⁾.

Manche Höfe besaßen über dem Auslauf der Leitung ein „Brunnhaus“, sei es, daß es nur aus einem einfachen Flugdach bestand, wie einst beim „Karner“ im Klostertal, sei es, daß es gemauert war und

²⁶⁾ Herr Schiefer aus der Vois (Schwarzau) erwarb solch eine Leitung noch während des 2. Weltkrieges, da Eisen knapp war.

²⁷⁾ Durchmesser dieser Leitung: 100 cm.

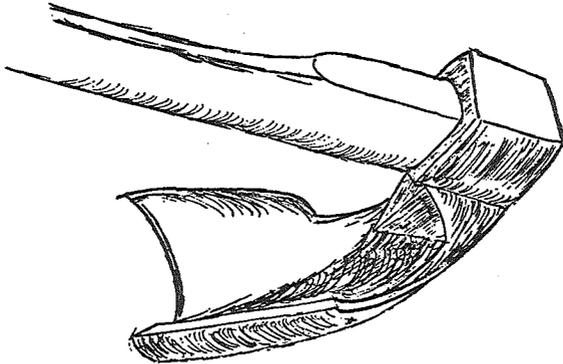
²⁸⁾ 1824 wurde z. B. in Gutenstein ein Hammerwerk zu einem Drahtzug umgebaut.

²⁹⁾ WBM, Inv. Nr. 873.

³⁰⁾ WBM, Inv. Nr. 767.

³¹⁾ Steintröge, wie sie im Innviertel gebräuchlich sind, kommen hier nicht vor.

gleichzeitig als Waschküche diente, wie beim Arzbauern in Muggendorf. Von diesen einfachen Brunnenhäusern spannt sich der Bogen bis zu jenen in den Zisterzienserklöstern, die wie etwa in Heiligenkreuz und Zwettl in den Kreuzgang eingebunden und zu Höhepunkten der Baukunst ausgestaltet sind ³²⁾.



Skizze 6

Es ließen sich unzählige Anwesen nennen, in denen man sich noch an die einstige Holzwasserleitung erinnert: so „im Griebshof“ in Rohr (500 m lang), im Forsthaus in Thal (700 m), beim Feichtner in Rohr (1300 m) ³³⁾. Beim Weißenbauern im Klostertal lief die Leitung sogar vom jenseitigen Hang unter einem reißenden Bach, dem Kalten Gang, hindurch. Bei Reparaturen mußte dieser vorübergehend in ein anderes Bett umgeleitet werden (Frau Wieser). In der Ramsau bei Hainfeld wird von einer Brunnenleitung erzählt, die das Wasser vom Fuß des Unterberges, aus dem „Wassergraben“, bis zum Bauernhof „Mistlecker“ führte. Der Sage nach sollen hier so viele Rohre verlegt worden sein, wie das Jahr Tage zählt. Dies ergäbe bei einer Rohrlänge von 5 m eine Leitung von 1850 m (Herr Konrad Petraschek, Haidbach). Der hier verlaufende Wanderweg auf den Unterberg heißt noch heute „über die Brunnröhren“. „Vom Badener Ursprung“, so erzählt Schweickhardt, „wo sich in einer großen weiten Höhle ein vierecki-

³²⁾ Heiligenkreuz: 9-eckiges Brunnenhaus erbaut um das Jahr 1300
Zwettl: 6-eckiges Brunnenhaus erbaut um das Jahr 1400.

³³⁾ Noch vorhandene Holzwasserleitungen werden heute modernisiert, indem man einen Kunststoffschlauch durchfädelt, der durch das ihn umfangende Holz vor Frost und Beschädigung bestens geschützt ist (Frau Wieser, Winseck).

ger Wasserbehälter befindet, wird das Heilwasser in vier Rohrleitungen in die zunächst liegenden Badehäuser abgeleitet³⁴⁾.

1552 wurde in Wien eine kaiserliche Hofwasserleitung errichtet, die am Siebenbrunnenfeld gesammeltes Wasser zur Hofburg und zu einigen wenigen anderen Höfen brachte³⁵⁾. Aus einem Inventar des Hofbauamtes ist ersichtlich, was zu deren Instandhaltung im „kaiserlichen Brunnenstadt“ an verschiedenem „Bauzeug und Vorrat“ vorhanden war³⁶⁾:

- 1 eisenes Rad zu einer Wasserkunst (Hebwerk)
- 1 eisener Brunn-näbinger mit 3 Stangen
- 14 lange Rohrnäbinger
- 2 kurze Hohlnäbinger (Löffelbohrer)
- 5 Zimmer-Saag
- 1 eisener Hammer
- 2 Stemmeisen
- 400 gebohrte lärchene Brunnröhren
- 13 beschlagene Schaufeln
- 2 Paar rindene Wasserstiefel
- 100 Brunn-Pixn
 - 1 Model zum Bleiröhren-Gießen
 - 2 Gießlöffel
 - 2 Pfannen zum Bleiheizen

Außer dem „kaiserlichen Röhrwasser“, an das 1694 im ganzen 17 erhaltungspflichtige Teilnehmer, 1714 deren schon 21 angeschlossen waren, bestand in der Residenzstadt noch die „Stadtgrabenwasserkunst“ und ein Röhrwasser von Lerchenfeld-St. Ulrich zu den Schotten, das in zwei Strängen lief. Zeitweise sorgten auch die „Schönborn'sche, die Dietrichstein'sche und die Mariahilfer Wasserleitung“ für die Verteilung in einzelne Stadtviertel. Da überdies noch unzählige Läutbrunnen instand zu halten waren, gab es auf dem Glacis auch eine Art von „Brunnenrohrmarkt“³⁷⁾ (Abb. 9).

Die „Albertinische Wasserleitung“ (erbaut um 1804) und die

³⁴⁾ Schweickhardt von Sickingen: „Darstellung des Erzherzogtums Österreich unter der Enns“ VuWW, Wien 1831.

³⁵⁾ HKA NÖ. Herrschaftsakten, Hofbauamt 1562—1742.

³⁶⁾ Inventar angelegt 1688 vom Hofbauschreiber Sebastian Meinel.

³⁷⁾ Abb. 8: Ausschnitt aus: „Die Residenzstadt Wien von der Josefstadt zu sehen“ (Kol. Kupferstich und Radierung kombiniert von Carl Schütz, um 1805, Bes.: Hist. Mus. d. Stadt Wien).

Dieser Brunnenrohrmarkt ist auch auf einem Stich von Leopold Beyer zu sehen: „Vue de la ville de Vienne du coté du palais impérial à Vienne, chez Artaria et Comp.“ (nach 1811).

Kaiser Ferdinandswasserleitung (erbaut 1835—41) waren dagegen nicht mehr aus Holz³⁸⁾ ³⁹⁾ ⁴⁰⁾.

Die Kenntnisse unserer Vorfahren um den Bau von Holzwasserleitungen sind jedenfalls vom Bergbau befruchtet worden, wo Vorrichtungen zur Hebung und Ableitung der Grubenwässer den Namen „Wasserkunst“ führen und der einschlägige Fachmann „Kunst- und Brunnenmeister“ genannt wird⁴¹⁾.

Bergleute waren es nach mündlicher Überlieferung auch, die dem Schwemmunternehmer Georg Huebmer weiterhalfen, als in dem von ihm 1822 begonnenen Schwemmstollen durch das Gscheidl „bei 80 Klafter Tiefe böse Wetter einfielen. Ohne zu kostspieligen Ventilatoren zu greifen, benützten die Holzknecchte das Wasser, das im Stollen so häufig sickerte, daß es wie ein kleiner Bach herausfloß. Am Ausgang brachten sie ein Mühlrad an, das von diesem Wasser getrieben wurde, und ließen einen großen Blasebalg in Bewegung setzen, der durch im Stollen gelegte Brunnröhren den Arbeitern immer frische Luft zublasen und die schlechte wegtreiben mußte“⁴²⁾.

Die nun folgenden Aufzeichnungen über die Herstellung eines Läutbrunnens stammen von Herrn Johann Höller, geb. 1889, der einst Zimmermeister in Wimpassing war und nun in Wiener Neustadt im Ruhestand lebt. Sie sollen nur als Sammlung von Hinweisen gewertet werden, die ein erfahrener Handwerker aus eigenem Drang am Ende seines Lebens niederschrieb:

„Bestand der Boden aus lockerem Gestein, Schotter oder Sand, so mußte ein Schacht von quadratischem Querschnitt ausgehoben und fachmännisch gepölzt werden, um gefahrlose Arbeit zu sichern: 2—2,5 m lange, lotrechte Schwartlinge wurden von waagrechten Rundlingen, den „Jochen“, gehalten. In massivem Felsboden, wo man mit dem Meißel arbeitete, konnte man sich mit einem runden Aushub begnügen. Hier war es auch möglich, dann und wann die Arbeit durch eine Sprengung voranzutreiben, während man dies im lockeren Gestein

³⁸⁾ Groner Richard: „Wien, wie es war“.

³⁹⁾ In Deutschland werden hölzerne Leitungsrohre schon 1829 nicht mehr überall erwähnt:

„Leitungsrohre sind aus gebrannter Erde, Eisen oder Blei“, Petri J. G., „Der Brunnen-, Röhren-, Pumpen- und Spritzenmeister“, Ilmenau 1829.

⁴⁰⁾ „eisene Röhren zu Wasserleitungen werden zu Blansko in Mähren im gräfl. Salm'schen Gußwerk erzeugt“, Stephan Keeß und W. C. W. Blumenbach: „System. Darstellung der neuesten Fortschritte in den Gewerben und Manufakturen“, Wien 1830.

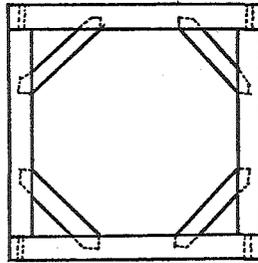
⁴¹⁾ Vgl. z. B.: Schwazer Bergbuch 1556: „Wasserleitungen zu den Göpelwerken der Schächte am Reropichl“.

⁴²⁾ Albert, P. Faustinus M.: „Materialiensammlung zu einer Topografie aller Servitenklöster in Österr. unter der Enns“, Handschrift 1835.

vermeiden mußte, denn ein Körnchen Sand, das in die Wasserader gelangt, kann diese verschlagen".

„Stieß man auf Wasser, so mußte man mit Kübeln oder einer provisorisch aufgestellten Pumpe den Wasserzufluß messen, um die Ergiebigkeit beurteilen zu können. Im negativen Fall wurde weiter gegraben, wobei in der Regel drei Mann beschäftigt waren: in lockerem Boden einer zum Graben und zwei zum Aufziehen des Aushubs, in festem Boden zwei Mann zur Arbeit mit Meißel und Schlegel und der dritte zum Wegschaffen der Gesteinsbrocken" ⁴³⁾.

Hatte man eine Tiefe mit genügendem Wasserzufluß erreicht, wurde der Boden eingeebnet und darauf ein Rost aus Eichen- oder Erlenholz gelegt, das sogenannte „Schloß". Seine Kanthölzer waren 18 x 18 cm stark und mit Eckverbindungen verzimmert (Skizze 7)".



Skizze 7

„Auf diesen Rost schichtete der Brunnbauer nun rundum eine Lage großer Steine, die unterste der hier aufliegenden Ausmauerung des Schachtes. Um den Wasserzufluß nirgends zu behindern, wurde diese zwar sehr sorgfältig, jedoch ohne Mörtelverbindung aufgebaut und kleine Unebenheiten zwischen den Steinen planierte man mit befeuchtetem Sand. Während der nach oben fortschreitenden Arbeit entfernte der Zimmermann jeweils ein Joch der Pölung mit einer Reihe Schwartlingen, so daß die Schalung nach und nach bis zum oberen Schachtrand abgenommen und die gelegte Mauer fertig war".

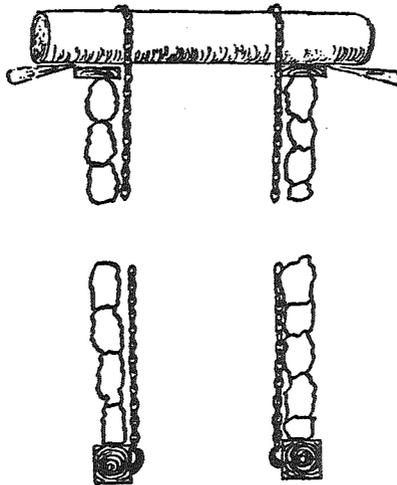
Herr Höller hat in seinem Leben Schächte zwischen 5 und 40 Meter Tiefe gegraben, ohne daß ihm oder seinen Arbeitern jemals ein schwerer Unfall zugestoßen wäre. Die Verwendung vorgefertigter Betonrohre zur Festigung der Schachtwände war jedoch eine sehr

⁴³⁾ Beim Ausheben des Schachtes wurden die ersten fünf Meter am billigsten, je drei weitere Meter zu einem immer teurer werdenden Tarif verrechnet. Nur mit Hilfe eines sicheren Rutengängers konnte daher ein annähernder Kostenvoranschlag gemacht werden.

fühlbare Erleichterung, die sich vom Ende des 1. Weltkrieges an überaus rasch verbreitete.

Auch nach jahrelanger Benützung eines Brunnens konnte es noch vorkommen, daß, weil sich der Grundwasserspiegel gesenkt hatte, neben Wasser auch Luft in den „Ansauger“ eindrang. Dies machte sich durch lautes „Schnarchen“ beim Pumpen bemerkbar. In diesem Fall trat man an den Zimmermann heran, den Brunnen nach unten zu vertiefen, „nachzugraben“, eine der schwierigsten Aufgaben des Handwerks:

Quer über den Schachtrand wurden parallel zwei Pfosten gelegt, und senkrecht dazu zwei feste Rundlinge. Um diese wurden schwere Ketten geschlungen, deren Ende man tief in den Schacht hinabließ und im hölzernen Rost verklampfte. Die anfangs noch lockeren Ketten wurden nun mit Keilen gespannt, die man zwischen den Pfosten und den Rundlingen hineintrieb (Skizze 8). Nun hielten die Ketten



Skizze 8

den Rost und damit die ganze Mauerung, so daß man gefahrlos weitergraben konnte, bis sich wieder Grundwasser zeigte“.⁴⁴⁾

Vergleicht man diese Schilderung mit einer Anweisung zum „Abteufen eines Schachtes“, wird abermals der große Einfluß deutlich, den

⁴⁴⁾ Vgl.: Carl Hartmann: „Anleitung zur Anlage und Benützung gegrabener Brunnen“ aus „Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke“, Bd. 24, Weimar 1843.

das Bergwesen auf das Können jener Handwerker gehabt zu haben scheint, die sich mit der Wasserversorgung befaßten.

Zum Aufziehen des Aushubs, zum Hinablassen der Mauersteine, des Zimmerholzes und, wie wir im folgenden sehen werden, auch der Brunnrohre, verwendete der Brunnbauer eine Seilwinde, die „Brunnwinde“. Herr Johann Pieringer, Bauer in Kleindurlaß bei Michelbach, nahm 1973 Reparaturen an seinem Brunnen vor, so daß diese wieder einmal in Funktion trat. Sie besteht nur aus zwei roh gezimmerten Böcken, die miteinander noch quer verstrebt sind, und einem Rundling mit zu beiden Seiten eingelassenen Handhaben zum Drehen (Abb. 10).^{45) 46) 47)}

Nach den Aufzeichnungen des Herrn Höller, denen nun weiter gefolgt wird, begann jetzt die Verlegung der Pumpenrohre. Das erste Stück, der „Ansauger“⁴⁸⁾, bestand aus einem etwa 60 cm langen Stück Brunnrohr, das ganz unter Wasser stehen mußte, und in dem 15 cm vom Boden an vier entgegengesetzten Seiten talergroße Löcher eingestemmt waren. Gegen das Eindringen von Sand waren diese mit einem Messingdrahtgitter oder einfach mit kreuzweise umgeschlagenen Nägeln gesichert. Am oberen Ende des Ansaugers befand sich das erste Ventil, aus einer einfachen Lederklappe bestehend. Das auf dem Ansauger aufsitzende erste Brunnrohr mußte unten eine erweiterte Ausbohrung haben, um der Ventilkappe Bewegungsfreiheit zu geben. Zur Herstellung dieser Erweiterung gab es zu den Brunnbohrern sogenannte „Beilagen“⁴⁹⁾.

Die Rohre des Läutbrunnens waren meist aus Lärchenholz, das von allen Arten gegen das Zusammentreffen von Nässe und Luft am widerstandsfähigsten ist. Wollte man aber Schwarzföhren verwenden, hatte man sie vor Gebrauch im Wasserbett auszulaugen, denn das auslaufende Harz frisch geschlagener Bäume verlegte die Ventile.

Das Kuppeln der Rohre geschah genau so wie bei Wasserleitungen, in alter Zeit mit einfachen Holzverbindungen, später mit Brunnbüchsen aus Eisenblech, die, der größeren Ausnehmung der Pumpen-

⁴⁵⁾ Sie tritt in alten Bergbaubüchern auch unter dem Namen „Haspel“ auf, z. B. „Speculum Metallorum“, Herausgegeben von Franz Kirnbauer, Leobener Grünes Heft Nr. 50, Abb. 23. In unserer Mundart wird jedoch ein genauer Unterschied gemacht: ohne Last, z. B. für Wolle, heißt es „Haspel“, mit Last „Winde“.

⁴⁶⁾ Eine sehr schöne Darstellung einer Brunnenwinde findet sich in: „Didérot d'Alembert, Encyclopédie, Recueil des Planches, Tom I, Tafel XLVII, Paris 1762“.

⁴⁷⁾ Modell einer Brunnenwinde WBM, Inv. Nr. 648.

⁴⁸⁾ WBM, Inv. Nr. 647.

⁴⁹⁾ WBM, Inv. Nr. 238 a.

rohre entsprechend, von etwa 12 cm Durchmesser waren ⁵⁰⁾. Mit einem Fuß auf der Leiter stehend, den anderen gegen die Schachtwand gespreizt, benötigte der Brunnbauer beide Hände, zunächst um die Büchse in die Nut des bereits stehenden Rohres einzufügen, und dann, um das am Seil hängende nächste Rohr so zu führen, daß auch hier die Nut genau auf die bereits feststehende Büchse traf. Hierbei genügte dem Zimmermann nicht das spärliche Licht, das vom Schachttrand einfiel, sondern er mußte mit einer Kerze leuchten, die er mangels einer freien Hand im Mund zu halten genötigt war. Ein wenig konnte dabei der am Schachttrand stehende Arbeiter mithelfen, und zwar mit der sogenannten „Brunnkatz“. Dies ist eine eiserne Gabel auf sehr langem Stiel, deren 4 Zinken ähnlich einer Fischgabel Widerhaken tragen und mit der es möglich war, das baumelnde Rohr etwas zu lenken und wenn nötig auch ein wenig wieder aufzuziehen (Skizze 9). ^{51) 52)}.



Skizze 9

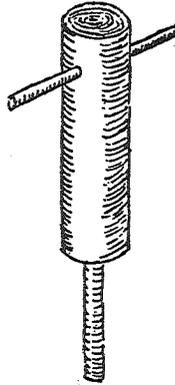
War dies beendet und das Rohr mit Zimmerholz kreuz und quer im Schacht verstrebt, so suchte sich der Brunnbauer fünf Meter höher in der Nähe des oberen Rohrendes einen festen Stand und begann mit dem Zusammenschlagen der Rohre.

⁵⁰⁾ WBM, Inv. Nr. 213.

⁵¹⁾ WBM, Inv. Nr. 641.

⁵²⁾ C. Hartmann bringt auf Taf. V, Fig. 56, ein ähnliches Gerät mit der Bezeichnung „Fangfederhaken“, C. Hartmann: „Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke“, Weimar 1843.

Hiezu bediente er sich des „Brunnfuchses“, eines dem Pilotenschlegel verwandten Gerätes⁵³⁾ (Skizze 10). Der Arbeiter schob die



Skizze 10

Führung des Schlegels in das Bohrloch ein, faßte die waagrechten Griffe und schlug mit dem „Hirn“ des Brunnfuchses auf den „Stoß“ der obersten Röhre. Dabei unterstützte ihn der neben dem Schachttrand stehende Kamerad, indem er beim Heben mit einem Seil half und den Schlegel wieder fallen ließ. Diese Arbeit mußte im Takt verlaufen, weshalb dabei gezählt oder sogar rhythmisch gesungen wurde.

War das Rohr genügend festgeschlagen, konnte mit dem Herablassen und Aufsetzen des nächsten begonnen werden. Man bedenke, daß bei einem 40 m tiefen Brunnen acht solcher Rohre nötig waren!

In das über die Erde herausragende Stück des letzten Rohres wurde schließlich mittels einfacher Holzverbindung ein armlanges, waagrechtes Auslaufrohr eingefügt, aus dem sich das Wasser stoßweise im Rhythmus des Pumpens in den Trog ergoß. Am obersten Ende des Rohres war ein zweiarmiger Hebel angebracht, an dessen einer Seite jene lange Stange befestigt war, die zum Pumpwerk hinabreichte⁵⁴⁾. Sie wurde nach den Aufzeichnungen des Herrn Höller, die damit abgeschlossen werden mögen, vom Dorfschmied angefertigt und konnte durch einen sinnreichen Mechanismus aus Einzelteilen zusammengesetzt werden.

Am anderen Ende des Hebels baumelte der Schwengel, den man mit den Händen anfaßte, um zu pumpen, wobei die ausgeführte Bewegung entfernt an das Ziehen eines Glockenseiles erinnert, was zur Entstehung der Bezeichnung „Läutbrunnen“ führte (Abb. 11).

⁵³⁾ WBM, Inv. Nr. 831.

Die Einrichtung des Pumpwerkes selbst schilderten die Zimmerleute Höller (Wiener Neustadt), Viktor Kaiser (Waidmannsfeld) und Grill (Payerbach) übereinstimmend so, daß in ihrer Jugend noch ein Kolben aus Eschen- oder Erlenholz Anwendung fand, bei dem ein einfacher Lederring die Dichtung und zwei Lederklappen die Ventile bildeten⁵³⁾. Aber schon baute man immer häufiger, besonders bei sehr tiefen Brunnen, in den langen, mit Lärchenkeilen verklemmten Messingstiefel ein Messingrückschlagventil ein⁵⁴⁾.

Damit mußten sich aber die Zimmerleute schon gewisse Grundkenntnisse aneignen, die zu dem für die Zivilisation der Gegenwart so bedeutenden Wissensgebiet der Pumpentechnik gehören, und hatten damit jene Zeit endgültig hinter sich gelassen, da neben Stein und etwas Eisen und Leder das Holz den einzigen Baustoff im Wasserleitungs- und Brunnenbau bildete^{55) 56)}.

⁵³⁾ WBM, Inv. Nr. 299, 505, 881.

⁵⁴⁾ WBM, Inv. Nr. 529.

⁵⁵⁾ HKA Hs 727 Privilegienbuch: Wien 1827: Erfindung aus Eisen oder Messing Schöpfbrunnen zu bauen.

⁵⁶⁾ Seit Maria Theresia gibt es im Erzherzogtum Österr. unter der Enns ein eigenes Brunnenmachergewerbe (Priv. vom 14. 10. 1776). Es zählte im Jahre 1861 allein in Wien 16 selbständige Meister, wogegen „auf dem flachen Lande“ kein einziger registriert ist. Hier wurden die einschlägigen Arbeiten eben noch von Zimmerleuten nach älteren Methoden ausgeführt. Vgl.: „Statistische Übersicht über die Gewerbe in Österr. unter der Enns“, Wien 1861.

Ein Pfostenspeicher aus dem Görtschitztal (Kärnten)

(Mit 3 Strichzeichnungen im Text)

Von Günther Biermann

Innerhalb der Speicherlandschaften Kärntens ist das Görtschitztal am ehesten als Randgebiet zu einer größeren Unterkärntner Speicherlandschaft von ungleicher Verbreitungsdichte zu rechnen¹⁾, wobei selbständige Speicherbauten vor allem im Bereich des unteren und mittleren Talabschnittes gar nicht so selten sind. Wir finden hier gelegentlich zweigeschossige Mauerspeicher, deren Untergeschoß in der Regel als Mostkeller dient²⁾, aber es kommen auch Blockbauspeicher mit Unterbauten aus Trockenmauern, Mörtelmauerwerk oder auf Mauerpfeilern vor, wobei der freie Raum unter dem Speicherraum vielfach als Abstellplatz für Gerät und Fahrnisse dient. Die jüngsten dieser Speicherbauten stammen sogar noch aus dem 20. Jahrhundert.

Unter diesen Speichern des Görtschitztales nimmt nun ein Pfostenspeicher („Feldkästn“) beim Hof vulgo Honig in der Katastralgemeinde Filfing, politische Gemeinde Klein St. Paul, als baulicher Einzelfall eine gewisse Sonderstellung ein. Bisher war nämlich die Existenz von Pfostenspeichern in diesem Gebiet meines Wissens unbekannt. Weder die Verbreitungskarte bei Oskar Moser³⁾ noch die Karte „Freistehender Speicherbau“ von Arthur Haberlandt und Oskar Moser im Österreichischen Volkskundeatlas (Lieferung 2)⁴⁾ weisen für das

¹⁾ Siehe Oskar Moser, Die Pfostenspeicher Kärntens. Ein Beitrag zur Kenntnis des volkstümlichen Speicherbaues in den Ostalpen. In: Carinthia I 132, 1942, S. 224; derselbe, Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten (= Kärntner Museumsschriften 56). Klagenfurt 1974, S. 126 ff.

²⁾ Ein schönes Beispiel ist dafür der von Oskar Moser abgebildete Mauerspeicher beim vulgo Labat-schnig in Hochfeistritz; siehe O. Moser, Das Bauernhaus (wie Anm. 1), S. 127, Abb. 35.

³⁾ O. Moser, Die Pfostenspeicher (wie Anm. 1), S. 223.

⁴⁾ Österreichischer Volkskundeatlas, hrsg. v. d. Kommission f. d. Volkskundeatlas in Österreich d. Österr. Akademie d. Wissenschaften unter Leitung von Richard Wolfram und Egon Lendl, 2. Lieferung. Wien 1965, Karte „Freistehender Speicherbau“ samt Kommentar, S. 6f. und 15 ff., bearb. von Arthur Haberlandt und Oskar Moser.

"Feldkästn" beim vlg. Honig in Filzing

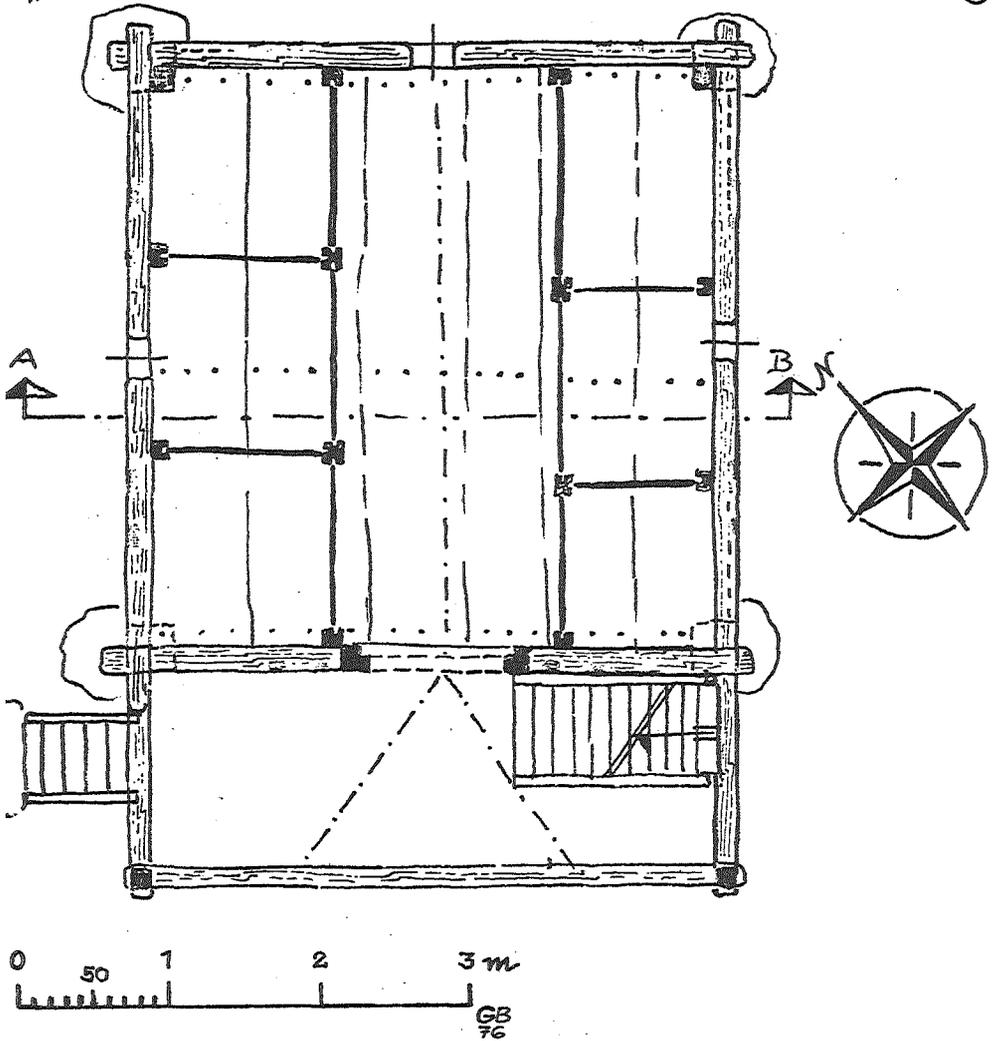


Fig. 1

Görtschitztal solche auf freitragende Stützen oder Pfosten gestellte Blockspeicher aus ⁵⁾.

Es lohnt sich daher gewiß, den einzigen Baufall dieser Art kurz zu beschreiben, auf den ich im Zuge meiner Feldforschungen zum Bauernhaus im Görtschitztal gestoßen bin ⁶⁾.

Der Speicher beim vulgo Honig in Filfing liegt etwa 10 m von dem ehemaligen Rauchstubenhaus des Hofes entfernt und wurde mir als „Feldkästn“ bezeichnet. Er ist auf einem leicht abfallenden Gelände errichtet und stand auf vier etwa 1,10 m hohen lärchenen Stützpfosten, die durch doppelte Kopfblattstreben sowie durch Verzapfung mit den Schwellhölzern an der Speicherbasis abgebunden waren und auf Gneisplatten ruhten. Die Wandmaße des Speichers selbst betragen 4,15 mal 4,05 m; an der nach Südwesten gerichteten Giebelseite ist dem Bau ein 1,40 m breiter Laubengang vorgelegt, dessen Gebälk auf die vorkragenden seitlichen Längsschwellen des Bodenkranzes aufgekämmt ist. In seiner Gesamtform gleicht dieser Bau weitgehend dem steirischen Ständerwerkspeicher aus der Gegend von St. Kathrein am Hauenstein in der Waldheimat ⁷⁾, stellt sich also zu jener Gruppe ostösterreichischer und donauländischer Speicherbauten, die durch ein einfaches und verstrebt Ständergerüst zu Hochspeichern erhoben sind (Gegend von Bleiburg in Kärnten, mittlere und nordöstliche Steiermark, Mühlviertel in Oberösterreich ⁸⁾), die sich jedoch sowohl im Baugefüge wie vermutlich auch in ihrem Funktionsgefüge von den Stützenspeichern der südlichen Westalpenländer (Südtirol, Ötz- und Pitztal in Nordtirol) recht deutlich unterscheiden ⁹⁾.

Den Baukern unseres einräumigen Speichers bildet ein Blockwandgefüge mit flacher Balkendecke. Von den insgesamt zwölf Balkenkranzen weisen die drei untersten Wandkränze ebenso wie die beiden obersten Balkenkranze der Kopfzone Kopfschrot auf. Die sechs mitt-

⁵⁾ Vgl. Österr. Volkskundeatlas (wie Anm. 4), Kommentar zur 2. Liefg.: Oskar Moser, Bauten und Einrichtungen zur bäuerlichen Vorratshaltung; Arthur Haberlandt, Bauten und Einrichtungen zur Speicherung im einzelnen, besonders S. 15 ff.

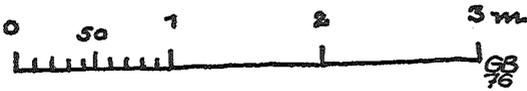
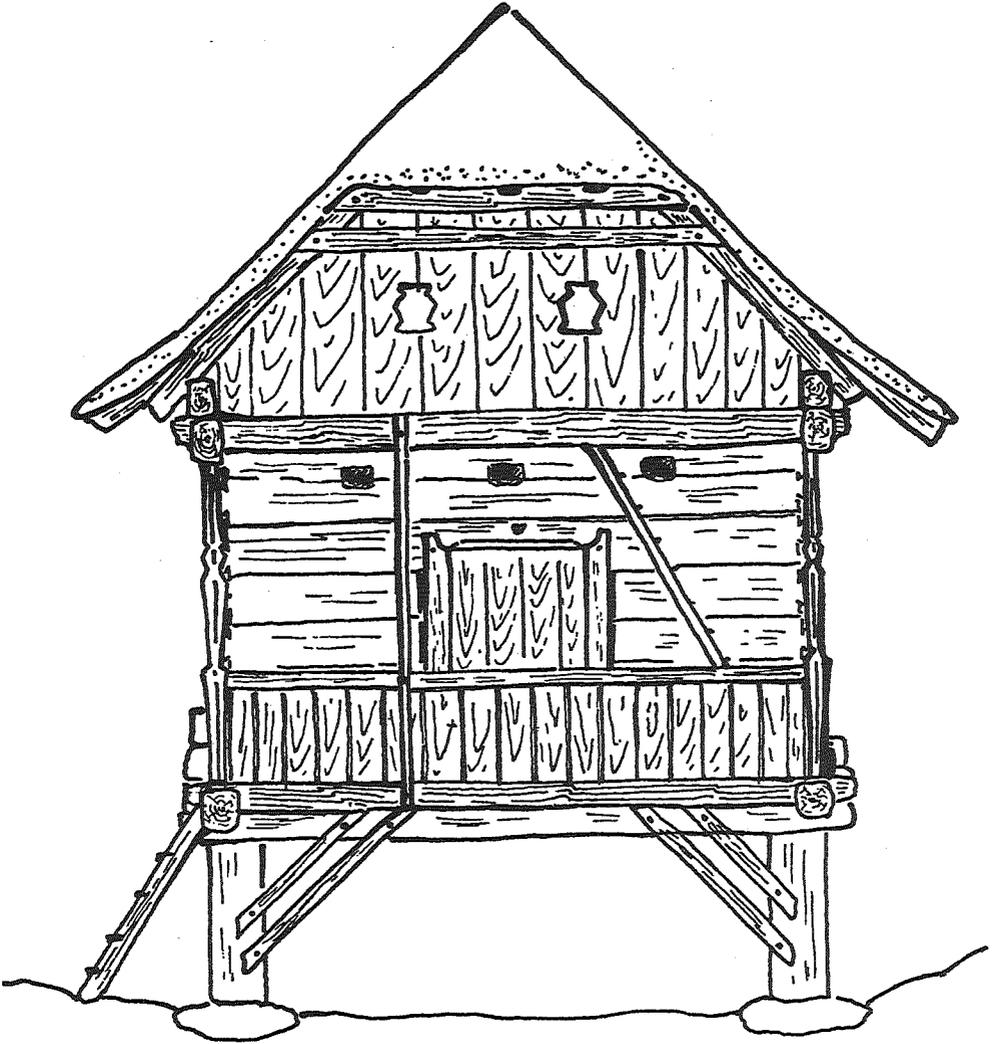
Vgl. jetzt ferner Helmut Keim, Pfostenspeicher und -scheunen in Tirol. — Verbreitung, Konstruktion und kulturgeschichtliche Zusammenhänge. Diss. München 1975; derselbe, Pfostenspeicher und -scheunen in Tirol. (Der Schlern 49, 1975, S. 553—579.) Oskar Moser, Das Bauernhaus (wie Anm. 1), S. 120 bis 130, mit einer Bildkarte und Übersicht der verschiedenen Formen des Speichers in Kärnten, ebenda S. 123, Abb. 33.

⁶⁾ Dazu Günther Biermann, Das Bauernhaus im Görtschitztal. Diss. Graz 1975 (Maschinenschrift).

⁷⁾ Österr. Volkskundeatlas (wie Anm. 4), Bildblatt: Freistehende Speicherbauten, Abb. 3.

⁸⁾ Österr. Volkskundeatlas, Kommentarband (wie Anm. 5), S. 15 ff.

⁹⁾ Helmut Keim, Pfostenspeicher und -scheunen in Tirol (wie Anm. 5), passim.



Ansicht von SW

Fig. 2

leren Wandkränze sind dagegen in sorgfältig gearbeitetem sogenanntem „Klingschrot“ abgezimmert¹⁰⁾. Dabei sind die Wandkränze in der oberen Deckenzone um einige Zentimeter aus der Wandflucht ausgerückt und erfüllen so anscheinend die Funktion der sogenannten „Mauswehr“, wie sie u. a. von den Stützel Speichern Tirols¹¹⁾ oder den Blockspeichern des Kärntner Nockgebietes¹²⁾ oder Unterkärntens¹³⁾ her bekannt geworden ist.

In der Kopfzone der Längswände unseres Speichers kragen die Wandhölzer als Konsolbalken ebensoweit vor wie die entsprechenden Schwellhölzer der Bodenzone und tragen so eine dem Dachraum vorgelegte, gleichfalls 1,40 m breite und mit stehenden Brettern verblendete Oberlaube dicht unter dem Schopfwalm des Daches. Zu Anlage und Bauefüge des Speichers vergleiche man im einzelnen die beigegebenen Skizzen des Grundrisses (Fig. 1), der Giebelansicht (Fig. 2) und des Vertikalschnittes durch den gesamten Speicherbau (Fig. 3).

Das Dach ist als Schersparrendach ausgeführt; die fünf Schersparrenpaare sind am First jedoch nur verblattet, was auffällig ist, und besitzen zudem keine mittleren Bindebalken. Aufschieblinge verbreitern dabei etwas den Traufenraum, wobei kräftige Holznägel durch die Aufschieblinge und Sparrenfüße hindurch die Dachhölzer mit den Fußpfetten (Mauerbänken) verbinden.

Boden und Decke des Speichers bestehen aus 5 cm starken und bis zu 50 cm breiten Bohlen, die jeweils auf drei eingebundenen Querschwellen bzw. Deckenbalken mit Holznägeln in stumpfer Fügung aufgenagelt sind.

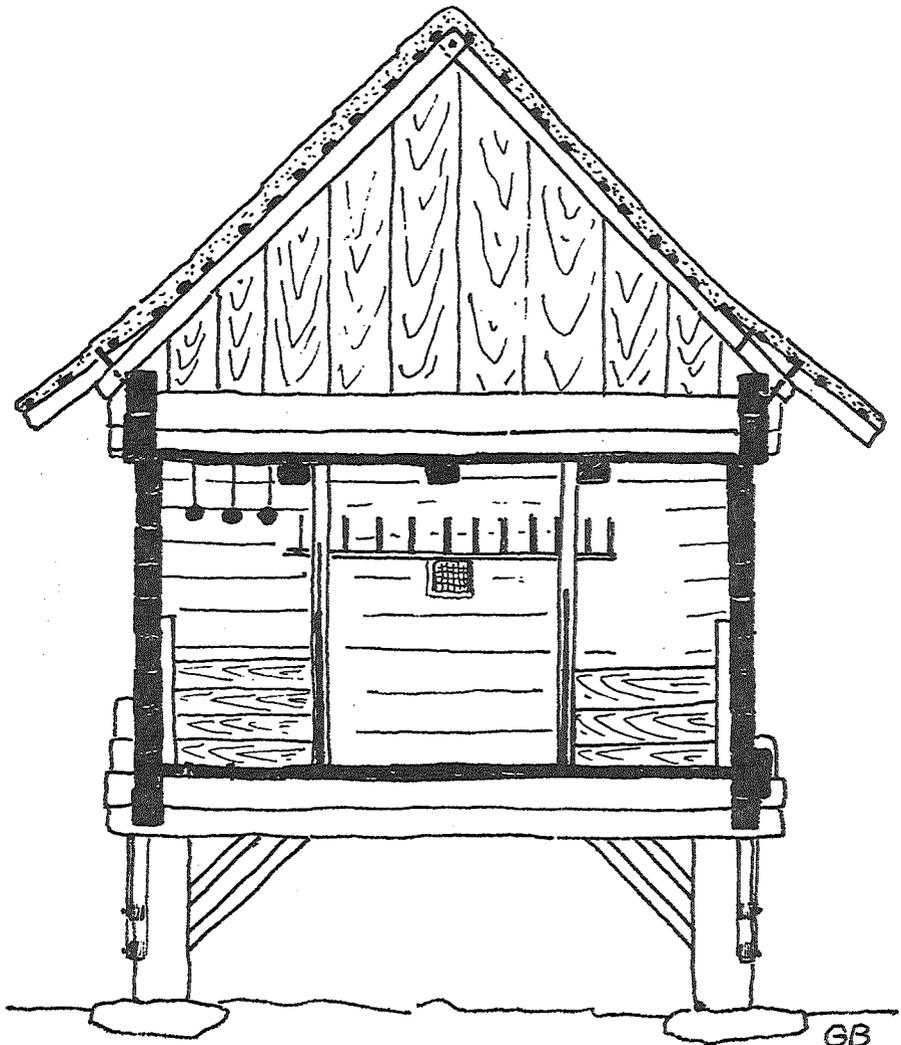
Das Innere des Kastens besteht aus einem einzigen Raum mit einer lichten Höhe von etwa 2 m. Hier wurden durch schwächere genutete Steher und Pfosten an der Wand, zwischen die Bretter eingeschoben sind, an jeder Langseite des Raumes drei Lagerfächer für Getreide geschaffen, so daß nur ein Mittelgang frei bleibt. Vor der hinteren Giebelwand hängen etwa in Kopfhöhe ein durch Bogen verbundenes Traggestell für Brotlaibe, eine sogenannte „Brotrehm“, und über den Bodenfächern, der westlichen Längswand entlang, drei in einer Ebene liegende Tragstangen, die von einer Giebelwand zur anderen durchlaufen und die wohl zum Aufhängen von Speck und Selchfleisch bestimmt sind.

¹⁰⁾ Zur Form dieser Art von Eckverzinkung s. Hermann Phleps, Der Blockbau. Karlsruhe 1942, S. 62 f.; Oskar Moser, Das Bauernhaus (wie Anm. 1), S. 39, und Abb. 6, Fig. 6.

¹¹⁾ Helmut Keim, Pfostenspeicher und -scheunen in Tirol. In: Der Schlern 49, 1975, S. 554, und Fig. 1.

¹²⁾ O. Moser, Das Bauernhaus (wie Anm. 1), S. 126 (mit weiterer Literatur).

¹³⁾ Ebenda, S. 126 ff.



GB
76



Schnitt AB

Fig. 3

In beiden Längswänden sowie auch in der hinteren Giebelwand des Speichers befindet sich in einer Höhe von etwa 1,30 m je eine Lichtöffnung. Diese haben nur eine Größe von rund 30 x 30 cm, sind in je zwei aufeinanderliegende Balken der Blockwand eingeschnitten und außen stärker abgefast. Diese Lichtöffnungen werden außerdem durch Maschengitter aus derbem Draht abgesichert. Die einfach zusammengefügte Brettertüre ist mit eisernen Angeln angeschlagen und besitzt ein Federschloß. Schwelle, Seitenpfosten und Sturz der Türe sind ziemlich roh ausgehakt. Die Seitenpfosten sind an den durchlaufenden Sturzbalken mit ausgeschweiftem Blatt angeschlagen und mittels eines Schrägnagels („Pfosn“) beidseitig befestigt; in den gleichfalls durchlaufenden und ausgeschnittenen Schwellbalken („Drischpl“) (= zweiter Balkenkrans des Wandgefüges) sind sie hingegen mit einem Zapfen eingelassen. Mit den übrigen Balken der Blockwand sind diese Türpfosten hingegen nur im stumpfen Stoß aneinandergesetzt, was für die Wand eines Speicherbaues auffallend erscheint, aber dem Türgefüge der Blockbauten Unterkärntens im allgemeinen entspricht.

Im Gegensatz zur offenen Vorlaube mit Ganggeländer ist die dem Dachraum des Speichers vorgelegte Oberlaube mit einer Bretterschalung abgeschlossen, in die nur zwei senkrechte Lichtfenster eingeschnitten sind, deren Zuschnitt offenbar älteren Herkommens ist. Die neuerdings entfernte Bretterschalung der hinteren Giebelwand hingegen griff auch in eine Nut des obersten Wandbalkens ein, was gleichfalls auf eine ältere Werktradition hinweisen dürfte. Der Dachraum des Speichers ist eigens abgeteilt und durch eine Brettertüre zugänglich. Er diente nach Auskunft der Besitzersleute seit jeher zur Aufbewahrung von Werkzeugen und Geräten.

Der Speicher war ursprünglich sicher mit Stroh gedeckt. Er erhielt jedoch später ein sogenanntes Spanschindeldach mit längsseitig überbindenden Schmalschindeln (Nagelschindeln) und wurde erst neuerdings bei seinem letzten Umbau (1974) mit einer neuen Lattung versehen und mit Eternitschieferplatten gedeckt.

Der hier beschriebene Speicherbau wurde seit unserer ersten Aufnahme im Jahre 1974 baulich völlig verändert. Man hat seine tragenden Stützpfosten samt den Streben entfernt und durch ein modernes verputztes Mauerwerk ersetzt, so daß jetzt der Raum unter dem „Kastn“ als Garage genutzt werden kann. An die Hinterseite wurde ferner ein Geräteschuppen angebaut und zugleich die Bretterschalung des hinteren Giebels entfernt. Die schmale Steilstiege der Vorderlaube in das Dachgeschoß erhielt ein Geländer, ferner wurden im Zuge dieses Umbaus die Boden- und Gangbretter der Laube erneuert und die Bohlenstiege als Aufgang zur Laube durch Betonstufen ersetzt. Dadurch wurde die äußere Erscheinung dieses Speichers völlig ver-

ändert; geblieben freilich ist ihm nach der Unterkärntner Gewohnheit die stärkere Einbeziehung in die Hofwirtschaft, derzufolge er „dem wirtschaftlichen Getriebe des Bauernhofes viel enger angeschlossen (ist) als die streng abgesonderten Kästen Mittel- und Oberkärntens“¹⁴⁾.

Von den durch Oskar Moser beschriebenen Pfostenspeichern des Jauntales in Kärnten unterscheidet er sich vor allem durch sein „moderneres“ Schersparrendach-Gerüst und wohl auch durch die weniger sorgfältig ausgeführte, ihrem Gefüge nach jüngere Türe sowie durch die fast ausschließliche Verwendung von Lärchenholz.

Eine zuverlässige Datierung dieses Bauwerkes ist mir nicht möglich. Es ist jedoch bemerkenswert, daß auf dem Sturzbalken der Türe zum Dachboden des Speichers mit Bleistift die Jahreszahl 1792 vermerkt steht. Sie scheint zumindest ein Hinweis auf einen möglichen Umbau oder vielleicht sogar auf eine dabei entfernte oder seither verdeckte Jahresdatierung zu sein.

¹⁴⁾ O. Moser, Die Pfostenspeicher (wie Anm. 1), S. 226.

Notiz zu den „Feitelvereinen“ aus Tirol

Von Peter Stürz

Kürzlich begegnete mir ein Beleg zu den „Feitelvereinen“ (vgl. ÖZV 77, 1974, S. 191 ff.) für H o c h f i l z e n in Tirol: „Hier besteht schon seit einiger Zeit ein Taschen-Veitl-Klub. Die Mitglieder dieses Klubs begrüßen sich mit dem ‚kernigen‘ Spruch ‚Veitl auf!‘ und weisen sich gegenseitig den Taschenveitl vor. — Ein Hochfilzener Wirt, ein besonders eifriges Mitglied dieser Vereinigung, begrüßte nun kürzlich in seinem Eifer in Kitzbühel einen Bekannten mit einem besonders kräftigen ‚Veitl auf!‘, wobei er den Veitl aus dem Hosensack herausriß. Daß der derart Begrüßte schleunigst Reißaus nahm, wird jedermann begreifen.“ Dieser Bericht stammt bemerkenswerterweise aus dem Jahr 1908! Er wurde im „Kitzbüheler Anzeiger“ Nr. 38 vom 21. September 1974 wiedergegeben.

Chronik der Volkskunde

**DER BUNDESMINISTER
FÜR WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG**

Zl. 10.988/3/30/76

Wien, am 3. Jänner 1977

Sehr geehrter Herr Hofrat!

Wie mir berichtet wird, gibt der Verein für Volkskunde seit nunmehr 80 Jahren die „Österr. Zeitschrift für Volkskunde“ heraus. Der Beginn des 80. Bandes der Gesamtserie stellt somit gewiß für das Fach ein außerordentliches Ereignis dar. Umsomehr als es sich um die bedeutendste Zeitschrift auf diesem Gebiet handelt und es nicht sehr viele wissenschaftliche Fachzeitschriften von dieser langen Lebensdauer in Österreich gibt.

Es ist mir daher ein Bedürfnis, sehr geehrter Herr Hofrat, Ihnen als Präsident dieses Vereines, für die hervorragenden Verdienste und erbrachten Leistungen hinsichtlich der Herausgabe der Druckschrift „Österr. Zeitschrift für Volkskunde“ meinen besten Dank und meine Anerkennung auszusprechen.

Mit dem Ausdrucke meiner
vorzüglichen Hochachtung
(Firnberg)

An den
Verein für Volkskunde
z. H. des Präsidenten
WHR Universitätsprofessor
Dr. Leopold SCHMIDT
Direktor des Österreichischen
Museums für Volkskunde
Laudongasse 15—19
1080 Wien

Vom Österreichischen Fachverband für Volkskunde
Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg — Fachverbandsvorsitzender

Am 27. November 1976 fand in Salzburg eine außerordentliche Generalversammlung des „Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde“ statt. Hauptpunkt der Tagesordnung war die Neuwahl des gesamten Vorstandes des Fachverbandes.

Die Wahl ergab folgenden neuen Vorstand:

Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Vorstand des Institutes für Volkskunde (Europäische Ethnologie) an der Universität Innsbruck und Gründer des Fachverbandes im Jahre 1958, wurde zum Vorsitzenden gewählt. Prof. Ilg hatte den Vorsitz bereits früher einmal durch 10 Jahre hindurch innegehabt. Zum Vorsitzenden-Stellvertreter wurde der scheidende Vorsitzende, Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Vorstand des Institutes für Volkskunde an der Universität Graz, bestellt. Der weitere neugewählte Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: Frau Prof. Dr. Martha Sammer (Klosterneuburg) und Herr Dr. Franz Grieshofer (Wien) als Beiräte, Vertr. Ass. Dr. Peter Stürz (Innsbruck) als Schriftführer, Dr. Rotraut Sutter (Innsbruck) als Kassier, Oberschulrat Helmut Prasch (Spittal) und Dr. Volker Hänsel (Trautenfels) als Kassaprüfer.

In einer kurzen programmatischen Rede stellte der neugewählte Vorsitzende, Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, die wichtigsten Anliegen und Aufgaben vor, die er im Rahmen des „Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde“ vorantreiben und betreuen will. Sein Programm ist vor allem auf die Zukunft des Faches „Volkskunde — Europäische Ethnologie“ ausgerichtet. Bei aller Pluralität innerhalb der Fachschaft soll in den Grundzügen keine Konfrontierung, sondern eine möglichste Zusammenarbeit gepflegt werden. Die „Angewandte Volkskunde“ soll in der Lehre und in der Ausbildung mehr als bisher in den Vordergrund gerückt werden. In erster Linie geht es dem neuen Vorsitzenden vor allem auch um die weitere Schaffung von Berufsmöglichkeiten für Absolventen des Faches „Volkskunde“, um die stärkere Verflechtung und Integrierung des Faches mit der Öffentlichkeit. Prof. Ilg nennt für die berufliche Ausbildung die Bereiche Medienwesen, Museumswesen, Erwachsenenbildung, Fremdenverkehr, Denkmalpflege, vor allem aber den Schulbereich. So steht der Fachverband z. Z. in intensiven Verhandlungen mit dem Unterrichtsministerium, um das Fach „Volkskunde“ in die Lehrpläne der Pädagogischen Akademien aufzunehmen und so in Zukunft Lehrstellen für Volkskundler zu schaffen. Ein Hauptanliegen des Fachverbandes wird es also sein, die Volkskunde gegenwartsbezogen auf praxisnahe Gebiete zu lenken und so verstärkt die Aufgaben wahrzunehmen, die dem Volkskundler etwa auf den oben erwähnten Gebieten in Zukunft erwachsen werden.

Der Vorsitzende strebt mit allem Nachdruck ebenfalls eine enge Zusammenarbeit mit dem „Verein für Volkskunde“ (Wien) an, sowohl bei der Veranstaltung von Tagungen, wie auch im Veröffentlichungsbereich. Der „Verein für Volkskunde“ ist die ältere große Vereinigung von Volkskndlern und volkskundlich Interessierter in Österreich. Eine Spaltung würde nur dem Ansehen des Faches „Volkskunde“ schaden. Bezüglich der Zusammenarbeit des „Fachverbandes für Volkskunde“ mit dem „Verein für Volkskunde“ stellte Hofrat Dr. Kurt Conrad (Salzburg) folgenden Antrag, der bei der außerordentlichen Generalversammlung in Salzburg mit großer Mehrheit zum Beschluß erhoben wurde: „Im Interesse der Einheit und Geschlossenheit des Faches ‚Volkskunde‘ in Österreich wird der Vorstand des Fachverbandes beauftragt, alle Möglichkeiten zur Herbeiführung einer engen Zusammenarbeit mit dem ‚Verein für Volkskunde‘ zu prüfen.“

Durch die Zusammenarbeit aller Volkskundler ist zu hoffen, daß gestellte Aufgaben und Probleme gemeinsam wirkungsvoller angegangen und gelöst werden können.
Dr. Peter Stürz (Innsbruck)

Bericht über das 9. Internationale Hafnerei-Symposion

(Handwerkliche Keramik aus Mitteleuropa) in Frechen vom 28. August bis 5. September 1976

Das Symposion fand in diesem Jahr zum ersten Mal nicht in St. Justina/Osttirol statt. Anlässlich der Feiern zur 25jährigen Stadterhebung und 1100jährigen urkundlichen Ersterwähnung hatte Frechen, altes traditionelles Steinzeugzentrum im Rheinland, eingeladen. So stand das Programm hauptsächlich unter dem Aspekt der Steinzeugforschung. In Referaten wurden folgende Themen behandelt:

1. Ingolf Bauer, München. Paul Stieber, Persönlichkeit und Werk; das Hafner-Archiv in München (Stiebers Lebensweg — geboren 1915, gestorben 1975 —, Ingenieur für Sondermaschinenbau, Musiker, Sammler und Fachmann für Keramik — neue wissenschaftliche Betrachtungsweisen — systematischer Aufbau des Hafner-Archivs — interdependente Aufbereitung des gesammelten Arbeitsmaterials und der Informationen — Hafner-Archiv im Bayerischen Nationalmuseum als Arbeitsstätte eingerichtet und zugänglich).

2. Wilhelm Elling, Vreden. Steinzeugtöpferei in Stadtlohn-Vreden (über Steinzeugtöpferei in Westfalen bisher kaum etwas bekannt — Bartmannskrüge ähnlich Frechen — aufschlußreiche Scherbenfunde — erste Hälfte 18. Jahrhundert Zuwanderung und Einfluß aus dem Westerwald — grau-blaue Gebrauchsware wird heute noch produziert).

3. Stefan Vandenberghe, Mecheln. Archivalische gegevens omtrent de Mechelse pottenbakkers in het 15. en 16. eeuw (keramische Forschungen aus archäologischer und archivalischer Sicht in Mecheln/Belgien — archivalische Quellen ab 1420 — Scherbenfunde jeglicher Art importierter Keramik).

4. Karl Göbels und Heinrich Schnitzler, Frechen. Die Keramiksammlung der Stadt Frechen (Ausstellung im Rathaus — die wichtigsten Stücke in gesicherten Depots — Steinzeug, Irdenware, Feinkeramik — publizierter Katalog, 242 Nummern, fast alle in den letzten 25 Jahren erworben — Abbild der umfangreichen Produktion).

5. Josef Horschik, Dresden. Sächsisches und thüringisches Steinzeug I—III (Zuweisung bisher sehr oft zu Westerwald und Creussen-Waldenburg [1388], Altenburg, Zeitz, Bürgel — Einfluß auf Creussen — Erzgebirge, Annaberg, Freiberg: Zuweisung erstmals von Horschik, Ähnlichkeit mit Creussen, farbiger Emaildekor durch wandernde Glasmaler — Muskau, Bunzlau, Naumburg, Triebel: braune Ware unter Einfluß Waldenburgs. Zuschreibung nach Muskau durch lokale Funde, graue Gefäße nicht Westerwald, sondern Triebel).

6. Wingolf Lehmann, Münster. Steinzeuggefäße in bürgerlichen Haushalten um 1860 (Benutzungshinweise und Benennungen von Gebrauchskeramik in Kochbüchern — Henriette Davidis: „Praktisches Kochbuch“, „Die Hausfrau“ — Gebrauchsbezeichnung sollte auch im Museum stärkere Beachtung finden).

7. Rüdiger Vossen, Hamburg. Film über primitive Töpfertechniken in Spanien (Frauentöpfer an einfacher Handblockscheibe — hauptsächlich Wasserflaschen und Kochgefäße — Besonderheit halbrunde getöpferte Brotbacköfen).

8. Werner Endres, München. Neuere physikalisch-chemische Untersuchungen an Keramik (zu große Hoffnungen an die Naturwissenschaft — ein-

heimische Keramik für Forschung nicht „attraktiv“ — Aufwand, Kosten, Personal — Methoden für Datierung und Herkunft).

9. Bärbel Kerkhoff-Hader, Bonn. Lebens- und Arbeitsformen der Töpfer in der Südwesteifel (volkskundliche Feldforschung nicht zu trennen von sozialen Lebens- und Produktionsformen — Töpfertradition in der Eifel seit römischer Zeit — 1485 Bruderschaft der Krugmacher — erste Hälfte 18. Jahrhundert Zuzug und Einfluß aus dem Westerwald — enge Durchdringung von Arbeit und Wohnen).

10. Rüdiger Vossen, Hamburg. Gigantische Vorratsgefäße aus Ton; Herstellung und Verbreitung im Mittelmeerraum; Spanien, Portugal, Tunesien, Italien, Kreta, Zypern, Kaukasus („tinajas“, Höhe 0,8—5 m, amphorenförmig — Aufbewahrung von Wein, Öl, Wasser — auf Kreta Wandertöpfer — auf dem Kaukasus gleiche Formen wie in Spanien, unabhängig entstanden).

11. Jana Kybalová, Prag. Frechener Steinzeug im Prager Kunstgewerbemuseum (Geschichte der Stücke, Ankauf, Schenkung — Fragen der Datierung und Echtheit).

12. Georges Klein, Straßburg. Salzglasiertes Steinzeug im Elsaß-Betschdorf — (ab Beginn 18. Jahrhundert urkundlich bezeugt — Zuzug von Krugbäckern aus dem Taunus und Westerwald — Hausschmuck als selbstbewußte Handwerker — heute Standardisierung der Ware).

13. Alfred Höck, Marburg. Steinzeug in Hessen (Dreihausen — schwer zu datieren — keine Signaturen, Zeichen, Jahreszahlen — hohe Qualität mit geringen Mitteln — Aulendiebach — Großalmerode — Hausen bei Gießen keine (!) Steinzeugproduktion — Krugbau bei Steinau Wasserflaschen und Gebrauchsgeschirr ab zweiter Hälfte 18. Jahrhundert — Krugbäcker aus dem Westerwald).

14. Joachim Naumann, Kassel. Hessische Töpferei zwischen Spessart, Rhön und Vogelsberg (Referat zur gleichnamigen Ausstellung — zum Teil Kontinuität seit dem Mittelalter — bekannte Orte: Lauterbach, Schlitz, Marjoß, Wittgenborn — größter Anteil einfachstes Gebrauchsgeschirr, wenig dekoriert).

Exkursionen: Frechen (im Keramion Ausstellung alter und moderner Keramik; Vom Ton zum Steinzeug — Der Werkstoff und seine Technologie — Besichtigung der Steinzeugfabrik Cremer & Breuer — Frechen in Geschichte und Gegenwart, Stadtrundfahrt).

Besuch des Keramikdepots des Kunstgewerbemuseums in Köln (G. Reining von Bock).

Teilnahme an der Festsitzung der Stadtvertretung aus Anlaß des 25. Jahrestages der Verleihung der Stadtrechte an die Gemeinde Frechen.

Raeren (Töpferei-Museum, Führung O. E. Mayer); Kaltenherberg und seine Schneehecken; Langerwehe (Töpferei-Museum, Führung B. Sielmann, Sonderausstellung Hessische Töpferei zwischen Spessart, Rhön und Vogelsberg).

Ergebnisse: Das Thema Steinzeug war breit aufgefächert und wurde unter verschiedenen Aspekten vorgetragen. Bei der Beschäftigung mit Keramik sollten neben der Betrachtung und Beurteilung des einzelnen Stückes die sozialen Lebens- und Produktionsformen der Töpfer ebenso behandelt werden wie die mundartliche Benennung und der Verwendungszweck von einfachem Gebrauchsgeschirr. Grabungen (Scherbenhalden, Bruchgruben, Öfen) sind oft die einzige stichhaltige Lokalisierungshilfe bei unbezeichneter Massenware. Interessant wären Vergleich und Auswertung lokaler Forschungsergebnisse von Steinzeugproduktionen (Eifel, Elsaß, Westfalen, Rhön), die als Ausstrahlungszentren des Westerwaldes unterschiedliche und in eigener Tradition stehende Formen und Dekore entwickelten. Im erstmals größeren offiziellen Rahmen machte das Symposium auf sich aufmerksam (Gäste als Zuhörer, Berichterstattung in der

Presse); es wurde angeregt, diese Form mit jeweils einem kleineren Treffen abzuwechseln. Als Thematik für das kommende 10. IHS wurde die Diskussion über eine einheitliche Terminologie vorgeschlagen. Alle gehaltenen Referate sollen Anfang 1977 gesammelt in gedruckter Form erscheinen.

Publikationen: Lutz Röhrich und Gertraud Meinel, Töpferei im Elsaß, Bühl/Baden 1975. — Hafnergeschirr aus Altbayern. Bearbeitet von Ingolf Bauer (Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums XV, 1). München 1976. — Paul Stieber, Deutsches Hafnergeschirr. Sonderdruck aus Keyzers Kunst- und Antiquitätenbuch, Bd. 3, S. 241—291 (Nachdruck in: Ethnologia Bavarica, H. 1; 6,80 DM bei Institut für Volkskunde, Am Hubland, 8700 Würzburg). — Helmut Müller, Töpferei in Schermbach (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, hrsg. von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, H. 4). Münster 1976.

Bad Neustadt, im September 1976

Uwe Zureck

Norbert Wallner †

Am 29. Dezember 1976 verstarb in Innsbruck der bedeutende Tiroler Volksliedforscher Dr. Wallner. Er war von Beruf Lehrer, konnte erst spät studieren und im Ruhestand sich ganz dem Volkslied widmen. Seine umfangreiche und wichtige Dissertation „Deutsche Marienlieder der Enneberger Ladinern“ (= Schriften zur Volksmusik, Bd. 1) Wien 1970, bezeugt seine Vertrautheit mit den ländlichen Liederhandschriften. Als Vorankündigung erschien schon 1963/1964 sein Beitrag „Deutscher Kirchengesang im Gadertal“ in dem Band: Ladinien, Land und Volk in den Dolomiten, 1964, S. 422 ff. Weitere Beiträge besonders im Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes sowie in den „Volkskundlichen Studien“ (Innsbruck 1964, S. 157 ff.) folgten. Sein Anteil an Volksmusiktagungen sowie an Volksmusik-Sendungen des Rundfunks war bedeutend. Er wird uns lange im Gedächtnis bleiben.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Deutsche Volkslieder. Balladen. Gemeinsam mit Heinke Binder, Jürgen Dittmar, Monika Hasse, Otto Holzapfel, Lutz Röhrich, Wiegend Stief und Wolfgang Suppan, herausgegeben von Rolf Wilhelm Brednich. 6. Teil. Freiburg im Breisgau 1976. Verlag des Deutschen Volksliedarchives in Kommission bei Ernst Kaufmann, Lahr im Schwarzwald.

Das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg ist eines der wichtigsten Institute des Faches Volkskunde. Mit seinen über 70 Jahren des Bestehens steht es ebenbürtig neben den großen Volkskundemuseen, die an sich die ältesten und traditionsreichsten Institute der Volkskunde überhaupt sind. Das Volksliedarchiv hat seit jeher neben der Archivierung des stets noch wachsenden Bestandes die Verpflichtung der Veröffentlichung auf sich genommen. Sein Gründer John Meier hat auch für das Hauptveröffentlichungswerk den Grund gelegt und 1935 mit dem 1. Band der „Deutschen Volkslieder“ mit ihren Melodien begonnen. Das ist also über 40 Jahre her, und die Zeit mit allen ihren Schwierigkeiten hat das Volksliedarchiv nicht verschont gelassen. Es ist aber doch immer wieder gelungen, seine Existenz zu sichern und dem publizistischen Hauptwerk zum Weiterwachstum zu verhelfen.

Nunmehr ist man 1976, also nach 40 Jahren, glücklich beim 6. Band des Balladenwerkes angelangt. Der 1. Halbband dieses Bandes erschien schon 1974, brachte die völlig erneuerte Bibliographie (47 Seiten stark) und Monographien von neun Balladen. Der 2. Halbband, 1976 erschienen, bringt die Einleitung zu dem Band, in der die neueren Geschehnisse des Archives geschildert werden und alle Mitarbeiter ihre knappe Anführung und Würdigung finden, und acht Balladen-Monographien, womit jetzt glücklich 140 Balladen oder doch balladenartige Lieder ihre Darstellung gefunden haben.

Dem Wesen des behandelten Liedschatzes entspricht es, daß eigentlich immer Lieder in den Formen des frühen 16. Jahrhunderts behandelt werden, die seit Nicolai und dem „Wunderhorn“ wiederbelebt wurden. Wer jemals aus dem „Zupfgeigenhansel“ gesungen hat, der wird mit Freuden etwa das so sangbare Lied „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn“ finden (Nr. 133), und die komplizierte Überlieferung dieses „Nachtjägers“ nachzulesen versuchen. Die Textvorstellungen und Kommentare zu diesen „Balladen“ sind nicht einfach, keiner der Mitarbeiter hat es sich jemals leicht gemacht. Soll doch hier für viele Jahrzehnte grundlegend dargetan werden, was man sich nun zu diesen vielgesungenen, zersungenen Liedern schon alles überlegt hat und bis heute interpretierend überlegen konnte. Selbst eher als studentisch ungebunden angesehene Lieder wie „Es waren drei Gesellen“ (Nr. 139) erhalten in der dichten Kommentierung andere Züge als die meist und offenbar zu oberflächlich wahrgenommenen. Ein erstaunliches Beispiel für alle diese Erwägungen ist wohl Nr. 129, „Das weinholende Mädchen“, das in seinen aus Liedhandschriften und Flugblätter bekannten Texten doch als ein Gesellschaftslied mit erotischen Anspielungen erscheint. Aber John Meier hat einstmals einen möglichen Zusammenhang mit einer Moritat des 13. Jahrhunderts entdeckt, einer Mordgeschichte, die schon bei Caesarius von Heisterbach steht und die in den Niederlanden zu

der Legendenballade von der Märtyrerin Margerita von Löwen geführt hat. Da türmen sich also die Fragen nur so auf, die Möglichkeiten der Zusammenhänge, etwa des Ausscheidens des Legendenmotives im Verlauf der Verweltlichung im Jahrhundert der Reformation.

Die knappen Hinweise sollen nur zeigen, daß es sich die Bearbeiter in keinem Fall leicht gemacht haben. In jeder derartigen Liedmonographie steckt mehr als eine Dissertation. Jüngere Mitarbeiter des großen Werkes haben da jeweils ihre Talentproben abzuliefern und die Redakteure tun offensichtlich ihr Bestes, um das Werk zu einem Ganzen zusammenzuschweißen. Man erweist seine Dankbarkeit dafür wohl am besten, daß man das unschätzbare Werk immer wieder prüfend benützt.

Leopold Schmidt

Hermann von Schmid und Karl Stieler, Wanderungen im Bayerischen Gebirge und Salzkammergut. Illustriert von Gustav Cloß, Wilhelm Diez, Alois Gabl, Richard Püttner, Arthur von Ramberg, Carl Raupp, L. Ritter, J. G. Steffan, Friedrich Voltz, Josef Watter, Josef Wopfner. Großformat 215 Seiten mit zahlreichen Abb. Neudruck „Bavarica Reprint“, München 1976, Süddeutscher Verlag. DM 48,—.

Wer die Originalausgabe dieses bemerkenswerten Buches, Stuttgart 1873 erschienen, nicht besitzt, wird zweifellos gern zu diesem schönen Neudruck greifen. Handelt es sich doch um ein Werk aus jener Frühzeit der Volkskunde, in der auch die volkskundlichen Beiträge zur „Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild“ geschaffen wurden, auch die zum Teil sachlich wertvollen Bilder, die in vorzüglich deutlichen Holzstichen reproduziert wurden. Die Textbeiträge wird man heute wohl eher überfliegen, mit ihrer Touristen- und Sommerfrischler-Schilderung sind sie begreiflicherweise sehr zeitgebunden. Aber der Beitrag von Karl Stieler über das Bergdorf behandelt immerhin sehr kenntnisreich in sechs Kapiteln Haus und Brauch; das Schuhplatteln, das Haberfeldtreiben, natürlich auch die Wildschützen im bayerischen Gebirge, dann sogar noch „Ein Räuberleben in den Bergen“, schließlich aber doch Sonnwendfeuer und Almenleben. Unter den vielen Bildern finden sich auch manche quellenmäßig wertvolle: so etwa S. 9 Bootsformen vom Starnberger See, 15 Floß auf der Isar, 20 Partenkirchen vor dem Brand, 22 Kraxenträger, 32 Schützenzug in Lenggries, 35 Kopflasträgerin bei Tegernsee (man denkt dabei an die Darstellung von Spitzweg zurück), 38 Bittgang durch die Felder, 43 Kirchweih in der Kaiserklause, 45 Holzknechtshütte im Wald (Rindenhütte), 50 Wurzengraberin, 53 Pferde zur Leonhardsfahrt, 61 Heufuhr über den Chiemsee (ein in der Malerei der Zeit immer wiederkehrendes Motiv), 65 Fischzug auf dem Chiemsee, 107 Einbaum auf dem Wolfgangsee, 149 Kammerwagen mit Hochzeitsmöbeln, 151 Hochzeitszug mit gehender Musik, 153 Schuhplattler, 157 Haberfeldtreiben, 173 Johannisfeuer, 178 Inneres einer Sennhütte, 181 Almabtrieb. Das ist nur eine Auswahl aus den vielen Bildern, auch die mehr topographisch eingestellten zeigen doch immer wieder Trachtengestalten, Hausformen usw. Da Salzburg und das Salzkammergut mitbehandelt sind, ist der Band auch von österreichischem Interesse.

Auf dem Titelblatt wird mitgeteilt, daß es sich um die zweite Auflage handelt und daß die erste Auflage unter dem (Ober-)titel „Aus deutschen Bergen“ erschien. Das stimmt, aber man muß dazu sagen, daß es sich damals um den ersten Band des zweibändigen so betitelten Werkes handelte. Der zweite Band heißt „Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg“ und seine Texte stammen von Ludwig von Hörmann, Herman von Schmid, Ludwig Steub, Karl von Seyffertitz und Ignaz Zingerle. Ebenso gestaltet wie der erste, ebenfalls mit vorzüglichen zeitgenössischen Bildern ausgestattet, wäre er eigentlich auch des Neu-

druckes würdig. Als „beatus possidens“ freut man sich natürlich, beide Bände in der alten Auflage zu besitzen, würde aber den „anderen“ eben doch wünschen, daß sie sich nun zum ersten auch den zweiten Band im „Reprint“ anschaffen könnten. Die volkskundlichen Interessenten würden auch dabei nicht zu kurz kommen.

Leopold Schmidt

Alfred Förg, Schießscheiben. Volkskunst in vier Jahrhunderten aus Deutschland, Österreich, Südtirol und der Schweiz. Mit einem Vorwort von Franz J. Grieshofer, Großformat 256 Seiten, 452 Reproduktionen von Schießscheiben, davon 102 vierfarbig, 350 schwarz-weiß. Rosenheim 1976, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg, DM 79,80.

Von den vielen Zwischengebieten der älteren breitschichtigen Kultur, die man gern einer farblosen „Kulturgeschichte“ zuweist und die dann meist doch der Volkskunde zufallen, ist das Gebiet der Schießscheiben sicherlich eines der reizvollsten. Ab und zu gibt es gute örtliche Veröffentlichungen darüber und ab und zu wieder kommen auch Bildpublikationen zustande, wie im Vorjahr der köstliche Kalender des Verlages Georg D. W. Callwey.

Nun aber hat ein rühriger bayerischer Verleger das Kapitel selbst in die Hand genommen und die wichtigsten zugänglichen Schießscheibenbestände sehr schön photographieren lassen. Franz J. Grieshofer, der über das Schützenwesen im Salzkammergut dissertiert hat, konnte eine „Kleine Kulturgeschichte der Schießscheibe“ beisteuern (S. 8—15), die einen schönen gegliederten Überblick über das Gebiet vorlegt. Dadurch ist der aufwendige Bildteil gerechtfertigt, der die Scheiben nach den Orten gliedert vorweist. Zunächst vor allem Enns, worüber Franz Lipp gearbeitet hat, dann Tegernsee, weiters Lindau, Schwabach, Coburg — mit den Bildern aus dem „Coburger Scheibenbuch“ —, Scheiben aus dem Besitz des Grafen Arco-Zinneberg, Scheiben der „Kgl. priv. Feuer-schützen Gesellschaft München Der Bund“, Scheiben aus Würzburg, aus Leoben — die Günter Jontes vor kurzem bekannt gemacht hat —, und so geht es weiter durch die verschiedensten Orte in Bayern und Österreich, wobei die Scheiben aus Eppan in Südtirol und jene aus Bruneck wie von der Gesellschaft in Oberbozen besonders hervorgehoben werden sollen. Aus Nordtirol kommen die Scheiben von Kufstein, von Kitzbühel, von Innsbruck, aus Salzburg die von Hallein und von Tamsweg, aus Niederösterreich schließlich eine herrliche Serie aus Scheibbs, worüber einstmal Hermann G o j a gearbeitet hat. Aus Kärnten stammen die Scheiben aus St. Veit an der Glan, aus Vorarlberg jene von der Hauptschützengesellschaft in Bregenz.

Der Reichtum der Bilder ist außerordentlich groß und müßte sowohl ikonographisch wie nach den Malern und ihren Qualitäten durchbesprochen werden. Die alten Scheibenmaler haben einen außerordentlich vielseitigen Motivbestand verarbeitet, für dessen Erschließung man sich der ganzen barocken Emblematik bedienen muß. Die bayerischen Scheiben des 19. Jahrhunderts sind dagegen fast durchwegs von Münchner Genremalern gearbeitet, einigermaßen den zeitgleichen Bierglasdeckeln verwandt. Während die alten Scheibenmaler fast immer eine sinnvolle Anordnung der Figuren und Symbole trafen, gaben die Genremaler häufig nur Bilder, manchmal ganz gute Trachtendarstellungen, bei denen man als Schütze wohl gezögert hätte, darauf zu schießen. Die ganze Unterschiedlichkeit erschließt sich nur bei einer Interpretation der einzelnen Scheiben und der mitunter augenfälligen Gruppen. Daß man dieses köstliche Material aber jetzt so durchinterpretieren kann, verdankt man doch dem einfallsreichen Rosenheimer Verleger, der in diesem Sonderfall selbst als Herausgeber aufgetreten ist.

Leopold Schmidt

Georg Matthaeus Vischer, Topographia archiducatus Austriae Inferioris modernae 1672. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Anton Leopold Schuller, Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1975. Gebunden Groß-Oktav, 511 Tafeln, 76 Seiten. Einleitung, Register usw.

In gleich sorgfältiger Aufmachung als bibliophiles Werk historischer Ansichten von Baudenkmalern des „Historikers mit dem Stift“ (A. Schlossar, 1909), Georg Matthaeus Vischer (1628—1696), wie sie der Bibliothekar Anton Schuller vom Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum für Vischers „Topographia ducatus Stiriae 1681“ 1975 in zwei Bänden hatte herausbringen können (vgl. Österr. Zs. f. Volkskunde XXX/79, S. 83 ff.), legt die Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz nun auch dieses im notvollen Leben und mühseligen Schaffen G. M. Vischers zeitlich um fast ein Jahrzehnt vorangehende Werk der „Topographia archiducatus Austriae Inferioris modernae 1672“ vor. Das heißt also, es sind wiederum Bilder nach Kupferplatten mit Ansichten von Orten, Burgen, Befestigungen, Edelsitzen, Klöstern usw. aus Niederösterreich (vermehrt um 7 Ansichten von Alt-Wien) in der Gesamtzahl von 511 Stichen aus der Zeit vor dem Schicksalsjahre 1683 und mithin auch seiner Nachfolge in einer tiefgreifenden, vor allem barockisierenden Veränderung der allermeisten hier dargestellten Bauobjekte. Man hatte sich bisher im wesentlichen mit der von Max V a n c s a besorgten Ausgabe der (bis dahin greifbaren) Platten des Werkes (Wien 1920) begnügen müssen. Man kann sich in der recht schwierig zu überschauenden Chronologie des Entstehens der Einzelansichten auf Ingo N e b e h a y, Die Topographien Georg Matthaeus Vischers, Beschreibung und Verzeichnis der Ansichten, Wien 1962 (als Zusammenfassung mehrerer Einzelstudien über die Topographien von Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark) stützen und sich neustens über dieses Werk freuen: Peter W e n i n g e r, Niederösterreich in alten Ansichten. Österreich unter der Enns, herausgegeben vom Kulturreferat der Niederösterreichischen Landesregierung, Salzburg (Residenz-Verlag) 1975. Als wissenschaftliche Grundlage für jede weitere topographisch-historische sowie (aus ihr abgeleitet) kulturgeschichtliche Forschung wird nunmehr die wiederum auf eindrucksvoll bewältigter Kleinarbeit des Erfassens reicher, bisher nie in solcher Ausführlichkeit vorgestellte Bestände beruhende Ausgabe von A. L. Schuller dienen können. Sie gliedert sich übrigens, was vielleicht manche befremden könnte, aber nicht nur berechtigt, sondern notwendig erscheint, auf die moderne Gemeinden- und Gerichtsbezirkzugehörigkeit auf Grund mancherlei in jüngster Zeit erfolgter Veränderungen, bezogen auf den amtlichen Bestand nach dem Österreichischen Postlexikon, Loseblatt-Ausgabe 1975. Die Fülle der Bilder gibt nun freilich sehr viel für das Topographische her, im Vergleich zu den beiden Steiermark-Bänden jedoch erheblich weniger an „volkskundlich bemerkenswerten“ Einzelheiten, die für jenes Steiermark-Werk Vischers vom Rezensenten ja hatten zusammengestellt werden können. Einiges ist aber doch ganz reizvoll zu bemerken: das „Saur Baad“ zu Sauerhof bei Baden, mit der „Grueben, so ihnen die Armen Leith aufgraben auf Welchen auch Warmes Baad Heruor Quellet vnd sie darin Baden“ (89/88); mehrmals die Darstellung von kleinen Donauschiffen mit den kennzeichnenden Holzhütten darauf (z. B. 143/18; 229/104); die alte, sehr schematisierende Ansicht der „CHATHAVS GÄMMING“ (Kartause Gaming) (150/128) u. a. m. Auch dieser Band enthält eine Einleitung, angefügt an den Reproduktionsteil (3—5), eine „Literatur über G. M. Vischer“ (6—8) und die Darstellung des Lebens und Arbeitens von G. M. Vischer, zumal in Hinsicht auf das Entstehen dieses Werkes, ohne das seine gereiften späteren Arbeiten nicht zu denken wären (9—41). Tabellen der Kupferplatten, ihre Standorte, ein Register

usw. sind dem so hervorragend wichtigen Neudruck der alten Topographie-Bilder des Erzherzogtums Österreich unter der Enns beigegeben.

Leopold Kretzenbacher

Oskar Moser, Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsbereich (Veröffentlichungen des österreichischen Museums für Volkskunde. Bd. XVII), Wien 1976. 60 Seiten und 21 Abb. S 90,—.

Der Verfasser, dem wir die 1974 erschienene grundlegende Untersuchung über „Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten“ verdanken, greift hier ein hauskundlich besonders wichtiges Einzelthema auf, die Untersuchung alpiner Dachgerüste, unter denen die Pfettendächer besonders häufig erscheinen. Der Verfasser unterscheidet hierbei vier Gruppen: I. Blockpfettendächer; II. Mauerpfettendächer; III. Ständerpfettendächer und IV. Pfettenstuhldächer. Die vierte Gruppe steht im Mittelpunkt der Untersuchungen, wobei andere konstruktive Lösungen nicht außer acht gelassen werden. Das Bauegefüge des Pfettenstuhls stellt (S. 43) eine sprengwerkartige Tragkonstruktion dar, die als selbständiges Zweiständergerüst in ihrer Kopfzone ein in sich fest verzimmertes Kranzgesims aufweist und in den oft als Kniestock erweiterten Dachraum hineingestellt ist. Die Untersuchung, die wesentlich zur Klärung bisher nur oberflächlich beschriebener Gerüste beiträgt, kann in jeder Beziehung als vorbildlich gelten. Sie zieht nicht zuletzt daraus Nutzen, daß der Verfasser, wie so viele Hausforscher, heute in der Lage ist, beim Abbruch und Wiederaufbau historischer Bauernhäuser für die Anlage von Freilichtmuseen mitzuwirken oder zumindestens zugegen zu sein. Dieses Versetzen bzw. Übertragen altartiger Holzbauten gibt erst die Möglichkeit, letzte Einsicht in die einstigen Arbeitsvorgänge zu gewinnen und damit auch die Gerüstkonstruktionen richtig zu verstehen. Hinzu kommt noch, daß der Verfasser in der Lage ist, seine Beobachtungen in vorbildlichen Zeichnungen darzustellen. Auch die Befragung alter Zimmerleute liefert in Österreich offensichtlich noch reiches Wort- und sachkundliches Material. Auf diesem mühevollen Weg (S. 51) unmittelbarer, exakter und schrittweise vorgehender Grundlagenenerhebung und gefügekundlicher Untersuchung sind unsere Kenntnisse nunmehr wesentlich vertieft worden. Vielleicht wird man in einigen Gegenden auch Kirchendachstühle mit in die Untersuchungen einbeziehen können, denn sie sind vielfach von den gleichen Meistern geschaffen. In Bayern gibt es gelegentlich aus romanischer und gotischer Zeit aufschlußreiche Parallelen. Aus dem Abbildungsteil seien die Tafeln bzw. Abb. 6 und 9 besonders hervorgehoben. Hier werden in einprägsamer Form die drei wichtigsten alpinen Pfettenstuhldächer-Typen gegenübergestellt und die verschiedenen Arten des Rofenauflegers am Dachfuß, also an einem besonders kritischen Punkt, veranschaulicht. Der Verfasser ordnet nicht nur konstruktive Zustände, sondern arbeitet auch Formbewegungen heraus, bei denen der Begriff der „Aufsteilung“ besonders markant ist und zum Verständnis baugeschichtlicher Vorgänge beitragen kann. Er konnte das Pfettenstuhldach dabei als einen (S. 50) spezifischen historischen Dachgerüsttyp in seiner Bedeutung und hauskundlichen Zwischenstellung genauer erfassen. Es sei zusammenfassend festgestellt, daß hier wieder einmal ein Instrument geschaffen wurde, mit dem viele in Zukunft dankbar arbeiten werden. Torsten Gebhard

Gertrud Benker, Altes bäuerliches Holzgerät. Großformat 312 Seiten, mit 443 einfarbigen und 14 vierfarbigen Abb. München 1976, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 78,—.

Der große, reich illustrierte Band ist jenem Gerät gewidmet, das seit etwa einem Jahrhundert in den verschiedenen Museen mit volkskundlicher Zielsetzung

gesammelt wird. Die kulturhistorische Volkskunde hat sich seit etwa 60 Jahren bemüht, diese Gerätebestände nach Gruppen und Schichten zu gliedern, etwa Stücke aus „stehendem“ von Stücken aus „liegendem“ Holz zu unterscheiden, hat vor allem auf die Grenzen zwischen Hartholz- und Weichholzgebieten aufmerksam gemacht und zusätzlich selbstverständlich immer eventuelle theriomorphe und anthropomorphe Formgebungen herausgehoben. Eine Zeitlang konnten bemerkenswerte Gruppen besonders behandelt werden: Bienenstöcke, Sensenscheiden, Melkschemel, auch Nußknacker, Maultrommelbehälter in Schuhform und manches andere mehr. Das Gebiet ist übergroß und reichhaltig, eine überschauende Zusammenfassung ist nach Buschan-Haberlandt nicht mehr erfolgt.

Der vorliegende Band ist bemüht, eine solche Überschau zu geben, freilich im wesentlichen in Auswertung der von anderen Autoren erbrachten Objektzusammenstellungen und Gruppenanalysen. Es ist eine bemühte Arbeit, die in den Hauptgruppen „Wohnen“ und „Wirtschaften“ alle Geräte dieser Art unterzubringen sucht. Die Vorbedingungen, nämlich Hausfließ, Heimindustrie, Verträge durch Wanderhändler usw. werden gleich zu Anfang genannt. Innerhalb des „Wohnens“ gehen die Einzelabschnitte vom „Essen und Trinken“ über „Licht, Wärme, Sauberkeit“ zu den „Persönlichen Dingen“ und dem „Feierabend“, wo sich viel unterbringen läßt, was sich sonst schwerlich zusammenfassend darstellen ließe. Das reicht also von „Pfeife“ bis „Blumenbank“, wobei wichtige alte, gut behandelte Kapitel wie „Stock und Stab“ ebenso vorkommen wie selten gesammelte vom Muster „Schulkasten, Griffelbüchse“. Beim „Wirtschaften“ wird mit „Speisenbereitung und Vorratshaltung“ angefangen, dann kommen „Textilarbeit und Wäschepflege“, weiters „Tierhaltung und Milchwirtschaft“ und den Abschluß bilden die Geräte für „Arbeiten in Hof und Feld“. Das ist der Übersicht halber praktisch, zerreißt aber so ziemlich alle Zusammenhänge, welche sich die Forschung jemals schon erarbeitet hat. Die „Heinzelbank“, mit der die „Arbeiten in Hof und Feld“ beginnen, steht einfach auf einem ganz anderen Blatt als der „Kleienkotzer“ (also die unter Umständen maskenhaft gut geschnitzten Mahlgangöffnungen) und diese wieder auf einem weiteren Blatt als die „Bienenstockbretter“, diese weiters auf einem anderen als die „Lärmgeräte und Signalinstrumente“, die man doch schon mehrfach genauer dem Bereich der frühen Volksmusik zugewiesen hat, oder die „Abrechenhölzer“, die zum großen Bereich des Rechtes gehören. Man könnte sehr lang über Zusammenhängendes und nicht Zusammenhängendes in diesen Kapiteln verhandeln. Mit der Zeit glaubt man alle Worte des Titels bezweifeln zu müssen: „Alt“ — sind eigentlich Tabakspfeifen, die erst im 17. Jahrhundert anfangen, „alt“ im Vergleich zu gehöhlten Brunnenrögen, die prähistorisch sein können? „Bäuerlich“ — sind Gehschulen eigentlich bäuerlich, wenn schon die Holzschnitte des 16. Jahrhunderts zeigen, wie bürgerlich sie begonnen haben? Und selbst „Holzgeräte“ werden einem zweifelhaft, wenn man daran denkt, daß Stoßbuttfässer auch aus glasiertem Ton sein können, runde Flachflaschen aus Ton oder sogar aus Glas ebenso wie aus Holz — die Beispiele lassen sich lange fortsetzen.

Das soll alles keine Kritik im eigentlichen Sinn sein, denn ein Buch wie dieses ist offenbar wie so manche andere schöne Bücher des Callwey-Verlages für ein größeres Publikum bestimmt, sicherlich auch für Sammler, und soll daher außer guten Bildern eben auch einen einigermaßen verständlichen Text bieten, und das tut es auch. Der Text stützt sich auf eine größere Auswahl an Literatur, die manchmal zureichend, manchmal weniger befriedigend erscheint. In manchen Fällen wird auf alte Graphik zurückgegriffen, was auch der Verwendungserläuterung der alten Holzgeräte wegen durchaus nützlich erscheint.

Unter den 457 Abbildungen finden sich etwa 80 aus Österreich und Südtirol, wodurch das Buch für uns besonders bedeutsam erscheint. Sie stammen größtenteils aus den Museen von Innsbruck und von Trautenfels, manche auch

aus Braunau, Ried, Vöcklabruck und einige auch aus Linz, so daß man den Eindruck gewinnt, daß der Verlag besonders auf die stammheitlich bairischen Teile Österreichs ausgegriffen hat. Das Vergleichsmaterial, das immerhin auch verwendet wird, stammt aus halb Europa, greift recht unterschiedlich gelegentlich kurz nach Frankreich oder nach Norwegen aus, oft und umfänglich aber nach Rumänien. Die alten Sudetenländer scheint es dagegen für diese Übersicht nicht zu geben. Die Schweiz ist häufig herangezogen und Scheuermeiers große Arbeiten werden zuweilen auch mit ihren feingezeichneten Abbildungen verwendet. Ab und zu wird auch ein Ausgriff auf die „Mittelalterliche Realienkunde“ gewagt, wobei man sich denken mag, daß man etwa mit dem in Krems im entsprechenden Institut der Österreichischen Akademie der Wissenschaften erarbeiteten (durchphotographierten) Material einen ganzen solchen Band füllen könnte. Aber das kann ja noch kommen.

Leopold Schmidt

Helmut Nemeč, Zauberverzeichen. Magie im volkstümlichen Bereich. 148 Seiten, davon viele Bildtafeln mit zum Teil farbigen Abb. Wien 1976, Verlag Anton Schroll & Co. S 330,—.

Der Sammler Franz Dusch in Bad Ischl besitzt eine beachtliche Kollektion von Gegenständen des „Volks Glaubens“, zu der bisher nur wenige Interessenten Zugang hatten. Sie entspricht ungefähr jenen Beständen, die einstmals Marie Andree-Eysn gesammelt hatte, dann Anton M. Pachinger und später Rudolf Kriss. Was also gewissermaßen der Bodensatz des vor allem von der Gegenreformation geprägten Volks Glaubens und volksmedizinischen Brauches ist. Die Literatur dazu ist nicht gering, wenn man vom Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens absieht, das doch nur wenige Leser zu benützen verstehen, vor allem die beiden Nachschlagewerke von Villiers — Pachinger, Amulette und Talismane und andere geheime Dinge. Berlin — München 1928, und Hansmann — Kriss — Rettenbeck, Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte. München 1966.

Der Wiener Frauenarzt Helmut Nemeč ist ein Liebhaber der Volkskunst, ein Sammler, der sich vor allem auch mit anderen Sammlern beschäftigt und Objekte aus ihren Kollektionen fotografiert und späterhin veröffentlicht. Auf diese Weise hat er bisher schon seine Bücher „Alpenländische Bauernkunst“ (Wien 1966), „Alter Bauernschmuck“ (Wien 1973) und „Tier und Jagd in der Volkskunst“ (Wien 1974) geschaffen. Auch in diesem Fall hat er die Objekte der Sammlung Dusch kunstvoll fotografiert, wobei man mit der Art der Präsentation der Einzelstücke in kleinen Gruppen auf alten Unterlagen, etwa Votivbildern oder Kupferstichen, sachlich wohl nicht sehr einverstanden sein wird. Den Tafeln wird, wie es bei den Volkskunst-Bänden des Residenz-Verlages üblich ist, jetzt ein mehr oder minder ausführlicher Kommentartext gegenübergestellt. Der übrige Text stellt eine Kompilation aus der Literatur dar. Nemeč versucht zu gliedern in „Glaube, Aberglaube und Magie“, in „Volksmedizin — Zaubermagie“, in den „Magischen Menschen“, auch „Der bäuerliche Mensch im magischen Bereich“ genannt, in „Die magische Handlung“ und „Das magische Objekt“, wobei hier noch im Untertitel aufgezählt werden: Biologische Zauberverzeichen, Magische Schriftzeichen, Siegel und Charaktere, Amulette und Talismane, Steine, Pflanzen, Tiere, Konglomerate und „Sakra“. Daß es sich dabei jeweils Dinge aus ganz verschiedenen kulturhistorischen Schichten handelt, daß man Stücke aus der älteren, vielleicht zeitlosen Magie nicht mit den kirchlichen Heilmitteln des 17. Jahrhunderts auf gleiche Ebene stellen darf, daß eine „Zauberrolle“ aus astrologischer Herkunft in keiner Weise geistig mit den Benediktusmedaillen zu tun hat, all das geht in diesem bemühten Kommentar unter. In den Text sind selbstverständlich die verschiedensten Schlagwörter aus der Geschichte der Volks Glaubensforschung eingeflossen, vom „Analogiezauber“

über die „Gestaltheiligkeit“ bis zu den Augen-Idolen Otto Königs. Es ist für den Fachmann nicht uninteressant, diese Selbstgespräche eines interessierten Laien, wenn ich so sagen darf, zu verfolgen. Aber mit Forschung haben sie nichts zu tun, mit Volksbildung wohl auch nicht. Es ist schwer zu sagen, wem mit einer solchen Veröffentlichung gedient sein soll.

Auf die verschiedenen Fehlstellen hinzuweisen ist kaum notwendig, die müßte ein fachlich gebildeter Leser sich schon selbst anstreichen. Nur zur Warnung: Wenn Seite 12 von einer dem „Wotan“ geweihten Eiche zur Zeit des hl. Bonifacius die Rede ist, so wäre doch lieber „Donar“ hier einzusetzen, abgesehen davon, daß die wagnerische Schreibweise „Wotan“ im religionsgeschichtlichen Bereich ein Greuel ist. Und für den Kenner der Alpenländer: Das Seite 82 erwähnte „Brixental“ findet sich selbstverständlich nicht in Süd-, sondern in Nordtirol, bei Kitzbühel.

Ein wirklicher Katalog der Sammlung Dusch in Ischl, das wäre eine begrüßenswerte Leistung gewesen. Aber es ist leider nur wieder einer jener populären Bände herausgekommen, die unserem Fach kaum viel nützen.

Leopold Schmidt

Lutz Röhrich, Sage und Märchen. Erzählforschung heute. 348 Seiten mit zahlreichen Abb. Freiburg im Breisgau 1976, Verlag Herder.

Der Ordinarius in Freiburg legt hier einen Sammelband seiner Abhandlungen zu den Gebieten Sage und Märchen vor, wodurch die größtenteils in Zeit- und Festschriften erschienenen Abhandlungen nunmehr allgemeiner zugänglich sind. Das ist sehr erfreulich, denn Röhrich hat in den vergangenen 25 Jahren mehrere sehr wichtige Untersuchungen, oft vom Ausmaß einer ganzen Monographie, veröffentlicht, die durchaus dafür bestimmt erscheinen, viele Kapitel vor allem der Sage in einem neuen Licht aufblitzen zu lassen. Dazu gehören etwa die Untersuchungen über die „Europäischen Wildgeistersagen“, über „Die Sage vom Schlangenbann“, über „Eine antike Grenzsage und ihre neuzeitlichen Parallelen“ und über „Die mittelalterlichen Redaktionen des Polyphem-Märchens und ihr Verhältnis zur außerhomerischen Tradition“. Es sind aber auch die anderen Abhandlungen, oft allgemeiner Natur, wichtig und lesbar geblieben, die zum Teil auch für diesen Neuabdruck erweitert und ergänzt, auch mit Bildern ausgestattet wurden. Das gilt für die „Schwarzwaldsagen“ ebenso wie besonders für „Schwaben als Sagenlandschaft“ sowie für „Die Welt der rheinischen Sage“, wobei übrigens im wesentlichen der romantische Mittelrhein gemeint ist. Man wird aber auch mit Gewinn jene Einleitung zu den „Deutschen Sagen der Brüder Grimm“ nachlesen, die vermutlich, wie das bei solchen Einleitungen und Nachworten nun einmal der Fall ist, doch weniger Beachtung gefunden hat, als eigentlich richtig gewesen wäre. Auch Röhrichs allerneuester Festschrift-Beitrag, nämlich „Die Sagensammlungen der alemannischen Schweiz in der Gegenwart“ aus der Bruno-Boesch-Festschrift findet sich hier schon aufgenommen.

Alles in allem ein wichtiges Buch also. Ein ausführliches Register schließt es erfreulicherweise genau auf.

Leopold Schmidt

Ingeborg Weber-Kellermann, Die Familie. Geschichte, Geschichten und Bilder. Großformat, 347 Seiten mit 363 Abb. Frankfurt am Main 1976, Insel Verlag. DM 58,—.

Der schöne Band erinnert außen und innen zunächst an eine Kulturgeschichte: etwa an das Werk von Friedrich Zoepfl, ebenfalls großformatig und reich illustriert, vor etwa 40 Jahren erschienen. Aber zwischen dem süddeutschen katholischen Werk Zoepfls und dem nordostdeutsch-protestantischen von Frau Weber-Kellermann liegt nicht nur der Zeitunterschied, sondern auch manches

andere. Die Verfasserin hat 1974 ihr Taschenbuch „Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte“ herausgebracht, es war hier (ÖZV 29/78, S. 207 f.) darauf hinzuweisen. Der hier nun vorgelegte Band erweist sich als eine Wiederaufnahme des gleichen Themas, zum Teil, vor allem in den Exkursen, sogar mit gleichem Text. Aber den Haupttextteil bilden eigentlich Begleittexte, Quellenstellen zu jener Darstellung, vor allem aus Selbstbiographien, Tagebüchern, auch Romanen gezogene Teilstücke. Und zu diesen passen, soweit eben möglich, die Abbildungen, die nun wirklich einen ganz vorzüglichen Überblick geben, offenbar die bedachte Auswahl aus einem sehr reichen Sammelmateriale.

Man muß mit den Hinweisen von Frau Weber-Kellermann auf die Entwicklung der Familie, auf manche Schäden in der Vergangenheit, auf die angebliche Haupt- und Sonderstellung des Vaters usw. gewiß nicht einverstanden sein. Aber ihre Auszüge aus Selbstbiographien zur Kinderzucht, zu den Puppen, zum Weihnachtsbaum usw. bleiben dennoch wertvoll, und die reiche Bildbeigabe verdichtet den Eindruck des großen Überblickes mit den detaillierten Einzelhinweisen. Gewiß finden sich unter den älteren Bildern nicht wenige, die man gut kennt. Unter den neueren Photographien, Karikaturen usw. wird man mehr Unbekanntes entdecken. Die Auswahl zeigt sich auch hier stark auf Nordostdeutschland, nicht zuletzt auf Berlin bezogen.

Ein sicher nicht „konservativ“, sondern eher „progressiv“ erarbeitetes kulturhistorisches Bilderbuch also zu dem bereits vorliegenden Abhandlungs-Taschenbuch, in vieler Hinsicht begrüßenswert. Merkwürdig berührt unsereinen, daß die Methoden und Erkenntnisse des Faches Volkskunde eigentlich nur im allgemeinen, kaum aber im besonderen genützt werden, daß man beispielsweise bei keinem der stoffreichen Bilder irgendeinen volkskundlichen Kommentar erhält. Ist es eigentlich innerhalb dieses Bereiches nicht mehr üblich, wenigstens in Stichworten dazu zu sagen: Hier war es noch eine hölzerne Kufenwiege, dort eine aus dem Niederländischen kommende Korbwiege oder Ähnliches in Fülle? Erläutern sich für diese Betrachtungsweise die Sachverhalte durch ihre Sozialbezüge allein, glaubt die Verfasserin, daß es die Bindungen an langwährende, auch großlandschaftlich differenzierte Traditionen nicht gegeben hat und schon gar nicht mehr gibt? Wer hätte etwas dagegen, wenn man in den Bildbeschriftungen zu den einzelnen oft vorzüglichen alten Bildzeugnissen sagen würde, daß auf dem einen Bild allein drei verschiedene Korbtypen zu sehen sind? Auf einem anderen wieder die Hauben der Frauen und Mädchen sich deutlich voneinander abheben?

Gewiß, je reicher ein Buch an Anschauungsmateriale, desto mehr möchte man davon wissen oder wohl auch erfahren, ob der Verfasser auch die gleichen Schau-Erlebnisse davor gehabt hat. Wenn man Erfahrung in Bild-Interpretation hat, steigert sich diese Begier noch ganz gewaltig, und wenn dann die Texte höchstens davon berichten, daß die nüchterne Aufklärung noch ganz gut gewesen sei, daß aber die Romantik eigentlich den Anfang allen Übels dargestellt habe, dann wird man doch mißmutig: Man kann ja doch erfahrungsgemäß auch diese Dinge noch immer durchaus von mehreren Seiten her sehen. — Aber ein Buch ist doch nur dann gut, wenn man sich so verschiedene Gedanken darüber machen kann. Und in diesem Sinne ist also dieses große Familienbuch von Frau Weber-Kellermann ein gutes Buch.

Leopold Schmidt

Karl Ilg, Pioniere in Brasilien. Durch Bergwelt, Urwald und Steppe erwanderte Volkskunde der deutschsprachigen Siedler in Brasilien und Peru. 224 Seiten mit 49 Farbbildern, 21 Zeichnungen und 4 Vorsatzkarten. Innsbruck 1972, Verlag Tyrolia.

Karl Ilg, Pioniere in Argentinien, Chile, Paraguay und Venezuela. Durch Bergwelt, Urwald und Steppe erwanderte Volks-

kunde der deutschsprachigen Siedler. 318 Seiten mit 47 Farbbildern, 19 Zeichnungen und 5 Karten. Innsbruck 1976, Verlag Tyrolia. S 240,—.

Der Ordinarius für Volkskunde an der Universität Innsbruck hat sich in der Mitte seines Lebens die Aufgabe gestellt, die deutschsprachigen Siedler in Südamerika, von denen nicht wenige Tiroler, Österreicher, Altösterreicher waren und noch sind, aufzusuchen und womöglich im Sinn der Volkskunde zu erforschen. Das Unternehmen ist dementsprechend auch vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich gefördert worden.

Im ersten Band, der schon 1972 erschienen ist, hat Ilg vor allem die Siedler in Brasilien besucht, ist aber dann auch nach Peru, wo er die Tiroler Siedlung Pozuzo aufsuchte. Im zweiten Band greift er nun nach den anderen südamerikanischen Ländern aus, vor allem nach Argentinien, wo die Siedlungen von Reichsdeutschen, von Schweizern, von Österreichern und von Volksdeutschen, vor allem von Wolgadeutschen, am dichtesten gestreut sind. Über letztere hat in der Zwischenzeit Iris Barbara Graefe ein eigenes tüchtiges Buch veröffentlicht, „Zur Volkskunde der Rußlanddeutschen in Argentinien“ (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde an der Universität Wien, Bd. 4). Wien 1971, das übrigens Ilg in den volkswissenschaftlichen Kapiteln seines zweiten Buches häufig heranzieht. Er selbst beschäftigt sich weit mehr mit den kulturgeographischen Fragen der Siedlungen, mit Bestandaufnahmen vom Standpunkt des Wanderers aus, soweit man eben in Südamerika wandern kann. Es zeigt sich im Text und an den Bildern immer wieder, daß Ilg zusammen mit seiner Ehefrau sich alle geschilderten Siedlungen und auch ihre Umwelt wirklich persönlich erwandert hat. Dadurch sind die Bücher ähnlich wie Lichtbildervorträge lebensvoll, mit persönlichen Kenntnisnahmen angefüllt, die zum Teil selbstverständlich die oft recht eingehende siedlungsgeschichtliche Literatur kurz rekapitulieren.

Das eigentlich volkswissenschaftliche Schlußkapitel ist dagegen ganz der Bestandaufnahme der Siedlungen, der Häuser, der Trachten, des Lebens- und Jahresbrauches gewidmet. Für die Häuser wendet Ilg hauswissenschaftliche Methoden an, zeichnet Grundrisse, welche die oft aus den alten Siedlungsgebieten übertragenen Hausformen erkennen lassen. Für das landwirtschaftliche Gerät fällt infolge der starken Umstellung der Wirtschaft nicht viel ab, von Tracht kann meist nur in Rudimenten die Rede sein. Bei den Festbräuchen merkt man, daß die vereinsmäßige Organisation sich vieler Feste angenommen hat und ihre Gestaltung unterstützt. Nur auf diese Weise leben offenbar Nikolausabend und Weihnachten weiter, die bei den dortigen hochsommerlichen Temperaturen eben sinnentleert anmuten müssen. Aber die meist auf Briefinformationen beruhenden Ausführungen Ilgs geben hier nur erste Hinweise.

Die großen persönlichen Bemühungen Ilgs, die auch in den wohl gelungenen Farbphotos ihren Ausdruck gefunden haben, sind durch die beiden Bände nun dokumentiert. Es ist schon auch ein Stück Gegenwart, das durch sie bezeugt wird. Vielleicht für manche Ansprüche zu schlicht, vielleicht für die wissenschaftliche Verwertung zu persönlich, zu tagebuchartig gestaltet. Aber alles in allem doch eine Grundlage und zudem ein persönlich gefärbtes Zeitdokument.

Leopold Schmidt

Luigi Piloni und Evandro Putzulu, Fascino di Sardegna. Aquarelli di Simone Manca di Mores 1878—1880 (= Fonti per l'Iconografia della Sardegna). Großformat, 126 Seiten mit LIV Farbtafeln. Rom 1976, Istituto poligrafico dello Stato. Libreria dello Stato.

Die Trachtenforschung hat im 18. und 19. Jahrhundert unabhängig von der übrigen Volksforschung Bilderreihen, Trachtenbilderserien hervorgebracht, die zwar von der Kostümforschung registriert, von der Volkskunde aber nur zum

Teil zur Kenntnis genommen wurden. Die italienischen Trachtenbilderserien, zum Teil von Kaufrufcharakter, haben eine besonders lange Tradition, sind aber immer wieder auch fortgeführt und zum Teil wohl durch den Fremdenverkehr gefördert worden.

Die diesbezügliche „angewandte Kunst“ Sardiniens war bisher kaum zugänglich. Erst in den letzten Jahren hat sich der Graphikhistoriker Luigi Piloni in mehreren Veröffentlichungen des Materials angenommen, und der Trachtenhistoriker Putzulu hat von seiner Seite aus vorgearbeitet. Er hat 1968 die „Costumi Sardi“ herausgegeben. Nunmehr haben beide Forscher vereint die Aquarelle eines sonst außerhalb von Sardinien unbekanntem Malers in vorzüglichen Farbtafeln ediert, eben die Trachten und Landschaftsbilder des Simone Manca di Mores. Den großformatigen Bildern steht links jeweils ein ausführlicher erklärender Text gegenüber, mit den Bezeichnungen der Trachten und Trachtenteile, wobei zu den sardischen Bezeichnungen auch die italienischen gegeben werden. Man überblickt auf diese Weise den ganzen Bestand der zum Teil sehr altentümlichen Trachten, von denen die Männertrachten mit ihren Beutelmützen, Leibkleidern, geschlitzten Ärmeln, Kapuzenmänteln und fustanella-artigen Rökkchen einen besonders merkwürdigen, mehr als mittelalterlichen Eindruck machen. Es wird auf diesen Bildern nicht nur für den Trachtenforscher gesorgt, auch der Sammler der Volksmusik, des Volkstanzes kommt auf seine Rechnung. Es findet sich für ihn der Spieler der „launedas“ ebenso wie der Trommler mit der Einhandflöte. Ein zweiter Teil der Bildfolge zeigt brauchtümliche Feste, kirchliche und weltliche Aufzüge, aber auch Gemeinschaftsarbeiten wie die Olivenernte und die Weinlese. Ein dritter Teil ist den Veduten, den Ansichten wichtiger Gebäude, Kirchen und Festungen gewidmet.

Die Begabung des Malers Simone Manca di Mores war nicht sehr groß, insbesondere die zur figuralen Darstellung. Aber die nicht immer geglückten Körper tragen genau gemalte Kleidungsstücke, bei denen noch die einzelnen Stickereien zu erkennen sind, und das macht diese Serie quellenmäßig so wichtig. Das herrlich reproduzierte Werk stellt also einen beachtlichen Gewinn auch für uns dar.

Leopold Schmidt

Paul Henri Stahl, *Ethnologie de l'Europe du Sud-est* (Textes de sciences sociales, Bd. 12) 312 Seiten, 6 Abb. auf Tafeln. Paris 1974, Mouton Éditeur. Fr 48,—.

Paul Henri Stahl, fundierter Vertreter der europäischen Ethnologie, der aus Rumänien kommt, aber in Paris lebt, hat in der Schriftenreihe der *École pratique des hautes études* an der Sorbonne eine Anthologie erscheinen lassen, die Beachtung verdient. Handelt es sich doch um einen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte des Faches, wie es ihn in dieser Form noch nicht gibt. Die Balkanvölker sind schon vom 16. Jahrhundert an von Reisenden besucht worden, die auch Schilderungen von Wohngewohnheiten, Sitten und Bräuchen gegeben haben. Ein so bekannter Reisender wie der Engländer Edward Brown etwa hat 1674 seine Beobachtungen veröffentlicht, sein französischer Zeitgenosse Guillet de Saint-George dann 1676, und so lassen sich die Reisenden und ihre Zeugnisse über größere und kleinere Komplexe volkstümlichen Lebens in den einzelnen Teilen der Balkanhalbinsel eben verfolgen. Berühmte Gestalten wie Vuk Stefanovic Karadžić finden sich ebenso wie österreichische Beobachter vom Rang eines Friedrich S. Krauss, überragende deutsche Forscher wie besonders Gustav Weigand.

Die Berichte der Reisenden sind in vier Kapitel geordnet: Zunächst Mitteilungen über die Aromunen, dann welche über die Montenegriner, in alter Zeit als Morlaken angesprochen. Dann zwei Sachkapitel, das eine über die gesell-

schaftliche Organisation der Südslaven, das andere über die Frauen und die Hochzeitsbräuche. Da die einzelnen Reiseberichte sicherlich nicht allenthalben leicht zugänglich sind, erscheint diese fachliche Auswahl als sehr nützlich. Der Inhalt des Bandes ist durch ein Sachregister erschlossen.

Leopold Schmidt

Archer Taylor, Selected Writings on Proverbs. Edited by Wolfgang Mieder (= FF Communications Nr. 216) 204 Seiten. Helsinki 1975, Academia Scientiarum Fennica.

1976 ist der langlebige Stith Thompson gestorben, 1973 bereits Archer Taylor; die beiden in Europa wohl bekanntesten älteren Vertreter der Volkskunde in den Vereinigten Staaten, die auch beide einen Teil ihres Studiums in Deutschland durchgeführt hatten, sind nicht mehr, und die Welt unserer Wissenschaft kommt uns einigermassen verarmt vor. Es waren zwei Männer eigener Prägung, deren Leistung Dauer haben wird.

Archer Taylor hat das weite Gebiet der mündlichen Tradition nach den verschiedensten Richtungen durchgepflügt. Er hat sich ganz besonders den Gebieten der „Kleindichtung“, also des Sprichwortes, der Redensart, des Rätsels verschrieben und aus einer ganz unfaßbaren Detailkenntnis heraus seine verschiedenen Studien geschaffen. Für das wahrlich nicht wenig bearbeitete Gebiet des Sprichwortes ist er für unsere Zeit wirklich ein wahrer „Vater der Sprichwörterforschung“ gewesen, wie Wolfgang Mieder zu Beginn seiner Einleitung dieser Ausgewählten Schriften schreibt. Der Band, der vierzehn derartige Studien wiederveröffentlicht, vermehrt um Einleitung und Bibliographie von Archer Taylors Sprichwort-Studien, ist ohne Zweifel nützlich. Archer Taylor hat doch in sehr vielen und verschiedensprachigen Zeitschriften veröffentlicht, wie man als glücklicher Besitzer vieler seiner Sonderdrucke weiß. Wolfgang Mieder, selbst ungemein fleißiger Fortsetzer der Sprichwortforschung, vor allem für den literarischen Bereich, hat also gewiß wohlgetan, diese Auswahl zu treffen und herauszugeben, und den „Folklore Fellows“ in Finnland muß einmal mehr Dank dafür gesagt werden, daß sie einen solchen Band in ihre ruhmreiche Schriftenreihe aufgenommen haben.

Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1977

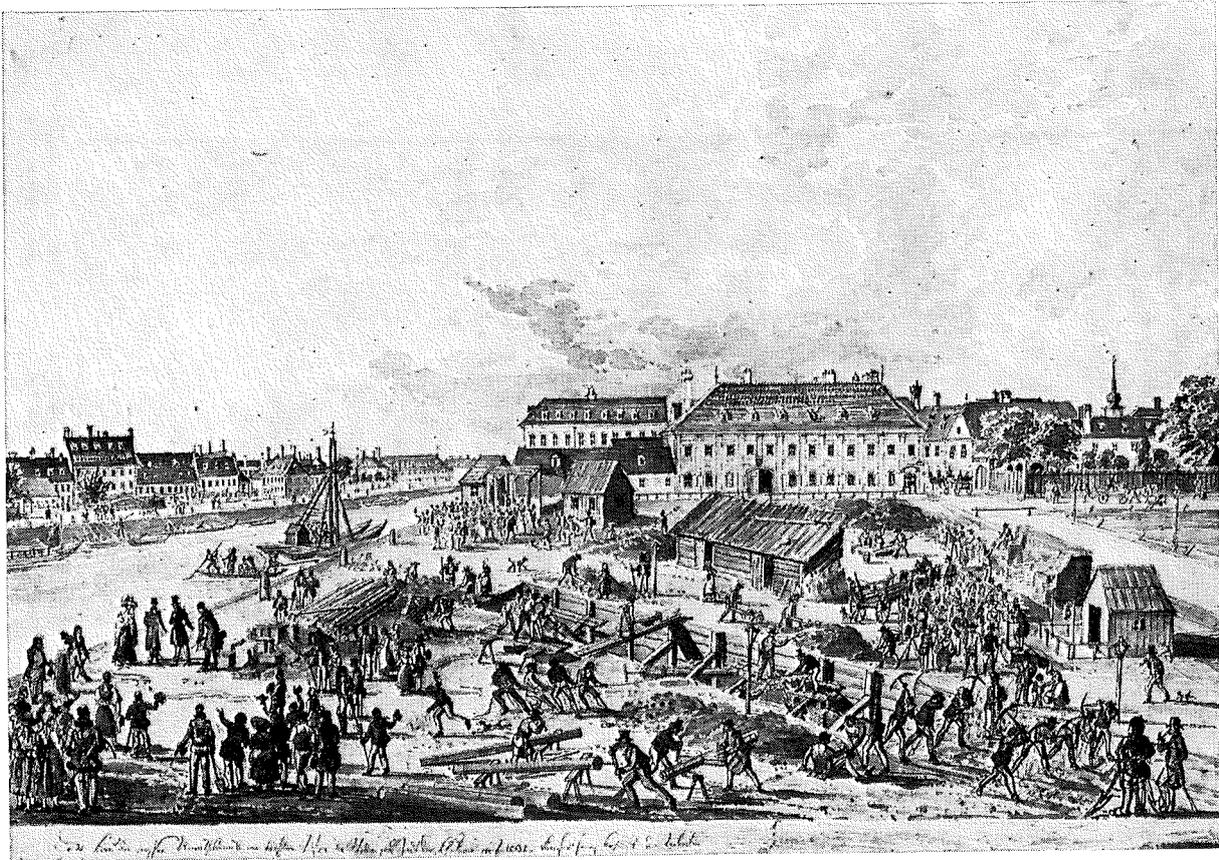


Abb. 1 Tobias Raulino, Erbauung des Cholera Kanals, Wien 1831



Der andere Pompen Pompenstang / so leichter bewegt / wirt gstracks auff
 vnd abgezogen / welche also gemacht wirt. Zwo seulen werden ob dem sumpff
 gesetzt /

Abb. 2 Bergmännischer Pumpenbau nach Georg Agricola

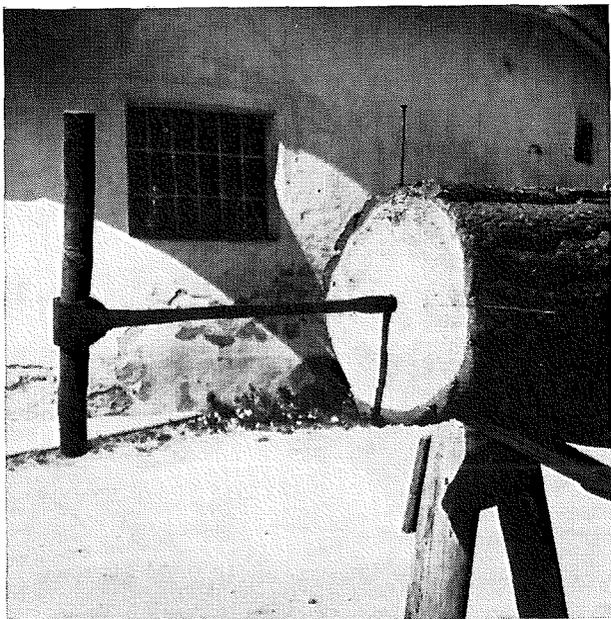


Abb. 3 Rohrbohren in Gutenstein

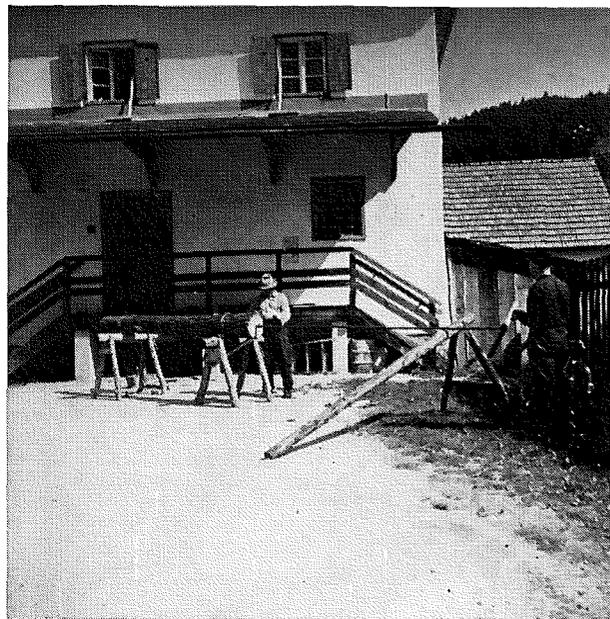


Abb. 4 Bohren mit dem Nabinger



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7 Gekrümmter Trog

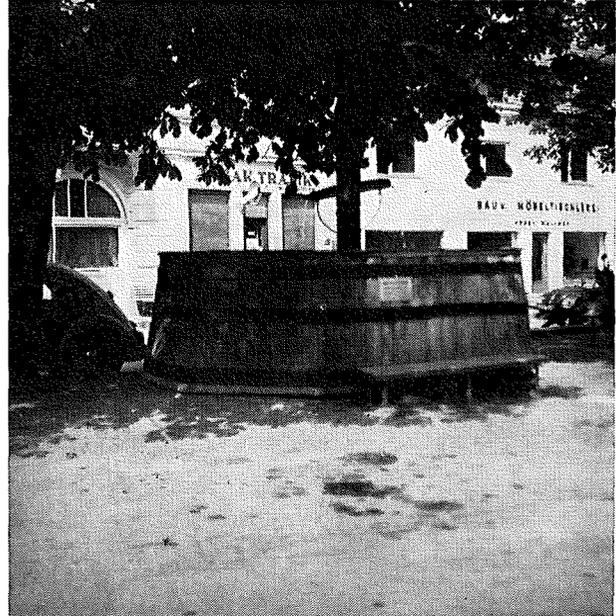


Abb. 8 Brunnbottich in Kaumberg

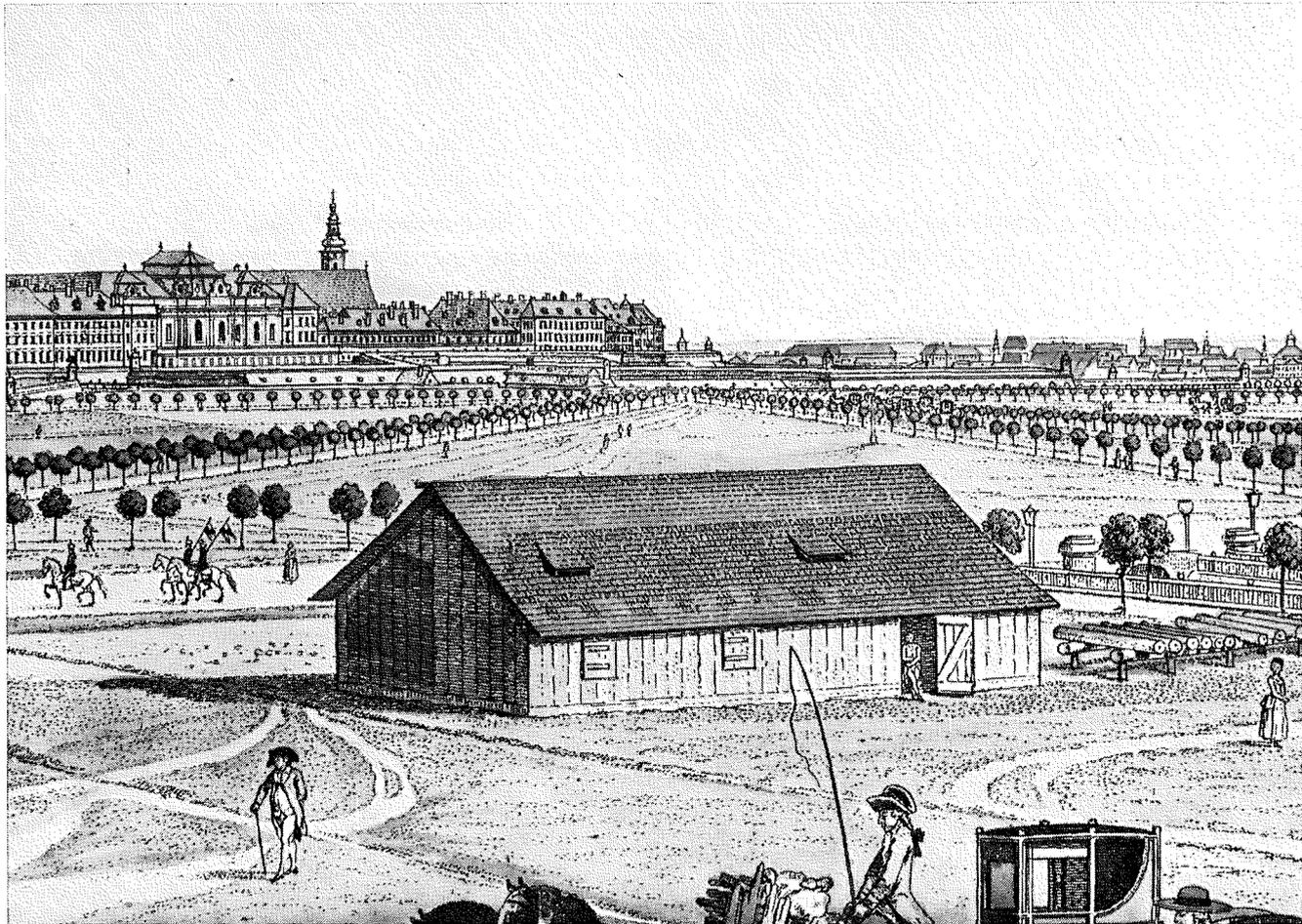


Abb. 9 Brunnenrohrmarkt auf dem Glacis in Wien, um 1805

Zu A s t, Wasserleitungsbau

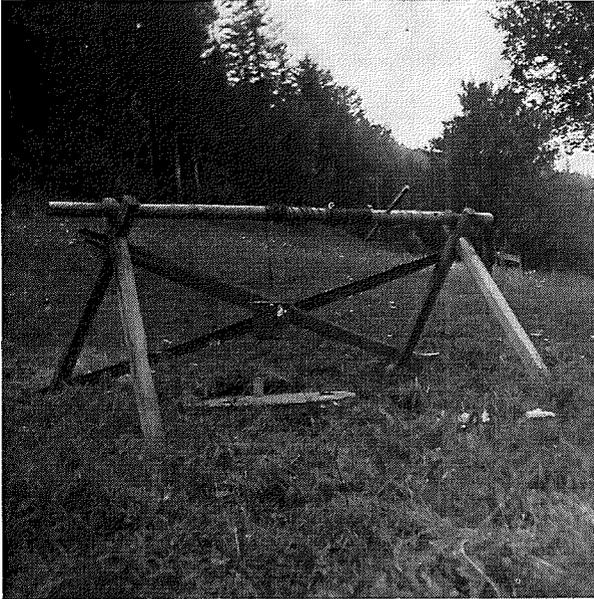


Abb. 10 Brunnwinde



Abb. 11 Brunnen im Schubertthaus, Wien IX, Nußdorferstraße 54

Die Volksverehrung des hl. Jacobus major als Pilgerpatron

mit besonderer Berücksichtigung Österreichs

Von Leopold Schmidt

Die Verehrung des heiligen Apostels Jacobus major war seit dem Frühmittelalter verbreitet¹⁾. Es sind ihm wie anderen Aposteln Kirchen geweiht worden, ohne daß sich in jedem Fall eine besondere Begründung dafür finden lassen würde. In manchen Fällen zeigt sich mit dem ansteigendem Hochmittelalter, daß solche Weihungen von Kirchen und Altären mit der Jakobswallfahrt zusammenhängt²⁾. In Verbindung mit dem wachsenden Erfolg der Reconquista, der Wiedergewinnung spanischen Bodens durch die christlichen Königreiche begann sich der Zuzug nach Santiago di Compostella bemerkbar zu machen. Nun folgten die einzeln und in Gruppen wandernden Pilger jenen Wegen, die sich allmählich zu ganzen Jakobsstraßen ausformten. Jakobskultstätten am Wege, heute meist nur mehr die Reste davon, bezeugen diese Pilgerstraßen, die manchmal, besonders über die Bergpässe hin, mit den normalen Fernstraßen identisch waren, manchmal aber über heute abgekommene Routen führen, die sich nur gelegentlich durch die Aufdeckung verloren geglaubter Pilgerdenkmäler, also etwa Fresken in Kirchen, Bildstöcken an Straßenkreuzungen, als solche noch oder wieder erkennen lassen.

Die Pilger sind vor allem vom 11. bis zum 16. Jahrhundert auf vielen solchen Wegen nach Santiago gewandert. Auch in Österreich

¹⁾ Alfred Wickenhauser, Art. Jakobus der Ältere (Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. V, Freiburg 1960, Sp. 833 f.

²⁾ Georg Schreiber, Deutschland und Spanien. Volkskundliche und kulturkundliche Beziehungen (= Forschungen zur Volkskunde H. 22/24) Düsseldorf 1936. S. 72 ff.

Vera und Hellmut Hell, Die große Wallfahrt des Mittelalters. Kunst an den romanischen Pilgerstraßen durch Frankreich und Spanien. Mit einer Einführung von Hermann J. Hüffer. Tübingen 1964.

André Georges, Le Pélerinage a Compostelle en Belgique et dans de Nord de la France, suivi d'une étude sur l'Iconographie de Saint Jacques en Belgique (= Académie Royal de Belgique, Classe des Beaux-Arts, Mémoires, Coll. in 4°, Deuxième serie, Tom. XIII) Brüssel 1971.

und seinen Randgebieten und Nachbarländer haben sich genügend Spuren dieser großen Wallfahrtstradition gefunden, auch wenn sie mehrfach unkenntlich geworden oder überschichtet erscheinen, ihrer alten Kennzeichen beraubt, und das nicht selten im wörtlichen Sinn. Wo es ganze gotische Flügelaltäre gab, die dem hl. Jakob geweiht waren, finden sich heute oft nur mehr einzelne Bildwerke daraus, und diese sind, soweit überhaupt erhalten, oft genug in Museen abgewandert, ohne Herkunftsangabe durch den Kunsthandel in alle Welt verstreut. Wo es Freskenzyklen gab, welche die Legende des Heiligen oder die Mirakelerzählungen um die Jakobspilger darstellten, sind sie längst übertüncht und werden nur zufällig gelegentlich wieder freigelegt. Die Reliquienbehälter aus Edelmetall, mit Bildwerken des Heiligen versehen, sind oft genug in Kriegsnöten eingeschmolzen worden. Die Jakobsbrunnen, die zur Erquickung der Pilger an manchen Gnadenstätten einstmals gepflegt worden waren, sind vergessen, oft genug verschwunden, kaum mehr in Bildzeugnissen festzustellen. Aber das Netz der Hinweise auf die „Große Wallfahrt des Mittelalters“, wie man die Santiagopilgerfahrt mit Recht genannt hat, ist doch auch in Österreich noch zu erkennen, und so manches kaum bekannte Kunstwerk gibt eine Andeutung darauf, wieviel hier einstmals davon vorhanden war, und welche Bedeutung es gehabt haben muß.

I.

Man nahte sich dem hl. Jakob als Pilger, für den Jahrhunderte hindurch eine eigene Pilgerkleidung üblich war: Die lange Kutte, der weite Pilgermantel, dazu der breitrempige Pilgerhut mit der Muschel darauf, der Pilgerstab, dazu die Pilgertasche am Riemen und die Pilgerflasche. Und wenn der Pilger in einer Jakobs-Gnadenstätte dem Bild des Heiligen gegenübertrat, dann sah er ihn zumindest vom 13. Jahrhundert an ebenbildlich vor sich: Der Heilige auf dem Glasgemälde, als Schreinfigur im Flügelaltar trug die gleichen Pilgerkleider wie er selbst³⁾. Die älteren Darstellungen hatten mehr das Auftreten als Apostel betont, ohne Hut und Stab, doch häufig mit der Muschel als Attribut, sonst aber womöglich noch mit einem Buch, um den Lehrer der Völker zu kennzeichnen. Die jüngeren Darstellungen schlossen sich dann der spanischen Legendenvorstellung des Heiligen hoch zu Roß, als „Matamoros“, als Maurenbekämpfer an. Aber für den bei weitem größten Teil der mittelalterlichen Jakobs-Darstellungen gilt doch die Kennzeichnung als Pilger durch Tracht und Attribute,

³⁾ Engelbert Kirschbaum und Wolfgang Braunfels (hg.), Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 7, Freiburg 1974. Sp. 23 ff. Hiltgart L. Keller, Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Stuttgart 1968. S. 270 f.

wie er beispielsweise auf einem Fresko entgegentritt, das um 1400 für die Kirche der hl. Gertraud in Dreikirchen in Südtirol geschaffen wurde ⁴⁾). Dort sind wohl die Pilger, welche über den Brenner nach dem Süden wanderten, diesem ihren Ebenbild begegnet.

Das war eine der seelischen Hilfen, die man den Jakobspilgern gewährte. Leibliche Unterstützungen fanden sie auf ihren Wegen allenthalben. Das Mittelalter hat durch den Bau kleiner Spitäler an Pässen und Fernstraen für die Pilger gesorgt, ob sie nun nach Santiago, nach Rom oder nach Jerusalem zogen, oder auch mehrere Wallfahrten vereinigten. Zu solchen Gründungen zählt beispielsweise Spital bei Weitra im nördlichen Waldviertel, das vom Ritterorden der Johanner von Prag aus Ende des 12., Anfang des 13. Jahrhunderts für die auf dem „Bohmsteig“ von Böhmen durch Österreich ziehenden Pilger auf Grund einer Kuenringer-Schenkung gebaut wurde ⁵⁾). Damals gelangten sie kaum schon ins Blickfeld der bildenden Kunst. Erst im 16. Jahrhundert haben sich manche Künstler dieser malerischen Gestalten angenommen, so etwa der Augsburger Hans Burgkmair, der um 1510 zwei Pilger im Gespräch dargestellt hat, noch dazu an einem deutlich erkennbaren Steinkreuz und neben einem Bildbaum ⁶⁾). Sie fanden die Bauten, die besonders für sie bestimmt waren, unter Umständen auch deshalb, weil sie eigens für sie markiert waren. So verhält es sich etwa mit der dem hl. Jakob gewidmeten Schlokapelle von Viehofen bei St. Pölten ⁷⁾). Der spätgotische Bau weist ein Portal vor, das von vier Rundstäben im Spitzbogen umrahmt erscheint. Im Bogenscheitel weist es ein Schildchen mit zwei gekreuzten Pilgerstaben und zwei Muscheln auf. Ähnliches wiederholt sich auch noch in der Barockzeit, wie das mächtige Haus auf der Seilerstätte (Nr. 7) in Wien beweist. Ungefähr zur gleichen Zeit wie Hans Burgkmair in Augsburg hat auch Lukas von Leyden in den Niederlanden die Jakobspilger im Bilde festgehalten. Ein Kupferstich, um 1508 entstanden, zeigt Pilgerin und Pilger bei der Rast im Walde ⁸⁾). Auch die Frau trägt hier deutlich Pilgerhut, Pilgertasche und Pilgerstab. Fünfzig Jahre

⁴⁾ Josef Weingartner, *Gotische Wandmalerei in Südtirol*. Wien 1948. Abb. 58.

⁵⁾ Karl Kafka, *Wehrkirchen Niederösterreichs*. Bd. I. Wien 1969. S. 20 f.

⁶⁾ Hans Burgkmair, *Das graphische Werk*. Katalog der gleichnamigen Ausstellung. Augsburg 1973. Kat. Nr. 31, Abb. 35.

⁷⁾ Martin Riesenhuber, *Die kirchlichen Kunstdenkmäler des Bistums St. Pölten*. Ein Heimatbuch. St. Pölten 1923. S. 291.

⁸⁾ Vera und Hellmut Hell, *Die groe Wallfahrt des Mittelalters*. Abb. Taf. 24.

später hat Hieronymus Cock auf einem Stich nach Pieter Bruegel drei solche Pilger festgehalten, die in kurzen Mänteln, mit Pilgerhüten und Pilgerstäben, einer davon auch mit der Pilgerflasche ausgestattet, ihren Weg auf eine dörfliche Siedlung zu nehmen⁹⁾. Sie sind alle die Pilgerwege gegangen, die sich in Frankreich zu stark markierten Straßen ausgebildet hatten¹⁰⁾. Durch wichtige Heiligtümer wie die Magdalenenwallfahrt zu Vezelay waren sie seit dem Hochmittelalter wegbestimmend. Aber auch der Weg durch das nördliche Spanien war völlig deutlich markiert¹¹⁾. Wieder ist die Straße durch die mittelalterlichen Kirchen von Pamplona über Burgos bis Santiago eindrucksvoll gekennzeichnet. Ein Jakobspilger unserer Tage, ist dem „camino antiguo Santiago“ 1975 zu Fuß nachgegangen, Rudolf Josef Gruber aus Linz, der sehr vieles von dem, was die mittelalterlichen Jakobspilger vorfanden, auf seiner an die tausend Kilometer langen Fußwanderung noch vorgefunden hat¹²⁾. Er war ein viel beachteter Einzelgänger, wogegen seine Vorläufer, die mittelalterlichen Jakobspilger, wohlbekannte Gestalten der Landstraße waren. Was die Bilder von Burgkmair oder von Lucas von Leyden zeigen, das war vielfach tief eingeprägt, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Pilger ja ihre Lieder sangen, welche geradezu als ihr musikalisches Wappenzeichen gelten konnten. Erzherzog Ferdinand II. von Tirol hat 1584 ein merkwürdiges Schauspiel, das „Speculum vitae humanae“ verfaßt. Im vierten Aufzug dieses Dramas wird das dritte Werk der Barmherzigkeit, nämlich „die Pilgramb beherbergen“ dargestellt. Die szenische Anweisung dazu lautet: Die Pilgramb gehen herumben und singen nachfolgendes Lied:

„Welcher das Eilend bawen wöll“¹³⁾.

Der erzherzogliche Verfasser hat hier das tatsächlich von den Jakobspilgern vielgesungene Lied aufgenommen, das wohl zu Ende des 15. Jahrhunderts entstanden sein dürfte und die Mühsal der Santiago-

⁹⁾ Vera und Hellmut Hell, ebendort, Abb. S. 16.

¹⁰⁾ Vera und Hellmut Hell, ebendort, Karte S. 58.

¹¹⁾ Vera und Hellmut Hell, ebendort, Karte S. 156.

¹²⁾ Rudolf Josef Gruber, Erlebnisreiche Pilgerreise des Senor Peregrino aus Linz (Oberösterreichische Nachrichten vom 20. März 1976) Dieser Erlebnisbericht ist jetzt auch in Buchform erschienen: Rudolf Gruber, Tagebuch eines Pilgers nach Santiago de Compostela. Herausgegeben im „anno santo Compostelano“ 1976. Linz 1976.

¹³⁾ Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, Speculum vitae humanae 1584. Neudruck hg. Jakob Minor (= Neudrucke zur deutschen Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Nr. 79/80) Halle 1889. S. 38.

Wallfahrt der fußwandernden Pilger dartut. Die Fassung des Spätmittelalters

Wer das ellendt bawen will
der heb sich auf und sei mein gsell,
wol auf sant Jacobs strassen!
zwei par schuch der darf er wol,
ein schüssel bei der flaschen ¹⁴⁾.

ist in der frühen Neuzeit mehrfach um- und weitergebildet worden. Der Luzerner Humanist Johannes Zimmermann, der sich gelehrt auch Xylotectus nannte, hat um 1523 eine sehr persönliche Umgestaltung als Klagelied verfaßt ¹⁵⁾.

Das Wesen der Jakobspilger mit ihren vielen Nöten hat die spanische Kunst in einem großartigen Denkmal festgehalten. Die hölzernen Reliefs am Kirchenportal des Hospital del Rey in Burgos aus dem 16. Jahrhundert zeigen links den hl. Jakob als Fürbitter, rechts aber die Pilger, das heißt eine Gruppe von ihnen, auf dem Weg ¹⁶⁾. Unter ihnen befindet sich auch ein nackter Pilger, der also diese besonders strenge Form der Sühnewallfahrt auf sich genommen hatte. In der Gruppe befindet sich wieder eine Frau, wodurch die Darstellung durch Lucas von Leyden verifiziert erscheint. Die Pilger stehen hier als Vertreter aller dieser Wallfahrer, die sich auf das „Werk der Barmherzigkeit“ verlassen mußten. Im Bereich der gotischen Bildkunst in Österreich findet sich das Thema anders, aber durchaus auch sehr eindrucksvoll dargetan: Im Chor der Pfarrkirche St. Jakob in Kärnten sind gotische Fresken aufgedeckt worden. Sie stammen wohl aus der Schule des Tirolers Jakob Sunter und sind etwa 1458—1460 entstanden. Das Werk der Barmherzigkeit ist hier auf „Die Hungrigen speisen“ eingestellt, und unter diesen Hungrigen ist deutlich der Jakobspilger zu sehen, mit Mantel, Stab und Pilgerhut ¹⁷⁾.

II.

Die Pilger kannten ihren Patron, der ihnen in den bildlichen Darstellungen sooft wie ihr eigenes Ebenbild entgegentrat. An sich wußten sie von dem Heiligen, von seinem Leben und Leiden selbstverständlich mehr, und wurden in ihrer Kenntnis wieder durch Bilddar-

¹⁴⁾ Rochus Freiherr von Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530. Stuttgart und Berlin 1884. S. 333 u. 389.

¹⁵⁾ Leopold Schmidt, Volksgesang und Volkslied. Proben und Probleme. Berlin 1970. S. 66 ff.

¹⁶⁾ Vera und Hellmut Hell, Die große Wallfahrt des Mittelalters. Tübingen 1964. Taf. 2.

¹⁷⁾ Walter Frodl, Die gotische Wandmalerei in Kärnten. Klagenfurt 1944. S. 105 f. und Abb. 65, S. 207.

stellungen an ihren Haltepunkten unterstützt. So finden sich in der Jakobskirche zu Rovna bei Kuttenberg in Böhmen romanische Fresken in der Apsis¹⁸⁾. Im 12. Jahrhundert wurde dort in mehreren Feldern mit Einzelfiguren die Legende des Heiligen dargestellt, einschließlich seiner Enthauptung. Diese Bildgeschichte wurde auch auf gotischen Fresken immer wieder erzählt. So haben sich unter dem späteren Putz in der Kirche von Ranten bei Murau in Steiermark Fresken gefunden, welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts dort an die Südwand des Chores gemalt wurden. Sie erzählen in vier Feldern die Legende des hl. Jakob, im wesentlichen den Abschnitten in der „Legenda aurea“ des Jacobus de Voragine folgend¹⁹⁾. Man erkennt die Szenen mit dem Zauberer Hermogenes, die Predigt des Philetus im Streitgespräch mit dem Apostel, die Enthauptung des Heiligen und schließlich den Beginn der Meerfahrt: Die Jünger des Heiligen legen den Leichnam in ein Schiff. In der dritten Reihe folgt noch das Bild der Auffindung des Leichnams: Der Wagen mit dem Leichnam wird von zwei Stieren in den Palast der Königin Lupa gezogen, sie selbst steht mit gefalteten Händen vor ihrem Palast. Anschließend folgen die Szenen der Jakobspilgerlegende, die ihre eigene Tradition haben, aber hier nach der Erzählung in der „Legenda aurea“ angereicht sind.

Ähnliche Szenenfolgen finden sich im Spätmittelalter sowohl auf Flügelaltären wie auf Wandfresken nicht selten. Von den Altären sind freilich meist nur einzelne Tafeln erhalten wie etwa von dem Georg- und Jakobus-Altar der Marktkirche von Hannover aus der Zeit um 1470/80, wo eine Tafel die Hinrichtung des Heiligen großfigurig darstellt²⁰⁾. Ähnlich steht es bei dem Altar des Meisters von Raigern, Ende des 15. Jahrhunderts²¹⁾. Eine Tafel dieses bedeutenden Altares zeigt die „Translation des Leichnams des Heiligen im Schiff“, eine Szene, die sicherlich besonders den zu Schiff heranreisenden Pilgern wichtig gewesen sein mag.

Diese Jakobspilger haben ja die Welt ganz anders gesehen als sie der heutige Betrachter anschauen mag. Sie waren in ein ganz anderes Beziehungssystem eingespannt, kannten ihre Wege und Ziele nicht wie

¹⁸⁾ Jiří Mašín, Romanische Wandmalerei in Böhmen und Mähren. Prag 1954. Abb. 43 ff., Die Enthauptung 51, 52.
Hugo Rokyta, Die Böhmisches Länder. Salzburg 1970. S. 162.

¹⁹⁾ Inge Woisetschläger-Mayer, Die Kunstdenkmäler des Gerichtsbezirkes Murau (= Österreichische Kunsttopographie Bd. XXXV) Wien 1964. S. 172, Abb. 174.

²⁰⁾ Harald Busch, Meister des Nordens. Die altniederdeutsche Malerei 1450—1550. Hamburg 1943. S. 225.

²¹⁾ Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. Engelbert Kirschbaum, Bd. 7, S. 37, Abb. 9.

heutige Geschäfts- oder Bildungsreisende, sondern hatten ihr traditionsgebundenes Verhältnis zu allem, was ihnen begegnete. Für sie bedeutete eine Raststelle ganz etwas anderes als eine gewöhnliche Haltestelle am Weg, wenn sich damit eine sagen- oder legendenartige Überlieferung verband. Und was sicht- und greifbar markiert war in diesem Sinn, genoß ihre Anteilnahme noch in weit stärkerem Ausmaß. Da zeichnet sich etwa bei den verschiedenen Steinkreuzen und Bildstöcken ab, bei den Felsblöcken, die man als geformt ansah, und allen ähnlichen Wegmarken. In Wolfstein im westlichen Niederösterreich etwa steht eine Kapelle zum Apostel Jacobus dem Älteren²²⁾. In der Nähe des kleinen Baues, der einen Altar aus dem 17. Jahrhundert aufweist, befindet sich ein Steinblock mit einer gemauerten Bildsäule. Es handelt sich um einen Rast- und Spurstein, an ihm haftet die Sage, daß ein Heiliger hier gerastet habe, und sich seine Fußspuren im Stein abgedrückt hätten. Heute wird die Legende vom hl. Wolfgang erzählt, früher hat sie sich vermutlich auf den hl. Jacobus bezogen. Die beiden Heiligen treten trotz ihrer großen örtlichen und zeitlichen Verschiedenheit in der Volksverehrung nicht selten zusammen.

In diese Zusammenhänge gehören auch Jakobslegenden, die als aitiologische Gründungsgeschichten zu verstehen sind. Am bekanntesten sind die Sagen um St. Jakob am Thurn im Lande Salzburg, die sich auf die Entstehung der Jakobischützen dortselbst beziehen²³⁾. Dort soll eines Tages ein Flurschütz einen Mann über die Wiesen und Felder des Thurnberges laufen gesehen haben. Der seltsame Mann habe die Pilgertracht mit dem mit der Muschel versehenen Hut getragen. Als er durch ein Getreidefeld laufen wollte, stellte ihn der Flurschütz und wollte ihm zur Strafe den breitkrepmpigen Pilgerhut abnehmen, angeblich nach dem alten Leitspruch:

Wer einem Flurfeld Frevel antut,
Der hat verwirkt seinen Huet.

Da aber begann die Gestalt zu strahlen und sprach ihrerseits:

So du mir lassesst meinen Hut,
halt ich St. Jakob in meiner Hut.

Da habe der Flurschütz erkannt, daß es sich um den hl. Jakob, den Patron des Ortes handle. Der Heilige habe seine Schützlinge vor den Türken gewarnt, deren erste Späher schon genaht seien und abgewehrt wurden²⁴⁾. Die Legende soll sich auf das Jahr 1476 beziehen.

²²⁾ Hans Tietze, Die Denkmäler des politischen Bezirkes Melk (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. III) Wien 1909, S. 13 f., Abb. 18. Martin Riesenhuber, wie oben Anmerkung 7, S. 12 f.

²³⁾ Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs, Bd. II, Wien 1953, S. 36.

²⁴⁾ Karl Zinnburg, Salzburger Volksbräuche. Salzburg 1972. S. 357 f. Textierung der Szene S. 361.

Danach begann die Jakobischützengilde zu wirken, und den Brauch am Jakobstag zu gestalten, der nach verschiedenen Wandlungen und Erneuerungen als „Jakobischützentanz“ in St. Jakob am Thurn bis zur Gegenwart durchgeführt wird²⁵⁾.

In diesem Zusammenhang ist es doch wichtig zu bemerken, daß in der Ursprungslegende unter anderem auch die besondere Beachtung des Hutes des Heiligen, der ja gleichzeitig der Pilgerhut ist, enthalten ist. Das Spätmittelalter muß diesen Hut, der auf den Bilddarstellungen immer wieder zu sehen war, beachtlich ins Auge gefaßt haben, was vor allem dann verständlich wird, wenn man überlegt, daß Christus und alle anderen Aposteln auf allen mittelalterlichen Darstellungen eben keine Hüte, überhaupt keine Kopfbedeckungen tragen. Die bezeichnende Art des mittelalterlichen bild-erklärenden Denkens führte dann zur Ausbildung von Erzählungen, die schon zwischen Legende und Schwank zu stehen scheinen. So, wenn es gelegentlich heißt, die Apostel seien einmal durch ein Kornfeld gegangen und deshalb, wie in der Legende von St. Jakob am Thurn, von den Bauern gepfändet worden. Sie hätten allen Aposteln ihre Hüte genommen, weshalb sie auch später keine mehr gehabt hätten und immer ohne Hüte dargestellt worden seien. Nur der hl. Jakob habe die Bauern beschworen, ihm seinen Hut zurückzugeben, er wolle auch gern ihr Patron werden. Deshalb sei das Fest des Heiligen in die Erntezeit angesetzt worden, auf den 25. Juli, und deshalb habe der Apostel auch seinen Hut behalten dürfen, und werde auch immer damit dargestellt²⁶⁾. Man kann sich gut vorstellen, daß eine solche Erklärung dem bilderklärenden Denken des mittelalterlichen Betrachters sinnvoller erschienen sein mag als jede andere. Die Volksverehrung des Heiligen hatte einen bezeichnenden Anhaltspunkt gefunden, und zwar außerhalb der Legende. Denn in der Geschichte vom Leben und Sterben des hl. Jakob wird ja von allen möglichen Taten und Leiden berichtet, aber durchaus nichts von seinem Hut.

III.

Da haben also die Pilger an Legende und Bild mitgeformt. Es sind zweifellos die Pilger des Hoch- und Spätmittelalters gewesen, nicht etwa ihre Vorgänger, die seit dem 10. und 11. Jahrhundert einzeln oder in kleinsten Gruppen die Pilgerfahrt nach Santiago als erste gewagt hatten.

Seit die nordspanischen Pilgerwege frei zugänglich waren, kamen zunächst die Vertreter des geistlichen wie des weltlichen Hochadels,

²⁵⁾ Richard Wolfram, Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa. Salzburg 1951. S. 77 und Abb. 12.

²⁶⁾ Gustav Gugitz, Fest- und Brauchtumskalender für Österreich, Süddeutschland und die Schweiz. Wien 1955. S. 88 f.

die Bischöfe wie die Fürsten, und zwar aus ganz Europa, nicht zuletzt aus deutschen Ländern, einschließlich der später österreichischen Länder. Die erste namentlich bekannte Santiagopilgerin von hier ist die Gräfin Richardis von Sponheim gewesen, die Ahnherrin der späteren Herzöge von Kärnten²⁷⁾. 1070 zog sie von ihrer Burg im Lavanttal aus. 1071, am 9. September, traf sie gleichzeitig mit Erzbischof Siegfried I. von Mainz in Santiago ein. Auf der Rückreise nach Kärnten soll die Gräfin gestorben sein²⁸⁾. Ihre Burg wurde zum Stift St. Paul im Lavanttal. Dort befindet sich noch das Stiftergrabmal, es sind Teile eines im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts errichteten Tumbengrabmals²⁹⁾. Das Relief zeigt Richardis von Lavant und Siegfried von Sponheim mit ihren Wappen. Richardis ist mit der Andeutung eines Kirchenbaues dargestellt, über ihr fliegt ein Vogel hinweg. Vielleicht haben wir darin einen Hinweis auf eine Legende zu sehen³⁰⁾.

Von der Santiagofahrt der Gräfin Richardis wissen wir soviel, weil es sich bei ihr um eine Fürstin handelte, an der sogar der deutsche König Konrad II. interessiert war. Von vielen anderen Adeligen, die ungefähr zur gleichen Zeit und dann später nach Santiago pilgerten, aber wieder zurückkamen und die eine oder andere Jakobskirche stifteten, wissen wir dagegen wenig oder gar nichts. In Kärnten muß beispielsweise der Ort Gallizien bei Eberndorf mit einer solchen Fernwallfahrt in Verbindung stehen. Die Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Jakob hat ihn dem Orte eingebracht, er wurde direkt nach dem Namen der spanischen Provinz Galicien gebildet, in der eben Santiago liegt. Die Umbenennung von ursprünglich Gestdorf zu Gallizien ist wohl im 14. Jahrhundert erfolgt³¹⁾.

²⁷⁾ Ludwig Pfandl, Beiträge zur spanischen und provenzalischen Literatur- und Kulturgeschichte des Mittelalters (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Königl. Bayr. Oberrealschule Bayreuth für das Schuljahr 1914—1915) Bayreuth 1915.

danach: Hugo Kehrer, Deutschland in Spanien. Beziehung, Einfluß und Abhängigkeit. München 1953. S. 53.

²⁸⁾ August v. Jaksch, Geschichte Kärntens bis 1335. Bd. I, Klagenfurt 1928. S. 174, 198.

²⁹⁾ Kärnten (= Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs) Neubearbeitet. Wien 1976. S. 582, 583, 588.

³⁰⁾ Richard Milesi, Romanische und ritterliche Grabplastik Kärntens (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. XIV) Klagenfurt 1963. S. 19, dazu Abb. 21.

³¹⁾ Kärnten (= Dehio Handbuch Österreich) Neubearbeitung 1976. S. 150.

Leopold Schmidt, Kunstwerke aus Kärnten als Zeugnisse mittelalterlicher Volksfrömmigkeit (in: Kärntner Kunst des Mittelalters aus dem Diözesanmuseum Klagenfurt. Katalog der gleichnamigen Ausstellung in der Österreichischen Galerie im Oberen Belvedere. Wien 1970. S. 78)

Damals waren schon viele Adelige, auch einfache Ritter und schließlich auch Bürger in Santiago gewesen. Die Wiener Bürger beispielsweise haben offenbar schon im 13. Jahrhundert von der Jakobsfahrt gesungen, wie eine Stelle in dem kleinen Schwankepos von der „Wiener Meerfahrt“ beweist. Es ist, wenn man so sagen will, eine Heurigengeschichte, und die Bürger haben des Guten schon etwas zuviel getan. Da heißt es dann:

140 der stolze schribaere
Holte vaste kuelen win,
der wolde mit den besten sin;
Sie trunken vaste, ane wer.
einer sagete von dem mer
Unt von Sant Jakobes wege,
und trunken vaste (da) ze pflege
Der von der Priuzen vart:
mit hellender stimme wart
Vil swinde do getrunken ³²⁾.

Zu den großen altbekannten Fernwallfahrten und ähnlichen Unternehmungen zählte man damals also in Wien nicht nur „Sant Jakobes wege“, sondern auch die durch Königs Ottokar von Böhmen bekanntgewordene „Priuzen vart“, den Zug zur Heidenbekehrung nach Ostpreußen.

Näheres, biographisch Ergiebigeres erfährt man freilich erst aus dem Spätmittelalter. Damals schrieb so mancher Pilger schon seine Erinnerungen, wie beispielsweise der schwäbische Ritter Georg von Ehingen, mit dem 1455 der Salzburger Jörg von Ramseiden in Santiago war ³³⁾. Der Sohn des Hans von Ramseiden, salzburgischen Pflegers auf Schloß Itter, war abenteuerlich genug gesinnt. Er zog nach Paris, nach Spanien, nach Portugal wie noch nach Nordafrika. Im Königreich Granada und dann vor Ceuta kämpfte er gegen die Mauren. Bevor er mit Georg von Ehingen 1457 zurückkehrte, besuchte man gemeinsam das Grab des hl. Jakobus, wie es für diese Fernfahrer ganz selbstverständlich geworden war. Zuhause verlieh ihm der Erzbischof von Salzburg auf Lebenszeit die Festung und Pflegerschaft zu Mattsee, 1469 bis 1486 war er zudem noch Pfleger in Lichtenberg-Saalfelden und Propst-Verwalter in der Fusch ³⁴⁾.

³²⁾ Friedrich Heinrich von der Hagen, Gesamtabenteuer. Stuttgart und Tübingen 1850. Bd. I, S. 271.

³³⁾ Hugo Kehrer, Deutschland und Spanien. München 1953. S. 58, nach: Bibliothek des Literarischen Vereins Stuttgart, Bd. I, Stuttgart 1842. S. 1—28.

³⁴⁾ Herbert Klein, Jörg von Ramseiden (Salzburger Zeitung vom 26. I. 1943). Wiederholt in: Josef Lahnsteiner, Mitterpinzgau. Saalbach, Saalfelden, Lofer, Salzburgerisches Saaletal. Hollersbach 1962. S. 147 ff.

Daß solche Jakobspilger auch zuhause die Verehrung ihres Fernfahrtpatrones unterstützten, war ganz selbstverständlich. Durch solche Förderer erklärt es sich, daß in den verschiedensten Kirchen im 15. Jahrhundert etwa Glasfenster mit dem Bild des Heiligen gestiftet wurden. Ein solches den Heiligen Jakobus und Bartholomäus gemeinsam gewidmetes Fenster im Langhaus der damals ganz neuen Leonhardskirche von Tamsweg im Lungau stammt aus den Jahren um 1435³⁵⁾. Ein ungefähres Gegenstück dazu stellt das gotische Glasfenster in der Pfarrkirche von Weiten in Niederösterreich dar, das den hl. Jakobus mit der hl. Katharina zusammen zeigt³⁶⁾. Es ist die gleiche Zeit, in der Flügelaltäre dem hl. Jakobus geweiht werden, oder in denen er wenigstens als Beipatron auftritt. Von solchen Altären haben sich meist nur die einzelnen Plastiken erhalten. So beispielsweise in Wien eine Statue des Heiligen im Leibkleid, mit dem Mantel, dem Pilgerhut und der Pilgertasche³⁷⁾. Die rechte Hand mit dem Stab ist leider längst verlorengegangen. In dieser Gestalt kannten ihn alle Frommen, insbesondere die Jakobspilger. Sie waren nicht nur selbst so bekleidet, sondern brachten womöglich aus Santiago jene kleinen Andenkenfigürchen mit, die dort aus schwarzem Gagat geschnitzt wurden. Diese sogenannten „Azabaches“ aus der tiefschwarzen Pechkohle wurden von eigenen Handwerkern, Andenkenerzeugern am Gnadenort hergestellt³⁸⁾. Die eine Flanke der Kathedrale heißt danach heute noch die „Azabacheria“. Diese kleinen glänzenschwarzen Jakobsstatuetten wurden von den Pilgern mitgebracht, und finden sich daher, wenn auch sehr selten, noch in Schatzkammern und Raritätenkabinetten. Zwei davon sind in der Ambraser Sammlung im Wiener Kunsthistorischen Museum erhalten geblieben³⁹⁾.

Die künstlerischen Darstellungen des Heiligen in den Flügelaltären und auf den gotischen Tafelbildern weisen immer wieder Variationen dieser typisierten Heiligendarstellung auf. Ältere Bilder wie das Glasfenster von St. Leonhard bei Tamsweg zeigt den Heiligen ohne Hut, eine Plastik, die dem Meister von Maria Neustift in Unter-

³⁵⁾ Reinhardt H o o t z, Kunstdenkmäler in Österreich. Bd. Salzburg, Tirol, Vorarlberg. München 1965. Abb. S. 280.

³⁶⁾ Martin R i e s e n h u b e r, wie oben Anmerkung 7, Taf. LXXXVII. Ignaz S c h l o s s e r, Das Waldviertel Bd. 4. Bau- und Kunstdenkmäler. Wien 1928. S. 83, Abb. 79.

³⁷⁾ Österreichisches Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 23. 328.

³⁸⁾ Erich E g g, Tiroler Pilgerreisen (in: Festschrift für Leonhard C. Franz zum 70. Geburtstag. Hg. Osmund Menghin und Hermann M. Ölberg, = Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. 11. Innsbruck 1965. S. 49 und Abb. 3)

³⁹⁾ Kunsthistorisches Museum Wien, Ambraser Sammlung, Inv. Nr. 214, 215.

steiermark zugeschrieben wird und sicherlich auch der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört, stellt ihn dagegen mit sehr breitrandigem Hut sowie mit Stab und Buch dar, eine beträchtliche Annäherung an die Darstellung von Christus als Gärtner oder auch als Guter Hirte⁴⁰⁾. Wiederum ohne Hut, aber mit Pilgerstab und Pilgermantel steht der Apostel mächtig auf dem gemalten Epitaph des Ritters Gelle Lax aus Ebenfurth in Niederösterreich da, das mit 1473 genau datiert ist⁴¹⁾. Man möchte meinen, der Heilige trage hier aus Respekt vor der Hauptperson des Bildes, der Gnadenstatue der Gottesmutter den Hut nicht auf dem Kopf. Dagegen bemerkt man hier die eigenartige Verwendung der Jakobsmuschel, welche in diesem Fall als Schließe des Mantels gearbeitet erscheint.

Mit dem Epitaph des Ritters Gelle Lax, der also wohl eine Jakobsfahrt mitgemacht hatte, befindet man sich im Bereich jener wenigen erhaltenen Darstellungen, welche den Heiligen nicht allein, sondern in der Funktion eines Beschützers, eines Präsentators zeigen. Ein Gegenstück zur Ebenfurther Tafel ist in Chudenice in Böhmen erhalten. Der Altar aus der dortigen Kreuzkirche von 1505 weist auf dem linken Flügel den stehenden hl. Jakobus auf, mit Pilgerhut, Mantel und Stab⁴²⁾. Er präsentiert mit der Rechten den Stifter, einen knieenden Ritter wohl aus der Familie der Švihovsky. Der Altar ist in das Ostböhmische Gewerbemuseum nach Chrudim abgewandert. Seine dort erhaltenen Flügel zeigen, daß Jakobus in diesem Fall mit drei anderen Aposteln, nämlich Petrus, Johannes und Philippus dargestellt wurde.

Die Zusammenstellungen dieser Art geben mitunter einen Hinweis auf die gläubige Meinung, in der die einzelnen Patrone in diese Darstellungen aufgenommen wurden. Aus der Totenkapelle von Nauders in Tirol haben sich zwei Altarflügel erhalten, die auf vier Bildfeldern jeweils ein Heiligenpaar zeigen⁴³⁾. Auf dem Feld links unten sind die Heiligen Jakobus und Oswald zusammengestellt. Das mag auf die Bedeutung des örtlichen Bergbaues hinweisen, wodurch Jakobus also gelegentlich auch zum Mitpatron eines Bergwerkes wurde. Der Altar ist wohl in Schwaben um 1510 bis 1515 entstanden. In ähnliche Zusammenhänge könnte das allein erhaltene Flügelrelief einzuweisen

⁴⁰⁾ Karl Garzarolli von Thurnlackh, *Mittelalterliche Plastik in Steiermark*. Graz 1941. Abb. 58/3.

⁴¹⁾ Wien im Mittelalter (= 41. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien) Katalog. Wien 1975. Nr. 290, Farbtafel Abb. 2.

⁴²⁾ Jaroslav Pešina, *Tafelmalerei der Spätgotik und der Renaissance in Böhmen 1450—1550*. Prag 1958. Abb. 125.

⁴³⁾ *Spätgotik in Tirol*. Katalog der gleichnamigen Ausstellung der Österreichischen Galerie im Oberen Belvedere. Wien 1973. Nr. 46, Abb. 43.

sein, das sich im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien befindet. Es stellt den Heiligen wieder stehend in langem Mantel dar, den Stab mit beiden Händen umfaßt⁴⁴⁾. Am Gürtel hängt die Pilger- tasche. Der Hut ist hier mit eng angelegter Krempe dargestellt. Das Relief, das wohl der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören dürfte, ist einstmals in St. Ulrich in Gröden in Südtirol erworben worden. Das weist auf die überaus starke Jakobus-Verehrung in Süd- tirol hin, wie sie besonders durch mehrere Kirchen rund um Bozen gekennzeichnet erscheint. St. Jakob in der Au bei Bozen wird schon 1242 erwähnt, als Kultbild dient die Statue des hl. Jakob im Schrein des Seitenaltars, der um 1500 geschaffen worden sein dürfte⁴⁵⁾. Sankt Jakob in der Au soll vor allem als Ersatz für eine Fernwallfahrt nach Santiago gedient haben, besonders den vielen Fischern, welche hierher wallfahrteten. Daneben finden sich um Bozen noch die Jakobskirchen in Pfatten, in Gries und im Sand, die alle in gewissen Zusammenhang mit der St. Jakobsbruderschaft des Bozener Bodens gestanden sein dürften. Sie hat wohl auch jährlich die drei Prozessionen von Bozen nach St. Jakob in der Au geführt⁴⁶⁾.

Die merkwürdige Form des eng anliegenden Pilgerhutes auf dem Relief aus St. Ulrich in Gröden läßt nach anderen ähnlich gestalteten Gnadenbildern Ausschau halten. Dabei tritt die älteste Wiener Jakobs- wallfahrt in den Vordergrund, das Gnadenbild von St. Jakob an der Hülsen, das freilich ebenso wie das Kloster selbst längst verschwun- den ist. Es stand in hohem Ansehen, soll es doch laut der örtlichen Anschwemmlegende einst im 12. Jahrhundert von Leopold V. aus den Wassern des Wienflusses gezogen worden sein⁴⁷⁾. Das kleine Andachts- bild des 18. Jahrhunderts berichtet nicht nur kurz diese Legende, sondern zeigt auch das Gnadenbild, die Statue, auf der Jakobus den Pilgerhut mit der eng anliegenden Krempe trägt⁴⁸⁾. Allen Anzeichen nach könnte es sich dabei um keine Plastik des 12. Jahrhunderts ge- handelt haben. Es war dies jedenfalls ein Kunstwerk der Zeit um

⁴⁴⁾ Österreichisches Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 17. 515.

⁴⁵⁾ Gustav G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. III. Wien 1954. S. 150.

⁴⁶⁾ Anton D ö r r e r, Bozner Bürgerspiele. Alpendeutsche Prang- und Kranzfeste. Bd. I (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Sitz Tübingen, Bd. 291) Leipzig 1941. S. 55, S. 313/4.

⁴⁷⁾ Gustav G u g i t z, Österreichische Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. I, S. 15 f. — Zum Schicksal des Gnadenbildes vgl. Margarete G i r a r d i, Ein verschollenes Wiener Wahrzeichen wieder festgestellt (Wiener Geschichts- blätter Jg. 6, Wien 1951, Nr. 4, S. 72 ff.)

⁴⁸⁾ Österreichisches Museum für Volkskunde, Inv.-Nr. 13.873 A (Kupfer- stich, sign. Nicolai sc.)

1500, ähnlich wie die Holzplastik des hl. Jakobus aus der Friedhofskirche von Lambach in Oberösterreich, die sich heute im Oberösterreichischen Landesmuseum befindet. Auch auf dieser trägt der Heilige einen geradezu kappenartigen Hut mit der Pilgermuschel vorn dran⁴⁹⁾).

Alle diese einzelnen Darstellungen haben sich einstmals in sinnvollen Zusammenhängen befunden und lassen sich in ihrer nunmehrigen Vereinzelung nicht mehr ganz richtig beurteilen. Manchmal erfahren wir noch, wie die Wege dieser Gnadenbilder verlaufen sein mögen. Da gibt es beispielsweise in einer Wegkapelle in Elz bei Kefermarkt in Oberösterreich eine Jakobsplastik, ein bemerkenswertes spätgotisches Werk⁵⁰⁾. Aber die Kapelle stammt erst aus dem Jahre 1635, die spätgotischen Figuren, die vielleicht mit der Werkstatt des Kefermarkter Altares zusammenhängen, müssen aus einer älteren Kapelle, vermutlich aus einem zerschlagenen Flügelaltar stammen⁵¹⁾. Wenn sich nicht zufällig schriftliche Zeugnisse über eine derartige Altarstiftung etwa finden, bleibt jede Zuschreibung unsicher und vermag nichts mehr über die ältere Einbindung des vertragenen Kunstwerkes auszusagen.

Da ist es schon gut, wenn andere, gleichfalls vertragene und längst aus ihren alten Zusammenhängen losgelöste Werke wenigstens selbst einen schriftlichen Hinweis auf ihre ursprüngliche Einbindung aufweisen. Das Österreichische Museum für angewandte Kunst in Wien besitzt beispielsweise zwei vorzügliche Glasgemälde, beide aus dem Jahre 1525. Das eine stellt den hl. Jakobus mit Hut, Stab und Muschel dar, die andere die hl. Mutter Anna Selbdritt, nämlich mit Maria und dem Jesuskind⁵²⁾. Beide Scheiben weisen aber im Vordergrund ein Wappenschild auf, mit der Beschriftung „Die loblich bruederschafft Sant Jacob“, mit den drei Jakobsmuscheln im Feld. Die Scheiben sind vielleicht von dem Glasmaler Ludwig Stillhart zu Konstanz gearbeitet, und zwar offenbar im Auftrag der Jakobsbruderschaft von Sterzing in Südtirol, also dem Gegenstück zu der schon erwähnten Jakobsbruderschaft im benachbarten Bozen⁵³⁾. Obwohl längst vom ursprünglichen Widmungsort vertragen, lassen sich diese Darstellungen also doch noch ihren alten eigentlichen Zusammenhängen nachweisen.

⁴⁹⁾ Otfried Kastner und Benno Ulm, *Mittelalterliche Bildwerke im Oberösterreichischen Landesmuseum*. Linz 1958. Abb. 140, Kat. Nr. 68.

⁵⁰⁾ Gustav Gugenbauer, *Malerei, Plastik, Kleinkunst*, in: *Unteres Mühlviertel*. Bd. 1, Bau- und Kunstdenkmäler. Wien 1930. S. 172, Abb. 2.

⁵¹⁾ Benno Ulm, *Das Mühlviertel* (= *Österreichische Kunstmonographien*, Bd. V) Salzburg 1971. S. 68.

⁵²⁾ Österreichisches Museum für angewandte Kunst, Wien, Inv. Nr. GL 2843. Dazu Erich Egg, wie oben Anmerkung 38, S. 50, Abb. 3)

⁵³⁾ Österreichisches Museum für angewandte Kunst, Wien, Inv. Nr. GL 2396.

Diese Bruderschaften haben bis zuletzt, bis in die Jahrzehnte der Reformation, am alten Bild ihres Patronen festgehalten.

Mit der Reformation trat die Jakobsverehrung und die Pilgerfahrt nach Santiago zurück. Erst in der Zeit der Gegenreformation wurden alte Jakobskirchen neu ausgestaltet und neue errichtet. Die Darstellung des Heiligen aber wurde nunmehr oft dem Stil einer veränderten Zeit, der Art des Barock angenähert. In seltenen Fällen gelangte eine barocke Wallfahrt wie die von St. Jakob am Thurn in Salzburg noch zu einer Gnadenstatue, welche dem alten Erscheinungsbild einigermaßen glich⁵⁴⁾. Diese kunstvolle Elfenbeinstatue in Thurn ist freilich eine Widmung des Fürsterzbischofs Liechtenstein von 1751. Die damals gegründete Jakobsbruderschaft bestand wohl auf einer einigermaßen traditionellen Darstellung, war sie doch selbst durch den Maler Johann Peter Hölzl mit „spanischen Röckl und Hosen sammt Hüet und zwei Mohren-Klaydl“ ausstaffiert worden⁵⁵⁾. An anderen Orten verlegte man die spanische Atmosphäre mehr ins Geistige. So weist das Altarbild von St. Jakob in der Breitenau bei Mixnitz in Steiermark eine große barocke Marter- und Glorienszene auf. Unten rechts wird der Heilige enthauptet, oben links zeigt er sich dann verklärt groß auf Wolke knieend, und ein Engel hält den Märtyrerkranz über seinem Haupt⁵⁶⁾. Für die traditionellen Attribute war da offenbar kein Platz mehr. Ähnlich steht es in der Unteren Kirche von Strassen bei Lienz in Osttirol. Das Kuppelfresko, von Franz Anton Heiller 1768 meisterlich gemalt, zeigt den begeisterten Heiligen bei seiner Ankunft. Er trägt selbstverständlich keinen Pilgerhut, und auch der Mantel mit der Muschel ist nur angedeutet, aber der Stab dient ihm immerhin als landgreifende Stütze⁵⁷⁾. Da verschmelzen also die alten Darstellungselemente und fügen sich fallweise in die Legendenerzählung ein, wie sie dem Beschauer als Predigtunterstützung im Bilde geboten werden sollten.

IV.

Die barocke Heiligenverehrung hat die Jakobslegendenmotive in allgemeinere Zusammenhänge gerückt. Die spätmittelalterliche war dagegen konkreter, weil bei weitem stärker an die Pilger und ihre Er-

⁵⁴⁾ Österreichisches Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 15. 517 A (Lichtbild)

⁵⁵⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. V, S. 199.

⁵⁶⁾ Steiermark (= Dehio-Handbuch Österreich), S. 239.

Dazu Andachtsbild: Österreichisches Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 9859 A. Kupferstich.

⁵⁷⁾ Reinhardt Hootz, Kunstdenkmäler in Österreich. Bd. Salzburg, Tirol, Vorarlberg. München 1965. Abb. S. 273.

lebnisse gebunden. Wenn man die Karte der Jakobsverehrung in Österreich daraufhin betrachtet, wird man neben den Patrozinien vor allem die erlebnismäßig stark betonten Jakobsbrunnen feststellen können. Übers Land verstreut, aber zum Teil doch wohl an bestimmte Wallfahrerwege gebunden, sind diese Brunnen zu finden, denen man bisher kaum besondere Beachtung geschenkt hat. Der Name „Jakobsbrunnen“ ist sogar etwas irreführend, weil man dabei eher an den alttestamentarischen Patriarchen Jakob denkt als an den christlichen Apostel, und den Brunnen von Sichem, der geradezu als Mittelpunkt der jüdischen Jakobsgeschichten gelten kann⁵⁸⁾. Die erhaltenen oder doch bezeugten Brunnen hier und weit über unsere Grenzen hinaus müßten eigentlich Jakobspilgerbrunnen heißen, waren sie doch wenigstens zum Teil Labestellen und -quellen für die Santiagopilger.

Schon mit den frühesten Jakobswallfahrten im Lande erscheinen solche Jakobsbrunnen verbunden. In Penzing, vormals bei Wien, heute in Wien soll eine Jakobsstatue um 1190 angeschwemmt worden sein, ein Legendenmotiv also wie bei St. Jakob an der Hülben. Die Pfarrkirche zum hl. Jakob wurde in Penzing 1267 erbaut. Damals soll es schon einen Jakobsbrunnen auf dem Friedhof bei der Kirche gegeben haben, es heißt, daß der Pfarrer von Penzing erhalten gewesen sei, den Pilgern ein Zeugnis über den Besuch dieser Kirche auszustellen, das ihnen dann die Aufnahme in alle übrigen Pilgerhäuser verschaffte⁵⁹⁾. Dieser Jakobsbrunnen war also in ein ganzes Ensemble der Jakobspilgerbetreuung integriert. In anderen Fällen zeigten sich die Jakobsbrunnen mit älteren örtlichen Glaubensmotiven verschwistert. In Antlangkirchen bei Raab in Oberösterreich befindet sich ein Jakobsbrunnen, dessen Wasser man Heilkraft zuschrieb. Er fand sich bei einem Schalenstein, und die Schalen, also Vertiefungen, die er aufwies, deutete man als Fuß- und Handspuren des hl. Jakob, der auf dem Stein gerastet haben soll. Der Schalenstein ist, wie so manche andere seiner Art, längst gesprengt, aber das Legendenmotiv ist uns doch noch in der Erzählung erhalten, welche die vielfältigen Zusammenhänge dieser Art unterstreicht⁶⁰⁾. Gleichfalls in Oberösterreich, nämlich in Großraming, steht eine dem hl. Jakobus geweihte Pfarrkirche, urkundlich um 1200 bereits bezeugt, in alten Zusammenhang mit dem Benediktinerstift Garsten⁶¹⁾. Die Kirche sollte der

⁵⁸⁾ Carl Kopp, Die heiligen Stätten der Evangelien. 2. Aufl. Freiburg 1964.

⁵⁹⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. I, S. 89.

⁶⁰⁾ Dagobert Frey, Die Denkmäler des politischen Bezirkes Schärding (= Österreichische Kunsttopographie Bd. XXI) Wien 1927. S. 107 f.

⁶¹⁾ Gugitz, ebendort, Bd. V, S. 32.

Legende nach bei einer Quelle gebaut werden, die man wohl als Jakobsbrunnen ansprechen darf. Unterhalb der Kirche steht in einer Mulde noch ein Bildstock mit einer alten Jakobsstatue, die der Zeit um 1500 zugewiesen wird. Die Verehrung in Großraming, der Bildstock und der Zusammenhang mit Garsten weist auf eine Pilgerstraße hin, die vom Norden nach dem Süden hier durchlief. Von Garsten führt der Wegzusammenhang nach Windischgarsten, wo die Pfarrkirche wieder dem hl. Jakob gewidmet ist, und von wo aus der Weg über den Pyhrnpaß ins Ennstal weiterführt. Nicht an diesem Weg liegt, immerhin auch noch in Oberösterreich, Grünau im Almtal, dessen Pfarrkirche schon urkundlich 1160 bezeugt und dem hl. Jakob geweiht ist. Dazu gehört die Jakobsbrunnenkapelle, deren heutige Gestaltung der Mitte des 17. Jahrhunderts angehört⁶²). Möglicherweise verdankt sie ihr Dasein der Gegenreformation, dem Einfluß der Jesuiten im nahen Traunkirchen, welche die Verehrung des „spanischen“ Heiligen ja vielfach wiederbelebt haben. Der Jakobsbrunnen von Grünau weist übrigens heute keine Jakobsfigur, sondern die Gestalt eines heiligen Bischofs auf, bei dem man an den hl. Wolfgang erinnert wird⁶³).

Bei solchen Heiligendarstellungen, die inhaltlich etwas auszusagen haben, ohne daß sich die tatsächliche Bedeutung immer nachweisen läßt, muß wieder an die verschiedenen Möglichkeiten der Darstellung erinnert werden. Sooft auch der Pilgerheilige einfach als stehender, schreitender Pilger mit Hut, Mantel und Stock dargestellt erscheint, sobald er noch weitere Funktionen zu erfüllen hat, also beispielsweise als Herr eines Ortes, einer Landschaft auftritt, kann er auch herrscherlichen Gestus annehmen und sitzen. Dadurch ergeben sich die verhältnismäßig seltenen Darstellungen des als Pilger dargestellten Heiligen, der würdevoll sitzt, wie ihn beispielsweise die bekannte niederrheinische Plastik in der Pfarrkirche St. Nikolai in Kalcar zeigt⁶⁴). Der mächtig dasitzende Heilige wird von zwei kleinen Kniefiguren assistiert, einem Mann und einer Frau, die man kaum als Pilger, eher als Stifter wird ansprechen dürfen. Solche Darstellungen hat es auch in unserem Bereich gegeben, sie sind nur offenbar noch mehr verdrängt und devastiert worden als die anderen. Ein Beispiel dafür wäre die Reliquienfassung im Wiener Heiltumsschatz des Mittelalters gewesen.

⁶²) Oberösterreich (= Dehio-Handbuch Österreich) Wien 1970. S. 99.

⁶³) Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. V, S. 33.

⁶⁴) Ludwig Andreas Veit, Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Ein Durchblick. Freiburg 1936. Bildtafel IV.



In einem
Silbreind-
gulten prust-
pulo von de
hawbe sand
Andre des
zweispoten



Ain kreutz
vonn dem
holz dar-
an sand an-
dree gekreuz-
t ist wort
den.



In einer
Silbrein
vergulten
mōstrantz
vonn dem
hawbe S.
Jacob des
mereri.



Ain prustpulo
von de hawbe
sanno Jacob
des mynoctri.



In einer Sil-
brein mōstrantz
mit perlmaeter
vergult darant
ain han. darin
des hawbes
sand barnabe.



In einer sil-
brein vergulten
mōstrantz vō
dem Arm der
zweispotilans
Philipp vnd
Jacob.



Ain arm sand
Bartime
geziert mit silber
vnd gold.



Ain silbreine
vergulte mon-
strantz mit
zwein Enighn
darinn dz beil-
tumb s. barti-
me vnd s. Al-
lentun.



Ain silbrein v
gulte mōstrantz
darin das beil-
tūb sand An-
dre sand Ach-
sci vnd seiner
gelschafft.



Ain alte Sil-
breine vergult
mōstrantz mit
zwein Engln
darinn vō der
ripp sand barti-
me.



Ain silbrein v
gulte mōstrantz
binden mit perl-
maeter darinn
das beiltumb
sand Adar: vñ
sand Ucit.



In ainē kraus-
senay geziert
mit silber dar-
inn dz heiltūb
sand Peter s.
pauls s. steffan
vnd s. Erasm.

bij

Blatt bij des Wiener Heiltumsbuches von 1502.
Rechts oben das Jacobus-Reliquior.

Das silberne Reliquiar existiert nicht mehr, aber in einem Holzschnitt des Wiener Heiltumsbuches von 1502 ist die Abbildung erhalten: „In ainer Silbrein vergulden monstrantz vonn dem hawbt S. Jacob des merern“⁶⁵⁾. Die Reliquie mag von einem Jakobspilger, wohl einem mittelalterlichen Fürsten, von Santiago nach Wien gebracht worden sein. Die kostbare Wiener Goldschmiedearbeit ist längst in zeitlichen Nöten, wohl in der Türkenzeit von 1529 schon, geopfert, das heißt eingeschmolzen worden. Aber auf dem kleinen Inventar-Holzschnitt des Heiltumsbuches ist doch noch genau zu erkennen, daß der Heilige im Pilgergewand auf einem Ferulum saß, das von zwei Engeln gehalten wurde, eine vornehme hochgotische Arbeit also.

Ein Gnadenbild dieser Art hat sich glücklicherweise an einer alten Jakobsverehrungsstätte erhalten, nämlich in der alten Jakobikirche von Leoben, der ehemaligen Pfarrkirche der Bergstadt⁶⁶⁾. Die ungefaßte Holzplastik zeigt den Heiligen thronend, mit Pilgerhut, Stab und Buch als Attributen, und zwar in einem eleganten hochbarocken Nischenkästchen anstelle des Hochaltares. Die Figur mag um 1520 entstanden sein, die prachtvolle Rahmung Anfang des 18. Jahrhunderts. Da war Leoben nicht mehr im alten, im mittelalterlichen Sinn ein Jakobsort, die Jesuitenkirche war zur Pfarrkirche erhoben worden. Aber im Mittelalter war Leoben ein wesentlicher Rastpunkt für die Jakobspilger gewesen, die vom Norden, vom Ennstal herkamen und nach dem Süden weiter wanderten.

Sie kamen von den schon erwähnten oberösterreichischen Jakobsbrunnenorten, wohl auch von den Jakobsorten um Wien, am Rand des Wienerwaldes und vor und nach dem Semmering. In Wien war es St. Jakob an der Hülben gewesen, dann kam Penzing, dann pilgerte man nach Kaltenleutgeben, wo sich ein heilsamer Jakobsbrunnen befand. Darauf deutet noch auf dem linken Stiegenaufgang zur Kirche eine gotische Jakobsplastik hin, die sich früher bei dem Bründl auf dem Wieden'schen Anwesen befand, dessen Schlußstein noch heute die Inschrift „Gesundheitsbrunn 1590“ trägt⁶⁷⁾. Manche Pilger werden von hier oder von Maria Enzersdorf oder auch von Mödling dann weiter nach Heiligenkreuz gepilgert sein, nicht um-

⁶⁵⁾ Das Wiener Heiligthumbuch. Ausgabe von 1502. Neudruck veranstaltet vom K. K. Österreichischen Museum für angewandte Kunst. Wien 1882. 4. Umgang, Blatt bij.

⁶⁶⁾ Steiermark (= Dehio-Handbuch Österreich). 3. Aufl. Wien 1956. S. 171.

Die vortreffliche Aufnahme verdanke ich Herrn Dr. Günther Jontes, Direktor des Museums der Stadt Leoben, 1976.

⁶⁷⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 2, Niederösterreich, S. 54.

sonst stand und steht noch in Gaaden die dem hl. Jakob geweihte Pfarrkirche. Diese Jakobsstraße mag sich im Lauf der Zeit zur „Via sacra“ nach Mariazell erweitert und verlängert haben⁶⁸⁾. Die anderen Jakobspilger jedoch, die nach dem Süden strebten, gingen vielleicht über die befestigte Jakobskirche von Guntramsdorf weiter, und kamen vor dem Semmering zur abseits auf ihrem eigenen Hügel gelegene Jakobskirche von Payerbach, die man heute noch deutlich als Pilgerkirche erkennt⁶⁹⁾.

So war für die Pilger auf vielen Wegen auch durch diese Jakobsbrunnen gesorgt, ob an diesen Gnadenstätten jeweils der Heilige als einfacher Pilger verehrt wurde, oder auf dem Altar sitzend thronete. Von den verstreuten Jakobsbrunnen, die wohl meist an alten Pilgerstraßen lagen, seien hier wenigstens noch einige erwähnt. In Eggen-dorf am Walde wird die Pfarrkirche zum hl. Jakob schon im 13. Jahrhundert genannt. Nebenan steht die Frauenkapelle mit einem ehemaligen Bründl, einem Heilbrunnen also, den man aller Wahrscheinlichkeit nach als alten Jakobsbrunnen ansprechen kann⁷⁰⁾. Im Lande Salzburg befindet sich in Plainberg ein Gnadenbründl auf dem Weg nach Lengfeld. Der Bildstock beim Jakobsbrunnen war schon im 18. Jahrhundert bekannt. Der heilsame Brunnen wurde besonders bei Augenleiden, aber auch sonst aufgesucht. Der beim Brunnen angebrachte Spruch ist echtestes Barock:

Das Wasser, welches du hier schöpfest,
Löscht den Durst nur kurze Zeit.
Welches aber ich dir gebe,
Löscht ihn in Ewigkeit!
O Herr! Mein Herz brennt voll Begier,
Gib solches Wasser mir,
Das mir dort auch die Himmelsfreud
Den Durst löscht in Ewigkeit⁷¹⁾.

Da wendet man den Blick unwillkürlich etwas weiter nach dem Westen, nach Oberjoch in der Gemeinde Hindelang im Allgäu. Dort steht die schöne Kapelle, die dem hl. Jakob geweiht ist und eine un-gemein bezeichnende Form des Jakobsbrunnens darstellt. Das Deckenfresko dieser Kapelle von 1732 zeigt unten die Pilger am Brunnen,

⁶⁸⁾ Leopold Schmidt, *Via sacra. Zur Geschichte der „Heiligen Straße“ zwischen Wien und Mariazell* (in: Helene Grönn hg., *Via sacra. Das Wallfahrtsmuseum in Kleinmariatzell, = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde*, Bd. XV. Wien 1975. S. 56 ff.)

⁶⁹⁾ Karl Lechner (hg.), *Donauländer und Burgenland (= Handbuch der historischen Stätten Österreichs, Bd. I)* Stuttgart 1970. S. 455 f.

⁷⁰⁾ Gustav Gugitz, *Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch*. Bd. 2, *Niederösterreich*, S. 18.

⁷¹⁾ Gustav Gugitz, ebendort, Bd. 5, *Oberösterreich und Salzburg*, S. 187.

und von oben gießt der hl. Jakobus aus den Wolken Wasser in diesen heilsamen Brunnen. Es ist im Bilde genau das gleiche, was die Verse beim Jakobsbrunnen von Plainfeld aussagen. Die Beschriftung aber stellt in barocker Rückbezüglichkeit die Verbindung mit dem alttestamentarischen Jakobsbrunnen her. Sie besagt nämlich:

Hie ist erfunden worden
wie die Schrift sagt: S. Jacobs Brunnen ⁷²⁾.

V.

In Tiffen in Kärnten kehrten früher die Wallfahrer aus Steiermark ein, die nach Maria Luschari weiterziehen wollten. Sie kamen am Sonntag nach dem Fronleichnamstag, nahmen an der Prozession teil, bei der das dritte Evangelium unter der „Gschlosserlinde“ gelesen wurde. Auf dem Altar unter der Linde war ein „seltsames Bild“ aufgestellt, von dem man sich folgende Sage erzählte: „Schon vor mehreren hundert Jahren zog jeden Sommer nebst anderen Wallfahrern auch eine Prozession aus Steiermark gegen den Luschariberg und hielt am „schönen Sonntag“ Rast in Tiffen, wo die meisten Teilnehmer in dem einzigen Gasthofe des Dorfes, beim Rauchenwald, nächtigten, der heute noch besteht und wo vor Zeiten auch der Pfleger gewohnt haben soll. Einmal bei solcher Gelegenheit übernachtete dort auch ein Bauer aus Stainz mit seinen drei Söhnen, von denen der jüngste ein bildsauberer Bursche war. Die Tochter des Pflegers entbrannte in Liebe zu dem schönen Jüngling und wußte ihren Vater noch am selben Abend zu bewegen, daß er dem Stainzer Bauernsohn in ihrem Namen einen Heiratsantrag stellte. Jedoch fand er bei dem jungen Steirer nur Ablehnung, denn er hatte in seiner Heimat bereits ein Liebchen, mit dem er sich in Treue eingewußt. In ihrer Herzensbedrängnis entschloß sich die schöne Pflegerstochter, dem Jüngling ihre Liebe selbst zu gestehen, doch fand sie ebensowenig Gehör. Tief gekränkt in ihrem Stolz, sann sie nun auf Rache und hoffte, auf andere Weise Vergeltung zu finden für ihre verschmähte Liebe. Während alles schlief, nahm sie den goldenen Becher ihres Vaters aus dem Schrank und steckte ihn in das Ränzchen des fremden Wanderers. Zeitlich am Morgen brachen die Steirer auf und wanderten weiter in die Richtung gegen den Ossiacher See. Aber noch waren sie nicht weitgekommen, da wurden sie von zwei berittenen Schergen angehalten, die ihnen der Pfleger auf Anraten seiner Tochter nachgeschickt hatte. Bald war der goldene Becher im Ranzen

⁷²⁾ Michael Petzet, Landkreis Sonthofen (= Die Kunstdenkmäler von Schwaben, Bd. VIII) München 1964. S. 579, Abb. 503.
Zu den Jakobsbrunnen in Bayern vgl. allgemein Georg Schreiber, Deutschland und Spanien, S. 106.

des jüngsten Wallfahrers gefunden. Nun half kein Bitten und Flehen. Obgleich er fortwährend seine Unschuld beteuerte, wurde er samt der vermeintlichen Diebsbeute zurückgebracht und gefesselt vor den Richter geführt, der ihn ungesäumt zum Galgentod verurteilte. Auf dem Galgenbichl, einer mit Tannen bewachsenen Anhöhe zwischen Tiffen und Feldkirchen, sollte er gehängt werden. — Bald war das grausame Werk vollbracht. Des Jünglings letzte Worte waren: „Gott weiß, daß ich unschuldig bin.“ Unterdessen war der alte Vater mit seinen zwei anderen Söhnen auf den Luschariberg gelangt und betete dort zur Gottesmutter recht inständig um die Rettung seines schwer beschuldigten Sohnes. Am dritten Tage traf er wieder in Tiffen ein. Als er den unschuldig Verurteilten noch lebend am Galgen fand, eilte er zum Richter und bat ihn, ihm seinen Sohn, der noch am Leben sei, freizugeben. Der Richter saß gerade beim Mittagmahl und hatte zwei gebratene Tauben vor sich auf dem Tische stehen. Auf die Beteuerungen des Bauers und seiner Söhne, daß der Gehängte noch lebe, rief er aus: „Euer Sohn ist tot und war auch schuldig, so wahr diese Tauben nicht mehr fortfliegen können“. Kaum waren diese Worte gesprochen, da flogen auch schon beide Tauben von der Schüssel auf durch das offene Fenster ins Freie. Tief betroffen von dem Wunder, eilte nun der Richter mit den dreien zum Galgen und da fand es sich, daß der schuldlos gehängte Jüngling noch lebte. Der Richter gab ihn frei und der Gerettete kehrte mit den Seinen wieder in die Heimat zurück. Der schönen Pflegerstochter aber ging der Vorfall so zu Herzen, daß sie reumütig bekannte, aus Ärger über ihre verschmähte Liebe dem Geretteten den Goldbecher selbst in den Ranzen gesteckt zu haben. Jetzt wurde sie in den Kerker geworfen, wo sie bald darauf vor Scham und Kränkung zugrunde ging⁷³⁾.

Was hier als Sage erzählt wurde, stellt sich der vergleichenden Legendenforschung sogleich und deutlich als Nachklang und Weiterführung einer ungemein weitverbreiteten Jakobslegende heraus. Tiffen hat eben eine Jakobskirche⁷⁴⁾, und in ihr wurde jahrhundertlang ein guter Flügelaltar aufbewahrt, der im Schrein den Kirchenpatron zwischen den Heiligen Christoph und Florian darbietet, und auf den Innenseiten der Flügel in vier Feldern die Hauptszenen jener Jakobs-pilgerlegende⁷⁵⁾. Da ist es kein Wunder, daß die so lange Zeit hindurch in Predigten mitgeteilte und auf den Altarflügeln bildlich dargestellte Geschichte auch in die Volkserzählung einging. Es ist nur un-

⁷³⁾ Georg Graber, Sagen aus Kärnten. 4. Aufl. Leipzig 1927. Nr. 577, S. 423 f.

⁷⁴⁾ Kärnten (= Dehio-Handbuch Österreich). Wien 1976.

⁷⁵⁾ Karl Ginhart, Kunstdenkmäler des politischen Bezirks Feldkirchen (= Die Kunstdenkmäler von Kärnten Bd. III) Klagenfurt 1931. S. 42.

gemein selten, daß diese Zusammenhänge so offen zu Tage liegen wie in Tiffen. Denn meist fehlt entweder der Altar, oder es sind an den Orten keine Sagen aufgezeichnet worden. Auch in Tiffen befindet sich ja der besagte Altar längst nicht mehr. Er war tatsächlich längere Zeit als Bild bei der Fronleichnamsprozession verwendet, dann aber vernünftigerweise in die Obhut des Landesmuseums für Kärnten übernommen worden, wo er heute in der staatlichen Zahl der dort versammelten Flügelaltäre seine besondere Stellung einnimmt ⁷⁶⁾.

Es handelt sich also um eine Darstellung der Jakobspilgerlegende, die als ausführlichste aller derartigen Geschichten ihre ganz eigene Tradition besitzt. Sie ist vielleicht schon im 12. Jahrhundert entstanden, als eine Mirakelerzählung mit Bezug auf Santiago. In jener Sammlung von Wundern, die Papst Kalixtus II. zu Anfang des 12. Jahrhunderts veranstaltet haben soll, ist sie schon enthalten, von dort hat sie sowohl Caesarius von Heisterbach wie Jacobus de Voragine für seine „Legenda aurea“ übernommen ⁷⁷⁾. Sie kannten noch eine verhältnismäßig einfache, kurze Form, die anscheinend im 15. Jahrhundert erweitert wurde. Bei Lucius Marineus Siculus heißt es dann jedenfalls in seinem Werk „De rebus Hispaniae memorabilibus“ um 1500: „Ein frommer Mann wanderte mit Frau und Sohn nach Compostela und kehrte bei einem Wirte in Santo Domingo de la Calçada ein, dessen erwachsene Tochter sich in den jungen Pilger verliebte. Ihre Bewerbung wird aber abgewiesen, und darum verwandelt sich die Liebe der Wirtstochter in Haß. Heimlich steckt sie einen kostbaren Becher in den Mantelsack des jungen Pilgers, um ihn so des Diebstahls überführen zu können. Der Richter wird gerufen, der den angeblichen Dieb zum Tod am Galgen verurteilt. Die schwergeprüften Eltern eilen nach Compostela und kommen auf der Rückreise wieder am Galgen vorbei. Gegen den Willen des Vaters eilt die Mutter zum Sohne, der noch am Galgen hängt. Da fängt der Sohn zu reden an und erzählt, daß die Mutter Gottes und der hl. Jakobus ihn stützten und am Leben erhielten. Die Eltern eilen zum Richter, der eben im Begriffe ist, einen Hahn und ein Huhn, die gebraten vor ihm liegen zu zerschneiden, und teilen ihm mit, daß ihr Sohn am Galgen noch lebe. Lachend erwidert dieser: „Euer Sohn lebt wohl, wie diese Vögel hier vor mir.“ Sofort beginnen der Hahn und das Huhn auf dem Tische zu hüpfen und der Hahn kräht. — Jetzt ruft der Richter die Priester und Bürger der Stadt, eilt mit ihnen zum Galgen, wo er den

⁷⁶⁾ Anton Fritz, Kärntens Flügelaltäre. Klagenfurt 1975. Abb. S. 124, 125. — Fritz hielt in seinem kurzen Text die Pilgerlegende noch immer für eine „Kärntner Sage.“

⁷⁷⁾ Karl Künstle, Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten. Nebst einem Exkurs über die Jakobslegende. Freiburg 1908. S. 18 ff.

Unschuldigen befreit; den Hahn und das Huhn aber fängt man ein, bringt sie unter großer Feierlichkeit in die Kirche, wo sie in einem Käfig aufbewahrt wurden. Als sie nach sieben Jahren verendeten, hat man auch ihre Jungen ebenso gehegt. Es wurde dann Pilgersitte, diese wunderbaren Hühner in Santo Domingo aufzusuchen und sich von ihrem Gefieder ein Andenken mitzunehmen⁷⁸⁾.

Diese Wundergeschichten, ein mittelalterlicher Legendenroman sondergleichen, hat die Pilger auf ihrem Santiagoweg getröstet. An vielen Haltepunkten ihrer Reise, in vielen Jakobskirchen an den verschiedenen Pilgerwegen sind dementsprechend bildliche Darstellungen gerade dieser Legende angebracht worden. Die frühesten entstammten dem 15. Jahrhundert und gehen wohl zum Großteil auf eine deutsche Holzschnittfolge zurück, die um 1460 angesetzt wird⁷⁹⁾. Unter den zahlreichen bildlichen Darstellungen nimmt die in der Schloßkirche von Winnenden in Württemberg einen hervorragenden Rang ein. Die vier Reliefs zeigen in dieser vielleicht um 1520 geschaffenen Darstellung das Mahl, das Verstecken des Bechers, den Gehängten und das Hühnerwunder⁸⁰⁾. Eine Pilgerstraße, die durch Schwaben geführt haben muß, ist am Bodensee in Überlingen greifbar, wo in der Jodokapelle die Fresken der Jakobspilgerlegende aus dem späten 15. Jahrhundert aufgedeckt wurden. Zwei Szenen zeigen den hl. Jakobus, der den gehängten Jüngling am Galgen noch am Leben erhält, und den Richter, dem die gebratenen Hühner fortfliegen⁸¹⁾. Der auf vielen Legendenvorbildern beruhende und dennoch schwankhaft anmutende Zug hat wohl die Pilger immer besonders getröstet und erquickt.

An den Pilgerstraßen, die durch Österreich führten, müssen so manche Jakobskirchen Bilder dieser Legende enthalten haben. Es zeigt sich nur leider, daß im 19. und noch im 20. Jahrhundert diese Landkirchen oft in besonderem Ausmaß von sogenannten Kunstfreunden geplündert wurden, so daß sich verhältnismäßig wenig bewegliche Darstellungen erhalten haben. Sicher vor diesen Entfremdungen waren ja immer nur die Fresken, und die waren dafür oft genug übertüncht und werden erst in unseren Jahren wieder aufgedeckt.

Ein bezeichnendes Zeugnis für diese Verhältnisse stellen die Tafelbilder aus einem Altar der Pfarrkirche in Perg im oberösterreichi-

⁷⁸⁾ Künstle, ebendort, S. 21.

⁷⁹⁾ Künstle, ebendort, S. 22.

Georg Schreiber, Deutschland und Spanien, S. 123.

⁸⁰⁾ Engelbert Kirschbaum (hg.), Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 7, S. 33/34, Abb. 7.

⁸¹⁾ Vera und Hellmut Hell, Die große Wallfahrt des Mittelalters. Tübingen 1964. Abb. Taf. 115.

schen Mühlviertel dar⁸²⁾. Es handelte sich ursprünglich um einen großen Jacobusaltar der Pfarrkirche, wohl aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Die Tafeln kamen erstaunlicherweise in den Kunsthandel. Da sie jedoch widerrechtlich verkauft worden waren, mußten sie zur Hälfte zurückgegeben werden. Zwei verschwanden also auf Nimmerwiedersehen in den Kunsthandel, und nur zwei gelangten ins Oberösterreichische Landesmuseum. Es sind die guten großfigurigen Tafeln mit der Enthauptung des hl. Jakobus und der Szene, in der dem jüngeren Pilger der Becher in die Pilgertasche gesteckt wird.

Wandert man auf den schon angegebenen Pilgerwegen von Oberösterreich in die Steiermark, so finden sich im Bereich von St. Peter am Kammersberg im Bezirk Murau gleich mehrere Jakobskirchen, die auch einschlägige Kunstwerke besaßen⁸³⁾. St. Peter am Kammersberg selbst besitzt in seiner Pfarrkirche eine Holzplastik des hl. Jakobus in Pilgerkleidung aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts⁸⁴⁾. Im gleichen Bereich ist eine ganze kleine Kirche, nämlich St. Jakob am Jakobsberg, dem Pilgerpatron geweiht, urkundlich 1415 als Filialkirche bezeugt⁸⁵⁾. Von dort kann man nach Pöllau am Greim weitergehen, das heute nach St. Peter am Kammersberg eingegliedert ist. Dort muß es einstmals einen bedeutenden Flügelaltar des hl. Jakobus gegeben haben⁸⁶⁾. Er war zerlegt worden, und 1938 sind zwei Tafelbilder davon in den Kunsthandel abgewandert. Wir besitzen nur mehr die ausführlichen Beschreibungen, welche die Wunder der gebratenen und dennoch auffliegenden Hühner und die Predigt des Heiligen vor den Juden als dargestellt schildern. Die Tafeln scheinen mit 1517 datiert gewesen zu sein.

Wandert man aus dieser Gegend weiter, kommt man auf der hochgelegenen Straße nach Murau auch an Ranten vorüber⁸⁷⁾. Hier

⁸²⁾ Gustav Gugenbauer, Malerei, Plastik, Kleinkunst, in: Unteres Mühlviertel. Bd. 1, Bau- und Kunstdenkmäler. Wien 1930. S. 190, 191, dazu S. 188 zwei Doppeltafeln.

Die ausgezeichneten Farbaufnahmen der beiden Tafeln im Oberösterreichischen Landesmuseum durch Max Eiersebner verdanke ich dem Entgegenkommen von Hofrat Prof. Dr. Franz Lipp, Linz.

⁸³⁾ Leopold Kretzenbacher, Pilgerfahrt nach Maria Luschari. Eine deutsch-slawische Legende aus der alten Untersteiermark (Südostdeutsches Archiv, Bd. III, München 1960, S. 87 ff.)

⁸⁴⁾ Inge Woisetschläger-Mayer, Die Kunstdenkmäler des Gerichtsbezirkes Oberwölz (= Österreichische Kunsttopographie Bd. XXXIX) Wien 1973. S. 204, Abb. 172. Dazu S. 182 über den ehemaligen Jakobusaltar.

⁸⁵⁾ Steiermark (= Dehio-Handbuch Österreich) S. 238.

⁸⁶⁾ Inge Woisetschläger-Mayer, wie oben Anmerkung 84, S. 178 f. Die in den Kunsthandel abgewanderten Flügel sollen sich ehemals in der Leutgeb-Kapelle bei Pöllau am Greim befunden haben.

⁸⁷⁾ Leopold Schmidt, Jakobsbrüderlegende (Bunte Blätter der „Presse“, Jg. 7, Nr. 41 von 11. X. 1952, S. 9)

ist viel an alpenländischer Geschichte vorbeigezogen, es verwundert gar nicht, daß es sich auch um einen Halt an einer Jakobspilgerstraße gehandelt hat. Es handelt sich um eine dem hl. Bartholomäus geweihte Kirche, die nach außen hin einen riesigen hl. Christophorus von 1517 aufweist. Im Inneren aber sind 1950 glücklicherweise Jakobsfresken aufgedeckt worden. Es handelt sich wieder um die Legende des Heiligen selbst, und um die Szenen der Jakobspilgerlegende. Man kann die Hauptstationen noch durchaus deutlich ablesen: Vater und Sohn pilgern nach Santiago. Sie übernachten in der Fremde, wo der heimtückische Wirt sie zu berauben und vernichten gedenkt, mit Hilfe des aus der Geschichte des ägyptischen Josef bekannten Kruges: er versteckt einen silbernen Becher in ihrem Gepäck, beklagt seinen Verlust am nächsten Morgen, läßt ihnen nacheilen, den Becher finden, die Pilger einkerkeren. Der Vater soll mit dem Tode büßen, jedoch der Sohn, ebenso unschuldig wie dieser, opfert sich für ihn und wird gehenkt. Der arme Vater fleht vor St. Jakob um den Sohn und kehrt heim, der Pilgerheilige aber hat ihn längst erhört, der Sohn ist nicht am Galgen gestorben, der Heilige ist bei ihm gewesen, unter seinen Füßen gestanden und hat ihn aufgehoben, so daß er noch lebt. Gerade diese Galgenszene hat das Rantener Fresko in schöner Deutlichkeit erhalten. Nun schließt sich noch die Szene mit den wiederbelebten Hühnern an, so daß sich schließlich für die armen Jakobspilger alles zum Guten wendet⁸⁸⁾.

Von hier nach Kärnten ist kein weiter Weg. Man kann über die Laßnitz hinübergehen, und kommt im Feldkirchner Gebiet dann nach Tiffen, wo wiederum ein Flügelaltar die Legende erzählt, ebenjener aus der Zeit um 1515, der sich heute im Museum in Klagenfurt befindet, und an den sich die lokale Sage mit dem landschaftlichen Bezug auf Maria Luschari angehängt hat⁸⁹⁾. Das ist also eine unvermutet stattliche Reihe von Darstellungen der Jakobsbrüderlegende, wie sie sich quer vom Norden zum Süden Österreichs noch nachweisen läßt, wenn auch so manche Denkmäler selbst der Bewahrung durch die öffentliche Hand entzogen wurden.

Geht man in den Westen, auf die Pilgerwege von Bayern über Tirol nach dem Süden hinüber, so ergeben sich wohl auch manche Erinnerungen. Bemerkenswert erscheint hier die Höllkapelle zum hl. Ja-

⁸⁸⁾ Walter F r o d l, Denkmalpflege — Arbeiten in Steiermark (Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, Bd. VII, Wien 1953, S. 45)

⁸⁹⁾ Otto D e m u s, Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Klagenfurt (= Die Kunstdenkmäler von Kärnten, Bd. V/1) Klagenfurt 1931, Abb. 53 auf S. 538.

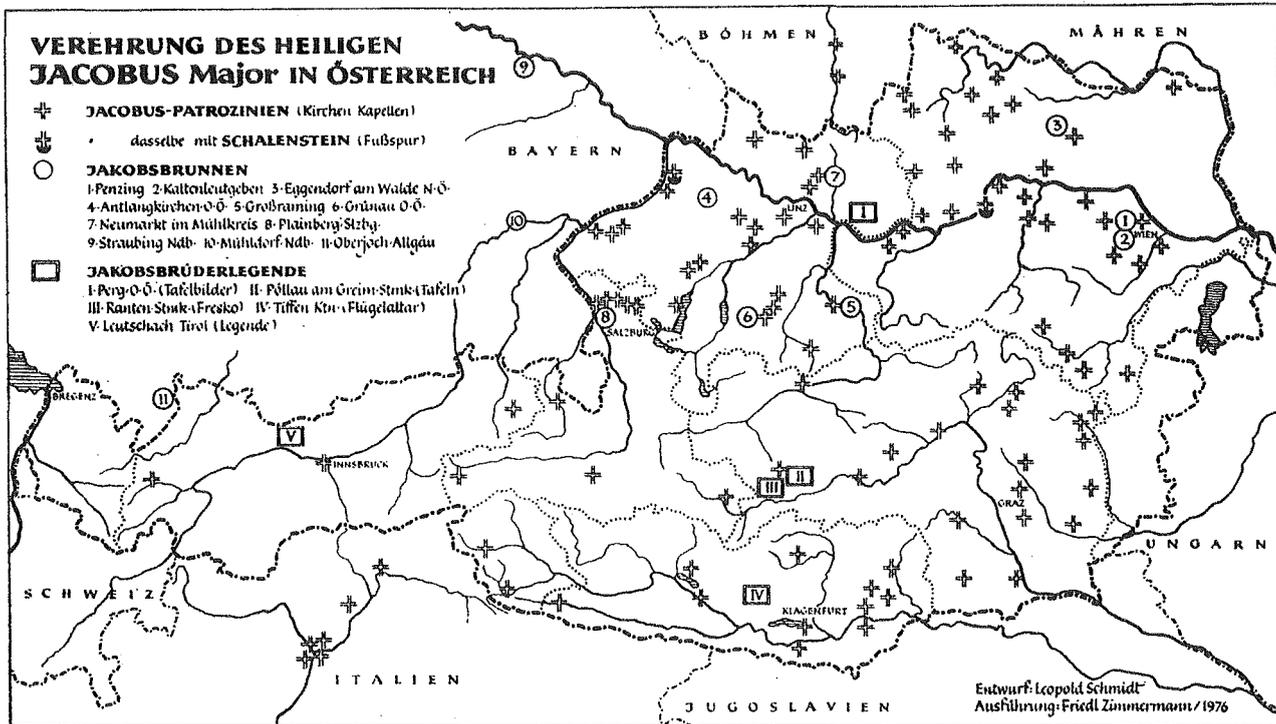
Vgl. dazu Georg G r a b e r, Die Tauben zu Tiffen. Ein Beitrag zur kärntnerischen Sagengeschichte (in: Volk und Heimat, Festschrift für Viktor von Geramb. Hg. Hanns Koren und Leopold Kretzenbacher. Graz 1949. S. 185 ff.)

VEREHRUNG DES HEILIGEN JACOBUS Major IN ÖSTERREICH

- ✚ JACOBUS-PATROZINIEN (Kirchen Kapellen)
 ✚ dasselbe mit SCHALENSTEIN (Fußspur)

- JAKOBSBRUNNEN
 1-Penzing 2-Kaltenleutgeben 3-Eggendorf am Walde N-Ö.
 4-Antlangkirchen-O-Ö. 5-Großraming 6-Grünau O-Ö.
 7-Neumarkt im Mühlkreis 8-Plainberg-Stzby.
 9-Straubing Ndb. 10-Mühldorf Ndb. 11-Oberjoch-Allgäu

- JAKOBSBRÜDERLEGENDE
 I-Perg-O-Ö. (Tafelbilder) II-Föllau am Grein-Stmk. (Tafeln)
 III-Rauten-Stmk. (Fresko) IV-Tiffen Ktn. (Flügelaltar)
 V-Leutschach Tirol (Legende)



Entwurf: Leopold Schmidt
 Ausführung: Friedl Zimmermann / 1976

kobus in der Klamm zu Unterleutasch an der Tiroler Nordgrenze ⁹⁰⁾. Die Kapelle selbst entstammt dem Ende des 17. Jahrhunderts. Es wird aber in örtlicher Legende davon erzählt, daß die Kapelle zur Erinnerung an die Wallfahrt der Familie Blaikner aus Leutasch nach Santiago errichtet worden sei. Dabei soll sich die wunderbare Rettung des Sohnes der Eheleute Blaikner abgespielt haben, dem ein silberner Löffel ins Gepäck gesteckt worden sei, der an den Galgen gekommen, aber dort wunderbar erhalten geblieben sei, und dessen Rettung schließlich das Hühnermirakel bekundet habe. Die lange örtliche Sage stellt sich also wiederum wie in Tiffen als eine Lokalvariante der Jakobspilgerlegende heraus. Es muß auch hier eine Bilddarstellung gegeben haben. Vielleicht ist es das Relief im Depot des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, das aus der Plaikenkapelle in Unterleutasch stammen soll ⁹¹⁾.

Für die Lebendigerhaltung des Kultes haben jedenfalls die Mitglieder der Leutascher Jakobsbruderschaft gesorgt, und zwar offenbar in einer spielhaften Form. Dabei hatte die bayerische wie die tirolische Kampfmansschaft je einen eigenen „Jakoberle“, es kämpften die Mittenwalder gegen die Leutascher, was durchaus alt sein mag, wohl aber ähnlich wie der Schützentanz von St. Jakob am Thurn in der Barockzeit wiederbelebt worden sein dürfte. Wer diese Legendenzüge so lebhaft vor Augen hatte, muß wohl von der Jakobspilgerfahrt die stärksten Eindrücke mit nach Hause gebracht haben. Wo das Hühnerwunder so lebhaft nacherzählt wurde, dort hatte man ganz offensichtlich Kenntnis von dem großen stilisierten Hühnerkäfig, der sich tatsächlich bis heute in der Kirche von Santo Domingo de la Calzada befindet, und von wo man sich eine Hühnerfeder zum Andenken mitnehmen konnte ⁹²⁾.

Von der Leutasch gingen die Jakobspilger jedenfalls über Innsbruck mit seiner alten Jakobskirche ⁹³⁾ weiter nach dem Süden, kamen in den Bereich der Jakoberbruderschaften zunächst von Sterzing, dann

⁹⁰⁾ Gustav G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 3, S. 93 f.

⁹¹⁾ Erich E g g, Tiroler Pilgerreisen (in: Festschrift für Leonhard Franz zum 70. Geburtstag, = Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. II. Innsbruck 1965. Nachtrag S. 61)

Für die Photos des bisher recht unbeachteten Reliefs bin ich Herrn Hofrat Dir. Dr. Erich Egg vom Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck, zu bestem Dank verpflichtet.

⁹²⁾ Vera und Hellmut Hell, Die große Wallfahrt des Mittelalters, Abb. Taf. 114.

⁹³⁾ Josef Weingartner, Die Pfarrei und die Pfarrkirche von St. Jakob. Festschrift zum 200jährigen Weihejubiläum der St. Jakobs-Kirche in Innsbruck. Innsbruck 1924.

von Bozen, und konnten in Südtirol geradezu von einer Jakobskirche zur anderen weiterwandern. Und in St. Jakob in der Mahr begegneten sie schließlich noch einmal einem derartigen Fresko, das wiederum besonders das Hühnerwunder darstellt⁹⁴⁾. Das Fresko soll um 1461 entstanden sein, was freilich schon sehr früh wäre, weil doch die Holzschnittfolge, auf der diese Fresken in wesentlichen Teilen beruhen, erst für 1460 angesetzt wird. Die Geschichte, eine Bildgeschichte im wahrsten Sinn des Wortes, gegliedert und gefeldert wie so viele spätere Bildgeschichten bis zur Gegenwart, hat sich also größter Beliebtheit erfreut, und die Pilger konnten an ihren Darstellungen immer wieder ihren Erzählschatz auffrischen und sich daraus den Mut zur weiten Weiterfahrt holen.

VI.

Für das mittelalterliche Spanien war der hl. Jakobus nicht nur der Pilgerpatron. Er war vor allem der Helfer im Kampf gegen die Mauren, und seiner Einwirkung glaubte man den Sieg in der Schlacht von Clavijo im Jahre 843 zu verdanken. Damals sei er zu Pferd als Gewaffneter erschienen und habe schlichtenwendend eingegriffen.

Die Legende war den Santiagopilgern wohl bekannt, aber es haben wohl nur die ritterlichen unter ihnen, vielleicht der Herr Jörg von Ramseiden, dazu ein näheres Verhältnis gehabt. Man kann dies vor allem an den bildlichen Darstellungen ablesen: Es wird immer wieder der schlichte stehende Heilige im Pilgerkleid dargestellt, und nur in seltenen Fällen der Heilige als Herr, der immerhin sitzen, thronen muß. Zu Pferd aber sehen wir ihn die längste Zeit in unseren Altären, auf unseren Fresken nicht. Es sind dann wohl bestimmte geschichtliche Verhältnisse am Oberrhein gewesen, die Martin Schongauer veranlaßt haben mögen, um 1480 die Schlacht von Clavijo mit dem Eingreifen des schwertschwingenden Heiligen in einem Kupferstich darzustellen⁹⁵⁾. Für den Jakobskenner trägt der Heilige aber selbst hier noch, zu Pferd, den Pilgerhut mit der Muschel vorn dran, vereinigt also durch die Attribute alle seine bekanntesten Eigenschaften. Von nun an wird die Darstellung des berittenen, kämpferischen Heiligen stärker, und vermutlich tragen auch die neuen Beziehungen zu Spanien bei, diese Art der Darstellung mehr als bisher zu fördern. Seit 1519 ist Karl V. König von Spanien und Kaiser des Heiligen

⁹⁴⁾ Hans Seeliger, St. Jakob und die Hühnerlegende in der Kirche St. Jakob in der Mahr (Der Schlern Bd. 46, Bozen 1972, S. 287 ff., mit 2 Abb. des Freskos.)

⁹⁵⁾ Vera und Hellmut Hell, Die große Wallfahrt des Mittelalters. Abb. Taf. 135.

Eduard Flechsig, Martin Schongauer. Straßburg 1951. S. 253 ff.

Reiches, nun fließen die deutschen und spanischen Quellen zusammen⁹⁶⁾. Ja mehr, nach seinen Siegen in Nordafrika wird Karl V. von den antikisch eingestellten Autoren als „Neuer Hercules“ gepriesen, von christlicher Seite aber sieht man die Beziehungen zum maurentötenden hl. Jacobus, zum „Matamoros“ der Spanier. Tatsächlich hat Cornelius Cornelisz um 1530 den Kaiser zu Pferd als „Matamoros“, als eine Verselbigung mit dem hl. Jakobus gemalt, das Bild ist nur sehr unbekannt, weil es sich im Museum von Worcester im Staate Massachusetts befindet⁹⁷⁾.

Das ist ein bedeutsamer Seitenast aus einer Entwicklung, die im Barock zu einer beachtlichen Aufnahme des Motives des Reiterheiligen in den volkstümlichen Anschauungsschatzes führen sollte. An den verschiedensten Stellen wurden nun am Jakobstag Spiele aufgeführt, die zu mehr oder minder textreichen Volksschauspielen werden sollten. Textarm aber doch sehr kennzeichnend ist der Jakobischützentanz in St. Jakob am Thurn geblieben, der jährlich am 25. Juli aufgeführt wird. Vor knapp einem Jahrhundert war es noch ein Fronleichnamritt, mit etwa zwanzig Reitern, in der Mitte der Gruppe ritt auf einem Rappen mit rotem Zaumzeug der Darsteller des hl. Jakobus in Pilgerkutte, mit Stab und Pilgermuschel⁹⁸⁾. Er trug eine weiß-gelbrote Fahne. Zwei Mohren hielten den Rappen am Zaun. Man denkt selbstverständlich sogleich an die verwandten Kostüme, die in der Leutasch bei ähnlichem Spiel üblich geworden waren. Erst ab 1958 findet in St. Jakob der Schützentanz in der heutigen Form statt, ein recht aufwendiger Aufzug mit den Prangschützen, mit einer Pfeifergruppe, einer Fahnenabordnung, den Hellebardisten und der Marketenderin, aber doch auch mit dem hl. Jakobus, der vom Feldkuraten der Jakobischützen gespielt wird⁹⁹⁾.

So ist also auch dieses Motiv des hl. Jakobus als Reiterheiligen in die Überlieferung eingegangen. Die barocke Kirchenkunst hat es vielfach benützt, manchmal sind prunkvolle Darstellungen daraus erwachsen. Eine der künstlerisch bedeutendsten war sicherlich das große Deckenfresko, das Franz Anton Maulpertsch 1764 für die Pfarrkirche von Schwechat, eine alte Jakobskirche, schuf¹⁰⁰⁾. Das Fresko ist leider im letzten Krieg zugrundegegangen, ein Bombentreffer hat

⁹⁶⁾ Karl Brandi, Kaiser Karl V. Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches. 3. Aufl. München 1941. S. 85 ff.

⁹⁷⁾ Engelbert Kirschbaum (hg.) Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 7, S. 35, Abb. 8.

⁹⁸⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 3, Tirol und Vorarlberg, S.

⁹⁹⁾ Karl Zinnburg, Salzburger Volksbräuche. Salzburg 1972. S. 358 f.

¹⁰⁰⁾ Franz Eppel, Kunst im Lande rings um Wien. Wien 1963. S. 91.

1944 die Kirche zerstört. Glücklicherweise hat Maulpertsch eine prachtvolle Ölskizze des Gemäldes gemalt, die seit langem als ein Hauptwerk des Meisters gilt. Diese Skizze aber, noch einmal als den Heiligen als schlachtenwendenden Reiter in der Schlacht von Clavijo darstellend, hat sich erfreulicherweise erhalten, und bildet einen wichtigen Besitz der Österreichischen Galerie im Belvedere¹⁰¹⁾. So haben wir also doch wenigstens noch den farbigen Abglanz dieser großen Jakobstradition auch in unserem Lande.

¹⁰¹⁾ Österreichisches Barockmuseum in Wien. Katalog der Neuaufstellung 1953. Wien 1953. S. 30.

Farabbildung in: (Hans Aurenhammer), Die Österreichische Galerie, Wien, Schloß Belvedere. Wien-München 1976. Taf. 14.

Der Wunderer und der Herr der Tiere

Von Horst P. Pütz

Der eigentümliche Stoff vom „Wunderer“ hat in der Vergangenheit nur wenige Interessenten gefunden, die die Bearbeitungen dieses Stoffes einer wissenschaftlichen Erörterung für würdig befanden. Nach Georges Zinks kommentierter Faksimile-Ausgabe aus dem Jahre 1949¹⁾ hat sich ausführlicher erst wieder George T. Gillespie im Jahre 1973²⁾ mit dieser Thematik beschäftigt. Die zweifellos interessanten Analyse-Versuche von Gillespie erscheinen mir jedoch an etlichen Stellen korrektur- oder erweiterungsbedürftig, so daß ich mich entschlossen habe, einen seit Jahren im Manuskript vorliegenden kleinen Aufsatz in einer den neuen Bedürfnissen entsprechend angepaßten Form zu veröffentlichen.

Niemand wird bezweifeln, daß Dietrich von Bern als Figur der deutschen spätmittelalterlichen Heldensage eine zentrale Rolle zufällt. Gleichwohl hat sich die Forschung nur zögernd der späten Dietrich-Epik angenommen³⁾. Dabei ist schwer zu entscheiden, ob dafür die veralteten und zum Teil kaum noch zugänglichen Textausgaben verantwortlich zu machen sind oder ob mangelndes Interesse neue Ausgaben verhindert hat. Umso größer ist schon unter diesem Aspekt das Verdienst von G. T. Gillespie, die „Wunderer“-Dichtungen erneut ans Licht gezogen zu haben. Der volkskundlichen Forschung folgend ordnet Gillespie zunächst die „Wunderer“-Sage dem Sagentypus „Frauenjagd“ zu⁴⁾; d. h. er betont — wie auch bereits die ältere ein-

¹⁾ Georges Zink, *Le Wunderer, Fac-Simile de l'édition de 1503*. Paris 1949.

²⁾ George T. Gillespie, *Probleme um die Dichtungen vom „Wunderer“ oder „König Theoderichs Glück und Ende“*, in: *Deutsche Literatur des späten Mittelalters, Hamburger Colloquium 1973*, hrsg. v. W. Harms und L. B. Johnson, Berlin 1975, S. 99—115.

³⁾ Vgl. Johannes Janota, *Neue Forschungen zur deutschen Dichtung des Spätmittelalters 1957—1968* (DVjS 45 [1971], S. 1—242; hier S. 66).

⁴⁾ Vgl. G. T. Gillespie, a. a. O., S. 100.—L. Röhrich, *Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart. Sagen, Märchen, Exempel und Schwänke mit einem Kommentar*, 2 Bde.; hier Bd. II, Bern 1967, S. 393—407.

schlägige Literatur — die volkstümlichen Elemente der Sage. Gleichfalls der bisherigen Forschungstradition folgend stellt er den unleugbar vorhandenen Einfluß der höfisch-ritterlichen Epik auf die Sagen-Ausformung fest⁵⁾. Einen dritten Einflußbereich sieht Gillespie in einer kirchlich-religiösen Überarbeitung der Sage, der im Verlauf von Gillespies Untersuchung deutlich eine überwiegende Rolle bei der Gestaltung des Stoffes zugesprochen wird. Hier sind m. E. einige Korrekturen erforderlich, die in der nachfolgenden Darstellung begründet werden sollen.

1. Die höfischen Elemente

In den überlieferten Fassungen der Sage vom „Wunderer“ spielt sich das Geschehen am Hofe Etzels ab, der hier wie auch in anderen Gestaltungen der späten Dietrich-Sage Funktionen der Artus-Runde in den höfischen Epen übernimmt⁶⁾.

Zu der Gesellschaft am Hofe Etzels gehören u. a. Markgraf Rüdiger, der hier aus Mailand („Meylant“)⁷⁾ stammt, und der junge Dietrich von Bern. In diese höfische Gesellschaft tritt plötzlich „dye hubste magettein“ (Str. 12, 2) eine sehr ausführlich als wunderschön beschriebene junge Dame, die nach ihren eigenen Worten vom wilden Wunderer (Str. 33,6 u. a.) verfolgt wird. Die schöne Jungfrau sucht am Hofe Etzels Schutz vor ihrem Verfolger, ein Motiv, das sich gelegentlich in den Artus-Romanen ganz ähnlich findet. Ebenso wie Artus in der höfischen Epik wird auch Etzel hier als passive Gestalt gezeichnet. Er beansprucht nicht selbst die Beschützerrolle, sondern läßt die Dame nach einem geeigneten Helden an seinem Hofe suchen (vgl. z. B. die Episode der Gräfinnen vom Schwarzen Dorn in Hartmanns von Aue „Iwein“). Dietrich von Bern, hier noch als sehr jung dargestellt (vgl. Str. 122—123)⁸⁾ tritt wie in anderen spätmittelalterlichen Dietrich-Dichtungen (vgl. Goldemar, Virginal etc.) als höfischer Ritter auf. So ist es selbstverständlich für ihn, daß er die Verteidigung der verfolgten jungen Dame übernimmt⁹⁾.

Diese selbst bezeichnet sich gegen Ende der Erzählung als „fraw Seld“ (Str. 208,1). Bei diesem Namen liegt es natürlich zunächst nahe,

⁵⁾ Vgl. G. T. Gillespie, a. a. O. S. 103 ff.

⁶⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, Str. 3, in: Der Helden Buch in der Ursprache, hrsg. v. Friedrich Heinrich von der Hagen und Alois Primisser, Berlin 1820—1825, Bd. II, Teil 2, S. 55—73; hier S. 55. — G. T. Gillespie, a. a. o., S. 101—103. Werner Hoffmann, Mittelhochdeutsche Heldendichtung, Berlin 1974 (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 14), S. 179.

⁷⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 54, 6.

⁸⁾ Vgl. W. Hoffmann, a. a. O., S. 195.

⁹⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 92—93.

an eine allegorische Personifikation zu denken, in Analogie etwa zu „Frau Welt“, „Frau Minne“ etc.¹⁰⁾; andererseits ist nicht zu übersehen, daß die gleiche Dame in Fassung L vom Wunderer als eine „wilde magt“ bezeichnet wird. Das Adjektiv „wild“ erhält vielfach auch der Wunderer selbst (H 89,5: „der wilde Wunderer“ = 58,6; etc.). Im übrigen entspricht das Erzählelement der gejagten „wilden magt“ einer Szene im Eckenlied, auf die bereits mehrfach in der Fachliteratur hingewiesen wurde. Dort wird die verfolgte junge Frau als „wilde meit“¹²⁾ und „daz wilde frowelin“¹³⁾ sowie von ihrem Verfolger Fasolt als „sein Wild“¹⁴⁾ bezeichnet. Sie selbst sagt zu Dietrich „mein wildes leben was so frey . . .“¹⁵⁾.

Diese „wilde meit“ im „Wunderer“ und im „Eckenlied“ hat nichts zu tun mit „der typischen ‚Märchenprinzessin‘, die von einem verschmähten Freier verfolgt wird“¹⁶⁾; L. Röhrich erinnert vielmehr mit Recht an die im Tiroler Volksglauben bezeugte „Fraw Selga“¹⁷⁾, deren Name im „Wunderer“ offenbar umgeformt worden ist. L. Röhrich sucht nachzuweisen, daß der „Wunderer“ dem aus der in den Alpen beheimateten Volkssage bekannten „wilden Mann“, die „wilde meit“ dem „saligen Fräulein“ bzw. dem „wilden Weib“ entspricht¹⁸⁾.

2. Die volkstümlichen Elemente

Das Auftauchen Dietrichs von Bern in diesem Volkssagentypus „Frauenjagd“ meint Röhrich damit erklären zu können, daß hier die oberdeutsche Dietrich-freundliche Erzähltradition den Helden mit Absicht gegen den „Wilden Mann“, gegen den „Wilden Jäger“ kämpfen lasse, um die von seinen „politischen und religiösen Gegnern“ im

¹⁰⁾ Vgl. L. Röhrich, a. a. O., S. 404. G. T. Gillespie, a. a. O., Seiten 107—110.

¹¹⁾ Vgl. K. Schiffmann, Ein Bruchstück des Wunderers (ZfdA 51 [1909], S. 416—420; hier S. 418). L. Röhrich, a. a. O., S. 401. G. T. Gillespie, a. a. O., S. 107.

¹²⁾ Vgl. Eckenlied („Ecken Ausfahrt“), in: Der Helden Buch in der Ursprache, hrsg. v. Friedrich Heinrich von der Hagen und Alois Prümmer, Band II, 2. Teil, Berlin 1825, S. 74—116; hier: Str. 227, 12.

¹³⁾ Vgl. Eckenlied, in: Deutsches Helden-Buch, 5. Teil, hrsg. von Julius Zupitza, Berlin 1870, S. 248—253; Str. 172, 7.

¹⁴⁾ Vgl. Eckenlied, hrsg. v. J. Zupitza, a. a. O., Str. 167, 9.

¹⁵⁾ Vgl. Eckenlied, hrsg. v. v. d. Hagen/Prümmer, a. a. O., Str. 228, 7.

¹⁶⁾ Vgl. G. T. Gillespie, a. a. O., S. 108.

¹⁷⁾ Vgl. L. Röhrich, a. a. O., S. 401.

¹⁸⁾ Ebd. — Vgl. hingegen H. Hempel, Untersuchungen zum Wunderer, Diss. Halle 1914, S. 73 und S. 99. O. Warnatsch, Die Sage vom Wunderer und der Saligen in ihrer literarischen Gestaltung, in: Festschrift des Germanistischen Vereins in Breslau, Leipzig 1902, S. 190.

fränkischen Raum¹⁹⁾ propagierten Sage von Teufelsbündner „... so gut es eben ging zu unterdrücken oder sogar förmlich zu widerlegen“²⁰⁾. Zugleich schreibt er die Verteufelung Dietrichs von Bern und die Erzählung, Dietrich sei Anführer des wilden Heeres, dem gleichen politisch-religiösen Gegner zu.

Es ist in der Tat wohl kaum zu bezweifeln, daß das Erzähl-Element der von einem Wilden Mann (Wilden Jäger) verfolgten „wilden meit“, die im Text als Jagdwild bezeichnet wird, der Volkssage zugehört. Diese Sagenform ist von Skandinavien bis in den Alpenraum verbreitet. Daß aber Dietrich von Bern auch Anführer der Wilden Jagd und damit Verfolger der „wilden meit“ wird (— die Verfolgte kann auch als Moosweibchen, Holzweibchen, als Salige etc. bezeichnet werden; gelegentlich ist es auch nicht nur ein einzelnes weibliches Wesen, das verfolgt wird —)²¹⁾, das ist keineswegs eine Erfindung seiner politisch-religiösen Feinde. Diese verbreiteten vielmehr den „Lipari-Bericht“ Gregors des Großen, in dem dargestellt wird, daß Theoderich (= Dietrich von Bern) mit gebundenen Füßen von Papst Johannes und Symmachus in den Vesuv geworfen worden sei²²⁾. Dieser Bericht wird durch das ganze Mittelalter hindurch wiederholt²³⁾. Die Volkssage hingegen — und alle Chronisten stellen diese deutlich in Gegensatz zu der kirchlichen Version — hält daran fest, daß Dietrich von Bern weiterlebt, wie bereits Otto von Freising zu berichten weiß:

„Hinc puto fabulam illam traductam, qua vulgo dicitur Theodericum vivus equo sedens ad inferos descendisse“²⁴⁾.

Diese Volkssage wird u. a. in der Thidreks-Saga wieder aufgenommen, die erzählt, daß Theoderich von einem schwarzen Roß bei der Jagd auf einen Hirsch in die „Hölle“ entführt worden sei²⁵⁾.

Infolge dieses Volksglaubens an Dietrichs Weiterleben und in dem damit verbundenen Vertrauen darauf, daß er zu gegebener Zeit

¹⁹⁾ Vgl. L. Röhrich, a. a. O., S. 401.

²⁰⁾ Ebd.

²¹⁾ Ebd. S. 396—397. O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, Bd. 1, Frankfurt 1934, S. 276 ff.

²²⁾ Vgl. MGH, SS rer. lang., S. 540 (= Ex Gregorii Magni Dialogorum Lib. IV, cap. 31). — Gillespie, a. a. O., S. 104. — Verf., Studien zur Dietrichsage. Mythisierung und Dämonisierung Theoderichs des Großen. (Masch.) Diss. Wien 1969, S. 150—152.

²³⁾ Vgl. Verf., a. a. O., S. 150—151 (Fredegar, Otto v. Freising, Hermann d. Lahme, Kaiserchronik etc. bis hin zu Hans Sachs). — Gillespie, a. a. O., S. 104.

²⁴⁾ Chronicon Francorum, cap. V, 3 (Ausgewählte Schriften z. dt. Gesch. des Mittelalters. Freiherr v. Stein-Gedächtnisausgabe, Darmstadt 1960, S. 380).

²⁵⁾ Vgl. hierzu sowie zu weiteren Parallelen Verf., a. a. O., S. 148—186, S. 228—269.

wiederkommen werde (vgl. z. B. Theoderichs Erscheinung an der Mosel²⁶⁾) konnte er auch zum Anführer der Wilden Jagd werden.

Es ist hier nicht der Ort, die Behauptung Röhrichs anzugreifen, alle „mythologisierenden Deutungsversuche des wilden Jäger als eine Substitution vorchristlicher Gottheiten sind... als verfehlt anzusehen“²⁷⁾. Unzweifelbar ist jedoch die Verteufelung des „Wilden Jägers“ — und damit Dietrichs von Bern in dieser Rolle — eine sekundäre Erscheinung, die nach L. Röhrich „spätestens im 13. Jahrh. eingetreten sein muß“²⁸⁾, und zwar unter dem Einfluß der Kirche, die diesen Volksglauben eben wegen seiner vorchristlichen Herkunft bekämpfen mußte. Unter diesem Aspekt ist gleichfalls die Bezeichnung des Wunderers als „teuflischer Mann“²⁹⁾ und „Teufel“³⁰⁾ als eine ebensolche zeitgemäße sekundäre Erscheinung zu betrachten. Otto Höfler hat u. a. in seiner umfassenden Darstellung der „Kultischen Geheimbünde der Germanen“³¹⁾ darauf hingewiesen, daß bei der Jagd des Wilden Jägers auf sein weibliches Opfer die Sympathie regelmäßig dem Wilden Jäger gilt, nicht aber dem verfolgten Opfer. In der Neuzeit wurde daher der Wilde Jäger nördlich von Verona als „il cacciatore della caccia pia“, also als Jäger von der guten Jagd bezeichnet³²⁾.

Wenn nun aber häufig, besonders im oberdeutschen Raum — aber nicht nur dort —, Dietrich von Bern als wilder Jäger, d. h. als Verfolger eines weiblichen Wesens auftaucht, so ist es in der Tat erstaunlich, daß er in unserem Text geradezu als Todfeind dieser Volkssagenfigur auftritt. Dies scheint sich mir jedoch nicht so einfach erklären zu lassen, wie dies Röhrich versucht — nämlich nur als Versuch, Dietrich reinzuwaschen von der Anschuldigung seiner Feinde, ein Teufel geworden zu sein³³⁾ —, sondern hier scheint eine Verbindung zweier Volkssagen-Traditionen vorgenommen zu sein³⁴⁾.

²⁶⁾ Vgl. Verf., a. a. O., S. 173—177 (dort weitere Literatur). W. Jungandreas, Dietrich von Bern an der Mosel (Vierteljahresblätter der Trierer Gesellschaft für nützliche Forschungen 3 (1957), S. 41—44.

²⁷⁾ Vgl. L. Röhrich, a. a. O., S. 404. — Anders u. a. Otto Höfler, Der Rökstein und die Sage. In: Arkiv för nordisk Filologi 78 (1963), S. 1—121. Hier S. 30 und Anm. 3 (mit weiterer Literatur), S. 61—62. Jan de Vries, Wodan und die Wilde Jagd. (Die Nachbarn 3, 1962, S. 31—59.)

²⁸⁾ Vgl. L. Röhrich, a. a. O., S. 403.

²⁹⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 59, 2 (u. a.).

³⁰⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 112, 2.

³¹⁾ Vgl. O. Höfler, a. a. O., S. 276 ff.

³²⁾ Vgl. Märchen und Sagen aus Wälschtirol. Ein Beitrag zur deutschen Sagenkunde. Gesammelt von Christian Schneller. Innsbruck 1867. S. 204 — O. Höfler, Die Sage, a. a. O., S. 31.

³³⁾ Vgl. L. Röhrich, a. a. O., S. 401.

³⁴⁾ Vgl. dazu weiter unten S. 14 ff.

Überdies scheint es notwendig zu sein, die allgemeine Sagenform vom Verfolger weiblicher Wesen von der im „Wunderer“ anzutreffenden Form zu unterscheiden. Eigentümlicherweise nämlich behauptet die „wilde meit“ im „Wunderer“ mehrfach, sie werde vom Wunderer und seinen Hunden bereits seit mehr als drei Jahren gejagt³⁵⁾. Die Normalform der Volkssage vom Wilden Jäger hingegen berichtet stets, daß der Jäger bereits nach kurzer Zeit seine Beute erjagt hat³⁶⁾.

Ein weiterer Unterschied besteht in der Angabe des Grundes für die Verfolgung: Die Verfolgte im „Wunderer“ weigert sich, den Verfolger, dem sie anverlobt ist, zu heiraten³⁷⁾.

Eine solche Begründung wird in der Normalform der „Wilde-Jagd-Sagen“ nie angegeben. Außerdem schließlich wird, wie oben bereits gezeigt, normalerweise der Wilde Jäger positiv dargestellt.

Eine auffallende Parallele zu dieser speziellen Erzählung des „Wunderer“ finden wir in Boccaccios „Decamerone“, und zwar in der achten Novelle des fünften Tages, eine Parallele, die sowohl Röhrich als auch Gillespie zu kennen scheinen, der sie jedoch nicht weiter nachgehen³⁸⁾. Röhrich nimmt die Boccaccio-Novelle in seine Zusammenstellung von Frauenjagd-Sagen auf und meint lediglich, „bei Boccaccio (...) nimmt sie Züge der erotischen Erzählung an.“³⁹⁾

Wegen der großen Bedeutung, die diese Novelle m. E. für diese Untersuchung hat, mag es erlaubt sein, den Inhalt hier kurz wiederzugeben. In dieser Novelle wird erzählt, daß sich ein reicher junger Mann aus Ravenna nach Chiassi begeben habe, um seine Schwermut einer verschmähten Liebe wegen ein wenig aufzuheitern. An einem Freitag befällt ihn wieder die Erinnerung an die Geliebte, und er begibt sich allein in einen Fichtenwald, um in Ruhe seinen Gedanken an sie nachhängen zu können.

„Schon war die Mittagsstunde beinahe herangekommen, und Nastagio, unbekümmert um Speise, Trank und andere Dinge, wohl eine halbe Meile weit in den Wald eingedrungen, als ihn plötzlich das laute Weinen und das verzweifelte Wehklagen eines Weibes, das er zu vernehmen glaubte, aus seinen süßen Träumereien schreckte. Da er nun aufblickte, ward er nicht allein zu seinem Erstauen gewahr, daß er mitten in einem Pinienhaine sei, sondern er sah nach wenigen Augenblicken auch, wie gerade vor ihm, aus einem dichtverwachsenen Gebüsch von Strauchwerk und Dornen hervor, ein wunderschönes nacktes Mäd-

³⁵⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 34, 65 und 90.

³⁶⁾ Vgl. L. Röhrich, a. a. O., S. 394.

³⁷⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 155—159.

³⁸⁾ Vgl. G. T. Gillespie, a. a. O., S. 105 (Anm. 28). L. Röhrich, a. a. O., S. 402 (Nr. 3). — Gillespie scheint auch den Aufsatz von O. Plafmann, Dietrich von Bern als Wilder Jäger (Germania 12, 1940, S. 176—183) zu kennen. Einen Hinweis auf diese Arbeit und damit den Anstoß zu diesem Artikel erhielt der Verf. 1968 von O. Höfler.

³⁹⁾ Vgl. L. Röhrich, a. a. O., S. 402.

chen mit fliegenden Haaren und von Stacheln und Ästen verkratztem Leibe in vollem Laufe unter lautem Weinen und Rufen um Gnade der Stelle zueilte, an der er sich befand. Zu beiden Seiten folgten ihr zwei riesige und wütende Jagdhunde auf den Fersen und packten sie oft und unbarmherzig, wo sie sie erreichten. Hinterher aber jagte auf schwarzem Pferde und in dunkler Rüstung ein Ritter, dessen Gesicht vor Zorn glühte, den Degen in der Faust, und drohte mit entsetzlichen, schmähenden Worten, sie zu morden.

Nastagio wurde bei diesem Anblick zugleich von Staunen und Abscheu ergriffen. Dann aber weckte das Mitleid mit dem unglücklichen Weibe den Wunsch in ihm, wenn er es irgend vermöchte, ihre Qualen zu endigen, und sie dem Tode zu entreißen. In Ermangelung einer Waffe griff er zu einem Baumast, mit dem er statt eines Stockes, den Hunden und dem Ritter entgegenging. Der Ritter aber rief ihm, sobald er dies gewahr wurde, zu: ‚Laß ab, Nastagio, und überlasse mir und meinen Hunden, daß wir vollbringen, was dieses ruchlose Weib verdient hat.‘ Und nachdem er so gesprochen, packten die Hunde das Mädchen mit aller Kraft an den Weichen und hielten es fest. Während aber der Ritter hinzukam und vom Pferde sprang, trat auch Nastagio heran und sagte: ‚Obgleich ich nicht weiß, wer Du bist, der Du mich so gut zu kennen scheinst, kann ich Dir doch soviel sagen, daß es eine höchst schmachliche Tat ist, wenn ein gewappneter Ritter ein nacktes Weib morden will und es von den Hunden packen läßt, als wäre es ein wildes Tier. Darum werde ich diese verteidigen, solange ich irgend kann.‘

Darauf erwiderte der Ritter: ‚Nastagio, ich stamme aus der gleichen Stadt wie Du und Du warst noch ein kleines Kind, als ich, den man Messer Guido degli Anastagni nannte, in dies Mädchen hier noch viel verliebter war, als Du es jetzt in die Traversi bist. Ihr Hochmut aber und ihre Härte stürzten mich in solches Unglück, daß ich mich endlich mit dem Degen, den Du hier in meiner Hand siehst, als ein Verzweifelter entleibte und deshalb zur ewigen Pein verdammt bin. Nicht lange darauf starb auch sie, die sich unmäßig über meinen Tod gefreut hatte, und wegen der Sünde der Hartherzigkeit und der Lust an meinen Qualen, welche sie im Wahn, nichts Ungerechtes, sondern etwas Verdienstvolles getan zu haben, nie bereute, wurde sie gleichfalls zu den Strafen der Hölle verurteilt. Als sie nun dorthin gelangte, wurde ihr und mir zur Strafe auferlegt, daß sie vor mir fliehen, ich aber sie, die einst so heißgeliebte, nicht wie den Gegenstand meiner Liebe, sondern wie meine Todfeindin verfolgen muß. So oft ich sie alsdann erreiche, so oft durchbohre ich sie mit diesem selben Degen, mit dem ich einst mich umgebracht, öffne ich, wie Du sogleich gewahren wirst, mit dem Messer die Seite, reiße das harte kalte Herz, in das weder Liebe noch Mitleid den Eingang zu finden wußten, samt den übrigen Eingeweiden aus ihrem Leibe und werfe es den Hunden hier zum Fraße zu. Dann vergehen nur wenige Augenblicke, und sie erhebt nach Gottes gerechtem Ratschluß durch seine Allmacht nicht anders vom Boden, als ob sie nie getötet worden wäre, und danach beginnen die klägliche Flucht und die Verfolgung durch mich und die Hunde von neuem. Da geschieht es denn, daß ich sie jeden Freitag um diese Stunde an diesem Platz einhole und so mißhandle, wie Du sehen wirst. Doch wähne ja nicht, daß wir an den anderen Tagen ruhen, sondern wisse, daß ich sie dann an anderen Punkten, wo sie Grausamkeiten gegen mich ersann oder vollführte, verfolge und erreiche. Weil ich nun aus einem zärtlich Liebenden ihr Feind geworden bin, muß ich sie ebenso viele Jahre in dieser Weise verfolgen, wie sie Monate hartherzig gegen mich gewesen ist. Laß mich also den Befehl der göttlichen Gerechtigkeit vollziehen und versuche keinen Widerstand gegen das, was Du nicht hindern kannst.‘

Von diesen Worten ganz eingeschüchtert, trat Nastagio, dem sich jedes Haar am Leibe sträubte —, zurück und harrete angstvoll, die Augen auf das

unglückliche Mädchen gerichtet, was der Ritter vornehmen werde. Dieser aber stürzte am Ende seiner Rede wie ein wütender Hund auf das Mädchen los, welches, von den zwei Rüden festgehalten, auf den Knien lag und um Gnade rief, und rannte ihm mit aller Macht den Degen mitten durch die Brust, daß er am Rücken wieder herausfuhr. Weinend und winselnd fiel die Ärmste von diesem Stoß zu Boden. Der Ritter aber griff zu einem Messer, klappte es auf und öffnete ihr damit die Seite. Dann weidete er ihr das Herz und alles, was um dieses herum lag, aus und warf es den Hunden vor, die es heißhungrig verschlangen. Doch dauerte es gar nicht lange, so erhob sich das Mädchen, als sei nichts von alledem geschehen, und begann in der Richtung auf das Meer zu die Flucht aufs neue. Hinter ihr her stürmten abermals die Hunde, die nicht abließen, sie zu zerfleischen. Auch der Ritter saß, den Degen in der Faust, wieder zu Pferde und so schnell stürmten Flucht und Verfolgung dahin, daß nach wenigen Augenblicken Nastagio nichts mehr von allem gewahr ward.“⁴⁰⁾

In der Boccaccio-Forschung hat man im Grunde immer wieder auf die gleichen möglichen Quellen dieser Novelle hingewiesen⁴¹⁾. Am häufigsten wird die Erzählung „De Cognitione sui“ des Helinand von Froidmont (1156—1229) genannt⁴²⁾:

„Das Exempel erzählt von einem armen, aber frommen und gottesfürchtigen Köhler: Eines nachts, als er seinen Meiler bewacht, hat er eine übernatürliche Erscheinung: Eine nackte Frau kommt dahergerannt, die von einem Soldaten auf schwarzem Pferd verfolgt, mit dem Schwert durchstoßen und ins Feuer geworfen wird. Das verbrannte Weib zieht der Verfolger wieder aus den Flammen und indem er sie vor sich auf's Pferd wirft, zieht er ab. Diese Erscheinung hat der Köhler mehrere Nächte hindurch. Er vertraut sich in der Angst seinem Grafen an. Beide gehen nun nach Empfang der Sakramente in den Wald. Als sich derselbe Vorgang wiederholt, beschwört der Graf den gespenstischen Aufzug und befiehlt ihm in Gottes Namen stehenzubleiben und zu berichten, was hier geschehe. Darauf erzählt das Gespenst, die Frau habe aus Liebe zu ihm ihren Mann getötet, und sie beide seien darauf in Sünde gestorben.

⁴⁰⁾ Vgl. Giovanni Boccaccio, *Das Dekameron*. Vollständige Ausgabe in der Übertragung von Karl Witte, durchgesehen von Helmut Bode und mit einem Nachwort von Andreas Bauer. München 1964. S. 449—452.

⁴¹⁾ Vgl. u. a. Alessandro Wesselofsky, *La favola della fanciulla perseguitata*, in: ders., *Novella della figlia del re di Dacia*. Testo inedito del buon secolo della lingua. Pisa 1866. S. XXXIII—XCIII. Marcus Landau, *Die Quellen des Dekameron*. Stuttgart² 1884. Hier S. 282—287. A. C. Lee, *The Decameron. Its sources and analogues*. London 1909, Hier S. 166—170. Orazio Bacci, *Studi recenti sul Boccaccio*, in: *Misellanea storica della Valdelsa XIX* (1911), S. 115—125. Licurgo Cappelletti, *Osservazioni storiche e letterarie e notizie sulle fonti del Decamerone*. Rocca S. Casciano ²1911. Hier S. 113—118. Gustav Gröber, *Über die Quellen von Boccaccios Dekameron*. (= Einführung in die romanischen Klassiker. 1.) Straßburg 1913. Hier S. 41—42. Nino Scivoletto, *Fonti latine e trovatoriche di una novella del Boccaccio*, in: *Romania*. Scritti offerti a Francesco Piccolo. Napoli 1962. S. 499—513 (jetzt übersetzt als: *Die Novelle von Nastagio und ihre Quellen*, in: *Boccaccios Decameron*, hrsg. v. Peter Brockmeier (= *Wege der Forschung* 324) S. 307—321). — Nicht erreichbar war dem Verf. die Arbeit von Dino Bongini, *La XLVIII novella del Decamerone ed i suoi precedenti nella letteratura e nella leggenda*. Aosta 1907/08.

⁴²⁾ Vgl. Migne, PL 212, S. 731—736.

Seitdem müsse er sie allnächtlich verfolgen und ins Feuer werfen. Nach dem Pferde, welches es reite, befragt, sagt das Gespenst, es sei der Teufel, der sie unablässig quäle. Ferner sagt es, es sei Rettung möglich durch Gebete und Messen, die für sie gehalten würden.“⁴³⁾

Als weiterer Beleg für dieses Erzählschema wird ein Text des Caesarius von Heisterbach angeführt (*De poena concubinae cuiusdam sacerdotis quam diabolus venabatur*)⁴⁴⁾:

„Die Konkubine eines Priesters bat auf dem Sterbebette, man möge ihr ein paar neue tüchtige Schuhe machen und ihr die mit ins Grab geben, sie werde sie gar nötig haben. In der Nacht nach ihrem Begräbnis begegnet ein Ritter einem Weibe, das vor einem blasenden Jäger und seinen bellenden Hunden herläuft und um Hilfe ruft. Er springt vom Pferd, zieht mit dem Schwert einen Kreis um sich, in dem er die Flüchtende aufnimmt, und schlingt deren Haarflechten um seinen linken Arm, während er in der Rechten das bloße Schwert hält. Als aber der Jäger näherkommt, schreit das Weib: „Laß mich, laß mich los, da ist er!“ Er hält nur umso fester; sie aber strebt weg, schlägt nach ihm, reißt so gewaltig, daß die Haare in der Hand bleiben und läuft davon. Der Jäger hinterdrein, erreicht sie bald und legt sie quer vor sich auf's Roß, daß das Haupt hüben, die Beine drüben herunterhängen.“⁴⁵⁾

Keine dieser beiden Erzählungen vermag den Motivbestand unserer Boccaccio-Novelle voll abzudecken; es fällt daher schwer, daran zu glauben, daß Boccaccio auf diese Quellen für seine Novelle *Decamerone* V, 8 zurückgegriffen hat. Auch die Hinweise auf Dantes Schilderung in der *Divina Commedia*, *Purgatorio* XIV, 97—111 bzw. *Inferno* XIII, 130⁴⁶⁾, auf Ovids *Metamorphosen* XIV, 699—771⁴⁷⁾, sowie schließlich auf den frz. „Lai du trot“ mit seiner allgemeinen Darstellung der Belohnung und Bestrafung der Damen nach ihrem Tode je nach dem Grade ihres Entgegenkommens ihren Liebhabern gegenüber, die einer Erzählung in des Andreas Capellanus „*De amore*“ ähnelt⁴⁸⁾, können nicht wirklich glauben lassen, daß in ihnen eine Quelle für Boccaccios Novelle V, 8 zu finden ist.⁴⁹⁾ Nino Scivoletto

⁴³⁾ Zusammenfassende Inhaltsangabe durch L. Röhrich, a. a. O., S. 399.

⁴⁴⁾ Vgl. Josephus Strange (Hrsg.), *Caesarii Heisterbachensis Monachi Ordinis Cisterciensis Dialogus Miraculorum*. 2 Bde., Köln/Bonn/Brüssel 1851. Hier Bd. 2, S. 330, Cap. XX.

⁴⁵⁾ Inhaltsangabe durch L. Röhrich, a. a. O., S. 399.

⁴⁶⁾ Vgl. Hermann Gmelin (Übers.) Dante Alighieri. *Die göttliche Komödie*. Italienisch und Deutsch. 3 Bde., Stuttgart 1949. Hier Bd. 2 (*Purgatorio*), S. 169, und Bd. 1 (*Inferno*) S. 161.

⁴⁷⁾ Vgl. Rudolf Ehwald (Hrsg.), P. Ovidius Naso, *Metamorphosen*. Korrigiert und bibliographisch ergänzt von Michael Albrecht. Bd. 2, erklärt von Otto von Kern, Zürich/Dublin 1966, S. 408—414.

⁴⁸⁾ Vgl. N. Scivoletto, a. a. O., S. 508.

⁴⁹⁾ Vgl. M. Landau, a. a. O., S. 285: „In allen diesen Erzählungen werden die Strafen unerlaubter Liebe oder sittenlosen Lebens geschildert, während wir eine Bestrafung der Unempfindlichkeit für die Pfeile Amors im Sinne von Boccaccio's Novelle nur im französischen *Lai del trot* finden, das aber in den Details von Boccaccios Erzählung noch mehr abweicht...“

hält es daher eher für möglich, daß die in Frage stehende Motivik der spröden und daher bestrafte Damen den mittelalterlichen Dichtern allgemein bekannt gewesen sein könnte⁵⁰⁾.

Im übrigen verweist Scivoletto auf die Bearbeitung des von Ovid übernommenen Themas der bestrafte spröde Dame durch den Troubadour Arnaut Daniel, und hier besonders auf den Vers: „Mir gibt sie den Tod, und sich die Hölle“⁵¹⁾, der nach Scivolettos Meinung Boccaccio veranlaßt haben könnte, die Erzählung Helinants zu verändern.⁵²⁾

N. Scivoletto hält es entgegen früheren Forschern der hohen Bildung und Gelehrsamkeit Boccaccios wegen für unmöglich, daß er „sich seine Anregungen aus so armseligen Quellen“ (gemeint ist die Volksdichtung) geholt habe.⁵³⁾

Ich stimme Scivoletto insoweit zu, daß die in bisherigen Quellenuntersuchungen zitierten Schriftquellen alle nicht hinreichend die Boccaccio-Novellen-Motive erklären können. Alle Quellenforschungen zu dieser Novelle haben ergeben, daß ihr Motivbestand offenbar älter ist als die Boccaccio-Novelle selbst. Umso weniger ist es zu verstehen, daß Scivoletto volkstümliche Erzähltraditionen, die überdies ja auch nicht selten bereits im Mittelalter schriftlich festgehalten worden sind, als mögliche Quelle Boccaccios ausschließt.

Es ist daher notwendig, erneut auf die volkstümliche Bindung dieser Novelle hinzuweisen, in dem ich an den Bericht des Giovanni Diaconus in seinen „Historiae imperialis“, geschrieben ca. 1320, erinnere.

„... Und dieser, jener Theoderich, den die Veronenser Diatrico nennen, von dem erzählt man sich unter den Leuten des Volkes, daß er ein Sohn des Teufels gewesen sein, in Verona regiert und dort die Arena gebaut habe und daß er später, nachdem er einen Boten in die Hölle geschickt, von seinem Vater, dem Teufel, ein Pferd und Hunde erhalten habe; und als Theoderich diese Gaben erhalten hatte, freute er sich so sehr darüber, daß er das Bad verlassen, in dem er sich wusch, nur bedeckt mit einem einfachen Umhang auf das Pferd sprang und sofort verschwand, ohne daß man ihn je wiederkehren sah. Aber noch jetzt sagt man sich, daß er durch die Wälder jage und dort die Nymphen verfolge.“⁵⁴⁾

⁵⁰⁾ Vgl. N. Scivoletto, a. a. O., S. 318.

⁵¹⁾ Vgl. ebd., S. 320.

⁵²⁾ Vgl. ebd.

⁵³⁾ Vgl. ebd., S. 316. — Anders M. Landau, a. a. O., S. 286 und A. C. Lee, a. a. O., S. 169.

⁵⁴⁾ Vgl. O. Höfler, Germanisches Sakralkönigtum, Bd. 1: Der Runenstein von Rök und die germanische Individualweihe. Münster/Köln 1952. S. 280. — Friedrich von Bezold, Zur Geschichte der Dietrichsage. (Historische Vierteljahresschrift 23, 1926, S. 443.) C. Cipolla, Per la storia d'Italia et de suoi conquistadori nel medio evo piu antico. Bologna 1895. S. 643—644 (lat. Text). Verf., a. a. O., S. 165—166.

Dieses Textzeugnis besagt, daß man sich noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Verona erzählte, Theoderich lebe noch und jage in den Wäldern die „Nymphen“. Im Jahre 1466 lernte Leo von Rozmital gleichfalls noch eine in Verona lebendige Volksüberlieferung von Theoderichs Fortleben kennen.⁵⁵⁾

Noch im 19. Jahrhundert war „von Cento am oberen Rande des Valsugana bis in die Gegend von Borgo“,⁵⁶⁾ also ca. 75 km nördlich von Verona⁵⁷⁾ die Sage von Beatrik als wildem Jäger (il cacciatore della caccia pia) bekannt. Diese Sage vom Fortleben Theoderichs/Dietrichs von Bern war sicherlich auch in Ravenna und Umgebung geläufig, dort wo Theoderichs Grabmal mit seinem Sarkophag stand. Es ist bekannt, daß Theoderich jedoch in seinem Sarkophag keine endgültige Ruhe fand, sondern — von wem auch immer — an anderer Stelle neu bestattet wurde.⁵⁸⁾ Jedenfalls war der Sarkophag, der äußerlich durchaus einer Badewanne gleicht, eines Tages leer. Der Bericht der Thidreks-Saga und der San Zeno-Inschrift vom Verschwinden Theoderichs aus dem Bade ist in diesem Zusammenhang als sinnvoll verständlich und keineswegs so erstaunlich, wie es zunächst erscheinen mag.⁵⁹⁾

In dem mhd. Epos von der „Rabenschlacht“, d. h. von der Schlacht um Ravenna, wird erzählt, Dietrich von Bern habe Witege wegen der Ermordung seines Bruders und der Etzel-Söhne bis ans Meer (bei Ravenna) verfolgt. Dort mußte Dietrich von Bern die Jagd aufgeben, weil Witege im Meer verschwand. Aber eine spätere Fortsetzung des Kampfes wird angedeutet, denn es heißt:

„Sô wil ich wider rîten und wil in bestân“.⁶⁰⁾

Die schwedische Übersetzung der Thidreks-Saga weiß zu berichten, daß Dietrich von Bern später mit Witege (Widheke Welanson) weitergekämpft habe.⁶¹⁾ Im „Chronicon imperatorum et pontificum bavaricum“ heißt es, Dietrich von Bern selbst sei im Meer verschwun-

⁵⁵⁾ Vgl. O. Höfler, *Der Rökstein*, a. a. O., S. 35 (u. a.). G. T. Gillespie, a. a. O., S. 104.

⁵⁶⁾ Vgl. Chr. Schneller, a. a. O., S. 204. — O. Höfler, *Der Rökstein*, a. a. O., S. 31.

⁵⁷⁾ Vgl. O. Höfler, *Der Rökstein*, a. a. O., S. 31.

⁵⁸⁾ Vgl. Wilhelm Ensslin, *Theoderich der Große*. München 1947. S. 331—333.

⁵⁹⁾ Näheres dazu demnächst bei O. Höfler, *Germanisches Sakralkönigtum*, Bd. 2.

⁶⁰⁾ Vgl. Ernst Martin (Hrsg.), *Rabenschlacht* (= *Deutsches Heldenbuch*, 2. Teil). Berlin 1866. Str. 972, 1—2.

⁶¹⁾ Vgl. Henrik Bertelsen (Hrsg.), *Thidrekssaga af Bern*. 2 Bde., Kopenhagen 1905—1911. Hier Bd. 2, S. 395—398. — O. Höfler, *Der Rökstein*, a. a. O., S. 34.

den und kehre bis heute an jedem Sabbat zurück, um mit Witege zu kämpfen („... et adhuc sabbatis exire ad litus et cum Witigone confligere...“).⁶²⁾

Dem entspricht der Bericht des dämonischen Reiters in Boccaccios Novelle Decamerone V, 8, daß er die nackte Verfolgte „jeden Freitag... an diesem Platze einhole...“. „An diesem Platze“ heißt hier im Pinienhain von Chiassi (= Classe oder classis), einem Ort, der früher mit Ravenna durch Mauern verbunden war und als Hafen Ravennas diente.⁶³⁾

Nastagio hat die Erscheinung also sozusagen am Strand von Ravenna beobachtet, gerade dort, wo Theoderich/Dietrich von Bern „noch heute“ mit Witege kämpft bzw. die Nymphen jagt. Von hier aus wird auch die Stelle im „Wunderer“ verständlicher, die besagt: „dorauf do must er reiden/in die Wust/Rumeney: /...“.⁶⁴⁾ In der Fassung B (= Straßburger Druck von 1503) lautet die entsprechende Stelle: „do hyn do mmust er reiten/in die wsüte rumanayag/mit würmen muss er streiten/ biss an den jüngsten tag“⁶⁵⁾.

Außerdem gehört in diesen Zusammenhang auch die Stelle aus Hermanns von Sachsenheim „Die Mörin“: „Man spricht, herr Dierrich von Bern/Der leb in wuester Rumminy/Und fecht al tag mit würmen dry“.⁶⁶⁾

Die Wüste Rumeney/R u m a n i a g/Rumminy ist nichts anderes als die Romagna⁶⁷⁾, also die Gegend von Ravenna.

Aus diesen angeführten Belegen dürfte hinreichend deutlich geworden sein, daß das Kernmotiv der Decamerone-Novelle V, 8 dem Ursprung nach in den Sagenkreis um Theoderich/Dietrich von Bern gehört. Betrachtet man überdies dieses Kernmotiv vergleichend mit dem Kernmotiv des „Wunderer“-Epos, so fällt auf, daß in beiden die gleiche Begründung für die andauernde Verfolgung (Boccaccio: „ebenso viele Jahre... wie sie Monate hartherzig gewesen ist“ — Wunderer: „mer den drew ganzte iar“) angegeben wird: Nastagios Angebetete weigert sich ebenso wie die vom Wunderer verfolgte, ihren Verehrer zu heiraten. Die Verfolgung (und Tötung der Verfolgten) ist also keine Strafe für Ehebruch etc. wie bei Helinand oder Caesarius von

⁶²⁾ Vgl. MGH, SS XXIV, Hannover 1879, S. 222. — O. Höfler, Der Rökstein, a. a. O., S. 27—28.

⁶³⁾ Vgl. Georg Pfeilschifter, Theoderich der Große. Weltgeschichte in Charakterbildern. Zweite Abteilung: Mittelalter. Mainz 1910. S. 33.

⁶⁴⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 132, 5—6.

⁶⁵⁾ Vgl. G. Zink, a. a. O., S. 66 (Str. 131).

⁶⁶⁾ Hrsg. v. E. Martin (= Bibl. des Stuttgarter Literarischen Vereins, Bd. 137), 1878, S. 202. — Vgl. O. Höfler, Der Rökstein, a. a. O., S. 40.

⁶⁷⁾ Vgl. auch Dekameron, a. a. O., S. 451. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 132, 6.

Heisterbach. Unsere beiden Kernerzählungen haben die meisten Motiventsprechungen gegenüber den anderen in der Forschung angeführten „Quellen“ der Boccaccio-Novelle.

Das soll nun nicht bedeuten, daß etwa auch hier eine unmittelbare Textabhängigkeit nachgewiesen werden soll. Vielmehr soll gezeigt werden, daß in der Gegend um Ravenna (und Verona sowie noch weiter nördlich in Italien)⁶⁸⁾ die gleiche Sagenform um Dietrich von Bern existierte wie in Tirol; sowohl der Dichter des „Decamerone“ wie der des „Wunderer“ konnten unabhängig voneinander aus dieser Volkserzählungstradition schöpfen und sie ihren Zwecken entsprechend umformen.

Die Sagenform in Tirol bedarf allerdings noch einiger weiterer Erläuterungen. Es wurde bereits hingewiesen auf jenen Beatrik (= Dietrich von Bern), der bis in die Gegend von Borgo als „Jäger von der guten Jagd“, als „Jäger von Hexen“ (Egvanen etc.) bekannt war.⁶⁹⁾ In einer von Christian Schneller aufgezeichneten Südtiroler Sage (Nr. 5) heißt es: „Darauf sagte der Beatrik: „Ich bin noch nicht satt und will jetzt Menschenfleisch; geh hinein auf diese und diese Wiese, da ist ein Mann, dem sag, er soll schnell herauskommen, ich befehl' es ihm.“

Der Hirte ging und kam zum Manne, dem er sagte: „Flieh'“, der Beatrik will dich fressen!“⁷⁰⁾

Hier ist, was sonst bei den Sagen von der wilden Jagd kaum einmal so klar ausgesprochen wird, deutlich vom Auffressen des bzw. der Verfolgten die Rede.⁷¹⁾ Der Beatrik ist eindeutig wilder Jäger und Verfolger (u. a. von weiblichen Wesen).

Im „Wunderer“ hingegen übernimmt Dietrich von Bern ganz die Rolle eines höfischen Ritters, also auch die des Beschützers der Verfolgten. Dennoch treten auch im „Wunderer“ einige ältere Züge Dietrichs von Bern zutage: einmal der Bericht von seinem Verschwinden auf „eynem ros unrein“⁷²⁾, und zwar während der Jagd und auf des Teufels Rat hin. Man erinnere sich hier an das Ende der Thidreks-Saga sowie an die San-Zeno-Inschrift. „... petit infernale tributum ...“⁷³⁾, an den Bericht des Giovanni Diaconus („... recepit a padre suo dyabolo equum unum et canes ...“)⁷⁴⁾ sowie an eine spani-

⁶⁸⁾ Vgl. oben (vgl. Anlage 3).

⁶⁹⁾ Vgl. oben (vgl. Anlage 4) und (vgl. Anlage 4). Chr. Schneller,

⁷⁰⁾ Vgl. Chr. Schneller, a. a. O., S. 207—208.

⁷¹⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 124, 4; Str. 148, 1—2, etc.

⁷²⁾ Vgl. ebd., Str. 132, 2.

⁷³⁾ Vgl. Verf., a. a. O., S. 167 sowie ebd. Anm. 1.

⁷⁴⁾ Vgl. oben Anm. 54.

sche Version der Sage im „Libro de los exemplos“ (Theoderich ruft: „Komm, Teufel, und hole mich!“⁷⁵⁾)

Außerdem weiß der Dichter des Wunderer von Dietrichs Weiterleben⁷⁶⁾, das entgegen der Ansicht Gillespies ursprünglich nicht mit einer Strafermäßigung auf die Fürbitte Mariens zu tun hat, sondern ein von der religiösen Beeinflussung und Veränderung der Sage völlig unabhängiger alter und fester Bestandteil der Volkssage ist.

Schließlich bleibt noch als altes Element der Dietrich-Sage im „Wunderer“ Dietrichs Feueratem zu nennen⁷⁷⁾, ein Sagen-Motiv, das häufig mit der Erklärung „vor Wut brennen“ abgetan wird, wie dieses zuletzt noch Gillespie tut.⁷⁸⁾ Hier handelt es sich jedoch um ein durchaus originäres Attribut des Amalergeschlechts, dem Theoderich entstammt; ein Attribut, das auf seine göttliche Abstammung hinweist, wovon bereits zu Theoderichs Zeit der Grieche Damaskios zu berichten weiß.⁷⁹⁾

Wenngleich nun aber die Motive um Dietrich von Bern auch dem „Wunderer“-Dichter offensichtlich bekannt waren, so ändert das doch nichts daran, daß Dietrich von Bern hier gegen den wilden Mann, gegen den „Wunderer“ kämpft, der er sonst selbst ist.

Diese Abänderung könnte zunächst dadurch erklärt werden, daß Dietrich als Wilder Jäger und Verfolger einer Dame nicht zum Bilde des in der spätmittelalterlichen Heldensage höfisch-ritterlich dargestellten Dietrich gepaßt hätte.⁸⁰⁾

Nicht zu übersehen ist überdies das starke religiöse Element, das im „Wunderer“ auch eine — wenn auch nur eine sekundär verändernde, umdeutende — Rolle spielt; so wird der „Wunderer“ immer wieder als teuflisch bezeichnet, Dietrich wird von der jungen Dame vor dem Kampf gesegnet, der Name der Dame ist zu Frau Saelde umgeformt, und das Gedicht schließt mit einer Empfehlung aller gläubigen Seelen in Gottes Gnade.

⁷⁵⁾ Vgl. Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften zur Märchenforschung*. Bd. 2, Berlin 1900. S. 266—272. — Walter Haug, *Theoderichs Ende und ein tibetisches Märchen*. In: *Märchen, Mythos, Dichtung*. Festschrift zum 90. Geburtstag Friedrich von der Leyens am 19. August 1963. Hrsg. v. Hugo Kuhn und Kurt Schier. München 1963. S. 83—115; hier S. 94—95. O. Höfler, *Der Rökstein*, a. a. O., S. 35—36. Verf., a. a. O., S. 271—272.

⁷⁶⁾ Vgl. oben (vgl. Anlage 5).

⁷⁷⁾ Vgl. *Etzels Hofhaltung*, a. a. O., Str. 182, 3—6.

⁷⁸⁾ Vgl. G. T. Gillespie, a. a. O., S. 102.

⁷⁹⁾ Vgl. Clemens Zintzen (Hrsg.), *Damascii Vitae Isidori Reliquiae*, Hildesheim 1967, S. 94. — O. Höfler, *Der Rökstein*, a. a. O., S. 59. Verf., a. a. O., S. 214—215.

⁸⁰⁾ Vgl. Edmund Mudrak, *Das wütende Heer und der wilde Jäger*, in: *Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde* 6 (1937), S. 3—42; hier S. 33.

Aber die höfisch-ritterlichen und religiösen Einflüsse auf den Stoff haben nicht allein die Umformung der alten Sage bewirkt. Vielmehr scheint hier die Sage vom Beatrik selbst von Einfluß gewesen zu sein. Neben der Rolle des Wilden Jägers hat der Beatrik der Tiroler Volkssage nämlich auch noch die Funktion des Herrn der Tiere. Die Sage vom Herrn der Tiere ist im ganzen Alpengebiet (und nicht nur dort), „hauptsächlich in der Schweiz, in Tirol und in Kärnten verbreitet“.⁸¹⁾

„Der ‚Herr der Tiere‘ nimmt im jägerischen Denken eine hervorgehobene Stellung ein; er ist der Eigentümer der jagdbaren Tiere; er ist es, der das Jagdwild schützt und leitet“.⁸²⁾

In Kärnten hat das „Nachtvolk“, also die Wilde Jagd, die Tierherren-Funktion übernommen⁸³⁾. Im Kerngebiet der Sage vom Herrn der Tiere, in Südtirol, werden „auch die Gestalten, die über das Tier Gewalt haben, am deutlichsten. Es sind die auch sonst wohl bekannten einheimischen Glaubensgestalten, der Wilden Männer und Wilden Frauen, der Saligen, der Hadischen, wie man es auch im Kärntner Görttschitztal weiß“.⁸⁴⁾

L. Röhrich verweist darauf, daß „die Vorstellung vom wilden Mann als Tierherr . . ., wenn auch schon märchenhaft erweitert, noch allgemeines Vorstellungsgut des europäischen Mittelalters“ war.⁸⁵⁾ Diese Vorstellung vom Herrn der Tiere ist in der Figur des Beatrik im südtirolischen Bereich mit der des Wilden Jägers offensichtlich vermischt worden.⁸⁶⁾

Wenn aber auch sonst Beatrik (= Dietrich von Bern/Theoderich) sowohl als Wilder Jäger (= Verfolger eines weiblichen Wesens) wie auch als Herr und Beschützer seines Wildes im Alpengebiet, speziell in Tirol, bekannt war, so läßt sich leicht die Umfunktionierung des sein Wild jagenden Dietrich (= der „Wunderer“) zum Beschützer der verfolgten „wilden meit“ im „Wunderer“-Epos und im „Eckenlied“ erklären. Das mußte natürlich zur Folge haben, daß der Ver-

⁸¹⁾ Vgl. Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen — Sage — Legende — Schwank. Berlin 1963. (Kapitel: Der „Herr der Tiere“: S. 115—144). S. 115. — L. Röhrich, Die Sagen vom Herrn der Tiere, in: Internationaler Kongreß der Volkserzählforschung in Kiel und Kopenhagen, hrsg. v. Kurt Ranke, Berlin 1961, S. 343.

⁸²⁾ Vgl. L. Röhrich, Die Sagen, a. a. O., S. 341.

⁸³⁾ Vgl. L. Schmidt, a. a. O., S. 122.

⁸⁴⁾ Vgl. ebd., S. 124. — Ignaz Vincenz Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, Innsbruck 1859, S. 35—36 (Nr. 45).

⁸⁵⁾ Vgl. L. Röhrich, Europäische Wildgeistersagen, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 10 (1959), S. 79—162; hier S. 105.

⁸⁶⁾ Vgl. L. Schmidt, a. a. O., S. 121. Chr. Schneller, a. a. O., S. 207 (Nr. 5).

folger an Sympathie verlor, wenngleich Reste einer positiven Wertung der Gestalt noch deutlich werden, etwa wenn Dietrich im „Wunderer“ der verfolgten Dame zumutet, den „teuflischen Mann“ zu heiraten⁸⁷⁾, oder wenn im „Eckenlied“ der die „wilde meit“ jagende Fasolt als Fürst dargestellt wird.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten:

1. Der Kern des spätmittelalterlichen Epos vom „Wunderer“ sowie ein Teil des „Eckenlieds“ gehört zusammen mit der achten Novelle des fünften Tages in Boccaccios „Decamerone“ zu einer Sonderform der von L. Röhrich zusammengestellten mittelalterlichen „Frauenjagd-Sagen“, nämlich zu den noch im späten Mittelalter lebendigen Sagen um Dietrich von Bern als Wildem Jäger und Verfolger von Nymphen.

2. Im „Wunderer“ sind alte Züge der Dietrich-Sage erhalten: Die Entführung auf einem „unreinen“ (= höllischen) Roß, sein Weiterleben „bis jetzt“, seine Kämpfe in der Rumenei, d. h. in der Romagna, sowie sein Feueratem.

3. Die Rolle des „Wunderers“ entspricht der Rolle Dietrichs von Bern in der Volkssage; der Wunderer ist an sich niemand anderes als Dietrich von Bern.

4. In (Süd-) Tirol hat eine Vermischung der Sagenform von Dietrich als Wildem Jäger und der Sagen vom Herrn der Tiere stattgefunden. Dietrich von Bern (= Beatrik) ist dort zugleich auch Beschützer des Wildes.

5. Die Verfolgte im „Wunderer“ und im „Eckenlied“ ist eine „wilde meit“, d. h. ein typisches Jagdobjekt des Wilden Jägers, d. h. sie ist sein Wild.

6. Damit kann Dietrich von Bern aber zugleich die Rolle ihres Beschützers übernehmen, was zudem besser in den höfisch-ritterlichen Rahmen paßt.

7. Die Rolle des Verfolgers wird vom Wunderer (bzw. im Eckenlied vom Fürsten Fasolt) übernommen, der damit zwar an Sympathie des Erzählers verliert, dem trotzdem aber positive Züge anhaften bleiben, die auf eine ursprünglich positive Auffassung dieser Sagenfigur zurückverweisen.

⁸⁷⁾ Vgl. Etzels Hofhaltung, a. a. O., Str. 159.

Sieb und „Reiter“

Ein Beitrag zum Sachbefund dieser Gerätegruppe

Von Dieter Weiss

1. Einleitung

Da sich die volkskundliche Geräteforschung auch einfachen, an sich unscheinbaren, doch deswegen nicht minder interessanten Geräten zuwenden sollte, sei mit dieser Untersuchung auf die Gerätegruppe von Sieb und „Reiter“ hingewiesen.

Sieb und „Reiter“ erfüllen verschiedenste Aufgaben. Sie trennen, säubern und sortieren unterschiedliches Siebgut nach Größe und Qualität, sie dienen im Gewerbe, in Haus und Küche und nicht zuletzt am Bauernhof. Sieb und „Reiter“ vermögen nicht nur vom Sachbefund, der hier vorerst allein für sich in Teilbereichen behandelt werden soll, das Interesse zu erwecken. Wir denken in diesem Zusammenhang auch sofort an die krainischen „Reitertrager“, die mit ihrer hochaufgepackten speziell ausgeformten Rückentrage die Ware im Wanderhandel von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof ziehend, vertrieben.

Neben dem System des Wanderhandels wird die Herstellung der Geräte, die als arbeitsteilig und spezialisiert anzusehen ist, einer weiteren Untersuchung bedürfen.

Die volkskundliche Geräteforschung hat, wie ja allgemein bekannt, für manche Arbeitsgeräte schon sehr gründliche Untersuchungen durchgeführt, viele Geräte sind immerhin gut oder in Ansätzen dokumentiert. Nur zur Veranschaulichung sei in diesem Zusammenhang auf einige Arbeiten für einige Gerätegruppen hingewiesen, ohne hier allerdings nur annähernd Vollständigkeit anzustreben.

Unter den Bodenbearbeitungsgeräten, wenn nicht überhaupt unter allen Arbeitsgeräten, hat der Pflug, der wohl eine Sonderstellung einnimmt, eine besonders gründliche Bearbeitung und Erforschung erfahren (1, 5, 7, 8, 29, 45, 46, 55, 59, 85, 91, 117)¹⁾. Die Egge (11, 15, 52, 53, 54), die Hauen, bzw. Karste (105, 108, 117) und der Spaten, (70, 89, 98, 100) sind, wenn auch in etlichen regionalen Erhebungen, bei weitem nicht in diesem Umfang bearbeitet wie der

¹⁾ Die Zahlenangaben in Klammern beziehen sich auf die Nummern im Literaturverzeichnis.

Pflug. Den Säbehelfen (14, 99, 101) aber besonders den Ernteschnittgeräten Sense und Sichel (9, 16, 28, 39, 61, 64, 70, 95, 97, 103, 111, 122) sind etliche Arbeiten gewidmet. Die zu den schneidenden Erntegeräten notwendigen Schärfergeräte kann man als in Ansätzen untersucht betrachten (4, 68, 107). Über Gabel (77, 79) und Rechen (73, 75), wie auch über die Dreschgeräte liegen ebenfalls einige Untersuchungen vor (58, 67, 91). Die Traggeräte bedürfen noch umfangreicherer Erforschung, obwohl bereits einige regionale Untersuchungen erschienen sind (12, 24, 31, 56, 70, 86). Fahrnisse, besonders nichtbäuerliche, sind relativ gut bearbeitet (2, 3, 26, 32, 38, 51, 57, 60, 71, 104, 110, 112, 119). Die zu den Fahrnissen gehörenden Anspanngeräte haben in einigen Abhandlungen (18, 19, 40, 41, 42, 43, 44, 50, 69, 106, 121) bereits eine verhältnismäßig gute Bearbeitung erfahren. Auch anderer Gerätschaften, wie zum Beispiel der Gefäße, nahm man sich in etlichen Arbeiten an (33, 66, 87, 90, 92, 116). Weiteres Material über verschiedenste Geräte findet man natürlich auch in größeren Übersichtsdarstellungen (1, 6, 8, 15, 20, 22, 25, 35, 44, 70, 72, 81, 82, 83, 93, 96, 115, 119, 123).

Ist die Gerätegruppe zum Entkörnen des Getreides wie auch jene zur weiteren Aufbereitung der Körner schon mehrfach berücksichtigt (10, 21, 23, 27, 34, 65, 74, 118), so haben die Geräte zur Reinigung des Getreides oder auch anderer Früchte und Materialien bis auf einzelne kürzere Hinweise oder Arbeiten (13, 30, 36, 49, 62, 88) noch wenig in die deutschsprachige Literatur Eingang gefunden. Es wird meist noch eher auf den Vorgang des Worfelns zur Trennung von „Spreu und Weizen“ hingewiesen, als auf die bei uns durchaus seit langem nicht seltsame Säuberung oder Sortierung des Gutes durch Sieb und „Reiter“.

Erst die Arbeit von O. Moser (76) setzt hier neue Maßstäbe in der Klärung des Sachbefundes von Sieb und „Reiter“. In der Einleitung zu seiner Arbeit: „Die Kärntner Rätsel von ‚Reiter‘ und Sieb“ (76) schreibt O. Moser, daß es sich dabei um ein allgemein bekanntes und verbreitetes Gebrauchsgerät handelt,

über dessen unterschiedliche Formen, dessen differenzierte Verwendung und Handhabung im einzelnen allerdings nicht viel in der Fachliteratur zu finden ist. Von den an sich unscheinbaren, früher aber doch in Küche und Scheune recht wichtigen Geräten dieser Art findet man selbst in größeren einschlägigen Sammlungen bestenfalls nur das eine oder andere Einzelstück. Die Feldforschung und selbst die eigentliche volkskundliche Geräteforschung haben sich damit nur selten etwas näher befaßt²⁾.

Grundsätzlich bedient sich der Mensch zweier verschiedener Methoden der Getreidereinigung, des Worfelns und des Siebens. Wird

²⁾ (76), S. 9. Vergl. dazu die Literaturangaben in der Fußnote 1.

beim Worfeln das zu reinigende Gut mittels einer Schaufel oder einer (meist geflochtenen) Wanne in die Höhe geworfen und dem Wind die Trennung der Spreu vom Korn überlassen, was eine Arbeit im Freien oder wenigstens im Halbfreien bedingt, so ermöglicht die Arbeit mit dem Sieb, bzw. der „Reiter“ das Verbleiben in einem überdachten, bzw. geschlossenen Raum ohne von Wind und Wetter abhängig zu sein.

Die Verwendung der Getreidesiebe hat gegenüber der Methode des Worfelns den Vorteil, daß, bedingt durch die verschiedenen Maschenweiten und Durchlässigkeiten der Siebböden, neben der Reinigung des Gutes auch eine Sortierung nach verschiedenen Größengruppen vorgenommen werden kann. Je nachdem die kleinen Unkrautsamen ausgesiebt werden sollen und das Getreide im Sieb verbleiben soll, oder ob das Getreide ausgesiebt werden soll und die größeren Verunreinigungen zurückbehalten werden sollen, wird man „Reiter“ mit unterschiedlichen Maschenweiten verwenden.

Doch man verband auch beide Methoden miteinander, das Worfeln und das Sieben, bzw. „Reitern“, wenn man an einem windigen Tag im Freien mit einem Getreidesieb das gedroschene Korn in den Wind warf, um die Trennung durch den Wind und durch den Siebvorgang zu erreichen (siehe auch „Winnowing sieve“ — Worfelsieb).

Die Entwicklung blieb natürlich nicht stehen und man ersann andere Methoden der Getreidereinigung, die zum Bau der Getreidereinigungsmaschinen, der sogenannten „Getreidewindn“ führten. Diese Maschinen sind nach dem Prinzip der Trennung des Gutes durch den Wind, der in der Maschine durch ein mit einer Kurbel in Bewegung zu versetzendes Schaufelrad erzeugt werden kann, gebaut. Der durch die Windflügel erzeugte Luftstrom scheidet die leichteren Verunreinigungen vom schwereren Korn. Zusätzlich wird das Korn bei weiterentwickelten Formen dieser Getreideputzmaschinen durch eingebaute Schüttelsiebe verschiedener Durchlässigkeiten sortiert. Bereits für das Jahr 1650 stellt H. Koren für die Steiermark eine Getreidereinigungsmaschine in Leoben fest ³⁾.

Neben dem Einsatz der Getreidereinigungsmaschinen war aber immer noch die Verwendung der Getreidesiebe notwendig, da in den Getreidereinigungsmaschinen die Säuberung und Sortierung nicht immer in der gewünschten Gründlichkeit erfolgen konnte, so daß bereits vor dem Reinigungsvorgang in der Maschine die ärgsten Verunreinigungen mit den „Reitern“, im speziellen Fall mit den „Vorputzern“ beseitigt werden mußten. Die Feinreinigung und Sortierung erfolgte ebenfalls mit Sieb und „Reiter“.

³⁾ (55), S. 17.

Es erstaunt eigentlich, daß die ehemals im Arbeitsprozeß der Getreidereinigung, aber auch bei vielen anderen Arbeiten in Gewerbe, Hof und Haus eingesetzten Geräte Sieb und „Reiter“ bisher so wenig Beachtung in der deutschsprachigen Literatur gefunden haben. Immerhin kann für das Ausland auf die Arbeiten von Janko Trost (113), Matko Oman (78) und auf die ausführliche slowakische Darstellung durch Adam Pranda (84) verwiesen werden.

Sieb und „Reiter“ verdienen nicht nur vom Sachbefund her unsere Aufmerksamkeit, sondern auch von ihrer Wortbildung her. Darüber hat O. Moser in seiner bereits erwähnten Arbeit (76) schon ausreichend informiert und ich darf darauf hinweisen ⁴⁾. Es sei hier nur soviel vermerkt, daß „besonders im Bereich der südbairischen Mundarten“ das „Bedeutungsfeld von Sieb deutlich begrenzt ist auf das kleinere Küchensieb für trocken — festes Siebgut wie Mehl, Gries und dergleichen“, und daß „das große weitmaschigere Kornsieb im Tennstadel oder auf dem Feld hier allgemein als Reiter bezeichnet“ wird ⁵⁾.

Waren die ersten einfachen Siebe durchwegs zu einer Art Wanne geflochten, so ging die spätere spezialisierte Siebherstellung dazu über, Siebboden und Seiteneinfassung getrennt aus verschiedenen Materialien herzustellen, und erst dann zu einem Sieb zu vereinigen. Diese Seiteneinfassung des Siebes wird Zarge (bestehend aus dem Oberreifen, der eigentlichen Zarge, und dem Unterreifen) genannt.

Über die Bedeutung des Wortes Zarge unterrichtet J. A. Schmeller:

Die Zarg, a) die Seiteneinfassung eines Raumes, Gefäßes, als Gegensatz von Boden und Deckel . . . Die Zarg eines Siebes. . . Vilmar, kurhess. Idiot. 465: die Zarg, der Zargen. „Zwo Zargen zu Kalchreitern. Ain neuen härinnen poden in ain alte Zargen“ ⁶⁾.

Das Wort Zarge als Begriff für die Seiteneinfassung eines Gegenstandes leitet sich von ahd. zarga, nd. Targe und verwandten Wortbildungen mit der Bedeutung „schmaler Schild“ oder „kleiner Schild“ bzw. ursprünglich „Schildrand“ her ⁷⁾.

Im folgenden soll nun versucht werden, auf Grund der genannten Arbeit von O. Moser (76), der übrigen Literaturhinweise sowie vor allem neueren eigenen Erhebungen, einen Beitrag zum Thema Sieb und „Reiter“ zu leisten.

⁴⁾ (76), S. 11 f.

⁵⁾ (76), S. 11.

⁶⁾ (94), II, Sp. 1149.

⁷⁾ (48), S. 892.

2. Typologie

Eine Typologie der Siebe und „Reiter“ hat erstmals O. Moser aufzustellen versucht nach folgenden Gesichtspunkten:

1. Verwendungsort
2. Funktion und Verwendung
3. Herstellungsmaterial der Siebböden
4. Sonderformen

Für die vorliegende Arbeit wird eine Typologie unter Berücksichtigung der Einteilung O. Mosers, des sehr verstreuten übrigen publizierten Materials sowie auch im besonderen der Angaben meines Gewährsmannes, des ehemaligen Sieb- und „Reiter“-machers Franz Gorsche⁸⁾ in Leibnitz in der Steiermark versucht nach:

1. Herstellungsmaterial der Siebböden
2. Funktion und Verwendung
3. Größen- und Maßverhältnisse

Andere Siebformen als die runden rein händisch bedienten, werden hier außer acht gelassen.

2.1. Herstellungsmaterial der Siebböden

Das Herstellungsmaterial der Siebböden ist äußerst vielfältig und es läßt sich eine Gliederung wie folgt durchführen:

2.1.1. Pflanzliche Materialien:

- a. Verschiedene Hölzer: Netz- und Flechtwerk; nicht näher erläutert (37, 102, 113), Späne (5, 92), Holz durchlöchert (16), Spaltschienen verschiedener Hölzer (76), Weidenruten (36, 88), Haselholz (13, 84), gespaltene Ruten (92), Haselschienen (76), Holzfaser (49), Haselnuß, Eschen, Weiden (49), Eschenholz (30, 63).
- b. Getreidehalme und Gräser: Stroh, Feinstroh (76, 92), Gräser (76, 92), Binsen und Schilf (92), Hanfschnüre (49).
- c. Blätter: Bambusblätterstreifen (92).
- d. Rindenprodukte: Bast (37, 76, 84, 120).

2.1.2. Tierische Stoffe:

- a. Felle (15, 76, 92).
- b. Leder durchlöchert oder geflochtene Streifen (15, 76, 92).
- c. Haare: Pferdehaar (Roßhaar, Krollhaar) (13, 20, 36, 37, 49, 76, 78, 88, 92, 94, 102, 109, 113, 120).

⁸⁾ Franz Gorsche, geb. am 11. 7. 1911 in Winkel (Kot) bei Reifnitz (Ribnica), Bez. Gottschee (Kocevje), hat das Gewerbe von seinem Vater Franz Gorsche erlernt und vom Jahre 1928 bis zum Jahre 1959 ausgeübt. Franz Gorsche jun. betreute vor allem die Gebiete um Graz, Hartberg, Gleichenberg, Frohnleiten und Übelbach.

TABELLARISCHE ÜBERSICHT der Größen- und Maßverhältnisse sowie des Verwendungszweckes von Sieb und "Reiter"

1 Art	2 Durchm. Z. cm	3 Länge Sp. cm		4 H Z.	5 H U.	6 G H.	7 Durchm. Siebb.	8 Durchlässigkeit Siebb.			9 Hauptverwendungs- zweck			10 Anmerkungen	
Sieb	6-7	17	3	60	7	3	8	23							
	7-8	18-20	3 1/2	70	7	3	8	25	L/Z						
	9	22-24	4	80	8	3	9	27-29	24 L/Z						
	10	26	4 1/2	90	8	3	9	31	18-30 L/Z				Passiersiebe Mehlsiebe		
	11-12	28-30	5	100	9	3	10	33-35	18-30 L/Z						
	13	33	5 1/2	110	9	3	10	37	5-14 u.						
	14	36	6	120	9	3	10	40							
"Reiter"	15	40	7	140	15	8	21	45					Reib- sand		
	17	45	7 1/2	150	15	8	21	50	8-10				Presssiebe (Weißholz) Samenkörner Bohnen		
	19	50	8	160	15	8	21	55		14 L/Z			Ein- schutz		
	21	55	9	180	15	8	21	60							
	23	60	9 1/2	190	15	8	21	65		5mm ²				Getreide Vor- und Nachputzer	2 x 6 Sp.
	25	65	10	200	15	8	21	70		10mm ²					2 x 7 Sp.
	27	70	11	220	15	8	21	75			12-20				
29	75	12	240	15	8	21	80				>20			2 x 7 1/2 Sp.	

2.1.3 Textilien:

- a. Wolle (37, 76, 102).
- b. Leinen (Rupfen und Reisten, Tuch) (37, 76, 102, 120).
- c. Seide (92, 113).

2.1.4 Metalle:

- a. Durchlöcherte Flächen: Blech (16, 92), Bronze-Silberguß, Messing (16).
- b. Messing-, Kupfer- und Eisendraht (13, 15, 16, 20, 37, 63, 76, 84, 113, 120), bzw. Phosphor-Bronze (113).

2.1.5. Irdenware:

- a. Tongefäße mit durchlöcherter Boden (16, 37, 102).

2.1.6 Kunststoffe

2.2. Funktion und Verwendung

O. Moser hat in seiner Arbeit eine Einteilung nach Funktion und Verwendung nach etwas anderen Gesichtspunkten getroffen u. a. nach Formen zur Speisebereitung oder zur Getreidegewinnung oder auch nach dem Ort der Verwendung⁹⁾, während hier ergänzend dazu an Hand der vorhandenen Literatur nur nach der Konsistenz des zu bearbeitenden Siebgutes vorgegangen wird, wonach zu unterscheiden wäre in eine Verwendung für:

2.2.1. Festes Gut:

- a. Körner (30, 36, 37, 63, 84, 113).
- b. Mais (92).
- c. Heiden (20).
- d. Bohnen und andere Hülsenfrüchte (20, 84, 92, 113, 120).
- e. Mehl (20, 36, 37, 84, 88, 92, 102, 113, 120).
- f. Lein-, Gras- und andere Samen (36, 63, 113, 120).
- g. Kastanien (92).
- h. Gewürze (113, 120).
- i. Staub (30, 36).

2.2.2. Flüssiges Gut:

- a. Gut zum Passieren (84, 113).
- b. Honig (83).

⁹⁾ (76), S. 16 ff.

2.2.4. Andere Stoffe und Materialien:

- a. Sand und Kies (92, 113).
- b. Erz (120)
- c. Schießpulver (120)
- d. Kalklauge (94)
- e. Fisch (113).

2.2.5. Ergänzende Hinweise nach dem Verwendungszweck

- a. Speisenaufbewahrung (76)
- b. Hutmachersieb (113)
- c. Stampfsieb (113)
- d. Staubsieb zur Kleiderreinigung (88)
- e. Federsieb zur Aufbewahrung der geschlissenen Federn (120).

2.3. Größen- und Maßverhältnisse

Sieb und „Reiter“ sind Geräte, die seit langer Zeit eine bedeutende Rolle bei der Arbeit in Haus und Hof spielen. Ein kleiner Hinweis auf das Alter der Geräte wäre vielleicht die Anwendung alter Körpermaße bei der Herstellung verschiedener Sieb- und „Reitergrößen“, wie auch bei der Benennung der Einzelteile der Geräte. So wird etwa der Durchmesser von Sieb und „Reiter“ in Zoll (wobei ein Zoll $\frac{1}{12}$ eines Wiener Fußes, also etwa 2,65 cm entspricht)¹⁰⁾, die Länge eines Reifens, bzw. einer Zarge in „Spann“ gemessen.

Nach Kluge/Götze leitet sich Spanne F. von mhd. spanne, spange, ahd. spanna . . . ags. spann und von einer germ. Wurzel *spanno-, Abstr.-Bildung zu spannen her¹¹⁾.

Der abstr. Sinn ist früh eingeengt auf das Maß, das durch Spannung der rechten Hand zwischen der Spitze des Daumens und der des kleinen Fingers (größere Spann, neunzöllig) oder der des Zeigefingers (kleine Spanne, siebenzöllig) entsteht¹²⁾.

Wir meinen hier die größere, neunzöllige Spanne, die aber einem Maß von etwa 20 cm gleichgesetzt werden kann.

Als Maß für die Durchlässigkeit der Siebböden gibt man noch heute z. T. die Zahl der Öffnungen auf einen Quadratzoll an.

Mit einem alten „Lehnwort (ahd. scintula, engl. shingle) aus lat. scindula“¹³⁾ haben wir es beim Wort Schindel zu tun, dem wir bei den Haselschienen, aus denen die hölzernen Siebböden meist gefertigt sind, begegnen.

¹⁰⁾ (47), S. 368.

¹¹⁾ (48), S. 735.

¹²⁾ (48), S. 735 f.

¹³⁾ (80), S. 544.

Zur Veranschaulichung der Größen- und Maßverhältnisse von Sieb und „Reiter“ ist die tabellarische Übersicht beigelegt (s. S. 121), die durch die folgenden Erläuterungen in ihrer Aussage gestützt ist.

Spalte 1 der Tabelle gibt die Art des Gerätes an. Demnach sprechen wir bei Durchmessern von 6—7 bis 14 Zoll von Sieben, ab einem Durchmesser von 15 bis 29 Zoll von „Reitern“, den Getreidesieben.

In Spalte 2 wird der Durchmesser der Geräte in Zoll und in Zentimeter angegeben, und Spalte 3 weist auf die in Spannen, bzw. Zentimetern angegebenen Längen der jeweiligen Zargen (d. i. der Oberreifen — die Unterreifen sind etwas kürzer) hin. Wir sprechen also auch, wenn wir die Zargenlängen angeben, von Drei-, Dreieinhalb-, Vier- usw. bis zu Neunundzwanzig-„Spännern“.

Spalte 4 gibt die Höhe der Zargen oder Oberreifen, Spalte 5 jene der Unterreifen und Spalte 6 die Gesamthöhen von Sieb und „Reiter“ an, die durch das Aufeinanderschieben der Unterreifen auf die Zargen immer geringer sind, als die bloße Summe der Zargen — und Unterreifenhöhen.

Der Siebbodendurchmesser in Spalte 7 ist in Zentimeter angegeben und ist jeweils um einige Zentimeter größer als der Durchmesser der Zarge, da im Herstellungsprozeß der Siebboden seine Spannung durch das Hinaufschieben über den Zargenrand auf die Außenfläche der Zarge erhält, und daher größer gehalten sein muß als die Zarge selbst.

In Spalte 8 ist die Durchlässigkeit der Siebböden einerseits in Öffnungen (Löcher) auf den Quadratzoll (L/Z), andererseits die Größe einer einzelnen Siebbodenöffnung in Quadratmillimeter angegeben.

In Spalte 9 wird auf den Hauptverwendungszweck von Sieb und „Reiter“ hingewiesen.

Die Angaben über die verschiedenen Durchlässigkeiten der Siebböden und den Verwendungszweck der Geräte konnten in der Tabelle nur in vereinfachter Form dargestellt werden, was eine Erläuterung erforderlich macht.

Siebe mit einem Durchmesser von 6—10 Zoll und einer Lochzahl von 24 auf einen Quadratzoll (24 L/Z) werden vorwiegend als Weizenmehlsiebe verwendet, Siebe mit einem Durchmesser von 6—13 Zoll je nach der Durchlässigkeit der Siebböden als Sterzmehlsieb (18 L/Z), Passiersieb und Mehlsieb (18—30 L/Z) und als Weizenmehlsieb (30 L/Z). Siebe, bzw. „Reiter“ mit einem Durchmesser von 15 Zoll finden ein großes Einsatzgebiet. Als Mehlsiebe und Bäckersiebe (Bäckensiebe) haben sie eine Durchlässigkeit von 5, 8, 10, 14 und 18 L/Z, als Siebe für verschiedene Kerne oder Bohnen und andere Hülsenfrüchte 5 L/Z. Kornblumensamen (Radel, Raden oder auch „Rotn“¹⁴⁾

¹⁴⁾ (120), XXX, Sp. 518 und 522.

genannt), können mit einem Siebboden mit 8 L/Z ausgesiebt werden, mit welcher Durchlässigkeit auch Weizen gereinigt wird. Zur Bearbeitung von Rips und Raps ist eine Durchlässigkeit von 10 L/Z erforderlich, für Kleesamen, aber auch Reibsand nimmt man Siebböden mit 14 L/Z. Siebböden mit 18—30 L/Z werden als Bäckensiebe, als Sterzmehlsiebe (zum Aussieben des feinen Anteiles) und zum Aussortieren der angekeimten Getreidekörner, der „Keimzellen“¹⁵⁾ gebraucht. Siebe mit 18 L/Z stehen als Most- oder Weinsiebe, als sogenannte Preßsiebe (als solche sind sie immer mit einem hölzernen Siebboden ausgestattet, da ja besonders im Umgang mit der Fruchtsäure absolute Rostfreiheit vonnöten ist) in Verwendung.

„Reiter“ mit einem Durchmesser von 17 Zoll und einer Durchlässigkeit von 8 L/Z finden Weizenputzer zum Aussieben verschiedener Unkrautsamen, wie „Rotn“ und „Kügala“, oder als Vorputzsieb Verwendung, solche mit 10 L/Z als Ripsreiter aber auch als Preßsieb.

„Reiter“ mit einem Durchmesser von 19 Zoll und einer Durchlässigkeit von 14 L/Z werden häufig als Staubreiter oder „Gåg — oder Kågreiter“ zur Bereitung des Pferdefutters und als Einschüttsieb bei der Fütterung der Tiere, sowie ebenfalls als Bäckensieb verwendet.

Hepper — oder Heppelreiter¹⁶⁾ oder Wickenreiter zum Aussieben dieser Unkrautsamen sind „Reiter“ mit 23 Zoll Durchmesser und einer Sieblochgröße von 5 mm².

Für Getreide, aber auch für Hülsenfrüchte werden „Reiter“ mit einem Durchmesser von 25 Zoll und einer Lochgröße von 10 mm² oder 5 L/Z gebraucht, sogenannte Vorputzer, die die Ähren zurückbehalten und das Feinere, wie Unkrautsamen (Heppern und dgl.) durchlassen. Diese großen „Reiter“ werden auch häufig als Durchlaßreiter oder als Amreiter bezeichnet¹⁷⁾.

Ebenfalls Vorputzer oder Amreiter sind „Reiter“ mit 27 Zoll Durchmesser und einer Lochgröße von 12 bis 20 mm². Die Lochgröße für Weizensiebe beträgt 12—13 mm², als Korn- oder Haferreiter ca. 20 mm².

„Reiter“ mit einem Durchmesser von 29 Zoll und einer Lochgröße

¹⁵⁾ (94), I, Sp. 1245: „... ackerkömig, ackerkemmig... (Wohl für ‚ackerkeimig‘ von dem bereits geschnittenen, aber noch auf dem Felde liegenden Getreide, wenn es durch anhaltendes Regenwetter zum Keimen kommt, ‚auswächst‘ ...).“

¹⁶⁾ (114), S. 334: „Hepel und Höpel m., Decke, Deckel, bes. Samenhülse bei Nüssen, Kastanien, Mohnköpfen u. dgl., ... Hepeln, schw. Zeitw., Früchte von ihren harten Schalen befreien, enthülsen. Hepelreiter fem., Sieb zum Enthülsen.“

¹⁷⁾ (114), S. 18: „Amreiter fem., Fruchtreiter (Fruchtsieb), um das Getreide von Spreu (Am) zu reinigen.“

von 20 mm² oder z. T. auch etwas größer werden ebenfalls als Vorputzer für Hafer, Korn und Weizen benötigt.

Die Form der Siebbodenöffnungen kann verschieden sein: quadratisch, rechteckig oder auch sechseckig.

Diese Hinweise auf die Durchlässigkeit der Siebböden und die entsprechende Verwendung von Sieb und „Reiter“ sind nicht als Absolutangaben zu verstehen, was bei einem handwerklich gefertigten Gegenstand und freibleibender Verwendungsmöglichkeit selbstverständlich ist. Es sind eben auch spezielle Anfertigungen von Sieb und „Reiter“ durch die Siebmacher, oder spezielle Einsatzformen durch die Benützer der Geräte durchaus möglich. Die weiter oben gemachten Angaben über Maße und Verwendung, die in der Hauptsache von meinem Gewährsmann, dem ehemaligen Sieb- und „Reitermacher“ Franz Gorsche stammen, beziehen sich in erster Linie auf seine eigene Siebherstellung. Doch war, was sehr wesentlich ist, seinen Angaben zufolge jedenfalls im Gebiet um Ribnica (Reifnitz) eine große Einheitlichkeit in den Herstellungsmethoden und in den Größen- und Maßverhältnissen vorhanden. Aus dem Gebiet um Ribnica kam eben auch ein Großteil der Siebe und „Reiter“ in die Steiermark, nach Kärnten, ins Burgenland, nach Nieder- und Oberösterreich. Möglicherweise wurde auch der Westen Österreichs von den „Reitertragern“ aus dem Krainer und Gottscheer Gebiet mitbetreut. Dieser Umstand erklärt die große Einheitlichkeit der Ausformung dieser Gerätegruppe.

Wie schon erwähnt war die Herstellung der Zargen und Unterreifen wie auch der Siebböden ausschließlich Handarbeit. Es sind daher gewisse Abweichungen von den hier angeführten Maßen durchaus möglich, und es muß eben auch mit gewissen Schwankungen gerechnet werden. (S. Msks. Seite 11) Von den hier angeführten Größen- und Maßverhältnissen denkbar und festzustellen in Gebieten, die ihren Bedarf an Sieben und „Reitern“ nicht durch die „Reitertrager“ aus Unterkrain, sondern etwa aus Bayern oder Böhmen deckten. Darüber ist uns aber bis dato kaum etwas bekannt.

Spalte 10 schließlich merkt man, daß zur Herstellung von „Reitern“ bei einem Durchmesser von 23 Zoll meist jeweils zwei Zargen, bzw. Unterreifen Stücke in der Länge von je 6 Spann (120 cm), bei einem Durchmesser von 25 Zoll zwei Zargen Stücke in der Länge von je 7 Spann (140 cm) und bei einem Durchmesser von 27 und 29 Zoll zwei Zargen Stücke von je 7¹/₂ Spann (150 cm) für eine „Reiter“ verwendet werden. Eine Zarge aus einem einzigen Stück wäre obendrein nicht nur technisch schwer verwirklichtbar, sondern könnte auch, vor allem bei den beiden Grifföffnungen, keine ausreichende Festigkeit gewährleisten.

3. Vergleichsmaterial

In der Literatur ist zu den hier gemachten Angaben nur wenig und in der Qualität sehr unterschiedliches Vergleichsmaterial vorhanden.

A. T. Lucas (63) verdanken wir Daten über einige Getreidesiebe aus Irland, die, geordnet nach den Durchlässigkeiten der Siebböden, hier wiedergegeben seien. Danach sind folgende Formen zu nennen:

- a. Barn Riddle („Tenn-Reiter“): eine Auskunft über den Durchmesser fehlt. Die Durchlässigkeit des Siebbodens wird mit einer Öffnungsweite von 1 Quadratzoll (abgek. als Qu.Z.) angegeben. Dieses Getreidesieb wird nach dem Fliegeldrusch verwendet, um das kurze Stroh auszusieben.
- b. Oat Riddle („Hafer-Reiter“): auch bei dieser „Reiter“ fehlt die Angabe über den Durchmesser. Die Öffnungsweite einer Siebbodenöffnung beträgt 16 mm² oder $\frac{5}{8}$ Qu.Z. Es wird benötigt, um die Spreu vom gedroschenen Hafer zu trennen.
- c. Winnowing sieve („Worfelsieb“): es weist einen Durchmesser von 48,5 cm auf, was etwa 19 Zoll entspricht. Die Maschenweite des Siebbodens beträgt 15 mm² oder etwa $\frac{5}{8}$ Qu.Z. Über den Verwendungszweck wird nichts ausgesagt, doch dürfte es sich auch bei diesem Sieb um ein Vorputzsieb (mit der Doppelfunktion des Worfels und des Siebens) handeln.
- d. Riddle oder Winnowing sieve („Reiter“ oder „Worfelsieb“): hat bei einem Durchmesser von 51 cm oder ca. 19 Zoll eine Maschenweite von 10 : 13 mm oder ca. $\frac{4}{8}$ Zoll im Rechteck. Seine Verwendung ist nicht näher beschrieben.
- e. Range („Sortiersieb“): weist bei Fehlen einer Angabe über den Durchmesser eine Maschenweite des Siebbodens von 10 mm² oder $\frac{3}{8}$ Qu.Z. auf. Mit diesem Sieb wird das beste Korn, das als Saatgut verwendet werden soll, vom minderwertigen Getreide geschieden.
- f. Sieve („Sieb“), einem Oat Riddle („Haferreiter“) entsprechend: hat bei einem Durchmesser von 43 cm oder ca. 15 Zoll eine Maschenweite von 2 : 4 mm oder ca. $\frac{1}{8}$ Zoll im Rechteck. Mit diesem Sieb wird das Getreide von Staub und Unkrautsamen gereinigt.
- g. Sieve: die Angabe des Durchmessers fehlt, die Maschenweite des Siebbodens beträgt 3 mm² oder $\frac{1}{8}$ Qu.Z. Es wird zur Trennung der Unkrautsamen (vor allem von Knöterichsamen) vom Hafer verwendet.
- h. Sieve: weist bei einem Durchmesser von 50 cm oder 19 Zoll eine Maschenweite von 2 : 3 mm oder ca. $\frac{1}{8}$ Zoll im Rechteck auf. Sein Verwendungsbereich ist die Reinigung des Getreides von Staub und Unkrautsamen¹⁸⁾.

Alle diese Siebe sind ihrer Verwendung nach, und soweit angegeben den Durchmessern nach, der Gruppe der Grobsiebe, der „Reiter“ zuzuordnen.

Matko Oman gibt in seinem Artikel „Od zime do sita“ („Vom Roßhaar zum Sieb“) (78) eine Aufstellung von 28 verschiedenen Webmusterarten für Roßhaarsiebböden. Der Form nach handelt es sich hierbei um Siebböden von quadratischer, rechteckiger oder runder Machart. Die Seitenlängen, bzw. die Durchmesser betragen etwa 9—20 Zoll. Die Gruppe von 9—12 Zoll und von 14—16 Zoll (13 Zoll

¹⁸⁾ (63), S. 59—66.

scheint nicht auf) wäre den Sieben, die Gruppe von 17—20 wäre größtmäßig den „Reitern“ zuzuordnen. Über die Durchlässigkeit der Siebböden sind keine Angaben gemacht. Die Funktion dieser Siebe oder „Reiter“ wird nur angedeutet, wenn einmal ein Stampfsieb (Stopne) und einmal ein Passiersieb (Pašeri) erwähnt ist ¹⁹⁾.

Als Vergleich dazu können wir die Angaben bei Janko Trošt (113) heranziehen, der Siebe verschiedener Durchmesser und unterschiedlichen Materials der Siebböden erwähnt. Die Größenangaben schwanken zwischen 4 und 30 Zoll Durchmesser. Die Seier weisen einen Durchmesser von 4—8 Zoll, die Passiersiebe von 6—16 Zoll, die Mehl- und Bäckensiebe von 7—20 Zoll, Weinsiebe von 16—20 Zoll, Hut- und Mähdreschersiebe von 24 Zoll und „Reiter“ von 24—30 Zoll auf. Das Material der Siebböden ist entweder Holz, Roßhaar oder Drähte aus verschiedenen Metallen ²⁰⁾.

In anderen Arbeiten, wie etwa bei Josef Hoffmann (36) oder bei Gottfried Häusler (30) sind keine Angaben über Größen- und Maßverhältnisse zu finden. J. Hoffmann erwähnt lediglich einige Siebarten, wie:

Halbhärenreiter (mit engen Maschen), das Spelzsieb, das Raresieb, das Halbraresieb (Rare: von Rade, Unkrautsamen), das Staubsieb (vor allem bei Müllern beliebt), das Mehlsieb (vor dem Backen benötigt), das Haarsieb (für die bessere Küche, für Gaststätten, Apotheker; es war aus Pferdehaaren gewoben), schließlich später auch Siebe aus feinem Messingdraht ²¹⁾.

Ebenso spärliche Anhaltspunkte finden wir bei Erik Sundlöf (109). Er gibt zwei Siebgrößen an, von 35 cm und von 15 cm Durchmesser. Das Material der Siebböden war ebenfalls Roßhaar.

Von der, so weit dem slowakischen Text und dem Abbildungsteil zu entnehmen ist, sehr ausführlichen und genauen Arbeit von Adam Pranda (84) ist leider keine deutsche Übersetzung bekannt. Pranda schildert die Sieb- und Fegemacherei in der Slowakei und geht dabei jeweils auf Fragen der Herstellungstechnik, des Herstellungsmaterials, der zur Herstellung benötigten Werkzeuge sowie den Vertrieb der Ware ein ²²⁾.

In einer Aufstellung der Erzeugnisse erwähnt er folgende Sieb- und „Reiter“-Arten:

- a. Mehl-Sieb von kleiner Größe mit einem Durchmesser von 9—13 Zoll und einem Siebboden großer Dichte aus einem Drahtgeflecht von Messing oder anderem Metall. Dieses Sieb benötigt man, um hausgemahlenes oder gekauftes Mehl vor dem Gebrauch durchzusieben.

¹⁹⁾ (78), S. 77—81.

²⁰⁾ (113), S. 54 f.

²¹⁾ (36), S. 82.

²²⁾ (109), S. 158.

²³⁾ (84), S. 300 ff.

- b. Passiersieb kleiner Größe mit einem Durchmesser von ebenfalls 9—13 Zoll. Der Siebboden aus Zinn ist dicht. Mit diesem Gerät wird Marmelade passiert.
- c. Obstsieb kleiner Größe mit 9—13 Zoll Durchmesser. Der Siebboden ist wie beim Passiersieb aus Zinn und von großer Dichte. Man benötigt es, um Obst- marmelade oder Obstsaft zu passieren, bzw. durchzuseihen.
- d. Gewöhnliches Sieb mit einem Siebboden von verschiedener Dichte für verschiedene Zwecke.
- e. Dichtes Sieb („Reiter“) kleiner Größe von 14—17 Zoll Durchmesser. Der Siebboden ist aus Eisendraht. Es dient dem Durchsieben von Bäckemehl, von Grieß und zum Aussieben von Staub.
- f. Getreide-Sieb („Reiter“) kleiner Größe mit einem Durchmesser von 17—19 Zoll. Der Siebboden ist aus Eisendraht und von geringer Dichte. Es wird zum Aussieben des schlechteren Getreides verwendet.
- g. Erbsen-, bzw. Bohnen-Sieb („Reiter“) kleiner Größe von 17—19 Zoll Durchmesser. Der Siebboden ist meist aus Eisendraht und von geringerer Dichte als beim Getreide-Sieb. Erbsen und Bohnen werden damit von Unreinheiten gesäubert.
- h. Spreu- oder Abfall-Sieb („Reiter“) kleiner Größe mit einem Durchmesser von 20—23 Zoll. Der Siebboden ist aus Haselholzbast gewebt und von sehr geringer Dichte. Mit dieser „Reiter“ wird die Spreu vom Getreide getrennt.

Pranda erwähnt auch geflochtene, bzw. gewebte Formen als Kopfschutz für Imker und Körbe zum Einfangen eines Bienenschwarmes (diese Körbe sind in ihrer Größe dem Bienenstock angepaßt). Weiters werden einige geflochtene Behältnisse zur Aufbewahrung verschiedener Gegenstände, Früchte oder Speisen erzeugt.

4. Zusammenfassung

In der vorliegenden Arbeit wurde der Versuch unternommen anhand der bekannten, sehr verstreuten und in ihrer Qualität sehr unterschiedlichen Literatur, aber von allem auf Grund eigener neuerer Erhebungen speziell die Größen- und Maßverhältnisse und in Relation dazu die jeweiligen Verwendungsmöglichkeiten von Sieb und „Reiter“ darzulegen.

Die tabellarische Zusammenstellung soll in Verbindung mit dem entsprechenden Textteil eine Übersicht über die verschiedenen Größen von Sieb und „Reiter“ und den Hauptverwendungszweck der Geräte bieten.

Literaturverzeichnis

- (1) Balassa, Ivan (Hrsg.): Getreidebau in Ost- und Mitteleuropa. Budapest 1972.
- (2) Balkenholl, Johannes: Deutsche Ackerwagen, eine arbeitswissenschaftliche Studie. Berlin 1931.
- (3) Barb, Alfons: Zur Deutung der sogenannten Deichselwagen und verwandter Geräte. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, 73—77, Wien 1947, S. 139—151.)

- (4) Bauer, Josef: Die Wetzsteinmacher, die Steinhaigler von Untermbergau. (Das Bayerland, 38/18, 2. Sept. H., o. O. 1927, S. 575—582.)
- (5) Bentzien, Ulrich: Haken und Pflug. Eine volkscundliche Untersuchung zur Geschichte der Produktionsinstrumente im Gebiet zwischen unterer Elbe und Oder. (Veröffentlichungen des Institutes für Deutsche Volkskunde. 50.) Berlin 1969.
- (6) Boman, Wilhelm: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. Weimar 1927.
- (7) Bratanic, Branimir: Orace sprava u. Hrvata. (= Publikacije Etnoloskog Seminara, H. 1), Zagreb 1939.
- (8) Braungart, Richard: Die Ackerbaugeräte in ihren praktischen Beziehungen wie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung. Heidelberg 1881.
- (9) Burgstaller, Ernst: Die Sichel als Getreideschnittgerät in Oberösterreich. (Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Jg. 11, Frankfurt 1963, S. 63—77.)
- (10) Dias, Jörg: Tretanken in Portugal. Seperatum del Homenaje a Fritz Krüger, Tom. II, Mendoza 1954, S. 437—456.
- (11) Dosedla, Heinz-Christian: Grundtypen der hölzernen Ackeregge in Österreich. In: Österreichischer Volkskundeatlas, 4. Lfg., Bl. 56, 57, 58, Wien 1971, Kommentar Wien 1973, S. 1—31.
- (12) Dosedla, Heinz-Christian: Stroh- und Flechtarbeiten. In: Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66. (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 42, Kulturwissenschaften H. 15), Eisenstadt 1967, S. 347—374.
- (13) Exner, Wilhelm: Die Hausindustrie Oesterreichs. Ein Commentar zur Hausindustriellen Abtheilung auf der Allgemeinen Land- und Forstwirtschaftlichen Ausstellung. Wien 1890.
- (14) Fahringer, Fritz: Das Säscaff. Ein Beitrag zur Verwendung dieses Sägerätes im Ausseerland. (Blätter für Heimatkunde, H. 4, Graz 1971, S. 55—58.)
- (15) Fél, Edit und Tamás Hofer: Geräte der Atányer Bauern. (= Kommission der Königlich Dänischen Akademie der Wissenschaften zur Erforschung der Geschichte der Ackerbaugeräte und der Feldstrukturen, Pub. Nr. 2), Kopenhagen 1974.
- (16) Feldhaus, Franz M.: Die Technik. Ein Lexikon der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker. Unveränderte Sonderausgabe, München 1970, Sp. 1029.
- (17) Fischer, F.: Die blauen Sensen. Graz—Köln 1966.
- (18) Freiherr, TH.: Zur Kenntnis des Kuhgeschirrs in Oberschlesien. (Der Oberschlesier, Oppeln 1934, S. 243 f.)
- (19) Freudenberg, Rudolf: Ortscheit und Waage. Zur Sachgeschichte des Zugholzes an Wagen und Pflug. (Hessische Blätter für Volkskunde, 51/52, Gießen 1960 [FS für Bernhard Martin], S. 29—61.)
- (20) Gaál, Károly: Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungsergebnisse zur vergleichenden Sachvolkskunde und volkscundlichen Museologie. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse. Sitzungsberichte, 261. Bd., 1, Abhandl.), Wien 1969.
- (21) Gamerith, Anni: Stampfen. Eine altüberlieferte bäuerliche Art der Getreideaufbereitung. (Hessische Blätter für Volkskunde, 47, Gießen 1956, S. 51—58.)

(22) **Gamerith, Anni**: Bäuerliche Sachkultur in Bezirk und Museum Feldbach. 1. T.: Acker und Frucht. (Blätter für Heimatgeschichte des Bezirkes Feldbach, H. 3/4), Feldbach 1974.

(23) **Gamerith, Anni**: Lebendiges Ganzkorn. Neue Sicht zur Getreidefrage. Bad Gaisern, Verlag „Neues Leben“, 1956.

(24) **Gandert, August**: Tragkörbe in Hessen. Kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des Korbes. (= Schriften zur Volkskunde, Staatliche Kunstsammlung Kassel, I), Kassel 1963.

(25) **Gebhard, Torsten**: Alte bäuerliche Geräte. München, Basel, Wien 1969.

(26) **Gierl, Irmgard**: Altbayerische Wagen. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, Regensburg 1951, S. 164—166.)

(27) **Gorbach, G. und M. Stranger-Johannessen**: Urtümliche Mahlverfahren im steirischen Brauchtum zur Schonung der biologischen Werte der Gerste. In: Fette, Seife, Anstrichmittel. Die Ernährungsindustrie, 59, 1957, S. 613—615.

(28) **Grieshofer, Franz und Oskar Moser**: Grassense I — Grundtypen der Langstielsense. In: Österreichischer Volkskundeatlas. 5. Lfg., Wien 1974, Bl. 79.

(29) **Haberlandt, Arthur**: Zur Systematik der Pflugforschung und Entwicklungsgeschichte des Pfluges. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, XXXVIII. Jg., Wien 1933, S. 28 ff. und 76 ff.)

(30) **Häusler, Gottfried**: Beim Siebmacher. (Der Hochwächter. Blätter für heimatliche Art und Kunst, 7. Jg., Nr. 6, Bern 1951, S. 167—174.)

(31) **Hävernick, Walter**: Die Formen des Tragkorbes in Thüringen. Statistische Erhebung 1942. (Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde I, Hamburg 1954, S. 61—78.)

(32) **Haiding, Karl**: Fahrzeuge des steirischen Ennsbereiches und des Ausseerlandes. (Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, LX. Jg., Graz 1969, S. 173—198.)

(33) **Haiding, Karl**: Almwirtschaft in der Steiermark. Gröbming 1962.

(34) **Henning, Egon**: Beobachtungen zum Mahlvorgang an ur- und frühgeschichtlichen Getreidemöhlen. (Ethnograph. Archäolog. Zeitschrift, Berlin 1966, S. 71—87.)

(35) **Hielscher, Karl**: Fragen zu den Arbeitsgeräten der Bauern im Mittelalter. (Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Jg. 17, Frankfurt 1969, S. 6—43.)

(36) **Hoffmann, Josef**: Hunsrucker Siebmacher. (Hunsrückkalender, Bd. 25, o. O. 1969, S. 80—83.)

(37) **Hoops, Johannes**: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 4. Bd., Straßburg 1918—1919.

(38) **Hubatschek, Erika**: Zur bäuerlichen Arbeits- und Gerätekunde des inneren Stubaitales. In: Volk und Heimat, FS für Viktor v. Geramb, Graz—Salzburg—Wien 1949, S. 99—112.

(39) **Ilg, Karl**: Die Sense in ihrer Entwicklung und Bedeutung. In: FS für Hermann Wopfner, 2. T., Schlern Schriften, Bd. 53, Beiträge zur Volkskunde Tirols, Innsbruck 1948, S. 179—190.

(40) **Jacobeit, Wolfgang**: Ein Stirnjoch wird gemacht. (Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, 23, Leipzig 1966, S. 95—98.)

- (41) Ders.: Zur Rekonstruktion der Anschirrweise am Pforzheimer Joch. (*Germania* 30, Berlin 1952, S. 205—207.)
- (42) Ders.: Zur Geschichte der Pferdeanspannung. (*Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, 2, Frankfurt 1954, S. 71 ff.)
- (43) Ders.: Jochgeschirr und Spanntiergränze. (*Deutsches Jahrbuch für Volkskunde*, 3, Berlin 1957, S. 119—144.)
- (44) Ders. und Robert Quietzsch: Bäuerliches Arbeitsgerät im Museum für Volkskunde zu Berlin. (*75 Jahre Museum für Volkskunde Berlin*, Berlin 1964, S. 102 ff.)
- (45) Kasperek, Max Udo: Arl und Pflug in Niederbayern. (*Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*, 1966/67, Würzburg 1967, S. 138—154.)
- (46) Klein, Ernst: Die historischen Pflüge der Hohenheimer Sammlung landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen. (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. XVI), Stuttgart 1967.
- (47) Klimpert, Richard: Lexikon der Münzen, Maße, Gewichte, Zählarten und Zeitgrößen aller Länder der Erde. (Unveränderter Nachdruck der 2. vielfach verb. und verm. Auflage . . . 1896 . . . Berlin), Graz 1972.
- (48) Kluge, Friedrich und Alfred Götze: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 16. Aufl., Berlin 1953.
- (49) Knabl, Josef: Die Holzwaren-Hausindustrie in Unterkrain. (= G. Lauboeck, Die Holz verarbeitende Hausindustrie Österreichs. Ein Kommentar zur hausindustriellen Abtheilung der Gruppe IX (Classe 49—54) auf der Welt-Ausstellung Paris 1900, Wien 1900,) S. 22—34.
- (50) Koren, Hanns: Jochformen und Jochnamen in Innerösterreich. (= Veröffentl. d. Verb. österr. Geschichtsvereine. Bericht über den 4. österr. Historikertag in Klagenfurt, Sept. 1956.) Wien 1957, S. 160—172.
- (51) Ders.: Altertümliche Schlitten in Steiermark. (*Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark*, 39. Jg., Graz 1948, S. 126—136.)
- (52) Ders.: Früh- und Altformen der Egge. (*Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterr. Alpenländer*. [Beilage zur *Südost-Tagespost*, Nr. 15], Graz 1953.)
- (53) Ders.: Strauch- und Balkeneggen in Steiermark. (*Blätter für Heimatkunde*, 28. Jg., H. 1/2, Graz 1954, S. 18—24.)
- (54) Ders.: Die steirischen Eggen. Übersicht und Bestandsaufnahme. (= *Volkskunde, Fakten, Analysen*. FS für Leopold Schmidt. (Sonderschriften des Ver. f. Volksk. in Wien, Bd. 2), Wien 1972, S. 61—98.)
- (55) Ders.: Pflug und Arl. Ein Beitrag zur Volkskunde der Ackergeräte. (= Veröffentl. des Inst. f. Volksk. Salzburg, Bd. 3), Salzburg 1950.
- (56) Kundegraber, Maria: Körbe und Korbflechten (Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum, Steir. Volkskundemuseum, Außenstelle Stainz, Katalog Nr. 2), Stainz 1976.
- (57) Ladurner-Parthanes, Matthias: Unser Leiterwagen und seine Bestandteile. (Der Schlern, Bozen 1956, S. 65 ff.)
- (58) Leiner, Maria: Das Getreideausschlagen in der Steiermark. In: *Volkskunde, Fakten, Analysen*. FS für Leopold Schmidt. (= Sonderschriften des Ver. f. Volksk., Bd. 2), Wien 1972, S. 105—119.
- (59) Leser, Paul: Entstehung und Verbreitung des Pfluges. (*Anthropos — Ethnologische Bibliothek*, Bd. III, 3. H.), Münster 1931.
- (60) Ders.: Landwirtschaftliche Sommerschlitten. (*Ethnologica* III, 1927, S. 38—44.)

- (61) Lipp, Franz: Die geistige Kultur der Sensenschmiede in Oberösterreich. (Oberösterr. Heimatblätter, 3, Linz 1949, S. 243—250.)
- (62) Lohss, Max: Vom Bauernhaus in Württemberg und angrenzenden Gebieten. (= Wörter und Sachen, XIII, Heidelberg 1932, S. 1—176.)
- (63) Lucas, A. T.: Further Notes on Making Wooden Sieves. (Journal of Royal Society of Antiquaries of Ireland, 34, 1954, part I, S. 59—67.)
- (64) Lühning, Arnold: Die schneidenden Erntegeräte. Technologie, Entwicklung und Verbreitung unter besonderer Berücksichtigung Nordwestdeutschlands. Phil. Diss., Göttingen 1951.
- (65) Meringer, Rudolf: Die Werkzeuge der pinsere-Reihe und ihre Namen (Keule, Stampfe, Hammer, Anke). (Wörter und Sachen, Bd. I, Heidelberg 1909, S. 3—28.)
- (66) Ders.: Die ältesten Gefäße. (Wörter und Sachen, Bd. VII, Heidelberg 1921, S. 1—20.)
- (67) Meyer-Lübke, W.: Zur Geschichte der Dreschgeräte. (Wörter und Sachen, Bd. I, Heidelberg 1909, S. 211—244.)
- (68) Miller, Anton: Die Wetzsteinmacher von Unterammergau. (Heimat und Volkstum, 14, Bremen o. J., S. 342—345.)
- (69) Mörgeli, Werner: Die Terminologie des Joches und seiner Teile. (= Romanica Helvetica, Vol. 13), Zürich/Leipzig 1940.
- (70) Mössinger, Friedrich: Von alten Bauerngeräten im Odenwald. (Hessische Blätter für Volkskunde, 51/52 [FS für Bernhard Martin], Gießen 1969, S. 147—169.)
- (71) Mötelfindt, Hugo: Der Wagen im nordischen Kulturkreise zur vor- und frühgeschichtlichen Zeit. (= FS für Eduard Hahn zum LX. Geburtstag, Stuttgart 1917, S. 209 ff.)
- (72) Moro, Oswin: Volkskundliches aus dem Kärntner Nockgebiet. Klagenfurt 1952.
- (73) Moser, Oskar: Der Heurechen. Versuch einer volkskundlichen Bestandsaufnahme des Arbeitsgerätes in Kärnten. (Carinthia I, 142. Jg., Klagenfurt 1952, S. 463—494.)
- (74) Ders.: Anken und Stampfen. (Carinthia I, 149. Jg., Klagenfurt 1959, S. 835 [523] bis 878 [566].)
- (75) Ders.: Grasrechnen I — Grundtypen. Österreichischer Volkskundeatlas, 4. Lfg., Wien 1971, Bl. 61.
- (76) Ders.: Die Kärntner Rätsel von „Reiter“ und Sieb. (FS zum 60. Geburtstag von Oskar Moser = Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, 65. Bd.), Klagenfurt 1974.
- (77) Murko, Matthias: Zur Geschichte der Heugabel. (Wörter und Sachen, Bd. XII, Heidelberg 1929, S. 316—344.)
- (78) Oman, Matko: Od žime do sita (Sitarska obrt v Stražišču pri Kranju). (Loški razgledi, Bd. 11, Škofja Loka 1964, S. 69—81.)
- (79) Paravicini, Eugen: Die Formen der Heugabel. (Landwirtschaftliches Jahrbuch der Schweiz, 55. Jg., H. 6, Bern 1941, S. 676—682.)
- (80) Paul, Hermann und Werner Betz: Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl., Tübingen 1966.
- (81) Peesch, Reinhard: Holzgerät in seinen Urformen. (= Deutsche Akademie der Wiss. zu Berlin. Veröffentl. des Inst. für deutsche Volksk., Bd. 42), Berlin 1966.

- (82) Pessler, Wilhelm: Handbuch der Deutschen Volkskunde, 3 Bde., Potsdam o. J.
- (83) Posch, Fritz (Hrsg.): Der Steirische Bauer. Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart. (= Veröffentl. des Steiermärkischen Landesarchivs, Bd. 4), Graz 1966.
- (84) Pranda, Adam: Príspevok k problematike sitarstva a riečičarstva (Beitrag zur Problematik der Sieb- und Fegemacherei). (Slovensky Narodopis, X. 2, Bratislava 1962, S. 281—306.)
- (85) Rau, Karl Heinrich: Geschichte des Pfluges. Heidelberg 1845.
- (86) Reimann, M.: Sachkunde und Terminologie der Rückentraggefäße. Phil. Diss., Zürich 1947.
- (87) Ritz, Josef Maria: Hohlmaße in bayerischen Museen. (Volkswerk, Jahrbuch des Staatlichen Museums für deutsche Volksk., Jena 1942, S. 174—187.)
- (88) Rosenfeld, Hans-Friedrich: Urtümliche Holzbearbeitung nach Wort, Sache und Brauchtum diesseits und jenseits der Ostsee. (Deutsches Jahrbuch für Volksk., 2. Bd., Jg. 1956, Berlin 1956, S. 147—178.)
- (89) Rumpf, Karl: Hessische Spatenforschung. (Zeitschrift des Ver. für Hessische Geschichte und Landeskunde, 67, Kassel 1956, S. 206 ff.)
- (90) Ders.: Gefäßformen der volkstümlichen hessischen Töpferei. (Hessische Blätter für Volksk., 51/52, [FS für Bernhard Martin], Gießen 1960, S. 235—276.)
- (91) Schaller-Gorbitz, E.: Pflug, Sense und Flegel. (Mitteilungen des Ver. f. Sächsische Volksk., 4. Bd., 1906—1908, S. 364—368.)
- (92) Scheuermeyer, Paul: Wasser- und Weingefäße im heutigen Italien. Bern 1934.
- (93) Ders.: Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz, 2 Bde., Zürich 1943, Bern 1956.
- (94) Schmeller, J. Andreas: Bayerisches Wörterbuch, 1. Bd., 2. Aufl., Leipzig 1939, 2. Bd., 2. Aufl., München 1877.
- (95) Schmidt, Leopold: Die Kurzstielse. (Archiv f. Völkerkunde, Bd. V, Wien 1951.)
- (96) Ders.: Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. Studien zu den Ernteschnittgeräten und ihre Stellung im europäischen Volksglauben und Volksbrauch. (= Veröffentl. des Österr. Mus. f. Volksk., Bd. I), Wien 1952.
- (97) Ders.: Verbreitungshinweise zur Gestellsense. (Schweizer Archiv f. Volksk., 48. Bd., Basel 1952, S. 31 ff.)
- (98) Ders.: Spaten-Forschungen. Zu einigen Arbeitsgeräten des frühen Ackerbaus. (Archiv f. Völkerkunde, Bd. VIII, Wien 1953, S. 76 ff.)
- (99) Ders.: Bauernwerk der alten Welt. (Archiv f. Völkerkunde, Bd. X, Wien 1955, S. 266 ff.)
- (100) Ders.: Der randbeschlagene Holzspaten. (Deutsches Jahrbuch f. Volksk., 3, Berlin 1957, S. 388—416.)
- (101) Ders.: Der Säkorb im südlichen Burgenland. (Burgenländ. Heimatblätter, 26, Eisenstadt 1964, S. 13 ff.)
- (102) Schrader, O.: Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde. Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas. 2. Bd., 2. Aufl., Berlin/Leipzig 1929.
- (103) Schuchardt, Hugo: Sichel und Säge; Sichel und Dolch. (Globus, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, Bd. LXXX, Braunschweig 1901, S. 181 ff.)

- (104) Sirelius, U. T.: Über einige Prototypen des Schlittens. (Journal de la Societe Finno-Ougrienne, 30, Helsingfors 1913.)
- (105) Steinmetz, Heinrich: Die Landwirtschaftlichen Handarbeitsgeräte Süddeutschlands, I u. II. (Illustrierte Landwirtschaftliche Zeitung, Jg. 46, Nr. 32 u. Nr. 40, Berlin 1926, S. 404—409 u. 503—509.)
- (106) Ders.: Kuhanspannung in Deutschland. (= Arbeiten des Reichsnährstandes, Bd. 11), Berlin 1936.
- (107) Stief, Werner: Dengelhämmer. (Volkswerk, Jahrbuch des Staatlichen Museums f. Deutsche Volksk., Jena 1941, S. 277 ff.)
- (108) Stockey, F.: Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Handhacke in Mitteleuropa. Diss. rer. hort., Hannover 1964.
- (109) Sundlöf, Erik: Siktmakeriet i Gagnef. (Dalarnas Hembygdsförbunds Tidskrift, Dalarna 1931, S. 156—160.)
- (110) Tarr, Laszlo: Karren, Kutsche, Karosse. München, Basel, Wien 1970.
- (111) Tremel, Ferdinand: Steirische Sensen. (Blätter für Heimatkunde, 27. Jg., H. 2, Graz 1953, S. 37 ff.)
- (112) Treue, W.: Achse, Rad und Wagen. 8000 Jahre Kultur- und Technikgeschichte, München 1925.
- (113) Trošt, Janko: Ribniška suha roba v lesni domači obrti. (Slovenski Etnograf, III—IV, Ljubljana 1951, S. 28—67.)
- (114) Unger, Theodor und Ferdinand Khull: Steirischer Wortschatz als Ergänzung zu Schmellers Bayerischem Wörterbuch, Graz 1903.
- (115) Weiss, Dieter: Altenberg bei Frohnleiten. Siedlung, Arbeit und Gerät. Phil. Diss., Graz 1973.
- (116) Weiss, Richard: Das Alpwesen Graubündens. Erlenbach — Zürich 1943.
- (117) Werth, Emil: Grabstock, Hacke und Pflug. Versuch einer Entstehungsgeschichte des Landbaues. Ludwigsburg 1954.
- (118) Wildhaber, Robert: Gerstenmörser, Gerstenstampfen, Gerstenwalzen. (Schweizer Archiv f. Volksk., Basel 1948, S. 177—208.)
- (119) Wille, Eduard: Landwirtschaftliche Geräte und Fahrnisse. (Bayerische Hefte f. Volksk., 12, München 1939, S. 37 ff.)
- (120) Zedler, Johann Heinrich: Großes vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste. Leipzig und Halle 1732/54, 64 Bde. + 4 Suppl. Neudruck Graz 1961/62.
- (121) Zeissler, Hermann: Geschirre und Sättel aller Arbeitstiere von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Berlin 1922.
- (122) Zeitlinger, J., Sensen, Sensenschmiede und ihre Technik. (Jahrbuch d. Ver. f. Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, 91. Bd.), Linz 1944.
- (123) Zelenin, Dimitrij: Russische (Ostslavische) Volkskunde. (= Grundriß der Slavischen Philologie und Kulturgeschichte, 3), Berlin u. Leipzig 1927.

Die Waschmaschine

Von Helmut Prasch

Es gibt hauswirtschaftliche Geräte, von denen man nicht viel spricht, die aber für die Volkshygiene wichtig sind, von denen man aber vor allem nicht ahnt, daß sie eine plötzliche Entwicklung zeigen.

Das Wäschewaschen und Bügeln gehört zur Kultur. Es sind notwendige Arbeiten, für die es lange Zeit nur die Kraft der Hände mit einfachen Hilfsgeräten gab.

Gewaschen wurde nicht zu oft, gründlich zu den „heiligen Zeiten“ und dann im Schaff, Trog, am Bach oder Teich, seltener beim Brunnen. Das Einweichen der rauhgewebten Leintücher und der Wäsche, ob Rupfen oder Reisten, erfolgte im Wasserschaff mit aufgestreuter Holzasche, um die meist hausgemachte Seife zu sparen. Im Kessel der „Waschkuchl“ wurde die Wäsche gekocht, mit einem Holzprügel gewendet und herausgehoben. Die Lauge durfte nicht weggegossen werden, sondern wurde zum Bodenreiben aufbewahrt. Sodann mußte das Zeug einzeln auf der Rumpel und in den Händen so lange geribbelt werden, bis die Finger weiß wurden. Beim Bach oder Brunnen wurde geschwemmt und am Waschbankl mit dem Ploier Stück für Stück geschlagen (geploit), wodurch aus dem Gewebe der ganze Saft gequetscht wurde. Das kraftvolle Auswringen hat die letzte Feuchtigkeit ausgewunden. Die Frauen wringen von Rechts nach Links (wie beim Strohbanddrehen für die Garben), die Männer verkehrt. Das knallende Ausbeuteln des Wäschestückes diente dem feuchten Strecken und Glätten vor dem Aufhängen. Besonders graue Stücke wurden auf eine ausschwenkbare Stange am oberen Gangl gehängt oder auf den grasigen Rain gebreitet, so daß die Sonneneinwirkung die Wäsche bleichen konnte.

Zur Erleichterung dieser Arbeit, die früh am Morgen begann, bei schlechtem Wetter zwei Tage dauerte, bis „das ganze Haus Kopf stand“, die Frauen geschürzt im Dampf der Waschküche werkten, die Männer auswichen und die Kinder vertrieben wurden, zerbrachen sich aus Verehrung zur Frau die Erfinder den Kopf, ein praktisches Gerät zu schaffen. Zuerst wurden leichtmetallene Halbkugel-Stampfer angepriesen, bis die erste Waschmaschine auftauchte. Den Hausfrauen konnte keine größere Freude bereitet werden, wenn heute

auch selbstverständlich Maschinen aller Typen mit automatischen Funktionen in den Badezimmern stehen. Die erste Waschmaschine jedoch bedurfte noch des Knüppelantriebes über einen Zahnradsektor, der in der gerillten hölzernen Tonne einen ebenso hölzernen Pulsator hin und her drehte. Die Treibstange war über dem Deckel angebracht. Der Wringer anbei quetschte die Lauge aus der Wäsche, wobei die Lauge wieder in den Behälter zurückkrann. Die Verbesserung dieses Patents zeigt einen Pulsator mit Zapfen und am Deckel montiertem Kompressionsrohr, in das ein Zu- und Abflußschlauch münden. Der Wasserdruck treibt den Kolben hin, wodurch sich der Pulsator um 180 Grad und dann in die Grundstellung zurückdreht. Diese Art ist ganz jung, sieht aber im Vergleich zu heutigen Geräten schon wegen des Holzbaues archaisch aus.

Eine „Volldampf-Waschmaschine 1912“ aus verzinktem Weißblech ist heizbar und erzeugt Dampf durch Hitze. Die in einer gelochten Trommel gesperrte Wäsche wird mit einer Kurbel im Dampfbad gedreht, sobald „der Helm“ aufgesetzt ist, wodurch das ganze Gerät auf vier Füßen abgeschlossen erscheint. Es ist der händisch getriebene Vorfahre der Trommelwaschmaschine, infolge der rapiden Entwicklung „furchtbar“ alt aussehend.

Die sonnengetrocknete Wäsche der Hausfrau, deren Mann brav ist, wurde früher getriebelt, d. h. das Handtuch wurde auf eine Rolle gewickelt und mit dem Mangelbrett hin und her gerollt. „Der Triebel“ hat für Rauheit an der Unterseite Kerben eingeschnitzt gehabt, während der Oberteil mit Symbolen und Lebensbäumen verziert war. Nach den Erfahrungen dieser Handarbeit wurde die Mangel gebaut. Auf einem umrandeten Deckel waren Steine gestapelt. Unter den Rollen war das Wäschestück aufgelegt. Mit den Zugriffen am Deckel konnte dieser hin und her gezogen werden, wodurch das Stück geglättet war.

Spät wurde das Bügeleisen erfunden, und zwar jenes Stück Eisen (Stachel), in das der Griff nach Erhitzen eingehakt wurde. Die alten Schneidermeister hatten meist „zwei Eisen im Feuer“. Mit dem Holzgriff wurde das Eisen bügelnd bewegt. Den Stachel erhitzt, in das Bügeleisen geschoben, mit einer Klappe verschlossen, mit Holzkohle oder Spiritus heiß gemacht, waren die gebräuchlichsten Formen bis zum elektrischen Bügeleisen der Neuzeit.

Wenn man diese Gerätschaften in Sammlungen anschaut, freut man sich über die vorteilhafte Entwicklung zum Wohle der Frauen und ihrer Männer.

Zur Herkunft des Steinzeugkruges aus Heiligenkreuz, NÖ.

Von Richard Pittioni

Bei der Veröffentlichung des 1971 im Stift Heiligenkreuz bei Baden (NÖ.) gefundenen Steinzeugkruges (vgl. Öst. Zeitschr. f. Volkskunde 1972 195 ff.) wurde auch die Frage nach dem Herstellungsort angeschnitten, ohne darauf eine befriedigende Antwort geben zu können. Nun dürfte sie aber insoferne gefunden sein, als Ingolf Bauer in der vor kurzem erschienenen Bearbeitung von altbayerischem Hafnergeschirr¹⁾ bei der Behandlung des Materials aus „dem neben Kröning wichtigen zweiten Ballungsgebiet im nördlichen Teil des Landkreises Pfarrkirchen“ auf die Steinzeugerzeugung in Peterskirchen, Gde. Baumgarten, aufmerksam macht und zeigen kann, daß wahrscheinlich um 1740 durch Zuwanderer aus dem Rheinland hier die Steinzeugproduktion eingeführt wurde²⁾. Der hierfür entscheidende älteste Beleg bezieht sich auf die Hochzeit des Witwers Johannes Petrus Gelhard am 15. Mai 1747 mit „Maria Elisabetha Virtuosa, filia leg. Joannis Wingender, canopöckh zu Häre prope Renum“³⁾. Gelhard selbst war „canopöck“ (Kannenbäcker), der anlässlich der Taufe seines Sohnes Andreas 1756 als „hydriarum figulus“ bezeichnet wird und seine diesbezüglichen Erzeugnisse mit seinem Namen versieht. Der durch J. P. Gelhard begründeten Steinzeugherstellung im Baumgarten weist nun I. Bauer eine Reihe von braunglasierten, mit Rädchenstempel versehenen und am Halse mit dem aufgemalten „C-Bogen mit doppelter Strichlage“ verzierten Krüge zu, von denen jenes unter Katalog Nr. 207 und auf Abb. 259 gezeigte Stück die beste Entsprechung zu dem Heiligenkreuzer Krug darstellt. Über die weite Verbreitung dieser Gefäßform gibt auch das als Abb. 256 gezeigte Aquarell von J. B. Reiter „Die Wirtin vom Gasthaus zum Schwarzen Roebel“ (um 1860) Aufschluß und bestätigt damit die Verwendung solcher Steinzeugkrüge im Gasthausgewerbe,

¹⁾ Hafnergeschirr aus Albayern, bearbeitet von Ingolf Bauer (= Katalog des Bayerischen Nationalmuseums München XV, 1), 1976.

²⁾ A. a. O., 299 ff.

³⁾ Nach I. Bauer in der Nähe von Koblenz auf der östlichen Rhein-Seite.

wie dies auch für das Heiligenkreuzer Stück angenommen werden darf ⁴⁾. Es scheint sogar, daß es sich bei der in Rede stehenden Form um ein speziell zum Ausschchenken von Most und Wein geeignetes Gefäß gehandelt hat, das sich eben wegen dieser Verwendung einer besonderen Beliebtheit erfreut haben wird.

⁴⁾ In der letzten Zeit konnte man diese braunen Krüge mehrmals in Gaststätten-Auslagen beobachten.

Zur alten Volkskunst aus dem Egerland

Steinzeugkrüge, und zwar die landschaftlich berühmten Wildsteiner Krüge, kann man jetzt auch in der neuen Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde sehen. Die Ausstellung in zwei Obergeschoßräumen des Museums-Hauptgebäudes untergebracht, ist seit 28. April zugänglich, wurde dem Verein in einer Eröffnungsführung am 7. Mai 1977 vorgestellt und erfreut sich eines beachtlichen Besuches. Mit ihren fast zweihundert Objekten bietet sie praktisch den ganzen Bestand an Objekten aus dem Egerland dar, von den Möbeln bis zu den Sandauer Dosen, mit besonderer Berücksichtigung der Kunst der Briefmaler mit ihren Hochzeitszügen und Patenbriefen. Die Ausstellung wird durch einen ausführlichen Katalog (102 Seiten, 24 Farb- und 24 Schwarzweißtafeln, Ladenpreis S 100,—) erschlossen.

Schdt.

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1976

Die Ordentliche Generalversammlung 1977 des Vereins für Volkskunde in Wien hat statutengemäß am Freitag, dem 18. März 1977, um 17 Uhr im Konzertsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Wien 1, Johannesgasse 8, bei überaus großer Beteiligung von Mitgliedern aus Wien und aus den Bundesländern stattgefunden. Gemäß Tagesordnung wurden folgende Punkte behandelt und beschlossen: 1. Jahresbericht 1976 des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde sowie der Arbeitsgemeinschaften, 2. Kassenbericht 1976, 3. Bestellung der Mitglieder des Vorstandes, des Ausschusses und des Kontrollorgans, 4. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern und Michael-Haberlandt-Medaillen, 4. Allfälliges.

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1976

A. Verein für Volkskunde in Wien

a) Mitgliederbewegung

Mit Jahresende 1976 hat der Verein einen Mitgliederstand von 689 Einzelpersonen und Institutionen erreicht. Diese Zahl bedeutet im Vergleich zum Vorjahr einen Zuwachs von 25 Mitgliedern. Aufgegliedert nach den Mitglieder-kategorien umfaßt der Verein gegenwärtig ein Ehrenmitglied, 31 Korrespondierende Mitglieder und 657 Ordentliche Mitglieder.

Neu angemeldet haben sich beim Verein im Jahr 1976 insgesamt 63 Mitglieder, von denen 31 in Wien, 28 in den österreichischen Bundesländern und 4 im Ausland ansässig sind.

Den Neuanmeldungen gegenüber steht im Vorjahr ein Abgang von 39 Mitgliedern.

Der Verein wird den 9 verstorbenen Vereinsmitgliedern ein ehrendes Gedenken bewahren: Korrespondierendes Mitglied Univ.-Prof. Dr. Georgios Me-gas, Athen (seit 1964), Ausschußmitglied HSDir. Prof. Franz Schunko, Wien (1959), Ordentliche Mitglieder Geologe Dr. Walter Berger, Wien (1961), HSDir. Karl Blauensteiner, Wien (1967), Angela Mazakarini, Wien (1967), Museumskustos Walther Schwetz, Mödling (1963), Adolfine Vö-gerle, Oberalm (1959), Wiss. Rat Prof. Franz Vogl, Linz (1972), Dr. Norbert Wallner, Innsbruck (1965).

Auf eigenes Verlangen hin sind 18 Mitglieder aus dem Verein ausgeschieden. Auf Grund eines mehr als dreijährigen Rückstandes bei der Bezahlung des Mitgliedsbeitrages müßten auf Beschluß des Vereinsvorstandes 12 Mitglieder aus dem Verzeichnis gestrichen werden.

b) Vereinsveranstaltungen

Im Verlauf des Jahres 1976 hat der Verein insgesamt 15 Veranstaltungen wissenschaftlichen und volksbildnerischen Charakters durchgeführt. Es handelte sich dabei im einzelnen um 9 wissenschaftliche Vorträge, teilweise mit Lichtbil-

dern und Filmvorführungen, 3 Ausstellungseröffnungen bzw. -führungen, zwei Studienfahrten und 1 Fachtagung. Wie in den Vorjahren wurde auch diesmal wieder auf die Zusammenarbeit mit benachbarten wissenschaftlichen Gesellschaften besonderer Wert gelegt; ein Bemühen, das sich besonders in beträchtlich erhöhten Besucherzahlen der einzelnen Veranstaltungen ausgewirkt hat. Das Veranstaltungsprogramm 1976 lautet im einzelnen folgendermaßen:

23. Jänner 1976: Vortrag Prof. Dr. Regina Wolf (Wien), „Norditalienische Sagen“;

22. Februar 1976: Führung durch die Ausstellung „Wien im Mittelalter“ des Historischen Museums der Stadt Wien durch Museumsoberkommissär Doktor Günter Dürriegl (Wien);

24. März 1976: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Hauptkonservator Univ.-Doz. Dr. Rolf Wilh. Brednich (Freiburg i. B.), „Deutsche Volkskunde in Saskatchewan. Ergebnisse volkskundlicher Feldforschung in West-Kanada (mit Lichtbildern)“;

26. März 1976: Ordentliche Generalversammlung 1976 mit Vortrag von Hauptkonservator Univ.-Doz. Dr. Rolf Wilh. Brednich (Freiburg i. Br.), „Das Flugblattlied als Quelle der volkskundlichen Lied- und Erzählforschung (mit Lichtbildbeispielen aus Österreich)“;

7. April 1976: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Univ.-Doz. Dr. Helmut Fielhauer (Wien), „Kinderverstehen und Böhmisches-Lernen. Sitte, Wirtschaft und Kulturvermittlung im früheren niederösterreichisch-tschechischen Grenzgebiet“;

10. April 1976: Eröffnungsführung durch die Wechsellausstellung „Gutes altes Puppenspiel. Beitrag des Österreichischen Museums für Volkskunde zur 200-Jahr-Feier des Burgtheaters“ durch Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt (Wien);

5. Mai 1976: Vortrag im Rahmen der öffentlichen Vorträge „1000 Jahre Babenbergisches Österreich“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt (Wien), „Die Volkskultur der Babenbergerzeit (mit Lichtbildern)“;

26. Mai 1976: 34. Studienfahrt nach Retz und zur Ausstellungseröffnung „Volkskunst im Zeichen der Fische“ im Prämonstratenserstift Geras, NÖ, mit Führung durch Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt (Wien);

11. Juni 1976: 35. Studienfahrt zur NÖ. Jubiläumsausstellung „1000 Jahre Babenberger in Österreich“ im Zisterzienserstift Lilienfeld und zum Sommerfest des Vereins für Volkskunde im Schloßmuseum Gobelsburg mit Verleihung der Michael-Haberlandt-Medaillen 1976 und Eröffnung der Neuaufstellung der Stift-Zwettler-Waffensammlung;

2. bis 3. Oktober 1976: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich 1976 in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk in Wiener Neustadt und Mattersburg; Rahmenthema: „Gegenwartsvolkskunde unter besonderer Berücksichtigung des Lebens in der Stadt“. Vorträge und Referate: Prof. Dr. Rudolf Fochler (Linz), „Die Stadt als Heimat“; Prof. Bertl Petrei (Wien), „Die ‚Kultur der Vielen‘ — Bedeutung, Erforschung und Darstellung der Alltagskultur“; Archivdirektor Dr. Gertrude Gerhartl, „Stadtführung durch Wiener Neustadt“; Dr. Edith Hörandner (Wien), „Die Stadt als Ausgangspunkt von Innovationen“; Besuch der Außen- und Präsentationsstelle Mattersburg des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften: Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt (Wien), „Einführung in die Gegen-

wartsvolkskunde"; Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl (Wien), „Das Institut für Gegenwartsvolkskunde. Aufbau und Programm“; Dr. Franz Grieshofer (Wien), Führung durch die Ausstellung „Wandel des ländlichen Bauens und Wohnens in der Gegenwart“;

22. Oktober 1976: Vortrag Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner (Würzburg), „Vom Soldatenvotiv zum Kriegerdenkmal“ (mit Lichtbildern);

26. Oktober 1976: Eröffnung der Sonderausstellung „Volkskunst aus Friaul“ anlässlich des Nationalfeiertages 1976 im Österreichischen Museum für Volkskunde. Einführung Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt;

19. November 1976: Vortrag Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Die Verehrung des hl. Jacobus major als Pilgerpatron mit besonderer Berücksichtigung Österreichs (mit Lichtbildern)“;

1. Dezember 1976: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Univ.-Dozent Dr. Ingrid Kretschmer (Wien), „Ethnologische Atlanten in Europa“ (mit Lichtbildern);

10. Dezember 1976: Vortrag Dr. Walter Puchner (Wien-Athen), „Lazarusbrauch im europäischen Südosten“ (mit Lichtbildern).

c) Vereinspublikationen

Die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ konnte 1976 im XXX. Band der Neuen Serie und im 79. Jahrgang der Gesamtreihe regelmäßig in vier Heften erscheinen und hat den Gesamtumfang von 324 Seiten, das sind etwa 20 Druckbogen, erreicht. Die Auflagenhöhe wurde 1976 unverändert auf 1000 Exemplaren je Heft belassen, muß aber mit Beginn des Jahres 1977 infolge der weiterhin anwachsenden Abonnentenzahl auf 1100 Exemplare erhöht werden.

Die Zahl der Dauerbezieher der Zeitschrift hat sich gegenüber dem Vorjahr 1976 um 20 erhöht. Die Abonnentenzahl beträgt somit 846: 518 Mitglieder- und Direktabonnements, 123 Buchhandelsabonnements, 179 Tauschabonnements (davon 33 im Inland und 146 im Ausland), 28 Pflicht- und Bibliotheksstücke.

Die regelmäßige Erscheinungsweise der Zeitschrift auf der Grundlage einer im wesentlichen ausgeglichenen Finanzierung ist zuerst der ständig größer werdenden Zahl von Einzelbeziehern der Zeitschrift zu danken, die sich wiederum bereit gezeigt haben, die finanzielle Hauptlast zu tragen. Daß die Zeitschrift den Interessenten zu einem einigermaßen vorteilhaften Preis angeboten werden konnte, ist jedoch den öffentlichen Subventionsgebern wie dem Bundeskanzleramt, dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, den Landesregierungen Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg und dem Magistrat der Stadt Wien zu danken.

Das Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich“, das den Vereinsmitgliedern und einer größeren Zahl dem Verein nahestehenden Institutionen und Personen kostenlos zur Verfügung gestellt wird, wird dagegen zur Gänze vom Verein selbst finanziert. Trotz weiterhin steigender Herstellungs- und Versandkosten ist diese Leistung in den unverändert mit S 60,— angesetzten Mitgliedsbeitrag enthalten. Die Auflagenhöhe des Jahrganges 11/1976 des Nachrichtenblattes wurde auf 950 Exemplare je Folge erhöht.

Die seit langem ausständige Folge 7/8 der von Klaus Beitzl herausgegebenen und zusammen mit Dietmar Assmann, Margarete Bischof, Elfriede Grabner, Hans Griessmair und Maria Kundegraber bearbeiteten und im Auftrag des Vereins im Verlag der wissenschaftlichen Verbände Österreichs erscheinenden „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1971 und 1972“ konnte nun endlich fertiggestellt werden. Sie erscheint noch mit dem Datum 1976 Anfang des Jahres 1977 und enthält das Verzeichnis von 1454 Titeln, die durch drei Register im

Anhang nach Personennamen, Ortsnamen und Sachbegriffen aufgeschlüsselt sind. Der weitere Editionsplan sieht vor, daß die weitgehend fertiggestellte Folge 9/10 (1973 und 1974) im Jahr 1977 und die gleichfalls in Vorbereitung befindliche Folge 11/12 (1975 und 1976) im Jahr 1978 erscheint.

d) Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung

Bedauerlicherweise muß dieser Bericht mit einer traurigen Nachricht beginnen. Zwei unserer eifrigsten Mitarbeiter sind im Laufe des vergangenen Jahres von uns gegangen: Georg Koller, der sich als Schöpfer der so erfolgreichen Postkartenserie selbst ein Denkmal gesetzt hat, sowie Dr. Walter Berger, der durch Feldforschung und methodisch-theoretische Arbeit gleichermaßen zum Fortschritt unserer Bemühungen beigetragen hat. Die Arbeitsgemeinschaft wird beiden stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Die schon erwähnten Postkarten mit Bildstock-Motiven sind ein großer Erfolg geworden, der aber vielleicht noch gesteigert werden könnte.

Die Routinearbeit der AG ging in der bewährten Art und Weise weiter. Wir haben ungefähr zehn Zusammenkünfte abgehalten, bei denen teils Referenten zu bestimmten Themen sprachen, teils Bildmaterial der Mitglieder gezeigt und besprochen wurde. Der Besuch der Zusammenkünfte hat teilweise durch zu enge Ansetzung vor anderen Vereinsveranstaltungen gelitten.

Die Arbeit in den von Harald Boesch nach wie vor großzügig zur Verfügung gestellten Arbeitsräumen in Floridsdorf ging trotz den Komplikationen durch Brückeneinstürze rüstig weiter. Der Nachlaß von Franz Hula ist zur Gänze aufgearbeitet, jener nach Dr. Berger wird derzeit durchgesehen und gleichfalls ausgewertet.

Kontakte mit oberösterreichischen Bildstockfreunden wurden durch Besuch von deren Veranstaltungen angeknüpft bzw. intensiviert, was durch eine gewisse Abneigung im Lande ob der Enns gegen den Wiener Zentralismus nicht gerade erleichtert wird.

Die Hauptarbeit der AG galt aber dermalen der Vorbereitung unserer Tagung in Zwetl, wobei die Hauptlast wohl beim hierzu bestens geeigneten Manager Herrn Boesch lag, dem schon hier und jetzt herzlich gedankt sei. Bis jetzt sind etwa 60 Anmeldungen eingelaufen. 16 Vorträge sind vorgemerkt. Die Route der geplanten Excursion wurde trotz Schnee und Regen gründlich abgefahren, wobei Herr Boesch sich selbst und das Fahrzeug beistellte, meine Frau den Zeitplan überwachte und ich zwecks Verbesserung der Bodenhaftung mitfuhr.

Auf das Ansuchen der AG um finanzielle Subventionierung — von allem anderen abgesehen, müssen wir für die Kosten der Besucher aus dem Ostblock aufkommen — erhielten wir bis dato vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung 5000 Schilling, wofür wir Herrn Ministerialrat Dr. Blaha ergebenst danken möchten; eifrige Nachahmung dieses lobenswerten Beispiels wird dringend empfohlen.

Die AG hofft durch gutes Gelingen der Tagung sowohl ihrem speziellen Aufgabengebiet als auch dem Verein für Volkskunde größtmöglichen Erfolg zu verschaffen.

Emil Schneeweis

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

Arbeitsbericht für 1976

Am Österreichischen Museum für Volkskunde haben sich im Laufe des Jahres 1976 einige personelle Veränderungen ergeben: Für den in Ruhestand getretenen Oberrat Dr. Emil Schneeweis wurde Dr. Franz Grieshofer eingestellt, der die Bearbeitung der Bibliothek übernommen hat. Auf einen neuzugewiesenen

Posten wurde Dr. Klaus Gottschall eingestellt, der zunächst die Ortskartothek der immer größer werdenden Photothek als Hauptarbeitsgebiet übernommen hat. Die langjährige Verwaltungsbeamtin Frau Hertha Cammerloher ist in den Ruhestand getreten, für sie ist Frau Amsrat L. Goebeler an das Museum versetzt worden.

Die Art und Zahl der laufenden Arbeiten ist im Jahr 1976 ungefähr ebenso groß gewesen wie in den Vorjahren. Von der Direktion her gesehen ist die Gesamtorganisation infolge des immer größer werdenden Raummangels schwieriger geworden. Die Anzahl der wissenschaftlichen Begutachtungen und (schriftlichen, mündlichen und fernmündlichen) Auskünfte ist ungefähr gleich geblieben. Die inventar- und aufstellungsmäßige Bewältigung der Ankäufe und Widmungen nimmt alle Kräfte der leitenden Beamten in Anspruch, obwohl diese zwischendurch noch die laufende wissenschaftliche Arbeit zu verrichten haben, einschließlich einer beträchtlichen Zahl von Führungen, Vorträgen und Vorlesungen, sowie der Betreuung des Vereines für Volkskunde.

Arbeiten im Hauptgebäude:

An technischen und einrichtungsmäßigen Arbeiten ist die Auswechslung verschiedener Heizkörper zu erwähnen, Neu- und Umbau mehrerer Vitrinen, wobei insbesondere die Eckvitrinen im Keramiksaal durch den Haustischler Scheidl zu erwähnen sind. Mehrere weitere Vitrinen alten Bestandes wurden beleuchtbar gemacht. Eine größere Zahl von Fensterrollern mußte ersetzt werden.

Ausstellungen im Hauptgebäude:

Im Sonderausstellungsraum des Museums wurden folgende kleine Wechselausstellungen durchgeführt (jede mit einem kleinen vervielfältigten Katalog):

Häuser und Menschen im Lungau

Gutes altes Puppenspiel (mit eigenem Plakat)

Volkskunst aus Friaul.

Der Besuch des Museums ist dadurch etwas angestiegen. Er betrug bis Dezember 1976 ca. 8.500 Personen, in der nunmehr auch jeden Mittwoch geöffneten „Sammlung Religiöse Volkskunst“ ca. 550.

Außenstellen:

Schloßmuseum Gobelsburg: Für Gobelsburg wurde die komplette Vorarbeit für die Einrichtung der dortigen Waffenkammer geleistet. Erstellung und Beleuchtung einer großen vierteiligen Vitrine und diverser Stellbehelfe, sowie Ausführung eines eigenen kleinen vervielfältigten Kataloges. Gobelsburg hatte insgesamt ca. 8.000 Besucher.

Ausstellungen in anderen Außenstellen:

Praemonstratenserstift Geras:

Für Geras wurde 1976 eine eigene Sonderausstellung „Volkskunst im Zeichen der Fische“ gestaltet, mit Plakat und eigenem illustrierten Katalog ausgestattet.

Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften:

Für die neugeschaffene Außenstelle des Institutes wurde eine kleine Wechsellausstellung „Wandlungen des ländlichen Wohnens in der Gegenwart“ zusammengestellt und an Ort und Stelle im alten Rathaus von Mattersburg aufgestellt. Die Ausstellung ist zusammen mit den Räumen des Stadtmuseums Mattersburg zugänglich.

Weitere Ausstellungen:

Krippen wurden auch 1976 wieder vergeben an Magistrat der Stadt Wien, Rathaus Christkindlmarkt, Museum Hollabrunn. „Kunstwerke des Monats“ wurde zweimal dem Burgtheater zur Verfügung gestellt.

Lelhgaben an auswärtige Ausstellungen:

Bauernkriegsausstellung Linz, Landesmuseum Meindl-Großauslage Wien I., Brot-Darstellung Bawag Wien I., Goldhauben-Vitrine.

Film:

Außer kleinere Fernsehfilmaufnahmen wurde besonders ein großer Film des 2. Deutschen Fernsehens (ARD) direkt über das Museum gedreht (Aufnahmen August—September 1976) unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Weber-Kellermann.

Kleinere Filme wurden vom Bayerischen Rundfunk (Kunstblumen) und vom ORF (Kinderspielzeug) gedreht.

Statistik:

Die **Hauptsammlung** umfaßt derzeit 66.814 Nummern (ohne kleine Andachtsbilder). Zuwachs 1976 betrug 80 Objekte, davon 49 durch Ankauf, 15 durch Widmung, 16 aus Nachinventarisierung.

Von den Neuerwerbungen sind mehrere Gemälde besonders zu erwähnen so eine Devotionalkopie des Schmerzensmannes von St. Stephan in Wien, weiters die zwei geschnitzten Holzhackerzeichen von St. Corona im Wienerwald.

Die **Bibliothek** umfaßt derzeit 24.161 Nummern, der Zuwachs beträgt 700 Nummern, davon waren 131 Ankauf, der bedeutende Rest Widmung, Schriftentausch und Buchbesprechung, also Ergebnis der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde.

Der Kostenaufwand für den Ankauf entspricht fast genau dem für die im Laufe des Jahres 1976 geleisteten Buchbinderarbeiten (je ca. 16.000,—)

Die Photothek umfaßt derzeit

50.003 Positive (Zuwachs 2.280)

13.774 Negative (Zuwachs 873)

8.174 Diapositive (Zuwachs 657).

In der Ortskartothek der Photothek wurden bisher ca. 40.000 Positive verarbeitet, die über 1.900 Orte in Österreich, 160 in Südtirol und 2.500 im Ausland Auskunft geben.

Sowohl die Bibliothek wie die Photothek des Museums wurden wieder stark benützt.

Besucherstatistik:

Der Gesamtbesuch im Hauptgebäude und in den Außenstellen, aber ohne Fremdausstellungen ist mit ungefähr 22.000 anzusetzen.

Leopold Schmid

2. Kassenbericht des Vereines 1976

Im Berichtsjahr ergibt sich rechnermäßig ein Überschuß von S 40.446,2/, was im wesentlichen auf die noch offene Rechnung für das Heft 4, Band XXX/79, 1976, der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ zurückzuführen ist. Der Vereinsbetrieb verzeichnet einen kleinen Überschuß von S 3.861,31, der auf das Rechnungsjahr 1977 vorgetragen wurde.

(Franz Maresch)

3. Bestellung der Mitglieder des Vorstandes, des Ausschusses und des Kontrollorgans

Nach Ablauf der dreijährigen Funktionsperiode 1974—1977 des Vorstandes, des Ausschusses und des Kontrollorgans hatte die Ordentliche Generalversammlung die Aufgabe, diese Vereinsgremien neu zu wählen. Die Leitung der Wahl lag in den Händen von Regierungsrat Prof. Hans Gruber, der namens der Generalversammlung der bisherigen Vereinsleitung den Dank für die geleistete Arbeit aussprach. Nach verschiedenen personellen Veränderungen setzten sich die für die Jahre 1977 bis 1980 bestellten Vereinsorgane, deren Wahl einstimmig erfolgte, folgendermaßen zusammen:

Vorstand:

Präsident: Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Wien
1. Vizepräsident: Landtagspräsident Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, Graz
2. Vizepräsident: Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Franz Lipp, Linz
Generalsekretär: Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl, Wien
Generalsekretärstellvertreter: Dr. Franz Grieshofer, Wien
Kassier: Prof. Ing. Franz Maresch, Wien
Kassierstellvertreter: Wiss. Oberkommissär Dipl.-Ing. Gerhard Maresch, Wien

Ausschuß:

Wirkl. Hofrat Direktor Dr. Hans Aurenhammer, Wien
Ministerialrat Dr. Carl Blaha, Wien
Wirkl. Hofrat Dr. Kurt Conrad, Salzburg
ao. Hochschulprofessor Walter Deutsch, Wien
Regierungsrat Prof. Hans Gruber, Kierling
Prof. Dr. Helene Grunn, Linz
Dr. Gerlinde Haid, Wien
ao. Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung, Wien
Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Innsbruck
Kustos Dr. Maria Kundgraber, Stainz
Ministerialrat Dr. Hermann Lein, Wien
Prälat Univ.-Prof. Dr. Franz Loidl, Wien
Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Graz
Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni, Wien
Senatsrat Direktor Dr. Friederike Prodingner, Salzburg
Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis, Wien
Univ.-Prof. Dr. Herbert Zeman, Wien

Kontrollorgan:

Prof. Dr. Stephan Löscher, Wien
Oberstudienrat Prof. Dr. Martha Sammer, Klosterneuburg

Museumsausschuß:

Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Wien
Wirkl. Hofrat Direktor Dr. Hans Aurenhammer, Wien
Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl, Wien

Ausschuß für die Bibliographische Arbeitsgemeinschaft

Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl, Wien

Schulrat Margarete Bischof, Wien

Dr. Franz Grieshofer, Wien

(Mitglieder der Arbeitsgruppe sind: Wiss. Oberrat Dr. Dietmar Assmann, Linz, Kustos Dr. Elfriede Grabner, Graz, Dr. Hans Griebmair, Brixen, und Kustos Dr. Maria Kundgraber, Stainz)

Ausschuß für die Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung

Harald Boesch, Wien

Dr. Klaus Gottschall, Wien

Wiss. Oberrat Dr. Emil Schneeweis, Wien

4. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern; Verleihung der Michael-Haberlandt-Medaillen 1977

Die Generalversammlung hat die vom Vereinsausschuß gewählten Korrespondierenden Mitglieder Dr. Gerda Grober-Glück, Bonn (BRD), und Hauptkonservator Univ.-Prof. Dr. Rolf Wilh. Brednich, Freiburg im Breisgau (BRD), einstimmig bestätigt. Die Wahl von Dr. Grober-Glück erfolgte in Würdigung ihrer großen Verdienste auf dem Gebiet der volkskundlichen Kartographie im Zusammenhang mit der Wiederaufnahme und Weiterführung der Arbeit am Atlas der deutschen Volkskunde, durch welcher für die Zeit der frühen dreißiger Jahre auch volkskulturellen Erscheinungen in Österreich verfaßt worden. Wesentliche Ergebnisse ihrer persönlichen wissenschaftlichen Bemühungen hat Dr. Grober-Glück in die zweibändige Monographie „Motive und Motivationen in Redensarten und Meinungen“ eingebracht. Prof. Dr. Wilhelm Brednich hat als Leiter des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg im Breisgau und nunmehriger Redakteur der Internationalen volkskundliche Bibliographie besondere Verdienste auf wissenschaftorganisatorischem Gebiet. Diesen Verdiensten stehen seine persönlichen wissenschaftlichen Leistungen, die in zahlreichen Arbeiten, darunter zuletzt seine Untersuchungen zur Ikonographie der Volksliedüberlieferungen, ihren Niederschlag gefunden haben.

Für die Verleihung der Michael-Haberlandt-Medaille für besondere Verdienste um die österreichische Volkskunde wurden für das Jahr 1977 Professor Dr. Helene Grunn (Linz), langjährige Leiterin der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk, und Senatsrat Dr. Friederike Prodingler (Salzburg), Direktor des Salzburger Museums Carolino Augusteum, vorgeschlagen. Die Überreichung der Auszeichnungen erfolgt in feierlicher Form im Rahmen des diesjährigen Sommerfestes des Vereins für Volkskunde auf Schloß Gobelsburg am 3. Juni 1977.

5. Allfälliges

Unter diesem Tagesordnungspunkt wurde der Generalversammlung zur Kenntnis gebracht, daß für die Bibliographische Arbeitsgemeinschaft und die Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung eigene Ausschüsse eingesetzt werden, die jeweils auch Vertreter im Hauptausschuß des Vereins haben sollen. Die entsprechenden Wahlvorschläge für die personelle Beschickung dieser Arbeitsausschüsse fanden einstimmige Bestätigung durch die Generalversammlung.

**Ehrung von Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt anläßlich der
Vollendung seines 65. Geburtstages**

Im Anschluß an die ordentliche Generalversammlung hatte der Verein für Volkskunde seine Mitglieder und Freunde eingeladen, an der offiziellen Beglückwünschung von Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Präsident des Vereins für Volkskunde und Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde, teilzunehmen. Ein sehr großer Kreis hat dieser Einladung Folge geleistet. Als Vertreter des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung war Ministerialrat Dr. Carl Blaha anwesend, für die Österreichische Akademie der Wissenschaften war der Präsident Univ.-Prof. Doktor DDr. Herbert Hunger persönlich erschienen und Prärektor Univ.-Prof. Doktor Günther Wytrzens vertrat die Universität Wien. Die Begrüßung der Festversammlung im barocken Konzertsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst (ehemaliges Refektorium des Ursulinenklosters) durch ao. Hochschulprofessor Walter Deutsch namens des Hausherrn galt auch den übrigen anwesenden Vertretern von Institutionen, Gesellschaften und Gremien, welchen der Jubilar als Mitglied angehört und in welchen er mitwirkt. Vier heute im Lehrberuf stehende, noch junge Absolventen der Hochschule für Musik und darstellende Kunst boten mit ihrer heiteren volkstümlichen Spielmusik den musikalischen Rahmen der Feier.

Emer. Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni hielt als Altpräsident des Vereins für Volkskunde und jahrzehntelanger Weggefährte von Hofrat Leopold Schmidt die Laudatio und ließ als Geburtstagsgeschenk des Vereins für Volkskunde das vom akad. Maler Viktor Lederer geschaffene Porträtmalerei dem Jubilar durch den Künstler überreichen. Regierungsrat Prof. Hans Gruber würdigte in wenigen herzlichen Worten die Verdienste, die Hofrat Leopold Schmidt sich insbesondere um die niederösterreichische Volkskunde erworben hat und überreichte ihm die Urkunde für die Ehrenmitgliedschaft im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk.

Hofrat Leopold Schmidt beschloß seinen Dank mit der Mitteilung, daß er das ihm gewidmete Porträt dem Österreichischen Museum für Volkskunde überantwortete zur Erinnerung an diesen Tag, an dem sich die Freunde der Volkskunde so zahlreich zusammengefunden haben.

Als besondere Festgabe war von Univ.-Prof. Dr. Ingeborg Weber-Kellermann (Marburg an der Lahn) die Erstaufführung des von ihr geschaffenen und zusammen mit Dr. Harald Schäfer als Regisseur und einem kleinen Aufnahmeteam während mehrerer Sommerwochen im Jahr 1976 vom Hessischen Rundfunk/Fernsehen (Frankfurt am Main) produzierten Fernsehfilms „O du mein Österreich! Ein Museum stellt sich vor: Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien“ gedacht gewesen. Wegen der unerwarteten Erkrankung der Filmautorin konnte ihr Einführungsvortrag nicht gehalten werden. Dennoch wurde das sehr beachtliche und in seiner Art bisher einzigartige Filmdokument von den zahlreichen Gästen begeistert aufgenommen, und herzlich bedankt. Der Wortlaut des Einführungsvortrag wird im Anhang zu diesem Bericht abgedruckt.

Der traditionelle Empfang im Anschluß an die Generalversammlung in den Räumen der Sammlung Religiöse Volkskunst im ehemaligen Ursulinenkloster bot vielen Festgästen, Fachkollegen, Vereinsmitgliedern und Freunden die Gelegenheit, dem Jubilar persönlich Glückwünsche zum Ausdruck zu bringen.

Klaus Beitz

Ein Film über das Österreichische Museum für Volkskunde
Von Ingeborg Weber-Kellermann, Marburg an der Lahn

Es muß erstaunlich wirken, daß dieser Film nicht vom Österreichischen Rundfunk produziert wurde, sondern vom Hessischen Rundfunk in Frankfurt am Main; daß dieser Film nicht von den Herren des Museums, also Österreichern, Wienern gar — sondern von einer derzeit in Marburg lebenden Berlinerin gemacht wurde — wenn auch unter ständiger Beratung eben dieser Wiener Herren.

Wie das zustande gekommen ist, kann man weitläufig erklären, denn jeder weiß, daß auch die merkwürdigste Erscheinung immer irgendwie zu erklären ist. Dennoch erscheint es mir wichtig, diese Information zu geben, denn sicher ist der Film anders geworden, als wenn ihn Österreicher gemacht hätten.

Als ich vor zwei Jahren mit den Recherchen und Vorarbeiten begann, war ich allerdings kein Neuling in der Laudongasse. Vielmehr kenne ich dieses Museum, seine Ausstellungsräume und Magazine seit mindestens 30 Jahren. Ich habe es im Krieg erlebt und nach dem Krieg, und ich habe voller Bewunderung bei jedem neuen Besuch in Wien gesehen, wie unter der Leitung von Leopold Schmidt nicht nur die Ausstellungsräume ein völlig neues Gesicht erhielten, wie die unüberschaubare Masse schöner und hervorragender Gegenstände plötzlich klar und einsichtig wurde. Ich habe auch den Wandel des Hauses zu einer Forschungsstätte ersten Ranges miterlebt und die systematische Ordnung eines Katalogisierungssystems bewundert, das — ja fast in einem strukturalistischen Verfahren den Stellenwert der einzelnen Objekte in Geschichte, Landschaft, wirtschaftlichem und künstlerischem Bezug fixierte.

Als ich nun — wie gesagt — mit den Recherchen für diesen Film begann und auf mancher Wiener Durchreise immer wieder durch die Säle streifte, befreundete ich mich mehr und mehr mit Einzelheiten, erkannte den Reiz und Witz der vielen figuralen und individuellen Gestaltungen, Malereien, Schnitzereien und beschloß, gerade sie in meinem Film zum Sprechen zu bringen.

Was sollten sie aussagen? Etwas über Temperament, Frohsinn und Lustigkeit der österreichischen Bevölkerung? Über die Schönheit ihrer Trachtenkleidung? ihrer handwerklichen Leistungen? den Charme ihrer Tänze? aber auch über ihre Fähigkeit, sich und ihre Nachbarn zu verspotten, zu lachen und eine Leichtigkeit mitzuteilen, — vielleicht zuweilen vorzutäuschen, die den oft harten Lebensbedingungen gar nicht immer entsprach. Das Museum beinhaltet vor allem Zeugnisse aus der vorindustriellen Zeit, vom Barock bis zum Biedermeier — schließlich bis etwa zum 1. Weltkrieg. Und diese Epoche mußte also verdeutlicht, ins Bild gesetzt werden; es sollte in die Sprache eines Filmes übersetzt werden, was sich insbesondere innerhalb der ländlichen Lebensverhältnisse im 18. und 19. Jahrhundert in Österreich abgespielt hat.

Wenn ich so durch das Museum schlenderte, begegnete mir immer wieder der Herr Hofrat, zupfte mich am Ärmel, schloß hier einen gelben Schrank mit Masken auf, deren kulturgeschichtliche Herkunft er mir erklärte, — nannte mir dort die Werkstätten der großartigen Salzburger und Gmundner Fayencen und Keramiken und erklärte mir die Bildsprache ihres Decors — holte mir zum Defreggerteppich die entsprechende Graphik bei, die den Tiroler Hausierer zeigte und damit die Mobilität dieses Wirtschaftssystems belegte.

Wenn er es auch nicht deutlich aussprach, so war wohl zu merken, was er so erwartete — und diese Erwartungen werde ich sicher nur unvollkommen erfüllt und ihn so in mancher Hinsicht enttäuscht haben.

Ich kramte im Magazin, verlor mich in hunderten von Bierdeckelbildern, von Schießscheiben und besah mir die Sammlung der Motivtafeln, die aus mich protestantisch erzogenen norddeutschen Menschen einen besonders tiefen Ein-

druck machten: Bildzeugnisse vom Weltverständnis der alten Bauern- und Handwerker-gesellschaft, von Krankheit und Not, von Tod und Jenseits.

Und in Marburg las ich immer wieder in all den vielen Veröffentlichungen des schriftenreichen Herrn Hofrats und seines fleißigen Mitarbeiters¹⁾. Und es überkam mich Verzweiflung. Das Wissen über österreichische Details war nicht aufzuholen, ein Film à la Schmidt nicht zu machen. Eine reine Beschreibung von Gegenständen und Stilen jedoch hätte nun wieder mich als Autor verdrossen — und wenn noch so viele kulturgeschichtliche Einzelinformationen damit verbunden wären. Als struktural denkender Forscher messe ich den Wert der Gegenstände jeweils an ihrem funktionalen und gesellschaftlichen Lebenszusammenhang; mein Forschungsziel ist, das zu erkennen, was diese Dinge den Menschen bedeuteten, die einst damit umgegangen sind.

Ein simpler Gang durchs Museum also mit seinen vielen regionalen Einzelheiten und seiner zuweilen auch verwirrenden Aufstellung, was wohl das Einfachste gewesen wäre: das wäre wiederum kein Film à la Weber-Kellermann geworden und schon ganz und gar keiner, der auch dem Auftraggeber gefallen hätte, dem Hessischen Rundfunk, der diesen Film in seinem Regionalprogramm für ein volkskundlich interessiertes, aber nicht gründlich informiertes Publikum ausstrahlen will.

„O Du mein Österreich“ für's Hessenland!

Was tun?

Das Museum ist gefüllt mit erlesenen Stücken, Prunk- und Spitzenprodukten der Handwerkskunst, — vielleicht auch manchmal einer bäuerlichen Laienkunst —, besonders bei den Minnegaben. Es fehlt bereits von Anfang der Sammlung an die durchschnittliche Gebrauchsware, von der Ausstattung der unteren Schichten in Dorf und Kleinstadt gar nicht zu reden. Das ist — man muß dazu leider „leider“ sagen — bei fast allen volkskundlichen und kulturhistorischen Museen der Fall und hängt mit ihrem Anspruch zusammen, dem Besucher „Schönes“ zeigen zu wollen — in Konkurrenz zu den ästhetischen Aah-Erlebnissen, die die kunsthistorischen Museen vermitteln. Was aber ist „schön“ für den Leiter und die Besucher eines Volkskundemuseums? Hier gelten eben andere ästhetische Maßstäbe als in einer Gemäldegalerie.

Von dem Herrn Museumsdirektor, Hofrat Schmidt, habe ich gelernt, daß die Sammlungsgeschichte dieses Museums wesentlich mit der Entwicklung des Begriffes „Volkskunst“ und dem wachsenden Interesse für diesen Gegenstand verbunden ist.

Was aber ist mit „Volkskunst“ gemeint? Ist es die Kunst des Volkes, die Kunst für das Volk oder etwa gar die Kunst, die über das Volk etwas aussagt? Ohne jetzt etwa auf die neuere und neueste Volkskunstdiskussion eingehen zu wollen²⁾, möchte ich doch ausdrücken, wie sehr gerade die österreichische Forschung an diesem jüngsten — d. h. noch knapp hundert Jahre alten — Kind des volkskundlichen Forschungsbereiches, der Volkskunst, beteiligt ist. Es war der Wiener Kunsthistoriker Alois Riegl (1858—1905), der als erster theoretische Probleme in seinem 1894 erschienenen Buch über „Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie“ erläuterte³⁾. Das war gewissermaßen das kunstwissenschaftliche Echo auf die Exnersche Hausindustrie-Ausstellung in Wien 1890. Die

1) Leopold Schmidt; Das Österreichische Museum für Volkskunde. Wien 1960; vgl. die bisher 6bändige Museumsreihe von Leopold Schmidt und Klaus Beitzl im Residenz Verlag Salzburg.

2) Elke Schwedt; Volkskunst und Kunstgewerbe. Tübingen 1970, und vgl. besonders den 68. Jahrgang (1972) der Zeitschrift für Volkskunde.

3) Alois Riegl; Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie. Berlin 1894.

orientalische Teppichweberei nahm er als Ausgangspunkt und von daher die Fragestellung, wie es mit den Abhängigkeiten zwischen Stilkunst, Hochkunst, Volkskunst und Kunstgewerbe bestellt sei. Klassische Stile hatte man bis zum Überdruß imitiert. Nun bot sich die Volkskunst an als eine Gegenwelt der Natürlichkeit, Naivität und Farbenfreude. Der sentimentalere Verteufelung alles Technischen — im Sinne von Technik als der Hauptschuldigen für den Verfall des Schönen! — stellte man die archaische Handarbeit bei der Entstehung der Volkskunst gegenüber.

Riegl hat aber auch — neben solchen emotionalen Motivationen — die wirtschaftlichen Momente betont, die nach seinem Dafürhalten den Bereich Volkskunst definieren. Er fußte dabei auf Karl Büchers Werk über die Entstehung der Volkswirtschaftslehre⁴⁾ und entwickelte — ganz im evolutionistischen Geist der Zeit — ein System der menschlichen Güterproduktion in aufsteigender Linie: vom Hausfleiß zum Fabrikwesen. Dabei versteht er unter Hausfleiß oder Hauswerk die Verarbeitung von Rohstoffen, die in der eigenen Wirtschaft erzeugt und auch wieder verbraucht werden: also Holzgeräte, Textilien von der Flachsbereitung bis zum Sticken des Monogramms usw. Als Hausindustrie bezeichnet er die wirtschaftliche Stufe, auf der Überschüsse dieser hauseigenen Tätigkeit verkauft oder vertauscht werden. Dazu kommt die Auftragsarbeit wandernder Handwerker (Störarbeit) oder die durch Auftraggeber vermittelte Arbeit im eigenen Hause: Heimarbeit im Verlagssystem.

Beim Handwerk dagegen besitzt der Gewerbetreibende sämtliche Betriebsmittel selbst und erzeugt Tausch- und Verkaufswerte für Konsumenten, die nicht in seinem Haushalte leben.

Riegl geht nun von der Voraussetzung aus, daß auf der Stufe des Hausfleißes die Qualität der Erzeugnisse am besten sei und zwar wegen des großen Eigeninteresses der Erzeuger, die deshalb auch eine ständige Verbesserung von Materialien und Techniken anstreben, selbst erdenken und einführen. Das im Hausfleiß gefertigte Produkt ist aber nicht nur möglichst gut, sondern auch möglichst schön — und das wiederum hängt mit dem elementaren menschlichen Schmuckbedürfnis zusammen. Darum bedingen Hausfleiß und Volkskunst einander wechselseitig.

Ohne hier weiter auf Riegl eingehen zu wollen, der eine Gesundung der gesamten Gesellschaft von der Wiederentdeckung der Volkskunst erwartete, sei doch hervorgehoben, daß er nicht nur ästhetische Maßstäbe ansetzte, sondern eine soziale Beziehung zwischen Produktion und Gegenstand zumindest versuchte herzustellen. Sein Aufruf, die Volkskunst in monumentalen Werken festzuhalten, war besonders an die Österreicher gerichtet und motivierte auch Michael Haberlandt, den Gründer des Österreichischen Volkskundemuseums, der sich in der Einführung zu seinem großen Tafelwerk über die Österreichische Volkskunst mit Riegl und seinen Theorien auseinandersetzte⁵⁾.

Über diese Dinge hier zu sprechen, hieße nun wirklich für einen Marburger Berliner, Eulen nach Athen zu tragen! Vor solcher Hausierertätigkeit werde ich mich bei aller mir eigenen Mobilität schön hüten!

Nur soviel sei gesagt, daß Haberlandt — den wissenschaftlichen Diskussionen seiner Zeit entsprechend — sich insbesondere mit den Abhängigkeiten zwischen Stilkunst und Volkskunst beschäftigte. Volkskunst sah er als „Nebenkunst“, wie die Mundart eine „Nebensprache“ der Schriftsprache sei.

⁴⁾ Karl Bücher; Die Entstehung der Volkswirtschaft. Sammlung 1: 1922; Sammlung 2: 1925.

⁵⁾ Michael Haberlandt; Österreichische Volkskunst. Erschienen in Lieferungen Wien ab 1910.

Ich erwähne das nur, um zu zeigen, wie lebhaft und in ihren Aussagen entscheidend die österreichische Forschung an den Diskussionen jener Jahre beteiligt war, wie sehr die Fragen nach den Oben-Unten-Mechanismen, die später in dem Topos vom „Gesunkenen Kulturgut“ gipfelten⁶⁾, gerade in Wien durchdacht worden ist. Es wäre interessant, die Museumsankäufe dieser Zeit einmal auf derartige theoretische Denkprozesse hin zu überprüfen: hat Haberland nach gegenständlichen Belegen für seine theoretischen Gedanken gesucht? Das könnte z. B. eine Anregung für eine museumsgeschichtliche Sonderausstellung sein.

Jedenfalls hat er sich sehr intensiv mit Fragen der Funktion beschäftigt: mit den Bedürfnis- und Bestimmungsbereichen, in denen die Gegenstände ihren Platz hatten. Schmuckbedürfnis, Geschenkbestimmung, Gedanken der lebenslänglichen Dauer für die Bauernhausausstattung, des Hineinreichens in die Zukunft, Hochzeitstag und andere Wendetage, bei denen die Gegenstände der öffentlichen Kontrolle dargeboten werden (z. B. auf dem Kammerwagen!), — schließlich die Einwirkung des religiösen Lebens auf die bäuerliche Ästhetik. In diesem Zusammenhang ist er auch der Gruppe der Dorfhandwerker und und -künstler und ihrem Wirkungsbereich nachgegangen. Vieles ist hier, liest man aufmerksam den Text zu seinem großen Tafelwerk, aus der Erfahrung des Sammlers richtig und weiterweisend gesehen, — wenn sich auch bereits die Beschränkung auf die bäuerliche Welt, die in den folgenden Jahrzehnten immer eindeutiger zum Programm wurde, andeutet. Verbunden damit war bedauerlicher Weise ein Übersehen und eine Unterschätzung der historischen Zusammenhänge, worauf gerade Leopold Schmidt immer wieder mit vollem Recht hingewiesen hat. Sein großes Verdienst beruht besonders auf der kenntnisreichen Einbeziehung der kulturhistorischen Komponente⁷⁾.

Gestatten Sie mir, noch auf einem weiteren Gebiet die Bedeutung der Volkskunst — Forschung im Umkreis der alten Monarchie hervorzuheben: auf dem Gebiet der Motiv- und Hinterglasbildermalerei, die auch — ihrem Umfang im Museum durchaus entsprechend — in unserem Film sichtbar geworden ist. Es war der Volkskundler Josef Blau, der durch seine sachlichen Beschreibungen die schwärmerischen Mißverständnisse der Expressionisten zu recht gerückt hat⁸⁾. Wassily Kandinski und Franz Marc hatten bereits im Blauen Reiter (1912)⁹⁾ die Kunst der Natur gleich gesetzt und 15 bayrische Hinterglas- und Motivbilder als Muster expressionistischer Kunstauffassung abgebildet: abstrakt, vereinfacht, entstofflicht seien sie Beispiele entmaterialisierter Kunst, in denen nun innere Eindrücke in einer unmittelbaren vergeistigten Weise Gestalt fänden. Max Picard ging noch einen Schritt weiter: „Der moderne Expressionist“, schreibt er, „abstrahiert nach außen hin in das Kunstwerk und objektiviert zugleich in sich hinein. Er hat Abstraktion und Objektivationen nebeneinander.“ Diese Elemente nun glaubt er vollkommen in den Hinterglasbildern verwirklicht. „Die Hinterglasbilder sind das Volkslied in der Geschichte der Malerei“, schreibt er . . . und weiter: „So unbewegt sind die Dinge, als ob sie nie geschaffen worden, sondern von allem Anfang an gewesen wären. Gott selbst kann seine Schöpfung vergessen. Alle Ruhe ist hier versammelt. Aus den Dingen, die gemischt sind von Bewegten und Unbewegten,

⁶⁾ Hans Naumann; Primitive Gemeinschaftskultur. Leipzig 1921.

⁷⁾ Leopold Schmidt; Volkskunst in Österreich. Wien 1966.

⁸⁾ Josef Blau; Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst. 2 Teile, Prag 1917/1918, Teil II, S. 278 ff.

⁹⁾ Neuausgabe München 1965.

ist das Unbewegte zusammengetragen. Das Bewegte aber ist beweglicher geworden, weil es nicht mehr am Unbewegten haftet. Wenn die Bauernmaler das Bewegte überhaupt hätten sehen können, dann wäre es ihnen nur wie das Zucken eines fernen Sternes erschienen. — Diese Bauernmaler malten die Dinge so unbewegt, daß der Raum noch um die Dinge stille war. Sie spürten es wie eine Gnade, wenn Gott in ihre Isoliertheit kam. In dieser Stille konnten sie Gott lauter hören, wenn er laut war, und leiser, wenn er leise war¹⁰⁾.

Das alles — und noch vieles andere mehr zur Volkskunstdiskussion kam aus Österreich.

Wenn ich diese Betrachtungen hier abbreche und mit Zitaten Adolf Spamers schließe, (der allerdings kein Wiener war), so deshalb, weil ich meine, daß trotz der vielen z. T. sehr beachtenswerten theoretischen Aufsätze des letzten Jahrzehnts eigentlich so recht keiner über ihn hinausgekommen ist.

Der Definition von Volkskunst als Bauernkunst, der Stadtkunst als Bildungskunst (in seiner Zeit besonders wichtig) stellte er in einer durchaus modernen Diktion entgegen, daß sich hier ebensowenig feste Grenzlinien ziehen ließen, wie zwischen Volkslesestoff und der hohen Literatur, dem Volkslied und dem Kunstlied. Geniale, sich über Zeiten und Völker auswirkende Künstler wüchsen aus Dörfern wie Städten auf, und wohlmeinende Nichtkünstler stümpeln heute wie seit alters hier und dort. Ob ein Bild als primitiv, primär, naiv oder dekorativ bezeichnet wird, entscheidet nach Spamer weder über seinen Wert, noch seine Popularität noch seine Zugehörigkeit in irgendeinen Volkskunstbereich. Und zur Definition der Volkskunst überhaupt führte er aus, daß der Kunstwissenschaftler nach objektiven Maßstäben künstlerischer Wertung suche, der Volkskundler aber nach dem Kunstbegriff der Gruppe, nach dem Umfang und Grad ihrer Übernahmen aus Hochkultur und Zeitmode, nach ihrem eigenschöpferischen Anteil, ihrem Umgestaltungsvermögen, den Intensität ihres Schmuckwillens und ihrer Schmuckfreude¹¹⁾. Das waren ganz neue Gesichtspunkte.

Nicht das allgemein Schöne, Gefällige, das was dem Forscher oder Betrachter gefällt, ist der volkskundliche Forschungsgegenstand, sondern die ästhetischen Vorstellungen bestimmter Gruppen in einer bestimmten Zeit und Landschaft, ihr Schönheitsbild, wie es sich in einer Vielzahl von Gegenständen manifestieren läßt. Ist man erst einmal so weit gelangt, so beginnt man, ein solches Museum mit neuen Augen zu sehen. Man findet, wenn man fleißig sucht, eine durch das Medium der Gegenstände sichtbar gewordene Lebens- und Vorstellungswelt der vorwiegend ländlichen österreichischen Bevölkerung in den Jahrhunderten der vorindustriellen Zeit. Und wenn auch vor allem die Prunkstücke der reichen und vermögenden Bauern ins Auge fallen, so lassen sich mit scharfem Volkskundleraugen ebenso mancherlei Aussagen über gesellschaftliche Unterschiede und Konflikte erkennen — eine Spiegelung der damaligen Lebensverhältnisse.

In der modernen Volkskunde sowohl wie in den Erziehungswissenschaften ist gegenwärtig in zunehmendem Maße von Museumspädagogik die Rede, d. h. von einer musealen Darstellungsweise, der ein pädagogisches Programm zugrundeliegt¹²⁾. Ich halte viel davon, — bin freilich der Meinung, daß solche

¹⁰⁾ Max Picard; Expressionistische Bauernmalerei. München 1918.

¹¹⁾ Adolf Spamer; Volkskunst und Volkskunde. In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 2 (1928), S. 1 ff.

¹²⁾ s. u. a. E. Spickernagel u. B. Walbe (Hrsg.): Das Museum Lernort contra Musentempel. (Sonderband der sp. kritische Berichte. Gießen. Wifsmar 1976.

Gedanken nicht für alle Museumsleute unbedingt etwas völlig Neues sind. Auch das Wiener Museum hat z. B. mit seinen kulturräumlichen Verbreitungskarten und einer angemessenen Beschriftung durchaus solche Wege schon lange beschritten.

Mein Filmkonzept nun wäre voll in ein derartiges museumspädagogisches Programm einzuordnen. Ich bin von der Überlegung ausgegangen, wie man die außerordentliche Fülle der Gegenstände in ein System einordnen könnte, das dem Betrachter etwas von der Lebenswirklichkeit vergangener Zeiten vermittelt.

Nach einer historischen und inhaltlichen Einführung eröffnet das erste Kapitel unseres Museumsfilms einen Blick in das Hausinnere. **Das alltägliche Hausleben** der Bauern wird vorgeführt, Geburt und Aufzucht der Kinder, das Verhalten bei Krankheiten und das vielgestaltige Regiment der Hausmutter, die es in ihrer Küche vorwiegend mit Holzgeräten zu tun hatte. Die Art und Weise der Produktion solcher Ware erfährt man von einem alten Schaffelmacher aus Gutenstein. — Der folgende Teil des Filmes zeigt dann die **ländliche Arbeitswelt außerhalb des Hauses**, die Feld- und Almwirtschaft, das Leben der Hirten und Sennerinnen und schließlich alles, was mit dem Wein und seiner Gewinnung zusammenhängt, — veranschaulicht an Szenen aus dem Perchtoldsdorfer Weinesefest. — Eine Schrammelmusik leitet in die **festlichen Bereiche des Lebens** über: vor allem Hochzeit und Fastnacht. Das führt uns weiter zu der religiösen Festzeit, zur Fastenzeit und zu Wallfahrten — und damit zum religiösen Weltverständnis und Weltbild der alten Bauerngesellschaft. Die religiöse Bilderei von Laien, Motiv- und Hinterglasbilder besitzt das Museum in unübersehbarer Vielfalt. Der Maler Hans Moser demonstriert die Entstehung eines frommen Hinterglasbildes vom Heiligen Florian.

Die Sprache der Gegenstände zu verstehen, die Grammatik der nonverbalen Kommunikation zwischen Gegenstand und Benutzer zu entschlüsseln: das sind Aufgaben, die ein Museumsbesuch stellen kann.

Wer also von unserem Film nur eine Bestätigung alter Vorstellungen von österreichischer Volkskunst erwartet, oder wer **Detailkenntnisse** über Einzelstücke aus dem Inntal, aus Osttirol und dem Montafon gewinnen will, der wird ganz sicher enttäuscht sein. Beschreibungen im Sinne von Karteikarten genügen meinem darstellerischen Anspruch nicht! Das schien uns nicht entscheidend wichtig (haben doch die Herren des Senders das Übermaß an Information sowieso schon eher kritisch beurteilt).

Ich habe im Gegensatz dazu versucht, in den Beständen des Museums jene Objekte zum Sprechen zu bringen, die den Lebenszusammenhang der ländlichen Bevölkerung verdeutlichen.

Mancher, der glaubt, das Museum sehr gut zu kennen, wird vielleicht erstaunt sein über die Kombination von weit verstreuten Objekten zu neuen Mustern, über die Wege der Vermittlung, die hier beschritten worden sind. Aber vielleicht wird so auch mancher das Museum mit neuen Augen sehen, und ich könnte mir sogar vorstellen, daß aufgeschlossene Pädagogen ganze Lerneinheiten an den hier vorgetragenen Gedanken festmachen werden: z. B. könnte ein Lehrer Aufgaben für die Schulkinder erdenken, alles das zusammenzusehen und zu notieren, was die Frauenarbeit in der Küche betrifft oder die Männerarbeit mit dem Holz — oder das Leben der Kinder einschließlich Geburt und Krankheit.

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen! Mit dieser Zuversicht überlasse ich Sie der Betrachtung des Filmes.

Vom Österreichischen Freilichtmuseum

Am 22. September 1976 fand die Jahreshauptversammlung des das Museum tragenden Vereines statt und nach gewohnt guter Sitte liegt nunmehr bereits der statliche „Jahresbericht“ vor. Das Museum hält sich in allen Belangen vorzüglich, Hofrat Prof. Dr. Viktor H. Pöttler ist nach wie vor um jede Einzelheit ganz persönlich bemüht, ob es sich um die Wasserzuleitung oder um die Reinhaltung der Wege handelt.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint wiederum der Bericht über die neu-erworbenen bzw. neu aufgestellten Bauten. Pöttler berichtet, wieder unterstützt durch die schönen Zeichnungen von Wilhelm Reisinger, über den Hof „Großschrotter“ aus der Weststeiermark, über die „Köse“ (Doppelheuharfe) aus Dellach im Kärntner Gailtal und über die „Brunnerkeusche“ aus St. Nikolai im steirischen Sölketal mit ihrer merkwürdigen oberen Stube. Zum „Großschrotter“ hat Othmar Pickl eine ausführliche Besitz- und Hofgeschichte beige-steuert, die Hofstelle läßt sich bis 1370 zurückverfolgen; das Haus, das in das Freilicht-museum eingebracht wurde, selbstverständlich nicht. Die ausführlichen Kommen-tare zu den einzelnen Bauten sind bauernhauskundlich von beträchtlichem Wert, ein kontinuierlicher Gesamtkommentar, der sicherlich für das Museum angestrebt wird, kann sich seinerzeit wohl dieser Vorarbeiten bedienen. Es wird aber auch darüber hinaus eine bautechnische Dokumentation angestrebt, mit Maßaufnahmen 1:20. Diese Arbeiten soll der Lehrbeauftragte für Bauaufnahmen an der Technischen Hochschule Graz, Dr. Holger Neuwirth, mit Architekturstudenten durchführen, wie der reichhaltige Bericht unter anderem auch mitteilt.

Man sieht, wie das immer stattlicher werdende Unternehmen, das sich erfreu-licherweise auch vielfacher Unterstützung erfreuen kann, wächst und gedeiht. Das sei ihm auch für die Zukunft herzlich gewünscht.

Leopold Schmidt

Georgios A. Megas †

Am 22. Oktober 1976 erlag der hochbetagte Nestor der griechischen Volks-kunde, Prof. Georgios A. Megas den Folgen eines Autounfalls, der ihm am 17. Oktober im Athener Vorort Kifissia zugestoßen war. Der Tod des 83jährigen griechischen Wissenschaftlers, der auch der deutschen Volkskunde sehr verbun-den war, ist um so tragischer, als Megas immer noch im Zenith seiner Schaffens-kraft stand, einer Fülle von Forschungs- und Förderungsaufgaben nachging und in den Tagen hoher Reife ein ebenso gigantisches Arbeitspensum bewältigte wie in jüngeren Jahren. Einige dieser Forschungspläne, die er unter unerhörtem persönlichen Einsatz zumeist allein vorantrieb — wie der geplante Katalog grie-chischer Volkserzählungen, der über Aarne-Thompson noch weit hinausreichen sollte und für den schon etwa 25.000 Datenbeispiele bereitlagen —, werden nun wohl noch lange der Verwirklichung harren müssen.

Prof. Megas wurde am 13. August 1893 in Mesembria an der nordthra-kischen Schwarzmeerküste (auf heutigem bulgarischen Gebiet) als Sohn des Leh-rers Anastasios E. Megas aus dem makedonischen Siatista geboren, welcher lange Jahre in Anchialos unterrichtete und ausgezeichnete Lehrbücher der Natur-geschichte, Länderkunde und Geologie sowie eine zweibändige „Geschichte des Sprachproblems“ verfaßte. Megas besuchte die Grundschule in Siatista, inskri-bierte in der Folge an der Philosophischen Fakultät der Universität Athen, wo ihm der Gründer der griechischen Volkskunde, Nikolaos Politis, als akade-mischer Lehrer zur schicksalhaften Begegnung wurde. Megas sollte sich später, auch im hohen Alter noch, immer wieder auf ihn berufen. In der Vielseitigkeit seiner Sammelarbeit, bei der intensiven Miteinbeziehung der Alten und Byzan-tinischen Welt sowie der übrigen Völker der Balkanhalbinsel in seine volks-

kundlichen und philologischen Forschungen stand ihm immer das Vorbild des universellen Altmeisters zur Seite, eine jener imposanten Gelehrtenpersönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, die mehrere Wissenschaftsdisziplinen zu überschauchen und dem vielfältigen Gang der nationalen Geschichte einzuverleiben vermochten. Die geistigen Anregungen dieses Altmeisters sind aus seinen beiden Früharbeiten aus den Studentenjahren, „Stier- und Widderopfer in Nordost-Thrakien“ (Laographia III [1912], 148—171) und „Schatzsagen“ (Laographia IV [1913], 22—34), abzulesen, die ihm die Stelle eines Assistenten am Historischen und Archäologischen Seminar einbrachten. Am 16. Oktober 1913 erlangte er das Diplom der Philologischen Fakultät.

Eine wissenschaftliche Laufbahn führte in diesen schwierigen Jahren der Balkankriege und des Ersten Weltkriegs nur über den Schulunterricht. Megas wurde am 27. September 1914 als Griechischlehrer in seine nun von den Türken befreite Jugendstadt Siatista bestellt, wurde in der Folge zur Armee berufen und beendete eine vierjährige Dienstzeit mit dem Rang eines Oberleutnants. In der Folge bekleidete er das Amt eines Schuldirektors in Athen sowie das eines Gymnasialprofessors in Thessaloniki. Auf Betreiben seines akademischen Lehrers Nikolaos Politis erhielt er 1920 die Stelle eines Redaktors am neugegründeten Griechischen Volkskundearchiv, die er bis 1927 innehatte. Politis betraute ihn mit der Aufgabe der Zusammenstellung eines griechischen Märchenkatalogs, eine Aufgabe, die Megas schon in seinen Jugendjahren beschäftigt hatte und ihn bis an sein Lebensende beschäftigten sollte. Als Frucht seiner Forschungen in der Volksmedizin erscheint im Gedenkband der „Laographie“ zum Tode ihres Begründers N. Politis von Megas' Hand eine Sammlung 21 thrakischer Volkserzählungen über die Entstehung von Krankheiten mit gelehrtem Kommentar (Laographia VII [1923], 465—520; Besprechung W. R. Halliday, Folklore 35 [1924], 106). 1925 legt Megas seine Doktorarbeit über das „Buch der Spatulimantie aus einem Codex der Nationalbibliothek Athen“ (Laographia IX [1925], 3—51; Besprechung F. Boehm, HDA VIII, 125 ff.; W. R. Halliday, Folklore 37 [1926], 413; G. Soyter, Philologische Wochenschrift 47 [1927], 1087; J. Bolte, Zs. Ver. Volkskunde 35 [1925], 136) vor, in der die Handschrift des 13. Jahrhunderts mit der bezüglichen Schrift von Michael Psellos (11. Jahrhundert) und den rezenten Praktiken des Südbalkanraumes in Beziehung gesetzt wird. Spätestens bei dieser Arbeit, mit der ihm 1925 Titel und Rechte eines Dr. phil. verliehen wurden, wird der multihorizontale Zugriff, der später an den verschiedensten Aspekten der Volkskultur zum Tragen kommen wird, sichtbar. 1927 erscheint sein erstes Buch, die „Märchen“, eine Auswahl, illustriert vom berühmten Kirchenmaler Photis Kontoglu (G. A. Megas, Paramythia. Athen 1927, S. 160; Besprechung J. Bolte, Zs. Ver. Volkskunde, 37—38 [1927/28], 285; L. Roussel, Libre 68—69 [1928]; W. R. Halliday, Folklore 38 [1927], 101; O. Weinreich, ARW XXIX, 284); die 26 Beispiele werden in einem Anhang (154—159) in die Systematik von Aarne und Bolte-Polivka eingereiht.

Im selben Jahr trat Megas ein Stipendium zu Studien der Volkskunde und griechischen Archäologie in Deutschland an. Die ersten beiden Semester finden ihn in Leipzig, wo er unter den Professoren Bethe, Körte, Heinze, Rumpf, Dieterich u. a. studiert; die folgenden fünf Semester verbringt er in Berlin als Hörer von so berühmten Persönlichkeiten wie Wilamowitz-Moellendorf, Jäger, Deubner, Norden, Spranger, Maas, Noack, Rodenwaldt, aber auch von Ethnologen und Soziologen wie Preuss, Thurnwald und Vierkandt. Neben diesen Studien verfolgt Megas aufmerksam die Arbeiten am Atlas der Deutschen Volkskunde sowie die Organisationsarbeit im Archiv des Deutschen Volksliedes, Erfahrungen, die später dem Griechischen Volkskundearchiv zugute kommen sollten. Rückkehrend nach Griechenland (September 1930) setzt er seine Unterrichtstätigkeit als Lehrer an einem Athener Gymnasium fort.

Aus Deutschland hatte Megas nicht nur weitere Studien an das Hemerológion tēs Megáles Helládos geschickt („Adam und Christus in den Volkslegenden“ [1929], 385—432; „Ein unveröffentlichtes kretisches Gedicht über die Unterwelt“ [1930], 509—520), sondern er greift ab nun und in nicht mehr abreißen-der Folge auch aktiv in die deutschsprachige Volkskunde ein: „Das ‚cheirographon‘ Adams. Ein Beitrag zu Cor. 2, 13—15“ (Zs. neust. Wissenschaft 27 [1928], 308—320) über die griechischen Adamspakt-Legenden, „Die Ballade von der Losgekauften“ (Jb. f. Volksliedforschung 3 [1932], 54—73), worin Megas die deutsche Ballade einer detaillierten Analyse unterzieht und A. Lesky nachweist, daß sie nicht in dieser Form mit dem Alkestismythos zusammenhänge; in der Folge erscheint eine Arbeit über „Die Sage von Alkestis“ (ARW XXX [1933], 1—33), die die Studie von A. Lesky (Alkestis, der Mythos und das Drama. Sb. d. Wien. AdW. Phil.-Hist. Kl. CCIII [1925], Abh. 2) im Sinne der Vergleichenden Märchenforschung ergänzt und erweitert und durchwegs positives Echo auslöste. Mit der gleichen Methode der Zuhilfenahme neugriechischer und anderer Volkerzählungen für die Interpretation antiker Mythen widerlegt er auch in der Arbeit „Die Sage von Danaos und den Danaiden“ (Hermes 68 [1933], 415—428) die Meinung Dumézils von der Herkunft des Mythos aus antiken Festbräuchen. In griechischer Sprache erscheinen die Studie über die „Gerontoktonie“ (Hellenika V [1932], 351—360), in der rezente Volkerzählungen mit den Berichten Herodots u. a. verglichen werden, und „Die unverwelkbare Rose“ (Hemerológion tēs Megáles Helládos 1935, 351—360), eine internationale Komparation des Märchentyps von der untreuen Ehefrau.

Am 11. Juli 1936 wurde Megas zum Direktor des Laographischen Archivs der Akademie Athen ernannt, in welcher Stellung er bis 1955 verbleiben sollte. Großen Nachdruck legte Megas während seiner Amtszeit auf die Systematisierung, Auswertung und Anreicherung des Archivmaterials. Er arbeitete Leitfäden für die Materialaufnahme und -kategorisierung in Form von systematischen Fragebögen mit Nomenklaturen, Beispielen, Varianten usw. für die Erfassung des Brauchlebens aus, die in den ersten Bänden des neugegründeten „Jahrbuchs des Laographischen Archivs“ erschienen („Probleme der Griechischen Volkskunde“, Epeteris tou Laographikou Archeiou I [1939], 99—149; II [1940], 110—205; III—IV [1941/42], 77—195; V—VI [1943/44], 86—144; Bd. 5 [1945 bis 1949], 3—100); in den ersten acht von ihm geleiteten Bänden erschien neben den Studien seiner Mitarbeiter auch die griechische Volkskundebibliographie der Jahre 1939—1953. Megas organisierte auch die „Nationale Musiksammlung“ sowie die Geldfindung für die Publikationen des Archivmaterials. Das Archiv erfüllt seit seiner Direktion auch die Funktion einer Auskunftsstelle für alle mit volkskundlichen Thematiken Befassten in Griechenland und im Ausland (vgl. die Dankesworte von J. Meier, Deutsche Volkslieder II [1939], VI). In diesen Jahren begann sich Megas auch intensiv mit der Volksarchitektur zu beschäftigen, auf welchem Gebiet er geradezu pionierhafte Arbeiten hervorbrachte: „Thrakische Siedlungen. Ein Beitrag zur Erforschung des nordgriechischen Bauernhauses“ (J. b. d. Laogr. Archivs I [1939], 5—49, 30. Abb., XI Taf.), „Der volkstümliche Hausbau auf Lemnos“ (Jb. d. Laogr. Archivs II [1940], 3—29, 11 Abb., IV Taf.), „Ziele und Methoden der Erforschung der Volksarchitektur“ (Kyklos Technikon II [1942], 41—44, wiederabgedruckt in Laographia XX [1962], 293—302), die Bücher „Thessalische Siedlungen“ (Athen 1946, S. 160, mit 91 Skizzen, 126 Abb., 46 Taf.) und „Volkstümliches Wohnen auf der Dodekanes“ (Athen 1949, S. 33—92, 36 Skizzen, 16 Abb.). Diese ausgedehnten Studien in den schwierigen Jahren des Zweiten Weltkrieges und des nachfolgenden Bürgerkrieges (im Auftrage des Ministeriums für Wiederaufbau) liegen 1949 in zusammenfassender und vergleichender Darstellung vor; 1951 auch in englischer Sprache: The Greek House. Its Evolution and its Relation to the

Houses of other Balkan Peoples (Athens 1951, pp. 134, fig. 78, plat. XVIII). Das griechische und internationale Echo auf diese Typenkunde der griechischen Wohnlandschaft ist überwältigend; es melden sich nicht nur Volkskundler, sondern auch Architekten und Archäologen aus aller Welt zu Wort (Auswahl: Ch. Parain, *Le Mois d'Ethnographie Française* 6 [1952], 5—6; R. M. Dawkins, *Folk-Lore* LXIV [1953], No. 2, 373—374; F. Bonasera, *Lares* XIX [1953], 116—117; A. Haberlandt, *Mitt. d. Anthropol. Ges. in Wien* LXXXIII [1954], 241—242; G. Tucci, *Rivista di Etnografia* VIII—IX [1954/55]; J. Whitaker, *Antiquity* 29 [1955], 240; R. Wildhaber, *SAV* 52 [1956], 187; V. Novak, *Slovenskij Etnograf* IX [1957], 307—308; u. a.). Aber noch eine zweite wissenschaftliche Sensation, diesmal philologisch-byzantinistischer Natur, bereitete Megas in den Kriegsjahren vor: 1943 erschien eine kritische Ausgabe des kretischen Mysterienspiels vom Opfer Abrahams („Hè Thysí toū Abraám“, Athen 1943), elf Jahre später die zweite Auflage mit einer umfassenden und informationsüberquellenden Einleitung (1—135). Die preisgekrönte Arbeit erregte vor allem das Interesse der Byzantinisten und Neogräzisten (F. Dölger, *Byz. Zs.* 48 [1955], 436; J. Bompaire, *Revue des études grecques* 70 [1957], 571 ff. u. a.). Von der Vielschichtigkeit der wissenschaftlichen Interessen in diesen Jahren zeigt auch die Tatsache, daß Megas sein anfängliches Spezialgebiet, die Volks-erzählung, keineswegs aus den Augen verlor: 1942 erschienen die Arbeiten über „Judas in den Volkslegenden“ und „Über den Ödipusmythos“ (*Jb. d. Laogr. Archivs* 3—4 [1941/42], 3—32 und 196—209). Auch das Gebiet der Volksmedizin kam wieder zu Wort: „Magische und abergläubische Gewohnheiten zur Abwehr epidemischer Krankheiten“ (*Jb. d. Laogr. Archivs* 5—6 [1943/44], 5 bis 58). Nach dem Krieg wendete sich Megas auch ethnischen Problemen zu: Er verfaßte eine kurze Geschichte des Griechentums in Bulgarien bis zur panslawistischen Bewegung („Ost-Rumelien“, Athen 1945, 47 Seiten); in einer anderen Arbeit setzte er sich mit der historischen Grundlage der Haidukenlieder auseinander („Besitzen die Bulgaren ein Nationalepos?“, Athen 1946, S. 44).

Zu diesen wissenschaftlichen Problemstellungen kamen bald schon auch akademische Lehrverpflichtungen. Am 29. April 1947 wurde Megas zum außerordentlichen Professor für Volkskunde an der Universität Athen ernannt, am 14. Juli 1952 zum ordentlichen Professor am selben Lehrstuhl. Unter dem Druck der wachsenden Verpflichtungen legte Megas am 24. Jänner 1956, im 63. Lebensjahr stehend, die Leitung des Laographischen Archivs in jüngere Hände und verblieb Ehrendirektor. Im akademischen Jahr 1959/60 hatte er das Amt eines Dekans der Philologischen Fakultät inne; 1961 wurde er emeritiert und zog sich von seinen Lehrverpflichtungen zurück. Als akademischer Lehrer betonte er seinen Studenten gegenüber immer wieder die Einheit der griechischen Kultur und hielt sie zum Studium der antiken Religion und Mythologie sowie der Kulturgeschichte an. Darüber hinaus legte er besonderen Wert auf die Einführung in die Methoden der Feldforschung, so daß auch das Volkskundliche Seminar der Universität Athen heute über eine bedeutende Anzahl volkskundlicher Materialsammlungen verfügt. Jenen interdisziplinären Ansatz der Volkskunde zwischen alter und neuer Philologie und Archäologie, Soziologie und Ethnologie, Kulturgeographie und Geschichte, Religionswissenschaft und Brauchkunde, Theologie und Kunstwissenschaft, der in seinen wissenschaftlichen Werken so reiche Früchte getragen hatte, vertrat er auch ebenso überzeugend seinen Schülern gegenüber.

Neben seiner Tätigkeit als Universitätsprofessor und als Direktor des Laographischen Archivs hatte Megas auch ab 1952 als Sekretär der „Gesellschaft für Griechische Volkskunde“ die Herausgabe des Organs „Laographia“ übernommen. Beide Periodika, die „Laographia“ und das „Jahrbuch des Laographischen Archivs“, zählen seither zu den wichtigen volkskundlichen Fachzeit-

schriften im europäischen Raum. Ab 1950 hatte Megas auch den griechischen Teil der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie übernommen, welche wertvolle Arbeit er bis 1964 fortführte.

Diese erdrückenden Verpflichtungen ließen aber keineswegs seine wissenschaftlichen Publikationen verstummen, die sich auf Volksarchitektur, Byzantinistik und Vergleichende Märchenforschung erstreckten. In „Probleme der griechischen Volksarchitektur“ (Laographia XXIV [1952], 304—317) setzte sich Megas mit den Thesen seines verstorbenen Vorgängers Stilpon Kyriakides auseinander. 1950 erschien griechisch und französisch „La civilisation dite balcanique“ (L'hellénisme contemporaine 1950, 8—30; griechisch in Jb. d. Laogr. Archivs 6 [1950/51], 297—324), in welcher Studie Megas, ausgehend vom griechischen und serbischen Volkslied, und in Auseinandersetzung mit K. Dieterich vor allem die Differenzen zwischen den einzelnen Balkanzonen herausstrich (vgl. E. Seemann, Zs. f. Volkskunde 51 [1954], 303 ff.). Dem byzantinischen Roman „Kallimachos und Chrysorrhoe“ in Zusammenhang mit ähnlichen Märchenformen ist eine Arbeit im Jubiläumsband für Octave und Melpo Merlier gewidmet (II, Athènes 1956, 147—172), zum Anlaß des 500-Jahr-Gedenkens an den Fall Konstantinopels erschien: La prise de Constantinople dans la poésie et la tradition populaires grecques (L'hellénisme contemporaine 1953, 125—133). Zwischen weiteren Studien zu ausgewählten Themen der Märchenforschung steht ein wichtiger Artikel zur Brauchforschung: „Bräuche des Hebammentages“ (Jb. d. Laogr. Archivs 6 [1953], 3—21), der in Deutschland als noch existente Spur der „Weiberherrschaft“ lebhaftes Echo auslöste (H. Hepding, Hess. Bl. f. Volkskunde XLV [1954], 89; E. Seemann, Zs. f. Volkskunde 51 [1954], 304). In Kurt Rankes Festschrift für Walter Anderson (Beiträge zur vergleichenden Erzählforschung (FF Comm. No. 157, Helsinki 1955) war auch Megas mit einer Studie, „Der Bartlose im neugriechischen Märchen“ (151—163), vertreten, die neues Material zu Aa-Th 531 aufbrachte (H. Hepding, Hess. Bl. f. Volkskunde XLVI [1955], 175; F. Geissler, Orientalistische Literaturzeitung 1956, Nr. 11/12, 499). Beim IX. Internationalen Byzantinistenkongreß war Megas mit einem griechischen Referat, „Michael Psellos als Laograph“, vertreten (Jb. d. Ges. f. Byz. Studien XXIII [1953], 99—109), mit byzantinischen Fragestellungen beschäftigt sich auch sein Artikel über „Trapezuntische Klagelieder über den Fall Konstantinopels“ (Jb. d. Laogr. Archivs 8 [1953/54], 3—13). Das Erscheinen der „Typen türkischer Volksmärchen“ (Wiesbaden 1953) von Eberhard/Boratav nahm Megas zum Anlaß, den byzantinischen Ptocholeon-Stoff mit neugriechischen und türkischen Märchentypen zu vergleichen (Laographia XVI [1956], 3—20; Besprechung F. Dölger, Byz. Zs. 49 [1956], 160; H. Hepding, Hess. Bl. f. Vk. 47 [1956], 143).

Das Jahr 1956 prägte ein wissenschaftliches Ereignis, das für die Vergleichende Volkskunde des Europäischen Raums von weittragender Bedeutung ist. Auf der Grundlage des vom Archiv gesammelten Materials und der seinerzeit von Megas selbst beigebrachten Beispiele bei der Erstellung der Fragebögen zur systematischen Materialaufnahme gab Megas die „Griechischen Feste und Bräuche der Volksreligiosität“ heraus, ein Buch, das in seiner Materialdarstellung im wesentlichen dem Kalenderjahr folgt und sich durch eine ganze Fülle von Informationen auszeichnet (Athen 1956, S. 255, 8 Abb.). Die Arbeit wurde interessanterweise auch in der griechischen Theologiezeitschrift besprochen. Zwei Jahre später erschien das Buch, etwas gestrafft und ohne die Anmerkungen, in englischer Sprache: Greek Calendar Customs, Athen 1958, S. 159, 24 plat. (2. Auflage 1963). Das gesamteuropäische Echo war lebhaft und reihte die neue Arbeit von Megas sogleich unter die Standardwerke der Vergleichenden Volkskunde (in Auswahl: W. Bonser, Folklore 72 [1961], 419 ff.; H. Hepding, Hess. Bl. f. Volkskunde 47 [1957], 113—115; 49/50 [1959], 33; R. Janin, Revue des

études byzantines 1958, 284; N. Kuret, Slovenski Etnograf XII [1959]; H. Moser, Bayr. Jb. f. Volkskunde 1959, 176; F. Tucci, Rivista di Etnografia XIII [1959], 146—147; M. Vitti, Lares XXII [1956], 88—90; I. Weber-Kellermann, Dt. Jb. f. Volkskunde IV [1958], 574—575; R. Wildhaber, SAV 54 [1958], 43—44; u. a.). 1956 erschien auch die zweite erweiterte Auflage seines Märchenbuches. Die folgenden Jahre brachten „Notizen zu Tsakonischen Märchen“ (Laographia XXVII [1957/58], 124—178; Besprechung E. Seemann, Zs. f. Volkskunde 55 [1959], 393; H. Hepding, Hess. Bl. f. Volkskunde 49/50 [1959], 31), ein Hugo Hepding gewidmeter Beitrag in den Hessischen Blättern für Volkskunde („Der um sein schönes Weib Benedete“, AaTh 465, Bd. 49/50 [1959], 135—150), ein Beitrag zur Festgabe für Archer Taylor („Some Oral Greek Parallels to Aesop's Fables. In: Humaniora. Essays in Literature, Folklore, Bibliography. Honoring Archer Taylor [New York 1960], 195—207), „Il Carnevale in Grecia“ in den Annali del Museo Pitiré VIII—X (1957—1959), 17—31 usw.

Auf die Fülle der Spezialbeiträge zur Märchen-, Lied- und Brauchforschung in allen europäischen Literatursprachen sowie im Griechischen kann im Rahmen eines Nachrufes nicht eingegangen werden, doch zeigen gerade die Breite der Themenstellung und die Akribie in der Detailkenntnis charakteristische Seiten der wissenschaftlichen Persönlichkeit von Megas. Scheidend von der Universität hinterließ er auch zwei wichtige Lehrbehelfe für Studenten, eine „Einführung in die Volkskunde“ und eine „Systematische Volkskunde“. Die detaillierte Kenntnis der geistigen Auseinandersetzungen gerade in der deutschen Volkskunde und ihre Diskussion machen diese hektographierten Skripten auch für einen größeren Kreis lesenswert und spiegeln etwas von der geistigen Atmosphäre seiner volkskundlichen Seminare wieder.

Die langjährigen und ausdauernden Bemühungen um die verschiedensten Aspekte der griechischen Volkskultur mit ihrem lebhaften wissenschaftlichen Widerhall im In- und Ausland begannen in diesen Jahren Anerkennung zu finden. 1959 wurde Megas korrespondierendes Mitglied der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, 1960 wurde er zum Vorstand der Griechischen Gesellschaft für Volkskunde gewählt, 1963 korrespondierendes Mitglied der *Accademia scienze, lettere e arti di Palermo*, 1964 des Wiener Vereines für Volkskunde und der Marburger Gesellschaft für Volkskunde, im selben Jahr Ehrenpräsident der *International Society for Folk-Narrative Research* und Ausschußmitglied der *Société internationale d'Ethnologie et de Folklore*. Als Vertreter der Griechischen Volkskunde nahm er in diesem Zeitraum an folgenden Kongressen und Komiteetagungen teil: 1959 am Kieler und Kopenhagener Kongreß der Volks-erzählforscher, 1960 am Kongreß für Volksarchitektur in Neapel, 1961 an der Ausschußsitzung des Internationalen Volkskundepreises Pitiré in Palermo, 1963 an der Ausschußsitzung des Europarates zur Publikation des dritten Bandes der Europäischen Volkskunde in Wien, im selben Jahr am Internationalen Volks-erzähkongreß in Budapest und am Ungarischen Volkskundekongreß. 1964 oblag Megas die Organisation und Durchführung des 4. Internationalen Kongresses der *International Society for Folk-Narrative Research* (1.—6. September), der bei allen Teilnehmern wegen seiner sorgfältigen Vorbereitung und herzlichen Atmosphäre den besten Eindruck hinterließ, so daß man Megas bei der letzten Sitzung einstimmig zum Ehrenpräsidenten der Gesellschaft ernannte. Unmittelbar darauf (9.—11. September) fanden in Athen auch die Verhandlungen des Internationalen Ausschusses des Europarates zur Herausgabe des vierten Bandes der Europäischen Volkskunde statt.

In Analogie zu dieser vielseitigen internationalen Tätigkeit mit dem Schwerpunkt auf der Vergleichenden Erzählforschung stand auch, neben der jährlichen Herausgabe der „Laographia“, die in diesen Jahrgängen erstaunlichen Umfang annahm, das wissenschaftliche Werk, das ebenfalls rund um Themen der Erzähl-

forschung kreiste: In der *Laographia* XIX (1960/61), 569—575, erschien ein systematischer Katalog aller Volkserzählungen nach AaTh, die im Zeitraum 1909 bis 1960 in der Zeitschrift zum Abdruck kamen, im Bd. XXI (1964), 491—509, ein Verzeichnis, das die übrigen griechischen volkskundlichen Zeitschriften umfaßte. Der Fokus des Interessenkreises lag dabei auf der Märchenforschung: Neben griechischen Studien zu kappadokischen, zypriotischen und rhodischen Märchen erschienen auch Übersichten in deutscher Sprache: „Der griechische Märchenraum und der Katalog der griechischen Märchenvarianten“ (Internationaler Kongreß der Volkserzählforscher in Kiel und Kopenhagen [19.—29. August 1959]; Vorträge und Referate [Berlin 1961, 199—205]), „Märchensammlungen und Märchenforschung in Griechenland seit dem Jahre 1864“ (Dt. Jb. f. Volkskunde 8 [1962], 153—159), aber auch Querschnittstudien, wie „Die Moiren als funktioneller Faktor im neugriechischen Märchen“ (Märchen, Mythos, Dichtung. FS zum 90. Geburtstag Friedrich von der Leyens, hg. v. H. Kuhn und K. Schier [München 1963], 47—62). 1962 erschien die dritte Auflage der Griechischen Märchen, im selben Jahr eine zweite Serie in ähnlicher Aufmachung. Nach der Übertragung in slawische und skandinavische Sprachen erschien die Auswahl 1965 in der Übersetzung von Inez Diller auch in deutscher Sprache in der Reihe der „Märchen der Weltliteratur“ (Griechische Volksmärchen. Gesammelt und hg. v. Georgios A. Megas. Eugen Diederichs 1965, S. 330). Die Sammlung, die 74 Texte, einen Epilog (295—304), Bibliographie (305—308) und Anmerkungen (308—327) enthält, fand im deutschsprachigen Raum gebührenden Widerhall (M. Lüthi, Neue Züricher Zeitung, 28. Dezember 1965, u. a.). 1968 erfolgte die zweite deutsche Ausgabe griechischer Märchen: „Begegnung der Völker im Märchen. Unveröffentlichte Quellen. Band II: Griechenland — Deutschland (Zusammenstellung und Bearbeitung von Georgios A. Megas und Georg Hüllen. Münster 1968). Ein Jahr später erschienen die „Folktales of Greece“ (Univ. of Chicago Press 1969, 255 pp.). Neben dieser deutlichen Schwerpunktsetzung vernachlässigte Megas aber keineswegs die anderen Zweige seines wissenschaftlichen Interessenhorizonts. Die Brauchforschung fand Beachtung in der ausgedehnten Studie zu den Anastenaria und dem Kukur-Spiel Ostthakiens (*Laographia* XIX [1960/61], 472—534; Besprechung A. Vasilikopulu, *Annali del Museo Pitre* XIV—XV [1963/64], 242—244) mit eigener Autopsie in Makedonien (*Laographia* XX [1962], 552—557, 16 Abb.). Die byzantinische Philologie kam mit der Studie „Über die Handschriften des Poems des Kreters Georgios Chumnos“ (*Kretikà Chronikà* XVI, II [1963], 408—420) und der deutsch verfaßten Abhandlung „Die griechische Erzähltradition in der byzantinischen Zeit“ (*Laographia* XXII [1965], 290 ff.) zum Zug. Unter den Studien zur Wohnhausforschung finden wir eine italienische Abhandlung „La funzione del vestibolo nella composizione della casa rustica greca e la sua relazione con la casa greca antica“ (*Annali del Museo Pitre* XIV—XV [1963/64], 99—104, 17 Abb.), ein Büchlein über „Der volkstümliche Hausbau auf Andros“ (FS für A. Orlandos, Bd. IV [Athen 1967], 83—118, Taf. XVI—XXXVI), „Überlieferung und Erneuerung in der Volksarchitektur Südosteuropas“, deutschsprachiges Referat beim Colloque du Conseil international de la Philosophie et des sciences humaines in Bukarest (9.—13. September 1967) (*Zs. f. Balkanologie* VI [1968], 74—87, Taf. 3—24).

Am 27. Februar 1966 beschloß die Griechische Volkskunde-Gesellschaft, zu Ehren ihres Vorsitzenden alle seine Zeitschriftenstudien, die bis zu diesem Zeitpunkt veröffentlicht und oft schwer zugänglich waren, außer den Beiträgen in der *Laographia* selbst, im Periodikum der Gesellschaft abzudrucken. So liegen heute, auch für den ausländischen Forscher leicht greifbar, alle Arbeiten Megas' in den Bänden 25 (Athen 1967) und 26 (Athen 1968/69) der *Laographia* gesammelt vor. Der erste der beiden voluminösen Bände (703 Seiten) enthält

38 Studien in allen europäischen Literatursprachen sowie dem Griechischen zu Volkserzählung, Märchen, Lied, Ballade und philologischen Themen, der zweite Band (502 Seiten) konzentriert die gesamten Architekturstudien Megas' in sich (mit 162 Tafeln und unzähligen Skizzen). Eine bessere Dokumentation des unermüdbaren Fleißes in der Kleinarbeit und der Beherrschung schier unübersehbarer Stoffmassen, einer erstaunlichen Wissenspräsenz in einer Fülle von Details sowie der Fähigkeit, diese zu Entwicklungen und Typologien zusammenzustellen, eines überwältigenden bibliographischen Informationshorizonts, verbunden mit der Sicherheit im Urteil in Kontroverslagen, wobei Auseinandersetzungen mit anderen Autoritäten keineswegs aus dem Wege gegangen wird — eine bessere Dokumentation des Persönlichkeitsprofils und der Arbeitsmethode von Megas kann man sich kaum wünschen.

Im Februar 1970 wurde Megas zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Athen ernannt. Seine erste Rede vor der versammelten Akademie, „Die laographischen Studien und Nikolaos Politis“ (Akten d. Ak. Athen 46 [1971], 11—34), war zugleich Reflexion über den eigenen Werdegang, seine Ausgangssituation und seine wissenschaftlichen Zielvorstellungen, ein Rechenschaftsbericht eines Wissenschaftlers in hohen Tagen, der Lebensziel und Werk niemals auseinandergehalten hat. Als ich Megas im Jahre 1972 zum ersten Mal ratsuchend in Athen aufsuchte, in den Räumlichkeiten der Gesellschaft für Griechische Volkskunde, hinter einem Schreibtisch, der die ganze Breite des kleinen Zimmers einnahm, zwischen Stapeln von Büchern, unerledigter Post und Manuskripten, ein kleingewachsener, reger und betriebsamer Gelehrter, dem man sein hohes Alter keineswegs ansah, kam er sofort auf eines jener Projekte zu sprechen, die seinem letzten Schaffensjahrzehnt den Stempel aufdrückten: die kritische Ausgabe eines umfangreichen mittelalterlich-kretischen Gedichts, das das Alte Testament paraphrasiert: die „Kosmogonesis“ von Georgios Chumnos (Athen 1975) (angekündigt in den Akten der Akademie Athen 48 [1973], 3—16). Diese Meisterleistung der mittelgriechischen Philologie zog einen würdigen Schlußstrich unter den philologischen Zweig seines Schaffens. Überhaupt war diese letzte Arbeitsperiode zwar auch durch Themenbreite, aber noch mehr durch abgerundete Reife und paradigmatische Darstellung des in Angriff Genommenen gekennzeichnet. Auf dem Sektor der Märchenforschung erschien 1971 in deutscher Sprache „Das Märchen von Amor und Psyche (AaTh 425, 428, 432) in der griechischen Volksüberlieferung“ (Athen 1971, S. XVI, 207, 7 Karten), vorbildlich für alle Arbeiten auf diesem Gebiet. Es folgten noch eine Detailstudie über das apokryphe Thema von der Reue Lots und Märchentypen, AaTh 756 c (Laographia 28 [1972], 337—352) und in deutscher Sprache „Die Novelle vom menschenfressenden Lehrer“ (Demologia e Folklore. Studi in memoria di Giuseppe Cocchiara [Palermo 1974], 189—210). Die Brauchstudien schlossen mit einem die lange Diskussion abschließenden Artikel, „Der Sinn und der Charakter der Anastenaria“ (Laographia 29 [1974], 3—18), die Liedstudien fanden ihren Abschluß in der vergleichenden Darstellung von über 300 Varianten des Liedes vom Bau der Arta-Brücke in Balkan, Ägäis und Kleinasien (Laographia 27 [1971], 25—212), welche mustergültige und exakte Arbeit mit einer imposanten Verbreitungskarte und vielen Variationstabellen in der Folge auch ins Deutsche übersetzt wurde. Die Krönung seines Werkes aber, und davon hat Megas immer wieder, auch bei meiner letzten Begegnung mit ihm im Frühjahr 1976, gesprochen, sollte die Erschließung des gesamten griechischen Volkserzählstoffes sein, aufgegliedert nach einem von Megas selbst verbesserten und stark erweiterten Motivsystem, aufbauend auf Aarne-Thompson, und dargestellt in einem handbuchartigen Katalog, für den nach seinen eigenen Angaben zirka 25.000 Beispiele bereitliegen. Die Tragweite eines solchen Unternehmens und der Nutzen für eine Reihe von Wissenschaftszweigen ist an dem

enormen Widerhall abzulesen, den die bereits erstellten, zweifellos in manchem verbesserungsbedürftigen Motivsysteme gefunden haben. Die Aufbereitung, Ordnung und Darstellung einer solchen Materialfülle ist nur von erfahrenen Gelehrten, die sich ihr Leben lang mit der Materie beschäftigt und selbst unermüdet gesammelt haben, die die nötigen Detailkenntnisse und das Systematisierungstalent von Megas besitzen, zu erwarten. Das Nichtzustandekommen des Typenkatalogs der griechischen Volkserzählung, der ein wechselvolles Gelehrtenleben lang heranreifte und auf den viele Wissenschaftler ungeduldig warteten, wie wir aus Briefen an den Verstorbenen wissen, stellt eine wissenschaftliche Tragik erheblichen Ausmaßes dar, denn es wird sich vermutlich nicht so schnell jemand finden lassen, der die sachlichen Voraussetzungen erfüllt, dieses Monumentalwerk zu Ende zu führen.

Aber die Tragik ist nicht nur eine wissenschaftliche, sondern vor allem eine menschliche, denn Megas stand im 83. Lebensjahr in voller körperlicher und geistiger Frische; er verschied nicht an der reifen Neige eines erfüllten Lebens, sondern wurde von einem verhängnisvollen Mißgeschick gewaltsam aus ihm gerissen. Die bitter aufklaffende Lücke, die sein plötzlicher Weggang hinterläßt, schmerzt nicht nur die ihm Nahestehenden, sondern auch Fachleute aus aller Welt; insbesondere trauern die Vertreter der Vergleichenden Volkskunde und darunter besonders die vielen Freunde und Bekannten aus der Deutschen Volkskunde um eine der führenden Persönlichkeiten ihres Fachgebietes in unserem Jahrhundert.

Walter Puchner

Eleonora von Watteck zum 75. Geburtstag

Umgeben vom hektischen Getriebe der Festspielstadt Salzburg steht am Mönchsberg inmitten einer verträumten Landschaft eine dem 16. Jahrhundert entstammende Meierei. In der Atmosphäre dieses Hauses scheint Vergangenes lebendig zu werden, entspricht doch die erlesene Einrichtung mit Kostbarkeiten des Alt-Salzbürger Kunsthandwerkes ganz dem bevorzugten Interessengebiet der Bewohnerin Frau Professor Nora von Watteck¹⁾, einer Persönlichkeit, die sich um Erforschung und Bewahrung Salzburger Kulturgutes vielfache Verdienste erworben hat.

Die Vorliebe für Kunstgegenstände und für deren historische Untersuchung dürfte die verehrte Jubilarin, die in Altenstadt bei Feldkirch am 6. Oktober 1901 als Tochter des Maschinenbauingenieurs Silvio Borri geboren wurde, von ihren beiden Großvätern ererbt haben, nämlich dem im altösterreichischen Istrien lebenden Geschichts- und Literaturprofessors Luigi Borri und dem Salzburger Antiquitätenhändler Wenzel Swatek, dessen Familie sich als städti-

¹⁾ Ergänzende Literatur sh.: Amtsblatt der Landeshauptstadt Salzburg, Jg. 21, Nr. 14, Salzburg 15. 7. 1970, S. 8—9. Personalmeldungen in Salzburger Nachrichten, 6. 10. 1971, S. 6 und 6. 10. 1976, S. 6. Lola Ahne, Heimatforscherin aus Passion; Nora Wattecks Liebe gilt dem alten Salzburg und schönen Dingen aus der Vergangenheit. In: Salzburger Volksblatt, Fg. 36, 13. 2. 1973, S. 9. Elfi Wallisch, Salzburgerin mit Herz und Seele. Die Heimatforscherin Nora Watteck wird 75 Jahre alt. In: Salzburger Volksblatt, Fg. 232, 5. 10. 1976, S. 7. Adolf Ha(hul), Nora Watteck 75 Jahre. In: Salzburger Museumsblätter, hg.: Sbg. Museumsverein, Jg. 37, Nr. 3/4, Dez. 1976, S. 33. Friederike Zaisberger, Geburtstagsbrief an Nora Watteck. In: Salzburger Jahr 1976/77. Hg.: Sbg. Landesregierung, Salzburg 1976, S. 68—69. Anonym, Prof. Nora Watteck. In: Salzburger Bauernkalender 1977. Salzburg 1976, im Druck.

sche Apotheker und Radstädter Wundärzte²⁾ bis in die Zeit Erzbischof Wolf Dietrichs von Raitenau (reg. 1587—1612) verfolgen läßt. Im dritten Lebensjahr kam Nora nach Salzburg, besuchte die Andrä-Volksschule und das Lyzeum in der Griesgasse, wo als Geschichtsprofessorin Dr. Alice Schulte (aus dem Freundeskreis um Karl Spieß) unterrichtete. Nach der Matura mußte sie im September des Jahres 1919 ihren Eltern nach Triest folgen, von wo sie im April 1923 anlässlich ihrer Verheiratung mit dem damaligen Schriftführer der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Dr. Wilfried Wateck³⁾, in ihre geliebte Heimatstadt zurückkehren konnte. Gleichzeitig übergab sie aus ihrem Hochzeitsgut das Legat Reiffenstuhl dem Salzburger Museum Carolino Augusteum, das neben dieser kostbaren Sammlung Alt-Salzburger Bilder auch fürderhin wertvolle Salisburgensien von ihr gespendet erhielt⁴⁾. Als ihr Gatte 1925 Bezirkshauptmann des Tennengaus geworden war, weilte die Familie bis 1934 in Hallein, wo die Jubilarin trotz Haushalts- und Kindererziehung Fachlehrer Ullhofen am Aufbau des Stadtmuseums im Rathaus half⁵⁾ und 1930 die Gestaltung des Festzuges anlässlich der 700-Jahr-Feier Halleins übernahm. In jener Zeit schlug auch die Sternstunde ihrer archäologischen Forschungsarbeit, als ihr bei Ausgrabungen auf dem Dürrnberg mit Prof. Dr. Olivier Klose gelang, die berühmte keltische Bronzeschnabelknaue zu finden.

Doch als Ausgleich für ihre bedeutenden autodidaktischen Erfolge mußte sie persönliche Schicksalsschläge erdulden, wie die Kriegsdienstverpflichtung in einer Holzfabrik, der 1941 die Inhaftierung folgte, und die schwere Verletzung des Gatten am Westwall, als deren Folge sie 1946 Witwe wurde. Auf ausgedehnten Wanderungen durch die Gaue Salzburgs und in jahrelangen systematischen Studien auf dem Gebiet der Landeskunde erwarb sie sich tiefen Einblick in die spezielle Eigenart der Bewohner und ihrer Kultur. In zahlreichen Vorträgen im Kreis der „Freunde der Volkskunst“ und im Rahmen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde berichtete sie über ihre Erfahrungen und behandelte dabei neben geschichtlichen und volkskünstlerischen Stoffen auch soziale Randgebiete, also neben Felsbildern⁶⁾, dem Kriminalfall des Irredentisten E. Rambousek⁷⁾ und ländlichen Schmuckformen auch die tristen Lebens-

²⁾ Um 1600 lebten Vorfahren von ihr auf dem Tannerhof am Mandlingpaß. Ein Mitglied der Familie saß wegen Zauberei längere Zeit als Gefangener auf Hohenwerfen.

³⁾ Oberregierungsrat Dr. Wilfried v. Wateck (1887—1946) war auch historisch tätig: Er sammelte Grabinschriften, arbeitete über Bauernfamilien, registrierte die Urkunden des Halleiner Stadtarchivs und verfaßte die Arbeit „Salzburg auf dem Wege zu einem autonomen Kronland 1816—1860“ in: Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde Bd. 63, Salzburg 1923, S. 17—60. Nachruf s. Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde Bd. 86/87, Salzburg 1946/47, S. 137.

⁴⁾ Vgl. die Verzeichnisse der Geschenkgeber in den Musealberichten der Jahresschriften d. Sbg. Museums C. A., hg. von der Direktion des Museums C. A., Salzburg, lfd. Jgg.

⁵⁾ Georg Schwamberger, Museum besteht seit 160 Jahren. In: Salzburger Volksblatt, 22. 10. 1970. Ernst Penninger, Das Keltentmuseum Hallein. In: Das Salzburger Jahr 1970/71. Eine Kulturchronik. Hg.: Sbg. Landesregierung. Salzburg 1970, S. 46—49.

⁶⁾ Hans Widrich, Das Geheimnis des Fagersteines. (Salzburger Nachrichten, 9. 12. 1971, S. 13.)

⁷⁾ Anonym, Dr. Eduard Rambousek — Genie, Betrüger, Schieber und Spieler. (Salzburger Nachrichten 25. 11. 1972, S. 7.)

umstände früherer Geisteskranker⁸⁾. Spezialisiert auf kulturhistorische Zusammenhänge oblag ihr im Mozartjahr 1956 Auswahl und Aufstellung der Exponate für die umfassende Schau „Salzburg zur Zeit Mozarts“⁹⁾ in der Residenz, drei Jahre später war sie Mitarbeiterin bei der Ausstellung in den Dom-Oratorien anlässlich der Einweihung des wiederhergestellten Domes und wurde in der Folge und wird bei zahlreichen Expositionen zu Rate gezogen.

Trotz bescheidener finanzieller Mittel gelang es ihr immer wieder, neben Objekten des religiösen Volksglaubens auch Kostbarkeiten der regionalen Salzburger Möbellandschaften für ihre bewundernswerte Sammlung zu erwerben — Ehrensache, daß sie selbst allesamt mit unglaublicher Geschicklichkeit restaurierte. In der Folge gab sie zur Entstehung so mancher heute bedeutenden Sammlung den entscheidenden Anstoß und konnte mit ihrer Tätigkeit bewirken, daß verlorengegläubte Unikate vom Ausland nach Salzburg zurück gelangten und von der öffentlichen Hand erworben werden konnten. Um auch die Öffentlichkeit an ihrer Privatsammlung teilhaftig werden zu lassen, begann sie im Spätherbst 1965 ohne jedwede Subvention im sogenannten Pfarrhofkasten von Pfarrwerfen ein für den ganzen Pongau repräsentatives Landschaftsmuseum einzurichten¹⁰⁾. Da jedoch dort die räumlichen Gegebenheiten jeglicher Erweiterung Grenzen gesetzt hatten, unterzog sie sich zehn Jahre später neuerlich der Mühe, ihre zahlreichen Exponate in das Schloß von Goldegg zu übertragen¹¹⁾. Nur kurze Zeit zuvor war mit ihrem vielgelobten Versuch, in den südlichen Dombögen das Kuriositätenkabinett der ehemaligen fürsterzbischöflichen Kunst- und Wunderkammer für das wiedererstandene Salzburger Dom-museum zu rekonstruieren, ein Kindheitstraum der Jubilarin in Erfüllung gegangen¹²⁾.

Wissenschaftliche Anerkennung ihrer vielseitigen Tätigkeit wurde ihr in der Berufung in mehrere Fachausschüsse zuteil, etwa als ehrenamtliche Korrespondentin des Denkmalamtes etc. Von öffentlicher Seite erhielt sie „für Ver-

⁸⁾ H. V., Über Dodel und andere Salzburger. (Salzburger Tagblatt, 14. 2. 1975)

⁹⁾ Salzburg zur Zeit Mozarts. Ausstellungskatalog der Residenzgalerie Salzburg anlässlich des 200. Geburtstages W. A. Mozarts. Red.: Herbert Klein. Salzburg 1956, S. 2, 17—19, 22—30.

¹⁰⁾ Widrich Hans, Der Pongau einst und jetzt. Im Turm von Pfarrwerfen wird ein schönes Heimatmuseum eingerichtet. In: Rupertusblatt. Zschrft. d. Erzdiözese Salzburg, Salzburg 1966, Fg. 7, 14. 8. 1966, S. 10. Derselbe, Das Pongauer Heimatmuseum. In: Salzburger Jahr 1967/68. Eine Kulturchronik. Hg.: Sbg. Landesregierung. Salzburg 1967, S. 56—59. Martischinig Michael, Unsere Heimatmuseen stellen sich vor: Pfarrwerfen. In: Pongauer Nachrichten Nr. 8, St. Johann, 18. 10. 1972, S. 4. Derselbe, Das Pongauer Heimatmuseum in Pfarrwerfen. In: Kultur im Zeitgeschehen, Kulturbeilage d. Österr. Ärztezeitung, Jg. 30, Wien, 25. 4. 1975, H. 8, S. 539—541.

¹¹⁾ E. I. M. a., Heimatmuseum auf Goldegg. Ausstellung von Nora Watteck. In: Salzburger Volksblatt, 9. 6. 1975, S. 4. Barbara Kutschera, Schloß Goldegg ist zu neuem Leben erwacht. Museum des Pongauer Volkslebens gestaltet. In: Salzburger Volksblatt, Regionalausgabe Pongau, Fg. 127, Juni 1976, S. VI. Johannes Neuhardt, Das Heimatmuseum im Schloß Goldegg. In: Das Salzburger Jahr 1976/77. Eine Kulturchronik. Hg.: Sbg. Landesregierung. Salzburg 1976, S. 50—53.

¹²⁾ Elisabeth Mayer, Nora von Watteck verwirklicht mit 73 Jahren einen Jugendtraum. In: Rupertusblatt. Zschrft. d. Erzdiözese Sbg., Salzburg 13. 4. 1975, S. 24.

dienste um Erhaltung und Sammlung wertvoller Kulturgüter heimischer Volkskunst“ im Jahre 1969 die Goldene Verdienstmedaille des Landes Salzburg¹³⁾, wurde 1970 zum Bürger der Stadt Salzburg ernannt und bekam 1975 vom Bundespräsidenten den Titel Professor verliehen. Mögen der liebenswürdigen Jubilarin, der so viel erfrischende Heiterkeit und jugendliche Begeisterungsfähigkeit eigen ist, noch viele schaffensfrohe Jahre mit ihrer selbstlosen Tätigkeit beschieden sein!

BIBLIOGRAPHIE:

1. Fahrt nach Caserta
1937
2. Salzburg zur Zeit Mozarts
Führer durch die Gedächtnis-Ausstellung zum 200. Geburtstag W. A. Mozarts, Residenzgalerie, Salzburg 1956, S. 17—19, 22—30.
3. Geschnittes Steinbockhorn — ein vergessener Zweig des Salzburger Kunsthandwerks
(Alte u. moderne Kunst, Jg. 7, Wien 1962, H. 58/59, S. 27—31.)
4. Der Pfarrhof von Hallein auf einem Altarbild Albrecht Altdorfers
Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Bd. 104, Salzburg 1964, S. 139—141.
5. Zwei Totentanzlieder aus dem Salzburgischen
Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Bd. 105, Salzburg 1965, S. 239—251.
6. Zwei Bodenfunde
Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Bd. 106, Salzburg 1966, S. 247—251.
7. Das künftige Heimatmuseum in Pfarrwerfen
Salzburger Volksbildung (Ber. u. Mitt. d. Sbg. Bildungswerkes) Fg. 27, April 1967, Salzburg S. 27—30.
8. Einiges über Salzburger Rosenkränze
Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Bd. 108, Salzburg 1968, S. 325—339.
9. Inklusen, Eremiten, Klausner u. Waldbrüder im Salzburgischen
Rupertusblatt, Kirchenzeitung der Erzdiözese Salzburg, 23. Jg., Salzburg 22. 9. 1968, S. 7; 29. 9. 1968, S. 7; 6. 10. 1968, S. 7; 13. 10. 1968, S. 15; 27. 10. 1968, S. 7; 3. 11. 1968, S. 7; 10. 11. 1968, S. 7; 17. 11. 1968, S. 7; 24. 11. 1968, S. 7; 1. 12. 1968, S. 7; 8. 12. 1968, S. 7; 15. 12. 1968, S. 7; 24. 12. 1968, S. 12; 24. Jg.: 5. 1. 1969, S. 7; 12. 1. 1969, S. 7; 19. 1. 1969, S. 7; 26. 1. 1969, S. 7/8; 2. 2. 1969, S. 7; 9. 2. 1969, S. 7; 16. 2. 1969, S. 5.
10. Salzburger Masswerkstruhen
Alte u. moderne Kunst, Jg. 14, Wien Juli/Aug. 1969, H. 105, S. 25—30.
11. Unser altes Kulturgut 5 Minuten vor 12 Uhr
Salzburger Bauernkalender 1970, Salzburg 1969, S. 32—33.
12. Neues Interesse am alten Gut
Salzburger Bauernkalender 1970, Salzburg 1969, S. 72—73.
13. Wie sahen die alten Bauernringe aus?
Salzburger Bauernkalender 1970, Salzburg 1969, S. 95—97.
14. Die unheimliche „Geisterhand“
Salzburger Bauernkalender 1970, Salzburg 1969, S. 125—126.
15. Abergläubisches und Magisches für den Hausgebrauch und zum Erzsuchen
Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Bd. 110/111, Salzburg 1970/71, S. 365 bis 379.

¹³⁾ Salzburger Volksblatt vom 14. 8. 1969, S. 4 und 19. 8. 1969, S. 3. Salzburger Landeszeitung Jg. XLV (189), Nr. 34, 20. 8. 1969, S. 3.

16. Das alte Pinzgauer Bauernmöbel
Salzburger Volksbildung. Berichte und Mitt. d. Sbg. Bildungswerkes.
Fg. 39, Mai 1971, S. 25—26.
17. Auf Edelsteinsuche in den Hohen Tauern
Mitt. d. Österr. Alpenvereines, Jg. 26 (= 96 alte Fg.) Innsbruck Mai—Juni
1971, Heft 5/6, S. 89—90.
18. Auf Edelsteinsuche in den Hohen Tauern
Gastein aktuell. Kurzeitung f. d. Gasteinertal, Jg. 1970/71. Nr. 12, Bad-
gastein 26. Juni 1971, S. 135—136.
19. Die ehemalige Einsiedelei zu St. Pankratz am Haunsberg
Das Salzfaß, Heimkdl. Zschrft. d. hist. Ver. Rupertiwinkel, neue Fg. Jg.
München 1971, Heft 2/3, S. 75—80.
20. Einsiedler, Inklusen, Eremiten, Klausner u. Waldbrüder im Salzburgischen.
Salzburg, Verl. St. Peter 1972, 128 S., 39 Abb.
21. Geschnitzte Pinzgauer Zirbenholzmöbel
Alte u. moderne Kunst, Jg. 17. Wien 1972, H. 122, S. 56—57.
22. Salzburger Weihnachten
Salzburger Volksblatt, 95. Jg., Folge 296, 23. 12. 1972, Weihnachtsbei-
lage S. 2.
23. Bergkristallverarbeitung in Salzburg
Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Bd. 112/113. Salzburg 1972/73,
S. 541—566.
24. Hallein und seine Umgebung auf Werken v. Albrecht Altdorfer
Alte u. moderne Kunst, Jg. 18. Wien 1973, H. 126, S. 1—8.
25. Drei salzburgische Jagdsitze
Alte u. moderne Kunst, Jg. 18. Wien 1973, H. 128, S. 52—53.
26. Sinn und Aufgabe der Kunst- und Wunderkammer
Katalog: Dommuseum und alte erzbischöfliche Kunst- und Wunderkam-
mer zu Salz., Hrg. J. Neuhardt. Salzburg 1974, S. 26—32.
27. Beschreibung der Exponate in der Kunst- und Wunderkammer
Katalog: Dommuseum und alte erzbischöfliche Kunst- und Wunderkam-
mer zu Salz., Hrg. J. Neuhardt, Salzburg 1974, S. 33—46.
28. Das Pongauer Heimatmuseum in Pfarrwerfen
Festschrift Pfarrwerfen, 1074—1974, Hrg. A. Rohrmoser, Pfarrwerfen
1974, S. 37—38.
29. Kunsthandwerkliche Jagdschätze im Schloß Fuschl
In: Jagdschätze im Schloß Fuschl. Hrg. C. A. Vogel, München 1974. S. 27,
31, 51, 55, 75, 79, 81—92, 98.
30. Renaissance-Kleinodien aus Salzburger Besitz
Salzburger Museumsblätter. Jg. 36, Nr. 1. Salzburg 1975, S. 13—15.
31. Rosenkränze
Alte u. moderne Kunst, Jg. 20. Wien 1975, H. 138, S. 56—57.
32. Die Wiedergestaltung der Salzburger Kunst- und Wunderkammer
Alte u. moderne Kunst, Jg. 20. Wien 1975, H. 139, S. 9—13.
33. Pongauer Heimatmuseum im Schloß Goldegg
Salzburger Museumsblätter. Jg. 36, Nr. 4. Salzburg Dez. 1975, S. 41—42.
34. Eine Rückschau auf den Kunsthandel in Salzburg
Katalog der Sbg. Kunst- und Antiquitätenmesse, Salzburg/Residenz, März
1976. Salzburg 1976, S. 8—12.

35. Der Fagerstein bei der Wilhelmskapelle und seine Bedeutung
Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Bd. 116, Salzburg 1976, S. 159—174.
36. Alte bäuerliche Schmuck-Geschenke
Ausstellungskatalog anlässlich Ausstellung im romanischen Keller. Hrg.
Sbg. Landeshypothekenbank, Salzburg 1976, geheftet 8 S.

Nora Watteck und Covel Erich:

37. Der Weihnachtstisch einst und jetzt
Ausstellungskatalog anlässlich Ausstellung im romanischen Keller. Hrg.
Sbg. Landeshypothekenbank, Salzburg 1970, Faltheft 10 S.
38. Das Alt-Salzbürger Christkindl
Ausstellungskatalog anlässlich Ausstellung im romanischen Keller. Hrg.
Sbg. Landeshypothekenbank, Salzburg 1971, geheftet 12 S.
39. Der Lauf hebt an. Ausstellung rund um die Salzburger Perchten
Ausstellungskatalog anlässlich Ausstellung im romanischen Keller. Hrg.
Sbg. Landeshypothekenbank, Salzburg 1974 geheftet 16 S.

Michael Martisch nig

Wegkreuze und Bildstöcke im Umkreis von Gobelsburg

Im Sommer 1977 wird in der großen Außenstelle des Österreichischen Museum für Volkskunde, auf Schloß Gobelsburg bei Langenlois, die Ausstellung der Großphotos von Wegkreuzen und Bildstöcken im Umkreis von Gobelsburg gezeigt. Die schönen Photos von Dr. Emil Schneeweis dokumentieren, wieviele und wie bedeutende Bildstöcke es allein in einer so begrenzten Kleinelandschaft im Herzen von Niederösterreich gibt. Eine Karte, gezeichnet von Dipl.-Graphikerin Elfriede Zimmermann, veranschaulicht die Verbreitung dieser frommen Gedenkzeichen, ein kleiner vervielfältigter Katalog (Ladenpreis S 15,—) gibt näheren Aufschluß über sie, ihre Zusammenhänge und ihre Literatur.

Schdt.

Literatur der Volkskunde

Klaus Beitzl, Landmöbel. Zeugnisse alter Handwerkskunst (= Zeugnisse alter Volkskunst, Bd. 7). 158 Seiten, 48 Farbtafeln. Salzburg 1976, Residenzverlag. S 298,—.

Als in den dreißiger Jahren das Interesse an einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem volkstümlichen Möbel — meist Bauernmöbel genannt — wuchs, hatte man sich vielfach mit der Frage gequält, wo beginnt das Bäuerliche — wo hört es auf? Immer wieder wurde auf die fließenden Grenzen hingewiesen, auf kleinbürgerlichen städtischen Einschlag, auf mehr im ländlichen Charakter gehaltene Bürgermöbel, auf die Zwischenstellung, die etwa der Hausrat eines Posthalters oder Landgeistlichen einnahm zwischen dem rein Rustikalen und dem rein Bürgerlichen. Der Titel dieses neuen „Möbelbuches“ besticht daher durch die Schlichtheit der Aussage, die viele Abstufungen zuläßt. Man wird den Begriff Landmöbel um so mehr billigen, wenn man bedenkt, daß er unmittelbar auf die Hersteller hinweist, die Landmeister. Die Bezeichnung Landmeister war einst bei den städtischen Zünften allgemein üblich, wenn sie Handwerker nennen wollten, die auf den Dörfern („und in den Einöden“, muß man aus oberdeutscher Sicht hinzufügen) saßen. Nur ein Zeitalter, das die totale Verstädterung der Siedlungsräume erlebt, kann solche einst völlig verständliche Begriffe in Zweifel ziehen.

Ein uneingeschränktes Ja wird man auch zu der Tatsache sagen, daß hier in einem weiteren, siebenten, Band sehr überdacht und in sorgfältiger Auswahl Bestände des österreichischen Museums für Volkskunde allgemein bekannt gemacht werden. Der Bildband mit 48 Farbtafeln und der Wiedergabe von drei alten Holzschnittblättern ist weit mehr als ein Bilderbuch. Dies geht schon aus der sehr umfangreichen Bibliographie zur Möbelforschung hervor. Die Einführung (25 Seiten) wird ergänzt durch ausführliche Begleittexte zu den Farbtafeln, in denen wohl das Hauptgewicht des Buches zu sehen ist. Die notwendigen Katalogangaben folgen auf den Bildteil. Die abgebildeten Möbel halten eine streng chronologische Folge ein, in der ein besonderer Vorzug des Buches zu sehen ist. Sie endet mit einem Beleg aus dem Jahre 1850, einer Zeitstufe, die in der Geschichte der Landmöbel gewiß eine Wende bedeutet hat. Doch sollte man nicht vergessen, daß in manchen Gegenden noch bis zu zwei Jahrzehnte die Lust am Malen und Schnitzen in überkommener Weise fortgelebt hat und daß überdies in jenen Jahrzehnten die Rezeption neugotischer Formen auf dem Lande bei Möbeln und Haustüren eine gewisse Rolle gespielt hat. Doch wird damit ein neues Thema angeschlagen, das wohl einer eigenen Bearbeitung wert wäre.

Räumlich gesehen werden in erster Linie die österreichischen Bundesländer, aber auch Graubünden, Südtirol, Egerland und Oberbayern berücksichtigt. Was zunächst als ansprechender Bildband in hochwertiger typographischer Ausstattung erscheint, erweist sich bei der sorgfältigen Lektüre als Einführung in die Kulturgeschichte oberdeutscher und alpenländischer Möbel. Die Ansprüche an die Dokumentation von Werken der Volkskunst sind heute wesentlich höher als vor dem zweiten Weltkrieg, doch haben sich bis jetzt nur die Keramik-

forscher die von den Prähistorikern entwickelten Dokumentationsmethoden zu eigen gemacht. Maßaufnahmen mit entsprechenden Schnitten liegen bei der Möbelforschung nur in wenigen Fällen in größerem Umfang vor. Schwerlich wären auch die Mittel aufzubringen, solche Materialien im Buchdruck zu veröffentlichen. Der Blick in die Möbelbestände des Österreichischen Museums für Volkskunde, der hier vermittelt wird, legt den Gedanken nahe, daß man an einigen zentralen Orten, in diesem Falle also in Wien, Kataloge anlegt, die den Gesamtbestand eines Landes nachweisen, so wie das für landwirtschaftliche Geräte und für Handwerkszeug bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin geschehen ist. Die neue Veröffentlichung regt noch zu weiteren Überlegungen an. Die Bezeichnungen „Truhe“ (im Alemannischen Trog) und Ladescheine schon im Mittelalter deutlich unterschieden gewesen zu sein. Max Piendl hat in der Festschrift für Max Spindler zum 75. Geburtstag, München 1969, das Verzeichnis von Hab und Gut eines niederbayerischen Ritters, des Erhard Rainer von Schambach bei Straubing veröffentlicht. In diesem Verzeichnis, das um 1360—1370 entstanden sein dürfte, werden drei Gruppen von Kastenmöbeln unterschieden. Die großen Formate führen die Bezeichnung „Schrein“, die mittleren „Truhe“ und die kleinen Behältnisse „Laden“. Es ist nicht ausgeschlossen, daß selbst die vom Verfasser abgebildete Einbaumtruhe aus dem Pustertal einmal mit Schrein angesprochen wurde. Auch das, was uns als Dach- und Stollentruhe geläufig ist, könnte einst zu den Schreinen gezählt worden sein. Zum Begriff „Türkenmöbel“ darf angemerkt werden, daß das Landvolk mit diesem Begriff doch wohl nur die Entstehungszeit während der Türkenkriege bezeichnen wollte, so wie auch die Bezeichnung „Schwedenhaus“ nichts anderes besagt, als daß nach der ortsüblichen Vorstellung ein solches Haus aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammt. Die Behauptung, daß die bizarren Kuppeln dieser Möbel vom Volk als türkische Moscheen gedeutet worden seien, geht offensichtlich auf Franz Zell zurück. Es ist nicht ausgeschlossen, daß seine Interpretation nachträglich von bäuerlichen Familien als ältere ortsübliche Deutung weitergegeben worden ist.

Abschließend sei noch hervorgehoben, daß das abgebildete Material nicht nur das Bild schon geläufiger Werkstätten ergänzt, sondern uns auch zwei Möbellandschaften näher bekannt macht, die bisher wenig Beachtung fanden: das Burgenland und das Marchfeld. Viele Leser werden auch die von der französischen Forscherin Susanne Tardieu aufgestellte funktionelle Typologie der Möbel dankbar zur Kenntnis nehmen, die der Verfasser nach ihrem neuesten Handbuch übernommen hat.

Die vorliegende Veröffentlichung wird in Zukunft für jeden Möbel- und Volkskunsthistoriker unentbehrlich sein.

Torsten Gebhard

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. Herausgegeben im Auftrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von Eberhard Kranzmayr †, unter Mitwirkung von Maria Hornung, Werner Bauer, Ingeborg Geyer, Elisabeth Groschopf, Erika Kühn, Wilfried Schabus. 14. Lieferung (= 6. Lieferung des 2. Bandes). Wien 1976, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Das große Wörterbuch-Unternehmen der Akademie wird fleißig fortgeführt. Unter der Redaktion von Maria Hornung wird mit dieser Lieferung nunmehr bereits der zweite Band abgeschlossen, der immerhin von „belle“ bis „Bezirk“ durch den Buchstaben „b“ führt.

Wie immer ist das Wörterbuch reich an volkskundlichen Zusammenhängen. Es lohnt sich, Beiträge wie Pelz, pempfern, Pengel (mit Sachzeichnung), Penne (für den Schlitten, mit zwei Zeichnungen), penzen, Per (Fischernetz, dabei gleich Taubel, mit zwei Zeichnungen), Percht (sehr reich, mit Sage und Brauch),

Berg, Perge und pergen, Besen (reich mit Redensarten), beten, Peter, Bett, nicht zuletzt Peunt durchzulesen, man wird die Einarbeitung der vielen verstreuten Beiträge zu den einzelnen Artikeln bewundern. Nicht zu übersehen sind die schönen Karten, welche dieser Lieferung beigegeben wurden, nämlich die Synonyma für Erdbeere und für Heidelbeere.

So sehr man dem Wörterbuch ein rasches Fortschreiten wünschen mag, hoffentlich wird die Redaktion nicht bedrängt, noch schneller und womöglich knapper zu arbeiten. Die Artikel müssen alles umfassen, was die großartige Belegsammlung bietet, und sollen es womöglich auch immer verständlich, lesbar bieten, wie dies bisher auch der Fall war. Leopold Schmidt

Hans Hollerweger, Die Reform des Gottesdienstes zur Zeit des Josephinismus (= Studien zur Pastoralliturgie, Band 1, hrsg. von Bruno Kleinheyder und Hans Bernhard Meyer). Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1976. ISBN 3-7917-0468-0 (Gesamtreihe). 573 Seiten.

Die Implikation des Titels wird mit enorm reichhaltigem Dokumentenmaterial bei einem Gesamtumfang des Werkes von 573 Seiten mehr als erfüllt. Allein das Verzeichnis der benützten Archive — es sind 21 — läßt ahnen, mit welcher Akribie die Studien betrieben wurden. Jeder, der mit Arbeiten in Archiven je zu tun hatte, weiß um die Mühe, die im Erforschen und Ausarbeiten der Dokumente begründet ist. Wie tief Hollerweger in die Josephinismus-Forschung gegangen ist, zeigt schon die Auswahl der Archive: Brixen, Graz, Klagenfurt, Linz, Laibach, Marburg (für Lavant), Passau, Salzburg, St. Pölten und Wien — somit also die geistlichen, aber auch weltlichen Zentren der ehemaligen österreichischen Monarchie — wurden von ihm durchforscht. Aber noch nicht genug damit: Auch das Vatikanische Archiv (Archivio Segreto Vaticano, Nunziatura di Vienna) sowie die Landesarchive der heutigen österreichischen Bundesländer und die wesentlichen Staatsarchive Wiens wurden auf entsprechende Belege durchforstet. Das übrige Quellen- und Literaturverzeichnis umfaßt nicht weniger als sieben Seiten im Kleindruck (!); und um es gleich vorwegzunehmen: Das Register am Schluß des Werkes weist mehr als 630 Stichworte auf elf Seiten auf. Weiters ergänzen ein Anhang mit elf Dokumenten zur Gottesdienstordnung sowie eine Klapptafel die Aussagekraft dieses — im Hinblick auf den Titel — Standardwerkes. Angewandt wurde im wesentlichen die empirisch-analytische Untersuchungsmethode mit überwiegend idiographischer Ausrichtung, jedoch auch zahlreichen nomothetischen Abschnitten. Allein in bezug auf die Hermeneutik Josephs II. — dies ist allerdings nicht wesentlicher Bestandteil der Arbeitshypothese gewesen — ist vieles ungesagt geblieben. Auch erscheint die Auslegung des Charakters Josephs II. (S. 471) doch zu einseitig. Auf Grund allein einer Verordnung, der Begräbnisverordnung nämlich, von „erschreckenden Zügen“ im Charakter des Kaisers zu sprechen, scheint nicht ganz gerechtfertigt zu sein; insbesondere wenn man bedenkt, daß Joseph diese Verordnung sofort zurücknahm, als er den Widerstand im Volk spürte. Es dürfte vielmehr seiner ganzen Lebenseinstellung und -haltung entsprochen haben, äußerst sparsam zu sein. Sicherlich wurde er auch durch die vielen persönlichen Schicksalsschläge noch härter und dadurch in seinen Reformen rigoroser als notwendig und klug gewesen wäre.

Überhaupt muß gesagt werden, daß sich die Arbeit auf den „klassischen“ Darstellungszeitraum des Josephinismus beschränkt, also beginnend mit dem Regierungsantritt Maria Theresias 1740 bis 1850. Wenn auch sicherlich dieser Zeitraum wieder in bezug auf die Arbeitshypothese dem Thema vollauf gerecht wird, denn die Herrscher früherer Zeiten haben nicht in die Gottesdienstordnung eingegriffen, so wäre es aus Gründen der Aktualität doch zu begrüßen

gewesen, wenn Winters Forschungsergebnisse berücksichtigt worden wären. Eduard Winter (Absolutismus und Aufklärung in der Donaumonarchie, Wien 1971) setzt nämlich den Josephinismus bereits mit Joseph I. (1705—1711) an und belegt dies mit sehr ausführlichen Quellenangaben. Auch gab es unter Josephs I. Regierungszeit einen Promotor antikirchlicher Reformmaßnahmen (wie Hofrat Heinke unter Joseph II.). Ebenso forderte Prinz Eugen den Kaiser auf, er möge dem Papst nicht gestatten, sich in Temporalien einzumischen. Dies alles sind ja schon sehr wesentliche Tendenzen zum josephinischen Staatskirchentum hin.

Desgleichen zeigte auch Maria Theresia einen starken Willen, ihre Gedanken in bezug auf das Staatskirchentum mit entsprechenden Reformmaßnahmen tatkräftig durchzusetzen. Noch aber — wie etwa 1753 — leisteten ihre Räte — allen voran der Vizekanzler des Direktoriums in publicis et camerilibus, Bartenstein — heftigen Widerstand. Und nur aus „Politique“, um das Volk ruhig zu halten, wurde die große „Remedur“ auf später verschoben. Gerade in Heinkes Nachlaß (Schottenarchiv) ist sehr schön zu erkennen, daß man diese Maßnahmen schon 1750 in Angriff hätte nehmen können. Josephs großer Irrtum dürfte es nun gewesen sein, zu glauben, das Volk sei im Jahre 1780 schon aufgeklärt genug gewesen, die Reformen zu verstehen. Auch wirtschaftliche Erwägungen gegenüber dem aufstrebenden Preußen bzw. gegenüber der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung im Westen, besonders in Frankreich, dürften entsprechende Triebfedern gewesen sein. Der Kaiser dürfte letztlich aus einem gewissen Zugzwang heraus gehandelt haben. Tatsächlich blieb ja dem Kaiserreich schließlich auch eine „Prise de la Bastille“ erspart; und auch das Jahr 1848 konnte der Monarchie (noch) nichts anhaben. Auch sei noch darauf hingewiesen, daß in den frühen fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts im allgemeinen die Verordnungen in Religionssachen erst vom Konsistorium erfolgten und danach mit einer gewissen Zeitdilatation von den Staatsstellen bestätigt wurden. Noch — während der Regierungszeit Maria Theresias — ließ man das Konsistorium — wenigstens dem Anschein nach — als in diesen Dingen federführend aufscheinen. Dies alles sind Fakten, die vielleicht deutlicher ausgearbeitet hätten werden können. Auch sei noch gestattet, zur Fußnote 381 auf Seite 249 Stellung zu nehmen. Es wird dort angemerkt, daß bis 1788 keine Weisung wegen der „Zahl der Kerzen“ ergangen sei. Tatsächlich gibt es keine Verordnung, die eine genaue Anzahl der Kerzen festlegt. Dennoch wurden aber 1781 und 1782 Weisungen gegeben, wonach die Anzahl der Kerzen zu verringern sei und die Nebentäler nur bei hohen Festen Kerzen haben dürften, aber auch dann weniger als der Hauptaltar. Allerdings überließ man die Ausführung der Verordnung den Obrigkeiten und Magistraten und gab sogar die Anweisung, keine „besondere Eile dabey verspüren zu lassen“.

Dennoch kann abschließend festgestellt werden, daß der Verfasser — wie eingangs gesagt wurde — mit allergrößter Ausführlichkeit und Sorgfalt die Entwicklung, die Durchführung und die Folgen der neuen Gottesdienstordnung aufzeigt und mit außergewöhnlich reichem Dokumentenmaterial belegt. Das Werk stellt also ein umfassendes Quellenwerk dar, das jedem, der sich mit dem Josephinismus befaßt, wertvolle wissenschaftliche Ergebnisse innerhalb des Zeitraumes von 1740 bis 1850 aus einer langen und tiefeschürfenden Forschung liefert.

Klaus Gottschall

Maria Sonnwend, Hans Wagner-Schönkirch. Leben und Wirken. 356 Seiten, mehrere Abb. Melk — Wien 1972, Verlag Kurt Wedl.

Die ungemein ausführliche Biographie gilt einem Manne der Musik, der volkstümlichen Chormusik. Hans Wagner aus Schönkirchen im niederösterreichischen Marchfeld war Lehrer-Musiker und hat als solcher den Wiener Lehrer-

A-cappella-Chor gegründet, eine für ihre Zeit ungemein bezeichnende Vereinigung.

Schon die verwandtschaftlichen Beziehungen in Niederösterreich, vor allem im Marchfeld und im Weinviertel, haben Wagner auch mit dem Volkslied vertraut gemacht. Der schöpferisch und organisatorisch gleich begabte Musiker kam aber auch schon früh mit der am Ende des 19. Jahrhunderts neu einsetzenden Volkslied-Sammelbewegung in Berührung, lernte vor allem Joseph Pommer kennen, wurde Mitarbeiter am „Deutschen Volkslied“ und sammelte freiwillig für jenes Unternehmen, das heute als „Österreichisches Volksliedwerk“ die Traditionen seiner Frühzeit neu belebt weiterzutragen bestrebt ist. Daß der Chormusiker Wagner auch Volkslieder für seine Sänger setzte, ist fast selbstverständlich, und auf den Sängerfahrten dieses damals berühmten Chores wurden viele dieser Bearbeitungen oft gesungen. All das ist nunmehr in diesem Buch der Witwe von Wagner-Schönkirch ausführlich beschrieben und genau dokumentiert, so daß es sich dabei auch um ein Stück Volksliedforschungs- und Pflegegeschichte handelt.

Leopold Schmidt

Der Leobener Strauß. Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde der Stadt und ihres Bezirkes. Bd. 4. 148 Seiten mit zahlreichen Abb. Leoben 1976, Kulturreferat der Stadtgemeinde Leoben.

Diese von Archivrat Dr. Günter Jontes herausgegebenen „Beiträge“ werden zu einer immer bedeutsameren Veröffentlichungsreihe. In diesem Band findet sich zunächst eine ausführliche Abhandlung der Emblemata-Forscherin Grete Lesky über „Ein Salzburger Emblembuch der Stadt Leoben“ mit 57 Abbildungen. Dann gibt Ferdinand Tremel die Darstellung „Das Gewerbe in Leoben um die Mitte des 18. Jahrhunderts“, was unter anderem den Anlaß zur Veröffentlichung der vorzüglichen Leobener Zunfaltertümer bietet. Auch der bemerkenswerte Grabstein des Lederermeisters Bartholomäus Steiner († 1780) findet sich hier abgebildet mit der Inschrift:

Hier unter diesem harten Stein
Herr Bartholomäus Steiner ruhet.
Es mag Stahl oder Eißen seyn,
Der Tod gar nichts verschonen thuet.
Ein Lederermeister auf der Erd,
Ein frommer Burger auch zugleich,
Gott gebe weil er ihme werth,
Das Burgerrecht im Himmelreich.

Auch der schöne Zunftpokal der Leobener Lederer von 1765 ist hier abgebildet, dessen figurale Bekrönung die Darstellung des nackten Lederers im Bottich ist, wie wir sie ähnlich von so manchen Lederer-Zunfaltertümern kennen.

Günter Jontes hat schließlich über „Leobener Beziehungen zum Salzwesen der Alpenländer“ gehandelt, was auch zur Erörterung der Salzplätten auf der Mur führt, von denen sich ein Modell im Museum der Stadt Leoben befindet.

Leopold Schmidt

Anton Anderluh, Kärntens Volksliedschatz. Registerband, bearbeitet von Walter Deutsch (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. XXXVI). Klagenfurt 1976. Selbstverlag des Landesmuseums für Kärnten. 180 Seiten. S 390.—

Die zwölf Bände der Sammlung Anderluh, in hochverdientvoller Weise durch Franz Koschier der Veröffentlichung zugeführt, stellen eine gewaltige Sammlung von rund 2550 Liedtexten und rund 2880 Melodien dar. Ein Überblick hat sich nicht ganz leicht gewinnen lassen, und so bedeutet das

Erscheinen dieses von Walter Deutsch erstellten Registerbandes für die gesamte Mitforschung geradezu eine Erlösung. Ohne dieses vielfach in sich aufgegliederte Register würde man sich bei jeder Nacharbeit doch bang fragen, ob man die zwölf Bände Anderluh auch wirklich auf das betreffende Problem richtig durchgemustert hätte.

Walter Deutsch, der sich vor Jahren schon der Registrierung der ersten 15 Bände des „Jahrbuches des Österreichischen Volksliedwerkes“ unterzogen hat, konnte die damals gewonnenen Erfahrungen anwenden. Er hat zunächst selbstverständlich ein „Verzeichnis der Liedanfänge“ erstellt. Dann folgt eine Übersicht über die „Gattungen“, also von „Abendlied“ bis „Winterlied“. Besonders umfangreich ist das „Stichwortregister“ ausgefallen. Wenn hier beispielsweise das Stichwort „Bileam“ fehlt, dann ist mit Sicherheit in Anderluhs Riesenwerk kein Lied über den Propheten Bileam enthalten — was ja an sich möglich wäre, da wir Adam oder David, aber auch Jonas oder Salomon doch finden. Es folgt das selbstverständlich erforderliche „Register der Orts- und Landschaftsnamen“. Dann kommt die Musik stärker zur Geltung: zunächst durch ein „Register der Mehrstimmigkeit“, woraus man etwa entnehmen kann, wieviele und welche Lieder etwa vier- oder fünfstimmig aufgezeichnet wurden. Und dann kommt eine gewichtige Zugabe, die man in einem Registerband gar nicht erwarten würde: eine Abhandlung über „Das Lied und die Singpraxis in Kärnten“, welche sich mit den Fragen der „Typologie der alpenländischen Volksmusik“ auseinandersetzt. Gewissermaßen eine musikwissenschaftliche Antwort auf die Frage, was nun an diesen Liedern eigentlich „das Kärntnerische“ sei. Damit wird sich die Forschung gewiß noch weiter beschäftigen. Der Dank für diesen Registerband ist aber auf jeden Fall echt und herzlich.

Leopold Schmidt

Tiroler Volksschauspiel. Beiträge zur Theatergeschichte des Alpenraumes, im Auftrag des Südtiroler Kulturinstitutes und des Bundes Südtiroler Volksbühnen, herausgegeben von Egon Kühbacher (= Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstitutes, Bd. 3). 423 Seiten, 23 Abb. auf Tafeln. Bozen 1976, Verlagsanstalt Athesia.

Vom 23. bis 26. September 1975 hat in Neustift bei Brixen eine Tagung stattgefunden, in der von verschiedenen Vertretern der Fächer Germanistik, Theaterwissenschaft, Musikwissenschaft und Volkskunde Referate gehalten wurden. Es sind der Einladung Egon Kühbachers nicht alle Referenten gefolgt, manche mußten in letzter Minute absagen, wodurch besonders die Volkskunde nicht sehr stark vertreten war. Aber man kann das, was in Neustift wirklich geboten wurde, anhand dieses Bandes jetzt nachprüfen und wird finden, daß einige recht wichtige Referate zu Recht hier veröffentlicht wurden.

Den Eingang bildet eine kenntnisreiche, handfeste Übersicht des Gesamtgebietes durch Eugen Thurnher, „Möglichkeiten und Aufgaben des Volkstheaters in Vergangenheit und Gegenwart“. Von den nachfolgenden Beiträgen hat der von Hansjürgen Linke, „Ist das Tiroler Schauspiel des Mittelalters Volksschauspiel?“, einiges Aufsehen gemacht, und Ekkehard Schönwiese hat hier nun sogar seinen Diskussionsbeitrag dazu, „Volksschauspiel, was ist das?“, veröffentlicht. Die Fragen sind vielfach bereits besprochen worden, vor allem für das benachbarte Gebiet des Volksliedes, was von keinem der Referenten richtig mitherangezogen wurde. Man hätte nun einige Beiträge zu den überragenden Passionsspielen Tirols erwartet, aber es wurde zunächst weit mehr von den Sterzinger Fastnachtsspielen gesprochen, nämlich von Werner M. Bauer über „Engagement und Literarisierung. Zeiteiden und dichterische Form im Süd-

tiroler Fastnachtsspiel des 16. Jahrhunderts", womit Gedanken Anton Dörrers wieder aufgenommen wurden, die er zu den „Zween stend" geäußert hatte, und von dem Fastnachtsspiel-Spezialisten Ekkehard Catholy über „Das Tiroler Fastnachtsspiel und Nürnberg: Plagiat oder Neuschöpfung?". Catholy vermag den Fassungen Vigil Rabers durchaus positive Aspekte abzugewinnen. Allgemein über die Passionsspiele handelte dann doch Wolfgang F. Michael in seinem Referat „Das Neustifter — Innsbrucker Osterspiel und die Tiroler Passion", und Walther Lipphardt sprach ungemein fundiert über „Die Musik in den Passions- und Osterspielen von Bozen, Sterzing und Brixen". Ganz im Sinn von Wolfgang F. Michael legt Hans Moser, Innsbruck, wieder „Die Innsbrucker Spielhandschrift in der geistlichen Spieltradition Tirols" auf ihre mitteldeutsche Abstammung fest. Die Bemühungen Dörrers, eine stärkere Bindung an Tirol, speziell an Neustift, festzulegen, scheinen also doch zu keinem Ziel geführt zu haben. Zu dem ganzen Komplex der Erforschung des mittelalterlichen geistlichen Schauspiels zählt schließlich noch die geradezu monographische Behandlung des Themas „Petrus und Johannes. Über den Jüngerlauf im europäischen Drama des Mittelalters" von Kurt Konrad Polheim, womit also das Thema der Dissertation von Otto Schüttpelz von 1930 noch einmal aufgenommen erscheint.

Stärker in das innere Revier der Volksschauspielforschung zielt Kurt Konrad Polheims anderer Beitrag, nämlich „Volksschauspiel und mittelalterliches Drama. Am Beispiel der Passionsspiele aus Tirol, Kärnten und der Steiermark", womit wieder ein seit Wackernell behandeltes Thema aufgenommen und breit ausgearbeitet wird. Hier schließen dann die Beiträge von Schönwiese, Schuhladen und Sulzenbacher an. Schönwiese berichtet über die „Beiträge zu den neuaufgetauchten Volksschauspielhandschriften aus den Nachlässen Ludwig von Hörmanns und Leopold Pirkl", Bestände, die eigentlich in Innsbruck immer bekannt gewesen sein müssen, aber anscheinend doch nie behandelt wurden. Das Nikolausspiel-Material aus den gleichen Nachlässen weist anschließend Hans Schuhladen nach, der darüber dissertiert. Und der Auszug aus einer Dissertation ist auch der Beitrag von Josef Sulzenbacher über „Das Prager Nikolausspiel", das immerhin durch eine Handschrift von 1794 gut belegt ist. Die gediegene Arbeit von Sulzenbacher sollte vielleicht doch ganz veröffentlicht werden.

In diesem kurzen Überblick kann auf textgeschichtliche Beiträge wie jene von Bernd Neumann, Franz Viktor Spechtler, Barbara Thoran und Norbert Richard Wolf gar nicht mehr eingegangen werden, die sicherlich zur Verdichtung der neueren Kenntnis der Schauspiele des späten Mittelalters in Tirol noch beitragen. Es soll hier nur betont werden, daß der Band, wie bei einem Referatenband durchaus verständlich, etwas ungleichgewichtig erscheint. Die verschiedenen Gebiete haben sich nicht recht zusammenspannen lassen und der Herausgeber bemerkt ja selbst einmal zu Recht, daß man beispielsweise den Sterzinger Fastnachtsspielen ohne weiteres einmal eine eigene Tagung widmen könnte. Andererseits ist das wohl auch ein Beweis dafür, daß das Gebiet des alten Schauspiels der Bürger und Bauern im Alpenbereich, und nicht nur dort, viel größer ist, als man doch vielfach annimmt; daß darüber stellen- und streckenweise sehr viel und sehr intensiv gearbeitet wurde und wird, was nicht immer sehr bekannt und wohl auch nicht besonders gut koordiniert erscheint; und daß schließlich der Rahmenbegriff „Volksschauspiel" auch dann, wenn gegen ihn polemisiert wird, dieses große Gebiet eben doch umspannt, ähnlich wie es eben auch beim Volkslied der Fall ist. Mit diesem also durchaus tauglichen Rahmenbegriff wird hoffentlich die Volksschauspielforschung auch in und für Tirol weiterleben.

Leopold Schmidt

Nina Gockereil und Helene Kostenzer, Alte Trachten aus Oberbayern und Tirol. Großformat, 160 Seiten, 32 Bildtafeln, davon 28 farbig, und 74 Illustrationen. Rosenheim 1976, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg, DM 42,—.

An Trachtenliteratur über Bayern und Tirol mangelt es eigentlich nicht. Aber schöne Bildbände sind selbstverständlich immer willkommen. So nimmt man auch den vorliegenden, wie alle „Rosenheimer Raritäten“ vorzüglich ausgestatteten Band mit Vergnügen in die Hand und denkt dabei freilich wohl auch sogleich, wie leicht es eigentlich ist, solche Auswahlbände herzustellen. Die Forschungsgeschichte hat im Lauf der Zeit die verschiedensten alten Reisebeschreiber und Topographen feststellen können. Wenn man nun aus deren meist recht gut geschriebenen Landschaftsdarstellungen die auf Tracht bezüglichen Stellen herausschneidet und aneinanderklebt, ergibt sich ganz von selbst ein lesbarer Text. Dazu stellt man aus wohlbekanntem Lithographieserien des frühen 19. Jahrhunderts die ansprechenden Abbildungen, und der Band ist verhältnismäßig rasch erstellt. In diesem Fall werden also zu Schilderungen von J. G. Kohl, C. J. Weber, Hazzi, Lentner, Steub und wie sie alle heißen, die entsprechenden bayerischen Graphiken von Ludwig Neureuther, Lorenz Quaglio und wenigen anderen gestellt; bei Tirol nimmt man die Schilderungen von Carl Wolf, Anton Heilmann und selbstverständlich viel Ludwig von Hörmann, und kann die wohlbekannteren kolorierten Lithographien von Alois Kirchebner dazustellen: Für den eingearbeiteten Fachmann, der womöglich das Material an einem einzigen Institut beisammenhat, die Arbeit von wenigen Tagen. Außenstehende mögen es etwas schwerer haben.

Aber die breitere Bücherkäufer- und -leserschicht hat auf diese Weise doch ein schönes Buch bekommen und der Fachmann wird sich einerseits freuen, die alten Texte auf so einfache Weise zusammengestellt zu bekommen, andererseits die verschiedenen Qualitäten der einzelnen bildenden Künstler studieren, und dabei wieder einmal beträchtlichen Respekt vor den vorzüglichen Aquarellen Lorenz Quaglio des Jüngeren bekommen, einstmals 1822 gemalt und in ihrer Art vielleicht erst wieder von Leibl erreicht. Dagegen sind die Tiroler Trachtenlithographien von Johann Georg Schedler, J. Waldher, Alois Kirchebner usw. doch eher Kommerzware, was nichts gegen ihre sachliche Bedeutung aussagen soll.

Leopold Schmidt

Karl-S. Kramer, Grundriß einer rechtlichen Volkskunde. XIII und 172 Seiten. Göttingen 1974. Verlag Otto Schwartz & Co. DM 18,—.

Das schlanke Buch des Kieler Ordinarius für Volkskunde ist ein Grundriß, nicht etwa ein Handbuch. Wer einen solchen sucht, muß auch weiterhin zu Künßberg und Claudius von Schwerin greifen. Aber dieser „Grundriß“ ist ein wohlverdichtetes, gut lesbares Buch, das man jedem Anfänger im Fach bereits empfehlen kann, ja zur Pflichtlektüre vorschreiben möchte.

Karl-S. Kramer hat sich so viel und so intensiv mit der Quellenforschung auf dem Gebiet des altvolksmäßigen Rechtslebens beschäftigt, daß er hier den umfangreichen Stoff nach Grundkategorien geordnet vorweisen kann. Es geht ihm um die „Ordnungen“, in denen gelebt wurde, und die ihm vor allem für die frühe Neuzeit sehr geläufig sind. Ordnungen wie Raum und Zeit, aber auch Ehre und Exklusivität werden mit Beispielen vorgeführt. Es sind also nicht die Rechtsaltertümer, obgleich auch diese herangezogen werden, sondern das Verhalten der Leute zu diesen, mit vernünftigem Gebrauch und unvernünftigem Mißbrauch, wie beides sich aus den Zeugnissen immer wieder ablesen läßt. Daß in Zeiten einer zünftlerischen Verhärtung und eines übertriebenen ständischen Ehrgefühles hier viel getan wurde, was zur Sprengung der alten pseudorecht-

lichen Schalen führen mußte, ist bekannt. Kramer enthält sich im allgemeinen der Wertungen. Aber man kann von seinen Beispielen ja nach vielen Richtungen ausgehen, kann sich etwa überlegen, ob manche angeführte Ordnungen, etwa Tisch- und Sitzordnungen, nicht eigentlich doch „Brauch“ und nicht „Recht“ waren, wobei hinter beiden Phänomenen auch immer noch „Glaube“ in irgendeiner Form vorschimmern konnte. Verbindungen zur Sage sind ohnehin vielfach zu greifen.

Ohne auf Einzelheiten weiter eingehen zu wollen, darf also wiederholt werden, daß es sich um ein brauchbares und lesenswertes Buch handelt. Nebenbei: Einen „niederösterreichischen Markt Kurzenzwettl“ (S. 39) gibt es nicht.

Leopold Schmidt

Das Recht der kleinen Leute. Beiträge zur Rechtlichen Volkskunde. Festschrift für Karl-Sigismund Kramer, herausgegeben von Konrad Köstlin und Kai Detlev Sievers. Erich Schmidt Verlag, Berlin 1976. XIV und 218 Seiten, eine Bildtafel und mehrere Graphiken, kartoniert.

In vielen seiner Arbeiten hat der Kieler Ordinarius des Faches Volkskunde rechtliche Elemente in der Volkskultur besonders herausgehoben und durch neue Ansätze versucht, das Fachgebiet der rechtlichen Volkskunde von der rechtshistorischen, insbesondere auch rechtsarchäologischen Umklammerung zu befreien. Davon zeugt besonders sein 1974 erschienener „Grundriß einer rechtlichen Volkskunde“, der nun gerade keine Neuauflage des gleichnamigen Buches von Klünßberg darstellt, so wünschenswert dieses Unterfangen an sich wäre, sondern, wie sein Verfasser selbst sagt, ein Modell soziokultureller Ordnungsgefüge entwirft, worin dem Recht eine die Volkskultur wesentlich mitbestimmende Größe zugewiesen wird.

Es lag daher nahe, die zu Kramers 60. Geburtstag von Freunden, Kollegen und Schülern verfaßte Festschrift dem Themenkreis der Rechtlichen Volkskunde zu widmen. Daß die Herausgeber dabei ausgerechnet den Gesamttitel „Das Recht der kleinen Leute“ wählten, so als ob für sie oder, um einen anderen Ausdruck zu gebrauchen, die sozialen Unterschichten ein besonderes Recht zu gelten habe oder besondere Rechtsvorstellungen von ihnen entwickelt werden, ist nicht nur wenig glücklich, sondern wohl auch durch einzelne Beiträge der Festschrift selbst widerlegt. So etwa, wenn A. Erl er (S. 28—32) anhand eines Urteils des Oberhofs zu Neustadt an der Weinstraße (1473) vom Recht einer verstoßenen Tochter auf eine Aussteuer berichtet, die sie in der begehrten Höhe von immerhin 400 Gulden auch erhielt, also doch wohl gerade nicht der untersten sozialen Schicht angehört haben dürfte, oder wenn H. Moser (S. 140 bis 161) in seinem Beitrag über Jungfernkranz und Strohkrantz zeigt, daß das Rügebrauchtum um den Strohkrantz bis in die adeligen Häuser Eingang gefunden hatte. Aber es ist nicht nur der Titel, der zu einer kritischen Besprechung dieser Festschrift herausfordert. Auch einige der insgesamt 17 Beiträge, manchmal nur Skizzen, tun dies. Denn manchmal gewinnt man den Eindruck, als ob den Verfassern die gelegentlich fast schon ideologisch zu nennende Eingrenzung des Themas auf die „kleinen Leute“ den Blick auf die Gesamtzusammenhänge verwehrt.

Drei der Beiträge beschäftigen sich mit generellen Überlegungen zum Thema Recht, Rechtsgeschichte, Rechtliche Volkskunde. K. S. Bader, der Rechtlichen Volkskunde durch eigene Arbeiten verbunden, hebt in seinem Beitrag „Rechtliche Volkskunde in der Sicht des Juristen und Rechtshistorikers“ (S. 1—11) vor allem auf die unterschiedlichen Betrachtungsweisen ab, je nachdem, ob der Volkskundler oder der Jurist, der ja auch ein Rechtshistoriker ist, sich zu Wort meldet, ohne daß angesichts der stofflichen Verzahnung eine scharfe Grenzziehung letztlich möglich wäre. Rechtliche Volkskunde kann nach

seiner Auffassung nur dann für die Rechtsgeschichte fruchtbar sein, wenn sie neben den volkswissenschaftlichen auch die spezifisch juristischen Aspekte berührt. Gerade hieran aber hat es in der Vergangenheit gefehlt. Die Volkskunde hat es nicht verstanden, den Faden, der ihr speziell von der Rechtsgeschichte zugeworfen wurde, aufzunehmen und weiterzuspinnen. So wird Rechtliche Volkskunde auch heute noch, von Ausnahmen wie Kramer abgesehen, fast ausschließlich von Rechtshistorikern betrieben. H. Gerndt (S. 34—49) befaßt sich mit „Vorüberlegungen zur Funktion des Rechts“, indem er sich mit der funktionalen Fragestellung ganz generell auseinandersetzt. Da es sich lediglich um Vorüberlegungen handelt, tritt die im Thema angedeutete Funktion des Rechts etwas in den Hintergrund, die ausdiskutieren sicherlich nur dann sinnvoll wäre, wenn gleichzeitig eine Auseinandersetzung mit dem rechtswissenschaftlichen Schrifttum erfolgt. Ob sich die von Gerndt sehr subtil herausgearbeiteten Funktionsfelder, -schichten, -bereiche und -ebenen als nützlich erweisen, muß die Zukunft zeigen. Daß dabei vieles ineinander übergeht, räumt der Verfasser ebenso ein wie die Tatsache, daß daneben andere Fragestellungen nicht ausgeschlossen werden dürfen. Recht als Mittel des Klassenkampfes glaubt W. Jacobeit in seinem Beitrag „Aspekte Rechtlicher Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Feudalismus und Kapitalismus, dargestellt am Beispiel dörflicher Verhältnisse in Deutschland“ (S. 98—108) in ländlichen Rechtsquellen sowie in der Volkserzählung erkennen zu können. Jedoch bedürfen Sätze wie „Dem Einbruch grundherrschaftlicher Besitz- und Nutzungsansprüche in diesem Zeitraum der frühbürgerlichen Revolution versuchten die Bauern auch durch zunehmende Kodifizierung ihrer vor- und frühfeudalen Gemeinderechte in Form der Weistümer zu begegnen“ sicherlich der Korrektur. Die Mehrzahl der Weistümer verdankt ihre Entstehung gerade der Initiative der Grundherren, die hierdurch Rechtssicherheit, vor allem aber auch Rechtseinheit schufen. Als Beispiele sei hier nur auf St. Gallen und Vorarlberg verwiesen, wie von W. Müller und K. H. Burmeister gezeigt wurde. Auf diesem Hintergrund wird natürlich auch der Inhalt der Weistümer selbst fragwürdig. Denn die Grund- bzw. Landesherrn bedienten sich bei den Aufzeichnungen der Weistümer ihrer rechtsgelehrten Ministerialen, so daß das gelehrte Recht, worin sie ausgebildet waren, leicht Eingang finden konnte. Umgekehrt hat H. Baltl auf der Grundlage der österreichischen Weistümer nachgewiesen, daß lediglich bei etwa 5 Prozent der Texte das alleinige oder überwiegende Interesse des Grundherrn bei der Aufzeichnung maßgebend war. Alle diese Literatur wird von Jacobeit nicht zur Kenntnis genommen und damit seine Qualifizierung der alten, aus den Weistümern zu entnehmenden Gemeinderechte als „Elemente einer antifeudalen Kultur“ mehr als zweifelhaft. Dieselben Vorbehalte müssen auch bei den Beispielen aus dem Bereich der Volkserzählung angemeldet werden.

Die Wechselwirkungen zwischen „Rechtspflege und Volkskultur“ im absolutistischen Bayern veranschaulicht W. Hartinger (S. 50—68) besonders am Beispiel der Ehrenstrafen und der Strafe bei Kapitalverbrechen. Beachtenswert daran ist, welche Bedeutung gerade dem Sühnegedanken zukommt. Der Autor vermag eindrucksvoll zu belegen, wie nach Vollzug der Strafe, sofern nicht die Todesstrafe oder Landesverweisung verwirkt war, der Delinquent wieder vollwertiges Mitglied der Gesellschaft wird, und es geradezu ein Angriff auf seine so wiedergewonnene Ehre war, ihm seine frühere Verurteilung vorzuhalten, wie in Einzelfällen aus dem Sühnegedanken die Landesverweisung gar wieder aufgehoben wurde. Das Thema Recht und Volkskultur greift auch K. Köstlin in seinem Beitrag „Die Verrechtlichung der Volkskultur“ (S. 109—124) auf. Er sieht in einer zunehmend rechtlich-satzungsmäßigen Durchdringung auch derjenigen Lebensbereiche, die bislang als außerrechtlich galten, eine Entfremdung der unteren Schichten von ihrem Recht, weil, wenn ich den Autor recht verstehe,

zur Stützung ihres Standes Rechtsanschauungen rezipiert wurden, die ihnen letztlich fremd waren. Diese konstatierte Rechtsfremdheit im Volke, die nicht hinwegdiskutiert werden soll, scheint mir aber eher auf die seit dem Mittelalter sich wandelnden wirtschaftlichen Verhältnisse zurückzugehen, deren zunehmende Komplexität im Rechtlichen vom einfachen Mann nicht mehr nachvollzogen werden kann. Aber zugegeben, die Frage nach dem volkstümlichen Recht, dem Volksrecht, ist noch lange nicht beantwortet.

Neben dem schon erwähnten Beitrag von H. Moser sind noch zwei weitere Arbeiten dem Themenkreis Rechtsbrauch gewidmet. Sowohl bei dem Beispiel von N. R. Nissen, „Die Schenkschwie: Requisite eines Rechtsaktes?“ (S. 162—165), als auch bei demjenigen von G. Wiegelmann, „Herausfordern aus dem Haus in der industriellen Welt“ (S. 207—212), wird man jedoch weitere Belege finden müssen, um Allgemeingültiges zu sagen. Die Schenkschwie, um dies nachzutragen, ist ein fest installierter Schrank, der zur Aufnahme von nicht zuletzt alkoholischen Getränken diente, die der Hausherr zum Empfang der Gäste reichte. Ob hieran Rechtsfolgen geknüpft waren, wie der Verfasser mutmaßt, muß einstweilen noch dahinstehen.

Mit dem Rechtelement der Freiheit im Montanwesen, das bis in die Siedlungsnamen hinein seinen Niederschlag gefunden hat (Freiberg, Freiwaldau), beschäftigt sich der Beitrag von G. Heilfurth (S. 65—76). Er zeigt auf, welche verschiedenen Bedeutungsinhalte dem Rechtswort Bergfreiheit einerseits zukommen kann, um dann im besonderen in der Freiheit des Schürfens — meist unter Hintanstellung der Interessen der Grundeigentümer — eine wichtige Voraussetzung für eine durchgreifende Belegung des Montanwesens seit dem 12. Jahrhundert besonders im Erzgebirge zu erkennen. Hierin liegen die Wurzeln für die bis heute in zahlreichen Bergmannsliedern spürbare Absetzung des „freien“ Bergarbeiters von anderen Bevölkerungsschichten, obgleich der genossenschaftliche Abbau durch „freie“ Bergleute nicht die ursprüngliche Wirtschaftsform war und es auch nicht blieb. Aber die Besonderheiten des Bergbaues, die Gefahrgemeinschaft zwischen den Bergleuten einerseits und die schon räumliche Trennung zum Unternehmer andererseits haben wohl immer noch die Vorstellung vom „freien Volk der Bergknappen“ erhalten. Mit der Freiheit, hier im Sinne von Freizügigkeit für Zigeuner befaßt sich auch A. Höck (S. 77—88) auf Grund hessischer Quellen des 18. Jahrhunderts. Interessant ist, daß der soziale Kontakt zwischen dieser Minderheit und weiten Kreisen der Bevölkerung trotz der obrigkeitlichen Verbote doch wohl größer war, als bisher angenommen wurde. Die Sage vom hilfreichen Zigeuner etwa zeugt davon. Zu dieser Kommunikation mag die christliche Caritas ihr Gutteil beigetragen haben.

Mehr der Zeitgeschichte denn der Rechtlichen Volkskunde verpflichtet sind die Beiträge von W. Prange, „Flucht aus der Leibeigenschaft“ (S. 166 bis 178), der das Schicksal zweier junger Knechte aus Dithmarschen beschreibt, und von M. Scharfe, „... die Erwartung, daß nun Alles frei sey“ (S. 179 bis 194), worin Vorstellungen und Erwartungen der unteren Volksklassen in Württemberg an die 48iger Revolution geschildert werden. Ein ehemals kleines Dorf in Württemberg ist Hausen im Killertal, dessen Einwohnern von einer Tübinger Projektgruppe die Frage nach der Geltung einzelner Bewohner im Dorf vorgelegt wurde (A. Ilien und U. Jeggle, Zum Recht der kleinen Leute auf wissenschaftliches Verstandenwerden, S. 89—97). Und aus Württemberg holte sich auch H. Bausinger einiges Material für sein Thema „Sprachschranken vor Gericht“ (S. 12—27), worin er an frühere Arbeiten anknüpft. Hier wird unter den Aspekten Sprachbarriere, Dialekt, Gruppensprache, Alltags- und Fachsprache nach den Ursachen des Sich-nicht-mitteilen-Könnens gefragt. Aber obgleich manche Feststellung des Verfassers durchaus akzeptiert werden kann, sollte man nicht dramatisieren. Von einem hilflosen Ausgeliefertsein an unver-

standenes Recht kann wohl kaum die Rede sein. Nicht umsonst entstammen sämtliche Beispiele des Beitrages dem Straf- bzw. Ordnungswidrigkeitenrecht. Gerade dort aber gilt der Grundsatz, daß im Zweifel für den Angeklagten zu entscheiden ist, wenn subjektive Momente nicht völlig erhellt werden können.

Die Volkerzählung, auch Bausinger weist darauf hin, war immer für die Vorstellung des Volkes von Recht und Gerechtigkeit charakteristisch. So darf ein Beitrag hierzu in dieser Festschrift nicht fehlen. L. Kretzenbacher wählte die Rechtslegende vom Meineid durch Mentalreservation und spürt ihrer Verbreitung in Südosteuropa nach (S. 125—139). Die einzelnen Motive, Schwur durch Zuhilfenahme von Tricks (Erde in den Schuhen, Schöpfer unterm Hut), Fluch des Unterlegenen, übernatürliche Strafe für den Meineidigen, tragen zum Teil stark schwankhafte Züge und finden sich praktisch über ganz Europa verteilt.

Mit dem Beitrag von K. D. Sievers, „Prügelstrafe als Zeichen ständischer Ungleichheit“ (S. 195—206), schließt sich der Themenkreis dieser Festschrift.

Wenn hier versucht wurde, aus der Sicht des Juristen und Rechtshistorikers einige notwendig erscheinende Anmerkungen zu machen, so vor allem deshalb, um die Notwendigkeit einer gemeinsamen Arbeit von Volkskundlern und Juristen bei der Erhellung des Problems Volksrecht aufzuzeigen. Die Rechtliche Volkskunde, Rechtsvolkskunde oder wie immer man diesen Grenzbereich zwischen Recht und Volkskultur nennen will, geht eben beide an, den Juristen wie den Volkskundler. Deshalb sollte jeder immer auch die Forschungsergebnisse des anderen wenigstens zur Kenntnis nehmen, wie dies im ähnlich gelagerten Fall der Religiösen Volkskunde ja auch geschieht.

Doch zurück zur Festschrift selbst. Obgleich sie sich „Beiträge zur Rechtlichen Volkskunde“ nennt, kommt das typisch Rechtliche, basierend auf juristischen Normen, nur gelegentlich zur Sprache. Der Akzent liegt eindeutig auf dem Sozialen, um nicht zu sagen bei der Soziologie, deren Kategorien und Termini denn auch bei manchem der Autoren vorherrschen. Dies ist an sich kein Nachteil. Nur muß man sich im klaren sein, daß hierdurch die Gefahr einer Verengung des Blickfeldes besteht, die dann in manchem Beitrag auch spürbar wird. Man wird, dies als Fazit, über die Frage von Entstehung und Tradierung von Rechtsbewußtsein und Rechtsüberzeugungen im Volke auch weiterhin nachdenken müssen. Kramer hat, das am Schluß des Bandes zusammengestellte Verzeichnis seiner Veröffentlichungen zeigt dies, immer wieder von neuen Ausgangspunkten aus den Versuch hierzu unternommen. Ob er dabei von seinen Fachkollegen immer ganz verstanden wurde, scheint mir nach der Lektüre dieser seiner Festschrift mindestens fraglich. Herbert Schempff

Frank Baer, Votivtafel-Geschichten. Votivtafeln erzählen von Räubern und von Kriegen, von Feuersbrünsten und Kindsnöten, von Verkehrsunfällen und von wunderbarer Hilfe. 172 Seiten mit 28 Farbtafeln und 50 Abb. Rosenheim 1976, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 39,80.

Die Votivbilder-Forschung hat in den letzten Jahren wieder deutlich zugenommen. Auch nach größeren zusammenfassenden Werken wie denen von Lenz Kriss-Rettenbeck und von Klaus Beitzl werden immer wieder Einzelarbeiten veröffentlicht. Aber selten wird der eigentliche Gegenstand, die meist recht traurige Geschichte, von denen Bilder und Texte dieser Tafeln berichten, ausführlicher wiedergegeben. Hier hat das vorliegende Buch seinen Gegenstand gefunden. Es berichtet nicht nur referierend über die Geschichte des Votivbildes und über die Wallfahrten und ihre Stätten und Bräuche, sondern vor allem eben über die Wallfahrtsanlässe. Das sind in Einzelkapitel gegliedert: Kindsnöte,

Krankheit, Feuersnot, Kriegsgefahr, Raubüberfälle und schließlich Verkehrsunfälle auf Straßen und Flüssen. Ein allgemeiner gehaltenes Kapitel „Volksfrömmigkeit und Aufklärung“ beschließt den Text. Die Berichte sind meist so ausführlich gegeben wie nur möglich und zeitgeschichtlich kommentiert. In manchen Fällen, beispielsweise bei der „Feuersnot“, wird auch die Bauernhausforschung für die Bild- und Textbelege dankbar sein.

Wie beim Rosenheimer Verlag fast nicht mehr eigens zu betonen: ein schönes Buch mit vorzüglich wiedergegebenen Farbtafeln, die zum Teil die wesentlichen Bildausschnitte besonders vorstellen. Sachlich wäre manchmal eine kleine Korrektur möglich; daß bairisch „Dult“ nicht von „indultum“ (S. 33) kommt (vgl. Schmeller II, 502 f.), hätte man bemerken sollen. In der Bibliographie sind manche Veröffentlichungen so zitiert, daß man sie schwerlich in Bibliotheken wird finden können. Aber sonst, wie gesagt, ein schönes Buch.

Leopold Schmidt

Anton Fillak, Sitte und Brauchtum im Olmützer Ländchen
(= Schriftenreihe des Heimatverbandes Olmütz und Mittelmähren e. V., Nr. 19), 36 Seiten mit mehreren Abb. Steinheim am Main 1974. Quellenverlag V. Diwisch.

Auf dieses schmale Heft mit Aufzeichnungen aus Schnobolin bei Olmütz muß eigens hingewiesen werden, weil die Erinnerungen an das alte Jahres- und Lebensbrauchtum in diesen einstmaligen deutschen Siedlungen in Mähren vom starken persönlichen Gedächtnis des Verfassers getragen sind; und noch dazu berühren sich die aufgezählten und knapp, aber lebendig dargestellten Braucherscheitungen oft sehr eng mit jenen in Ostniederösterreich. Das Maibaumumschneiden etwa oder die „Trauerdame“ (schwarze Braut) beim Begräbnis eines Junggesellen. Auch alles andere findet sich selbstverständlich, ob Federnschleifen oder Sonnwendfeuer, und manche deutlich von Schlesien her beeinflusste Bräuche wie „Schmeckostern“ oder das erst spät im Zug der „Brauchtumserhaltung“ eingeführte „Saatreiten“. In wenigen Sätzen werden diese Dinge beschrieben, wie sie in der Jugend des Verfassers üblich waren und sich ihm eingepägt haben. In manchen Fällen konnte er, der nach 1945 in Bayern eine neue Heimat gefunden hat, von Geschwistern und Jugendfreunden Ergänzungen erfahren, nicht zuletzt ein ganzes kleines Weihnachtsspiel vom Typus der Kindlwiegschlesischer Art.

Leopold Schmidt

Ulrich Bentzien (Hrsg.), Rat zu, was ist das? — Rätsel und Scherzfragen aus fünf Jahrhunderten (Die Sammlung: Deutschsprachige Literatur in Längsschnitten). 2. Auflage. Hinstorff, Rostock 1976. 288 Seiten.

Mit dieser Auswahl von 859 Rätselbeispielen, in ihrer Art der ersten in der DDR, will der Herausgeber „einen gattungsgeschichtlichen Überblick geben und Kenntnisse über eine nahezu vergessene kleine Form des literarischen Erbes vermitteln“ (S. 270). Aus der Sicht volkskundlicher Fragestellungen ist ihm dies sicher besser gelungen als etwa Volker Schupp mit seinem westdeutschen Gegenstück¹⁾. Die vorliegende Anthologie enthält zwar auch Volksrätsel und Kunsträtsel zu annähernd gleichen Teilen, doch sind hier unstreitig die Populärformen solcher Dichtung in der Vorderhand. Das zeigt schon die Heranziehung der frühen Quellen, angefangen von Mones wichtigen Auszügen im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, aus denen man vielleicht noch die einst beim Wie-

¹⁾ Volker Schupp (Hrsg.), Deutsches Rätselbuch. Stuttgart 1972 (= Reclams Universal-Bibl. Nr. 9405—9409).

ner Buchhändler Kuppitsch befindliche Handschrift hätte heranziehen können, und von der Weimarer Hs. 565 (aus 1483) (hier mit 16 Auswahlbeispielen nach R. Koehler und J. Bolte), dem Straßburger Rätselbuch (um 1505) (mit 90 Beispielen) usw. Auch was Bentzien an Quellen von den Humanisten bis zur Aufklärung heranzieht, ist durchwegs für uns von Interesse, so etwa die Belege für Rätselunterhaltung bei Tisch nach M. Luther, Hans Sachs, Johann Fischart oder im Lalebuch von 1597, die Einstreuungen deutscher Rätsel im Humanistenlatein oder Rätsel aus „verschiedenen Lebensbereichen“ (Nr. 179—191).

Dem Kenner wird auch nicht entgehen, daß hier die Unterhaltungsliteratur, Zeitschriften und Almanache des 17. bis 19. Jahrhunderts stärker mit herangezogen wurden bis herauf zum „Kalendermacher Hebel“ (315—341), an den Rätseldichtungen der Klassik und Romantik anschließen. Das 19. Jahrhundert ist weiter mit Beispielen von „Rezeption und Sammlung im Zeichen der Romantik“ sowie mit „Streiflichtern aus Biedermeier und Vormärz“ vertreten. Hier finden wir übrigens auch Grillparzers politisches „Deklinationsrätsel“ von 1841 und Ferdinand Raimunds liebenswürdige „Abdankung“ ans Publikum (S 492 f.).

Das letzte Drittel dieser Anthologie umfaßt ausschließlich **V o l k s r ä t s e l** (Nr. 569—859) aus verschiedenen deutschen Landschaften zwischen der Schweiz und Mecklenburg, wobei letzteres verständlicherweise überwiegt und sich auf Richard Wossidlos „Mecklenburgische Volksüberlieferungen“, Bd. 1, stützt. Immerhin ist interessant, daß sogar Wilhelm Busch um 1850 in Wiedensahl ein Halslöserätsel aufgezeichnet hat (Nr. 859), mit dem Bentzien seine Auswahl abschließt. Da wird also weniger Bekanntes und schwerer Zugängliches in sehr kenntnisreicher Auswahl geboten. So findet sich u. a. auch das uns bisher nur aus Kärnten bekannt gewordene Sieb-Rätsel „Gerades Holz krumm gebogen, Menschenfleisch durchgezogen . . .“ in einer binnendeutschen Aufzeichnung aus dem Hunsrück (Nr. 658), wie man dankbar zur Kenntnis nehmen muß²⁾.

Für Österreich hat der Herausgeber ansonst nur Beispiele aus Tirol nach den bekannten Veröffentlichungen von Ignaz von Zingerle und Anton Renk herangezogen. Aber ihm ging es nicht so sehr um Landschaftstypisches oder um Erstbelege, sondern eher um das Zeittypische solcher Rätseldichtung. Unter dem Zwang, Wiederholungen zu vermeiden, konnten ja weder Kontinuitäten im Zeitlichen und Stofflichen noch Verbreitungsfragen der Rätsel im Vordergrund stehen. Über alle diese Probleme einer solchen Stoffauswahl legt der Herausgeber selbst ernste Rechenschaft ab (S. 269 f.) und gibt zugleich einen kurzen aber doch trefflichen Abriß zur Gattungsgeschichte, den man nicht übersehen sollte (S. 247—270). Die Quellen sind für jeden Text gewissenhaft nachgewiesen, eine vor allem volkswundlich intendierte kurze Literaturliste ist beigegeben ebenso wie ein Register der Auflösungen wenigstens für die „Vollrätsel“. Alles in allem somit ein Vademecum für breite Kreise, über das sich auch die sich nunmehr in den Ländern Osteuropas kräftig regende Rätselforschung gewiß freuen darf³⁾.

Oskar Moser, Graz

²⁾ Vgl. Oskar Moser, Die Kärntner Rätsel von „Reiter“ und Sieb (= Archiv für vaterl. Geschichte u. Topographie 65), Klagenfurt 1974, S. 37 ff.

³⁾ Dazu sei verwiesen etwa auf die neue polnische Untersuchung über die poetische Semantik und die Funktion polnischer Volksrätsel in Erzählung und Lied bei Jan Mirosław Kasjan, Poetyka polskiej zagadki ludowej (= Uniwersytet Mikołaja Kopernika: Rozprawy), Toruń 1976, 246 Seiten (Engl. Summary).

Ernst Klusen, unter Mitarbeit von **V. Karbusicky** und **W. Schepping**, *Zur Situation des Singens in der Bundesrepublik Deutschland* (= *Musikalische Volkskunde, Materialien und Analysen*, Bd. IV und V), 2 Bände. I: Der Umgang mit dem Lied. 168 Seiten. II: Die Lieder. 176 Seiten. Köln 1976, Musikverlag Hans Gerig. DM 26,— und 28,—.

Die immer wiederholten Phrasen vom Aussterben des Volksliedes haben Ernst Klusen und sein Institut für Musikalische Volkskunde an der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abteilung Neuß, schon seit langem veranlaßt, diese Fragen kritisch zu untersuchen. Nunmehr liegt das Ergebnis einer großangelegten Befragungsaktion vor, bei der von 2000 Fragebogen etwa 1500 wirklich beantwortet zurückgesandt wurden. Über den Vorgang, über die Befragten, über den soziokulturellen Hintergrund wird ausführlich gehandelt. Dann kommen Ergebnisse, zunächst über die „Musikalischen Aktivitäten“, also das Singen und Musizieren, über die Fragen des Liederwerbes, des Liedbesitzes, auch der Singgewohnheiten — Gelegenheiten, Gruppen —, Auswertung der Antworten über das verwendete Liederbuch, im besonderen der „Mundorgel“, schließlich eine Aufschlüsselung der „Singintensität“. Das alles ist nach soziologisch-statistischen Methoden gearbeitet, sehr genau in Prozenten, was zweifellos für die verschiedensten Betrachtungsmöglichkeiten Antworten ergibt. Der II. Band bringt die Aufarbeitung der Lieder, wobei sich ein buntes Gemisch von älteren und jüngeren volkstümlichen Liedern ergibt, von „Der Mond ist aufgegangen“ bis zu „Kommt ein Vogel geflogen“. Vieles ist deutlich durch das in der Volksschule gesungene Liedgut geprägt, manches durch das aus einzelnen Gruppen der Jugendbewegung kommende Fahrtenlied. Wenn sich jemand besonders dafür interessieren sollte, würde er den beachtlichen Unterschied gegenüber Österreich bald feststellen: Manche offenbar doch in der Bundesrepublik gesungene Lieder wie „Sabinchen war ein Frauenzimmer“ sind hier nicht einmal Fachleuten bekannt. Die Lieder werden im zweiten Band nicht nur nach ihrer Bekanntheit angeführt, sondern auch liedgeschichtlich kurz charakterisiert, was das Buch entschieden bereichert. In manchen Fällen, beispielsweise bei solchen Liedern, die deutlich vom Soldatenlied des Zweiten Weltkrieges übergeblieben sind, hätte man wohl weiter ausgreifen müssen.

Die methodisch strenge Untersuchung macht zweifellos gerade den mit der Geschichte des Volksliedes und der Volksliedforschung Vertrauten nachdenklich: vor allem in der Hinsicht, daß man nun wissen möchte, ob dadurch auch nur ein einigermaßen repräsentativer Querschnitt durch den „Liedbesitz“ erarbeitet wurde. Wie kommt's, daß man allenthalben in Süddeutschland und Österreich, wo und wann man singen hört, alle diese Lieder nicht kennt, und daß die Sänger, also im wesentlichen doch Erwachsene, diese Lieder als Schul- und Kinderlieder nicht rezipiert haben und auch nicht rezipieren würden? Sind die landschaftlichen — oft sicherlich immer noch stammheitlichen — Unterschiede nicht offenbar bei weitem stärker, als aus einer solchen Untersuchung hervorgeht? Wie steht es mit der Geltung der Großstädte und ihrem speziellen Mundartlied, das doch ganz deutlich alles andere gesellige Liedgut an die Wand drückt? Ich meine, Klusen und seine Mitarbeiter haben eine respektable Arbeit geleistet, die aber offenbar durchaus keine Allgemeingültigkeit besitzt. Vielleicht sind soziologisch-statistische Methoden also für das Fach Volkskunde doch nicht so gut, wie man zumindest in Neuß glaubt. Leopold Schmidt

Frankfurter Wörterbuch, auf Grund des von Johann Joseph Oppel und Hans Ludwig Rauh gesammelten Materials, herausgegeben von Wolfgang Brückner. 6. Lieferung, bearbeitet von Rosemarie Schanze. S. 1017 bis 1224. Frankfurt am Main 1976, Verlag Waldemar Kramer.

Auch die neueste von „ha“ bis „Hobel“ reichende Lieferung des „Frankfurter Wörterbuches“ ist wieder vorzüglich gelungen. Man merkt sicherlich die lange Sammlerarbeit — an sich eigentlich schon 137 Jahre —, aber doch vor allem die ungemein gewissenhafte Bearbeitung Artikel für Artikel.

Es ist vom Standpunkt der Volkskunde wohl begreiflich, daß man bei dieser Lieferung zunächst nach dem Artikel sucht, der das schon von Goethe erwähnte Fastnachtsheischeverschen „Hawel hawel Hahne“ bearbeitet. Tatsächlich findet es sich S. 1109 f. unter „hawele lone“ und bringt alle bisher bekannten Belege sowie knappste Hinweise auf Verbreitung und Deutung. Dadurch beruhigt wendet man sich anderen Artikeln zu und wird etwa unter Hase, hauen, Haus, Hand, Hinkel, Hintern wieder viel an Redensarten und Sprichwörtern finden. Unter „heilen“ sind auch die damit verbundenen Kinderreime mit aufgenommen. Und damit die Sachvolkskunde nicht zu kurz kommt, wird in dieser Lieferung unter „Hackbrett“ nicht nur das Musikinstrument angeführt, sondern auch ein behelfsmäßiger Kinderschlitten, mit dem beispielsweise die Kinder aus dem Metzgerviertel ihren „Samstagsberg“ hinunterfahren. Wir haben hier (ÖZV XXVII/76, 1973, S. 213 f.) Iris Barbara Graefe zu Wort kommen lassen, die über das gleiche Kindervergnügen mit den gleichen Schlittbrettern aus dem Burgenland berichten konnte. Man sieht, was ein so gut gearbeitetes Mundartwörterbuch eben alles bietet.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für Hausforschung, Band 26. Bericht über die Tagung in Regensburg vom 2. bis 5. September 1975, bearbeitet vom Vorstand des Arbeitskreises für Hausforschung, e. V. Münster/Westfalen 1976. 381 Seiten und 11 Freihandzeichnungen.

Beiträge zur Hausforschung (= BzHsf), im Auftrag des Arbeitskreises für Hausforschung, herausgegeben von Joachim Hänel. Band 1, 1975, Detmold — Arbeitskreis für Hausforschung. 321 Seiten, illustriert.

Hauskundliche Bibliographie, Band 3. 1961—1970, Dritter Teil, bearbeitet von Joachim Hänel (= Beiträge zur Hausforschung [BzHsf], Beiheftreihe Hauskundliche Bibliographie). Detmold — Arbeitskreis für Hausforschung 1975, 247 Seiten.

Die schon seit 1950 zunächst in sehr bescheidener Aufmachung, aber mit beachtlicher Regelmäßigkeit erscheinenden „Berichte des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung e. V.“ sind längst zu einem unentbehrlichen Instrument der Hausforschung in ganz Mitteleuropa geworden. Dieses schon deshalb, weil sie im Wechsel der auf den jeweiligen Jahrestagungen besuchten Städte und Regionen ein aktuelles Forum weitgespannter, innerfachlicher Fragen und Diskussionen darstellen, an denen erfreulicherweise und in zunehmendem Maße auch Fachleute des Auslandes mit ihren Erfahrungsberichten zu Wort kommen und aktiv teilnehmen. Auf solche Weise ist über viele Jahre hin ein äußerst wertvoller und anregender Austausch von Kenntnissen und Erfahrungen zustande gekommen, der in diesen Berichten mit ausgiebiger bildlicher Dokumentation niedergelegt erscheint.

Nach 25 Jahren führte dies, nicht zuletzt unter dem bestürzenden Eindruck der ökologischen und der Siedlungsprobleme in der modernen Industriegesellschaft, zu einer Aufteilung des sprunghaft ansteigenden Publikationsstoffes in die drei oben angeführten neuen Veröffentlichungsreihen und zugleich zu gewissen redaktionellen Veränderungen. Die Hauptlast im Redaktionsstab scheint nun Joachim Hänel, Kommern/Eifel, zu tragen, der vor allem für die beiden neuen Reihen der „Beiträge zur Hausforschung“ verantwortlich zeichnet. Zugleich wurde die bisherige Berichtsreihe auch in ihrem Titel auf „Jahrbuch für Hausforschung“ abgeändert. Alles das läßt wohl auf erweiterte Absichten

und Pläne hinsichtlich einer noch effizienteren und zugleich straffer gegliederten Publikationstätigkeit des „Arbeitskreises für Hausforschung e. V.“ in Münster/Westfalen schließen.

Die drei vorliegenden Bände bestätigen dies denn auch in sehr erfreulicher Weise. So enthält das „Jahrbuch für Hausforschung“ umfassende Berichte über den bedeutenden Altbestand an Bauten der Stadt Regensburg (Turm- und Hausbauten, Bürgerhäuser, Objektsanierungen, Stadtsanierung) sowie sehr nützliche haustopographische Darstellungen über die ländlichen Hausbauten zwischen Regensburg und Eichstätt bzw. im Altmühlgebiet von Konrad Bedal (S. 155 bis 201) und von Erich Wieser (S. 203—286), beide mit gutem Bild- und Planmaterial natürlich. Ferner kommen zwei junge kroatische Architekten aus Petrinja bei Zagreb mit ihren Analysen heimischer „Ruralarchitektur“ zu Wort und bringen übersichtliche regionale Zusammenfassungen von Baumerkmalen zwischen dem adriatischen und pannonischen Raum, die im Grundsätzlichen überlegenswert sind, wenn sie auch der volkskundlichen Hausforschung ungewohnt erscheinen (Ivo Maroević und Davor Salopek: „Lebendiges Erbe“, S. 287—308). Schließlich berichtet Justinus Bendermacher über den Stand der Dorfinventarisierung in der Bundesrepublik zum Jahresende 1974 (S. 309—317, mit neun Plänen).

Der erste Band der „Beiträge zur Hausforschung“ bringt sieben hauskundliche Aufsätze und Baubeschreibungen, darunter die wichtige Untersuchung von Erich Wieser über die verschiedenen Grundrißentwicklungen des Bauernhauses im westlichen und östlichen Mittelfranken (S. 9—80), eine methodisch vortreffliche gefügekundliche Darstellung von sieben historischen „Dachstühlen im Hofer Land vor 1650“ mit entsprechender Auswertung für den Dachbau im süddeutschen Raum von Albrecht und Konrad Bedal (S. 127—173, 27 Abb.) sowie eine übersichtliche Zusammenfassung von Robert Tuor über „Die Speicher im bernischen Mittelland“ der Schweiz in ihrer historischen und regionalen Entwicklung, betrachtet im Hinblick auf ihre funktionalen, konstruktiven und formalen Bauelemente (S. 103—126, 19 Abb.). Schließlich behandelt Stefan Baumeier eine Reihe zeitgemäßer Probleme „Zur Dokumentation in Freilichtmuseen“ vor allem in Hinsicht auf Wirklichkeitstreue und historische Wahrheit bei Objektdarstellungen und Ensembles, deren Studium man nachdrücklich empfehlen möchte (S. 175—182). Der Band schließt mit einem umfassenden „Hauskundlichen Literaturbericht 1971—1975“ für die Länder Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Westfalen von Joachim Hänel (unter Mitarbeit von Konrad Bedal) in der Art, wie Hänel dies bislang mit Kurzrezensionen aller wichtigeren Erscheinungen auf diesem Gebiet in der Rheinisch-Westfälischen Zeitschrift für Volkskunde praktiziert hat.

Die in derselben Reihe (BzHsf) schon seit 1972 von Joachim Hänel herausgebrachte „Hauskundliche Bibliographie 1961—1970“ liegt nun mit ihrem „Dritten Teil“ vor, der ausschließlich dem Alpenraum gewidmet ist und somit Österreich, die Schweiz und Liechtenstein umfaßt. Schon deshalb ist sie hier besonders anzuzeigen, wobei sie jedoch auf sämtliche Staaten und Länder Europas ausgedehnt werden soll. Bereits für 1976 ist als nächster und sehr umfangreicher Band dieser Bibliographie Band 4: Italien (mit Ergänzungen bis 1974!) angekündigt.

Im vorliegenden dritten Band werden im Vorwort das Gliederungsprinzip sowie die quellen- und arbeitsmäßigen Voraussetzungen besprochen sowie etliche geringe Korrekturen zu den Vorbänden gebracht. Die Titel selbst sind hier topographisch nach Ländern, Bezirken bzw. Kantonen sowie Orten angeordnet. Allgemeines oder übergreifendes Schrifttum ist jeweils vorangestellt. Erst innerhalb topographischer Einheiten sind die Titel dann nach Sachgruppen untergliedert, wofür Wien (12.1) übrigens mit seiner Sachgruppeneinteilung ein eigenes und

etwas abweichendes Beispiel bietet. Dem Kapitel Kärnten (12.6) wurden auch die deutschen Sprachinseln der Carnia (Italien) angeschlossen, während Tirol (12.8) in die (österreichischen) Landesteile Nord- und Osttirol sowie in (das zu Italien gehörige) Südtirol aufgeteilt ist. Eigentlich hätte man bei letzterem auch die Sprachinseln der Carnia anschließen können, was auch sachlich zutreffender gewesen wäre. Auf diese wären auch die Arbeiten von Maria Hornung (9017, 9018, 9019) im Abschnitt Osttirol und vor allem deren „Pladener Wörterbuch“ zu beziehen, während Th. Tiefenbachers „Schwaighöfe“ (ebenda 9020) zum Bezirk Hermagor gehören (12.67). Im übrigen erfolgte die Aufnahme der Titel, soweit sich das beurteilen läßt, mit großer Umsicht und Genauigkeit unter fortlaufender Zählung, so daß diese Spezialbibliographie bereits 10.557 einschlägige Titel erfaßt. Man wird also schon jetzt den Mut und die Ausdauer für eine derartig umfassende und meist wenig bedankte bibliographische Arbeit bewundern, deren praktischer Gebrauchswert namentlich nach Vorliegen der bereits angekündigten Aufschließungsregister wohl nicht nur der volkskundlichen Hausforschung und Architektenschaft zugute kommen dürfte.

Oskar Moser, Graz

Gunnar Svahnström (Hrsg.), Häuser und Höfe der handeltreibenden Bevölkerung im Ostseegebiet und im Norden vor 1500. Beiträge zur Geschichte und Soziologie des Wohnens (Acta Visbyensia V — Visby-symposiet för historiska vetenskaper 1974). Visby-Museum Gotlands Fornsal (1976). 231 Seiten, reich illustriert.

Die 16 Beiträge dieses aus dem Fünften Visby-Symposium 1974 hervorgegangenen Sammelwerkes, davon allein sieben archäologische, befassen sich vorwiegend mit dem Hausbau und den Wohnverhältnissen der nichtbäuerlichen Bevölkerung des Ostseeraumes im Mittelalter. Schon dies allein sichert dem Buch seine besondere Bedeutung. Und dementsprechend treten auch Fragen der Stadtopographie und der Bürgerhausforschung des Mittelalters in den Vordergrund. Es gibt viele und wertvolle Bau- und Fundbeschreibungen; über die Wohnverhältnisse, Befeuierungs- und Heizeinrichtungen, Hausbauten des Mittelalters in den verschiedenen Sozialschichten wird der Leser in vielfältiger Hinsicht informiert.

So gibt Gunnar Svahnström (Visby) einen gehaltvollen Überblick über „Häuser und Höfe der handeltreibenden Bevölkerung auf Gotland während des Mittelalters“ (S. 9—28), wobei sowohl Landsiedlungen wie auch Bauten in der Stadt Visby vergleichend behandelt werden. Den „Einfluß der sozialen Strukturen“ auf die Wohngestaltung sucht Karol Górski (Torun) in den verschiedenen Regionen um die Ostsee herauszustellen (S. 29—34). Nützlich und interessant sind auch die Hinweise auf verschiedene Wohnhaustypen der pommerischen Stadtsiedlungen (Wollin, Stettin, Danzig) nach Grabungsfunden aus dem 9. bis 13. Jahrhundert von K. Ślaski (Poznan) (S. 67—72). Eben solche Unterlagen bieten für das norwegische „Kaupang in Skiringssal“ (S. 73—88) Charlotte Blindheim und Roar L. Tollnes bzw. Egill Reimers für „Einige mittelalterliche Hauskonstruktionen in Bergen“ (S. 89—106).

Besonders hervorheben möchte man die neuartige und sehr anschauliche Einführung, die Hans-Günther Griep (Goslar) in „Die Entwicklung des Bürgerhauses in Norddeutschland“ (S. 127—140), Helmi Üprus (Tallinn/Reval) zum „Wohnhaus in Tallinn vor 1500“ (S. 141—164) und ebenso Hans Henrik Engqvist (Kopenhagen) „Über die Gestaltung und Disposition des Bürgerhauses in Dänemark um 1500“ (S. 173—190) geben. Und schließlich berichtet, wie immer mit erstaunlicher Sachbeherrschung, Kustaa Vilkuuna (Helsinki) „Über mittelalterliche Sperrschlösser an Handelswegen im Baltikum und in Finn-

land" (S. 191—202), in deren Holztürmen und Blockbauten mit den russischen Namen „koster“, „gorodok“ und „ostrog“ bis nach Westsibirien, scheint's, jene Burglager als Vorbilder weiterleben, die einst zum Limes des Römerreiches gehörten.

Das Sammelwerk führt also zusammen mit dem ausgezeichnet dargebotenen archäologischen Fundmaterial bei aller Verschiedenheit der Standpunkte an ein ungewöhnlich reichhaltiges, sonst selten greifbares Sachgebiet heran, zu dem vortreffliche Bildunterlagen und Pläne geboten werden und auch weiterführende Literatur angegeben ist.

Oskar Moser, Graz

Rainer Berger (Hrsg.), *Scientific Methods in Medieval Archaeology* (= UCLA Center for Medieval and Renaissance Studies Contributions IV). Berkeley, Los Angeles, London — University of California Press 1970. 459 Seiten, Index. — ISBN: 0-520-01626-2.

Besonders Realienforschung und Museumspraktiker sollte man auf diese gewichtige Kongreßschrift von 1967 im Rahmen des „Center for Medieval and Renaissance Studies“ und des Isotopen-Laboratoriums des „Institute of Geophysics and Planetary Physics“ an der University of California in Los Angeles/USA hinweisen. Sie zeigt die zunehmenden Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Zusammenarbeit von Natur- und Humanwissenschaften im Dienste der in ihrer Wichtigkeit nicht zuletzt für die Volkskunde immer deutlicher hervortretenden Mittelalterforschung. Ihr Hauptgewicht liegt dabei völlig empiristisch auf der Prüfung und Bewertung der verschiedenen, in raschem Ausbau begriffenen naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden zur Datierung und Altersbestimmung (Fluoreszenz-Analyse — Thermolumineszenz-Datierung — Dendrochronologie — Tephrochronologie — Radiokarbon-Datierung — Archäomagnetische Datierung), wobei diese mit den bisherigen archäologisch-kunstwissenschaftlichen Methoden zur Altersbestimmung vor allem an mittelalterlichen Holzbauten aus England, Belgien und Nordfrankreich konfrontiert werden. Ein solcher Erfahrungsaustausch ist insbesondere für die Hausbauforschung von großem Interesse, zumal sich auf diesem Wege selbst gegenüber bisher durch Urkunden eindeutig bestimmten Hausbauten gewisse Korrekturen ergeben und andererseits bisherige Datierungen durch die Mittelalterarchäologie eine gewisse Bestätigung finden.

Auf die interessanten Forschungsansätze und Modifizierungen etwa der C^{14} -Methode und der Dendrochronologie kann hier nur pauschal verwiesen werden. Immerhin ist auch das Forstbotanische Institut der Universität München vertreten mit dem Beitrag von Bruno Huber und Veronika Giertz: *Central European Dendrochronology for the Middle Ages* (S. 201—212, mit einer Chronologie-Schematik für Eiche und Tanne!). Zumindest auf dem europäischen Binnen-Festland erweist sich ja die Jahrringzählung heute schon als zuverlässigste Methode für die Datierung von Holzgegenständen bei entsprechenden Voraussetzungen.

Daneben sei aber besonders die vergleichende Hausforschung auf eine Reihe von Referaten englischer Archäologen, Architekten und Hausforscher verwiesen, die hier ein umfassendes Material über den Hausbau des Mittelalters in Nordwesteuropa ausbreiten und namentlich über Gerüstbau und Dachwerk sowie zur Gefügeforschung wichtige und methodisch interessante Beiträge liefern. Behandelt werden vor allem mit Beigabe vortrefflicher Gefügepläne und Innenaufnahmen mittelalterliche Großscheunen (Grangien der Zisterzienser), Cruck-Bauten, Hallenbauten von Schlössern und Herrensitzen, Markthallen (aus Nordfrankreich), Bauernhäuser und Kirchenbauten.

Erstaunlich die Fülle von Holzbauten in England, die vereinzelt bis ins frühe 13. Jahrhundert zurückgehen und die von den englischen Forschern Fred

W. B. Charles, John M. Fletcher, John T. Smith und dem Amerikaner Walter Horn analysiert und hausbaukundlich untersucht werden. Da gibt es also einige wichtige Feststellungen zu den süd- und mittlenglischen Cruck-Bauten, die sich nach J. M. Fletcher erst nach 1375 und besonders in den Highlands (westlich Oxford) ausbreiten, deren frühester Niederschlag andererseits von F. W. B. Charles bereits um 700 in kirchlichen Steinbauten auf Irland festgestellt (S. 234) und zugleich dem Ursprunge nach vom alteuropäischen Pfettendach („the purlin roof“) hergeleitet wird (S. 233). Gefügekundlich wichtig ist ferner der Beitrag des bekannten englischen Bauforschers John T. Smith: *The Reliability of typological Dating of Medieval English Roofs* (S. 239—269, Fig. 1—21), dem wir bereits eine grundlegende Übersicht über die mittelalterlichen Dachwerke Englands verdanken ¹⁾. Vergleichsweise werden nach J. T. Smith (und C. A. Hewett) Anblattungen von Streben und Bügen („halved or lap joints“) (z. B. von einer Scheune in *Crissing Temple, Essex*, ebda., S. 72, Fig. 39, nach W. Horn) bereits im 13. Jahrhundert in England durch Verzapfungen („mortise-and-tenon joints“) abgelöst (S. 247). Interessant ist ferner, daß nach dem französischen und englischen Material die durchgehende Schwertung („the passing brace“) im Dachgefüge bereits für das Hochmittelalter (früheste Nennung Kathedrale von Lisieux in der Normandie: zirka 1181!) nachgewiesen und in südenglischen Dachwerken schon um 1200 allgemeiner gezeigt wird (S. 246 f., Fig. 2—5). Wir kennen diese Erscheinung ja auch von oberdeutschen Dachgefügen des späteren Mittelalters her und finden sie nachmals bis hinein in die neuzeitlichen Dachgerüste Bayerns und der südlichen Ostalpenländer wieder. Der von F. W. B. Charles, wie neuerdings auch von mir geltend gemachte Grundsatz, daß man ein Haus- oder Dachgefüge auch von seiner praktischen Errichtung her beurteilen muß, scheint mir in diesem Zusammenhang von Strebenzimmerungen, die wir also über so weite Räume und Zeitläufe hinweg verfolgen können, wohl beachtenswert ²⁾.

Oskar Moser, Graz

¹⁾ John T. Smith, *Medieval English Roofs: A Classification*. In: *Archaeol. Journal* CXV (London 1960), S. 111—149.

²⁾ F. W. B. Charles stellt (S. 213) u. a. fest: „My own experience... depends for its results on the structural survey, which must take into account every aspect of construction as well as examination of how the building was erected...“ Vgl. ferner Oskar Moser, *Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsbereich* (= Veröffentl. d. Österr. Museums für Volkskunde XVII). Wien 1976, S. 47 u.ä.

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1977



Georgius A. Megas
mit Comte Victor de Pange, Leopold Schmidt und George Henri Riviere bei
der Arbeitstagung zur Vorbereitung des 3. Bandes der Buchreihe des Europarates
„Europäisches Volksschauspiel“ in Wien, 7.—8. Mai 1963.



Nora Watteck

Die Schlittenabfahrt vom Luschariberg

Sachkundliche Beiträge zu einem ungewöhnlichen Wallfahrerbrauch

(Mit 9 Abbildungen)

Von Oskar Moser

Vor 25 Jahren hat Leopold Schmidt in einer ersten vergleichenden Umschau auf einen eigenartigen Brauch der Wallfahrt zum „Heiligen Berg Maria Luschari“ (slow. „Svete Višarje“ — italien. „Monte Santo Lussari“) aufmerksam gemacht¹⁾. Bis zum Ersten Weltkrieg ließen sich einzelne Wallfahrer nach dem Besuch des Bergeheiligtums, das man damals erst nach zwei- bis dreistündigem, recht beschwerlichem Aufstieg erreichen konnte, auf Schlitten von orts- und wegekundigen Einheimischen wieder zutal bringen, und dies im Sommer, also auf trockener Erde. Schmidt verwies nicht nur auf ältere erste Nachrichten darüber etwa bei dem vielgereisten bretonischen Arzt und Forscher Belsazar Ha c q u e t de Lamotte, er nannte auch einige wenige vergleichbare Vorkommen solcher Abfahrten mit Sommerschlitten²⁾ beispielsweise auf dem Mont Ventoux in den französischen Alpen (Dauphiné) oder vom Pico dos barellos auf Madeira³⁾.

Selbst innerhalb des leider noch vielzuwenig erschlossenen alpinen Transportwesens und seines umfangreichen Sachbereiches muten diese ersten wenigen Nachrichten immerhin merkwürdig genug an, zumal in ihren vermeintlich brauchmäßigen oder gar wallfahrtsmäßigen Zusammenhängen. Schon dies erfordert also zunächst eine genauere Klärung der Fakten an sich. So stand es wohl auch in der Absicht Leopold Schmidts, der damals den von ihm aufgeworfenen Fragenbereich folgendermaßen zusammengefaßt hat:

„Die profanen Sommerschlitten zur Menschenbeförderung erscheinen also wohl auch von den romanischen Ausnahmen her gesehen einstweilen noch als ungewöhnlich. Die beiden brauch-

1) Leopold Schmidt, Zur Wallfahrer-Schlittenabfahrt vom Luschariberg. (Carinthia I, Klagenfurt 1951, S. 241—243)

2) Auf diese Art eines räderlosen Beförderungsmittels weist mit dem Terminus „Sommerschlitten“ besonders Hanns Koren mit einigem Nachdruck hin; s. Hanns Koren, Altertümliche Schlitten in Steiermark. (Zeitschrift d. Histor. Ver. f. Steiermark 39, Graz 1948, S. 126—136)

3) L. Schmidt, Zur Wallfahrer-Schlittenabfahrt (wie Anm. 1), S. 242 f.

mäßigen Formen (Schmidt meint die in Altkärnten wie in dem Dauphiné; Ergänzung d. Verf.) sind charakteristischer. Und daher scheint es auch erlaubt, nach der zweiten, der glaubensmäßigen Richtung auszugreifen und zu fragen, ob diese Schlitten und Schlittenfahrten vielleicht nicht oder nicht nur profan waren, eine zeitsparende Wegabkürzung, sondern ob es sich dabei um einen eigenen Wallfahrerbrauch handelte, der dementsprechend auch von volksgläubiger Bedeutung gewesen sein mag. Überliefert ist davon, soviel ich sehe, nichts. Da jedoch alle Schlittenbräuche sich durch hohe Altertümlichkeit auszeichnen ⁴⁾, so ist hier wohl damit zu rechnen, daß der Glaube, wenn einer damit verbunden war, in eine sehr tiefe Schicht zurückreichen muß. Vielleicht ist es die hirtentümliche Schicht, der diese Almkirche an sich und auch die Auffindungslegende des (Marien-)Gnadenbildes angehören ⁵⁾.

Leopold Schmidt's Anregungen blieben zwar nicht unbemerkt, doch kam bisher eine Weiterführung dieser Fragen anscheinend nicht zustande ⁶⁾. Offenbar wohl auch deswegen nicht, weil die Kriegszerstörungen ⁷⁾, Verunsicherungen in der Bevölkerung und die neuen Staatsgrenzen dieses einst so besuchte Bergheiligtum in unserem Jahrhundert in vielfältiger und tragischer Weise überschatteten ⁸⁾ und alles das auch einer Nacherhebung an Ort und Stelle nicht sonderlich zuträglich war. Schließlich traten mit dem Wiederaufbau der in beiden Kriegen hart mitgenommenen Hochgebirgswallfahrt und seit dem Bau einer eigenen Gondelseilbahn auf den Luschariberg tief einschneidende innere und äußere Veränderungen ein. Es bestand also nur noch wenig Aussicht, etwa an die bis zum Ersten Weltkrieg

⁴⁾ L. Schmidt, ebenda S. 243, Anm. 10, verweist auf Friedrich Mössinger's Aufsatz über den „Schlitten im Brauchtum“ (Germanien 1937, S. 347 ff.). Dazu vgl. etwa noch Milovan Gavazzi, Saonice kod pogreba (Über die Verwendung von Schlitten beim Begräbnis). In: Lud Slowiański (Krakau/Kraków) I, S. 88—92.

⁵⁾ L. Schmidt, Zur Wallfahrer-Schlittenabfahrt (wie Anm. 1), S. 243.

⁶⁾ Eine erste negative Stellungnahme von E. Seiwald wurde an L. Schmidt's angeführten Bericht (wie Anm. 1), ebenda S. 244, unmittelbar angeschlossen. Doch meint immerhin E. Seiwald: „Vereinzelt haben vor ca. 50 Jahren (also um 1900) Bauern von Saifnitz ihre Schlitten den Wallfahrern zur Verfügung gestellt.“

⁷⁾ Eine späte, letzte Erinnerung an diese finde ich neuerdings bei P. Oskar van de Castel OFM (Santa Cruz, Bolivien), Sehnsucht nach Luschari. (Kärntner Kirchenzeitung 32/33 1976 Aug. 15, S. 13.)

⁸⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch 4: Kärnten und Steiermark. Wien (1956), S. 52, sagt abschließend von Maria Luschari: „Durch die unsinnige und erbärmliche Zerstörung der Kirche im Weltkrieg und den Anfall an Italien hat die Wallfahrt sehr gelitten.“

bestehenden Verhältnisse und älteren Überlieferungen anknüpfen zu können⁹⁾.

Alles das vorausgesetzt, haben wir versucht, nach Möglichkeit und — wie man wohl wird sagen dürfen — mit einigem Glück Einzel-funde wenigstens bruchstückhaft im Lauf der Jahre zu erarbeiten. Bei dem fühlbaren Mangel einer eingehenderen wallfahrts-geschichtlichen Behandlung dieser angeblich bis auf das Jahr 1360 zurückge-henden, bedeutenden Höhenwallfahrt hart am Schnittpunkt der Gren-zen slawischer, germanischer und romanischer Völker in Europa scheinen mir auch derlei Bausteine und Materialien zur Kenntnis und Kulturgeschichte derselben wichtig genug, sie einmal von den ein-gangs erwähnten Sonderproblemen her einzubringen und zu be-trachten.

Die Weg- und Ortsverhältnisse am Berge Luschari

Es mag fürs erste überraschen, wenn wir hier zunächst einmal die äußeren Ortsumstände dieser bedeutenden Fernwallfahrt in den Vordergrund stellen. Wer indessen derlei Begehungen selbst erlebt hat, der weiß nur zu gut, wie sehr gerade Fernwallfahrten und bei Bergwallfahrten im besonderen diese äußeren Umstände für das Wallfahrtserleben selbst bis hin zur eigentlichen devotio mitbestimmend waren, solange alle Mühsal, Entbehrung und Opfer in diese mit eingebunden waren und nicht Eisenbahnen, Autocars oder Seilbahnen die Pilger möglichst direkt und unvermittelt vor die heiligen Stätten hintransportierten. Vor allem in unserem Falle scheinen die besonderen Ortsverhältnisse sozusagen eine wesentliche äußere Komponente darzustellen, zu der man sich freilich stets die peregrinatio im engeren, volksglaubensmäßigen Sinne als Kern und viel-eicht als dritten wichtigen Faktor wohl auch deren Niederschlag in Form von Votivalien und bildhaften Andenken oder Wallfahrtsge-

⁹⁾ Alles Wesentliche über die Wallfahrt ist zusammengefaßt bei Gustav Gugitz, Österreichs Gnadestätten (wie Anm. 8), S. 51—53. — Ausführlich berichtet über die Wallfahrt Maria Luschari das „Buch der Denkwürdigkeiten und Gebräuche vom Luschariberg“, kurz auch „Memorabilienbuch“ genannt, das Lambert Ferčnik, seinerzeit Dechant in Saifnitz, zusammengestellt und am 3. November 1886 in Saifnitz abgeschlossen hat; Handschrift im Pfarramt Saifnitz/Camporosso (eine Fotokopie davon im Kärntner Landesarchiv, allgem. Handschr. Slg. Nr. 2436). Wegen einiger bisher unbekannter Bilder wäre noch zu erwähnen das slowenische Büchlein von Marijin Castilec, Svete Višarje, Celovec/Klagenfurt 1910, das offenbar auf der Grundlage des „Memorabilienbuches“ u. a. auch die Wallfahrerwege auf den Berg (Poti na sv. Višarje, p. 17 ff.), Mirakel und Gnadenerweisungen (Čudeži in milosti, p. 26 ff.) sowie Geschichtliches (Zgodovina, p. 37 ff.) enthält.

sängen wird notwendig hinzudenken müssen¹⁰⁾. Aber allein schon die Beschränkung des Wallfahrtszuzuges auf die Sommerzeit, — der Christi Himmelfahrtstag und Ende September werden vielfach als Grenztermine dafür angegeben —, die ständigen Berichte vom Kampf mit Schnee und Sturm oder sonstigen Wetterunbilden müssen derlei Abhängigkeiten und äußere Umstände in unserem Falle begreiflich werden lassen, diese also innerhalb des Gesamtphänomens dieses „Heiligen Berges“ sehr wohl mit in Rechnung stellen.

Dazu muß man sich etwa zu dem kurzen Abriß der äußeren Wallfahrts Geschichte bei Gustav Gugitz und Ivan Grafenauer vergegenwärtigen, daß spätestens seit dem 17. Jahrhundert am Luschariberg ein sehr beträchtlicher Wallfahrtszuzug bestanden haben muß. Im allgemeinen werden Besucherzahlen zwischen 50.000 und 100.000 Wallfahrern jährlich angeführt, die sich vor allem auf die Monate zwischen Mai und Oktober und an bestimmten Festen konzentrierten, wobei vor allem Deutsche und Slowenen sowie Furlaner und Italiener aus allen umliegenden Ländern der alten Monarchie, besonders viele aus der historischen Steiermark übrigens, die Wallfahrt besuchten. Dazu vielleicht noch einige Details aus archivalischen Quellen¹¹⁾.

Die Bergkirche Maria Luschari war der Pfarrkirche St. Ägydi zu Saifnitz im Kanaltale (slow. Žabnice — italien. Camporosso) inkorporiert¹²⁾. Sie hatte beispielsweise im Jahre 1744 allein 1415 Gulden 41 Kreuzer an Opfergeldern sowie „Naturalopfer“ im Wert von 32 Gulden 3 Kreuzer zu verzeichnen, während im gleichen Zeitabschnitt in der Pfarrkirche von Saifnitz St. Ägydi nur 35 fl 39 Xr und in St. Dorothea ebenda 18 fl 18 Xr an Opfergefallen verbucht erscheinen¹³⁾.

Nach den erregten Auseinandersetzungen um die vom Josefinismus erzwungene Aufhebung der Kirchfahrt zum Luschariberg im

¹⁰⁾ Dazu vgl. Ivan Grafenauer, Slowenische legendäre Lieder von Unserer Lieben Frau auf dem Luschariberge im Kanaltale-Valcanale. (Zs. f. Volkskunde 56 1960, S. 194—208), der auch einen geschichtlichen Überblick zur Wallfahrtskirche Maria Luschari gibt (S. 194—197); Karl M. Klier, Altösterreichische Brauchtumslieder: 2. Luschariberg-Lieder. In: Lied und Brauch. Aus der Kärntner Volksliedarbeit und Brauchforschung. (= Kärntner Museumsschriften VIII). Klagenfurt 1956, S. 76—92; Leopold Kretzenbacher, Pilgerfahrt nach Maria Luschari. Eine deutsch-slawische Legende aus der alten Untersteiermark. In: (Südostdeutsches Archiv II/2 München 1960, S. 87—100.)

¹¹⁾ Benutzt wurden hiefür lediglich die Kirchenakten der Herrschaft Bamberg für die Pfarre Saifnitz und ihre Filialen im Kärntner Landesarchiv in Klagenfurt (weiterhin abgekürzt: KLA), Herrsch. Bamberg, Fasz. LXXI.

¹²⁾ Vgl. dazu Ernst Klebel, Zur Geschichte der Pfarren und Kirchen Kärntens II. (Carinthia I 116 Klagenfurt 1926, S. 55, Nr. 10.)

¹³⁾ Kirchenrechnung 1744 der Pfarrkirche St. Ägydi zu Saifnitz; KLA, H. Bamberg, Fasz. LXXI, fol. 295^a.

Jahre 1786 folgte ein umso stärkerer Zustrom schon unmittelbar bei der feierlichen Rücktragung des Gnadenbildes in die Bergkirche am 9. Juni 1791. Nach Gugitz zählte man bei diesem Anlaß nicht weniger als 4.000 Teilnehmer an der „Prozession“ auf den Berg und es gingen allein in den ersten drei Tagen 1900 fl als Opfergelder und für 500 fl Wachsopfer ein ¹⁴⁾).

Nach bisherigen Angaben ist die Wallfahrtskirche selbst offenbar im 17. Jahrhundert knapp unter dem Luscharigipfel errichtet worden ¹⁵⁾. Sie wurde jedenfalls noch 1744 ausgebaut ¹⁶⁾ und auch später baulich instandgehalten ¹⁷⁾. Ein Feuerüberfall mit Brandgranaten am Morgen des 15. September 1915 vernichtete dann das Bergheiligtum, aus dem man allerdings das Gnadenbild vorsorglich nach Villach in Sicherheit gebracht hatte ¹⁸⁾. Nach dem Kriege wurde die Wallfahrtskirche sowie die übrige Kirchsiedlung wiederaufgebaut bzw. instandgesetzt.

Zur Beurteilung der äußeren Verhältnisse auf dem „Heiligen Berg“ scheint es nun von einiger Bedeutung, daß die für diesen so charakteristische *K i r c h e n s i e d l u n g* als solche, mit einem Pfarrhaus, einem Gasthaus und mit mehreren sogenannten „Kochhütten“ (vgl. Abb. 1), bereits im 18., wahrscheinlicher jedoch seit dem 17. Jahrhundert bestanden haben muß. Sie hatte der Masse der Pilger, die sich zeitweise auf ihrem beengten Raum zusammendrängten, vor allem auch für deren meist übliche Nächtigung auf dem Berge zu dienen. Und wie wir noch aus Schilderungen des 19. Jahrhunderts erfahren, benutzte man nicht nur die Kirche selbst als Pilgerherberge, sondern versorgten sich in älterer Zeit die Wallfahrer in der Mehrzahl selbst, wobei ihnen die sogenannten „Kochhütten“ mit ihren Herdstätten zugleich auch als Unterkünfte zur Verfügung standen. Nur wenige, „bessere Leute“ fanden Aufnahme und Quartier im Gasthaus.

Entsprechende Hinweise auf diese Art der Versorgung der Wallfahrer am Berg sind aus einem bemerkenswerten Detail unter den Ausgabenposten der Kirchenrechnung von 1744 zu entnehmen, in denen u. v. a. eine eigene Post „Außgab auf verschiedentlich Beygeschaffene Nothdurfften als Holz, Stroh und dergleichen“ aufscheint. Hier heißt es:

¹⁴⁾ G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten (wie Anm. 8), S. 51.

¹⁵⁾ G. Gugitz, ebenda S. 51.

¹⁶⁾ Die Kirchenrechnung von 1744 verzeichnet jedenfalls unter „Außgab an Kürchengebey“ am Luschariberg die beträchtliche Summe von 1594 fl.

¹⁷⁾ Unter andern verordnete die Herrschaft Bamberg im Jahre 1775 eine Instandsetzung des Turmes der Luscharikirche. KLA, H. Bamberg, LXXI, fol. 345.

¹⁸⁾ Bericht P. O. Van de Castel wie Anm. 7 oben.

„Ehrkauffe vor die Kürchfahrter 555 Pfund Stroh = 1 fl 22 Xr
2 den.

Trager Lohn davor 10 Weillen (sic!) schichten à 10 Xr =
1 fl 40 Xr.

Auf Holzhakhen und Trager Lohn ist anheuer aufgangen
289 schichten à 16 Xr = 72 fl 15 Xr¹⁹⁾.

Es wurden demnach „für die Wallfahrer“ rund 2,7 Zentner Stroh
auf den Berg geschafft, das man in den „Hütten“ als Lager auf dem
Boden für die Nächtigung der Pilger verwendete.

Wie in vielen anderen Fällen spielen in den Rechnungen der
Kirchenkämmerer von Saifnitz und Luschariberg die erheblichen
Transportkosten zur Bergkirche (namentlich auch beim Kirchenbau
von 1744) eine beträchtliche Rolle. Das ist nicht nur verständlich,
weil hier anscheinend nur Trägerdienste geleistet worden sind, son-
dern auch volkskundlich bemerkenswert. Es zeigt sich nämlich, daß
man dabei sowohl Frauen als auch Männer jeweils für verschiedene
Lastgüter beschäftigt hat. Die „Weiber“ trugen leichtere Lasten wie
Stroh, Geräte, Textilien (Paramente u. a.) z. T. in Körben ganz offen-
sichtlich als Kopflasten nach gängigem, älterem Brauch²⁰⁾. Sie er-
hielten für eine „Schicht“, d. h. für einen Aufstieg bis zur Kirche
regelmäßig 10 Kreuzer Lohn. Hausteine, Bauholz, Schindel oder
„Silber“ waren dagegen schwere, am Rücken getragene Lasten für
Männer, die pro „Schicht“ mit 15 bis 18 Kreuzer entlohnt wurden.
Eine Sonderregelung scheint dagegen schon seit alters, sicher aber
seit entsprechenden Schilderungen im 19. Jahrhundert zum Teil für
die stets notwendige Versorgung des Berges mit Brennholz bestanden
zu haben. Dieses wurde nämlich seitens der Kirchenverwaltung am
Fußpunkt des Hauptaufstiegsweges der Wallfahrer auf den Berg, des
sogenannten „Grabenweges“ (siehe dazu die Wegeskizze Abbildung 2,
Route I), in Stapeln oder Bündeln bereitgestellt. Die Wallfahrer nah-
men es dann einzeln und je nach physischer oder innerer „Konstitu-
tion“ stückweise oder in Bündeln mit auf den stundenlangen, steilen

¹⁹⁾ Kirchenrechnung 1744 (wie Anm. 13), fol. 305^b. — „Weillen“ ist eine
Verschreibung für „Weiber“ (s. unten).

²⁰⁾ „Körbe“ für die Trägerinnen werden gelegentlich genannt (s. unten).
Die Sitte des Kopftragens bei Frauen war in Kärnten bis um etwa 1925 allge-
mein verbreitet. Sie wird u. a. bezeugt in Joseph Wagner's „Ansichten von
Kärnten“, Klagenfurt 1844, passim. Allerdings tragen in der gebirgigen Carnia
Friauls auch die Frauen bis heute Lasten mit stark konischen Rückenkörben,
vgl. u. a. Michele Gortani, *La raccolta etnografica Carnica*. In: „*Ce fastu?*“
VII (Udine 1931), vor p. 63, Fig. 60 und 66. Rückentragkörbe benutzten jeden-
falls die Männer beim Transport auf den Luschariberg. Ein hübsches Bildbei-
spiel dazu bietet Marijin Častilec, *Svete Višarje* (wie Anm. 9), S. 45.

Anstieg zur Bergkirche und schafften es auf diese Art zur Höhe²¹⁾. Auf diese wallfahrtspezifische zumindest teilweise Versorgung mit Brennholz nimmt offensichtlich auch die oben angeführte Ausgabenpost von 1744 mit 289 Männerschichten für „Holzhacken und Trägerlohn“ bezug. Vermutlich handelt es sich hier nämlich mehr um die Beschaffung und Bereitstellung von kleingeschnittenem Brennholz für die Bergsiedlung am Einstieg des Bergweges.

Die ständige Notwendigkeit einer solchen Versorgung der doch auch von Wetterunbilden, Schnee und Kälteeinbrüchen vielfach heimgesuchten Bergwallfahrt in einer Seehöhe von rund 1780 m mit Brennholz, aber auch der sonstige starke Pilgerstrom scheinen im Lauf der Zeit zur Entstehung einer zweiten, eigenen **Hüttensiedlung**, auch wieder mit sogenannten „Kochhütten“, am nördlichen Eingang des genannten Grabenweges (vgl. Abb. 2, Route I, Kote 868 = Zeichen 4) geführt zu haben, über die die Schilderer des 19. Jahrhunderts wie etwa Anton von Rauschenfels noch spät und anschaulich berichten:

„Es sah aus wie in einem Lager. Überall brannten lustige Feuer auf improvisirten Kochherden, welche um ein Billiges an Parteien zu vermieten waren, die sich ihren mitgebrachten Mundvorrath selbst zubereiten wollten, wozu ihnen Kessel, Pfannen, Töpfe oder was sie sonst benöthigten, zur Verfügung gestellt wurden. Da sah man Knödel, Haidensterz, Polenta, Nudel mit allerlei charakteristischen Zuthaten. Nach den Speisen konnte man die Nationalität der Esser bestimmen. Getrunken wurde weidlich und zu meiner Freude mehr Wein als Schnaps, wenigstens sah es so aus wie Wein.

„Wünschen Sie vielleicht zu kochen?“ fragte mich die Besitzerin einer Miethküche. Da ich hiezu nicht die geringste Lust verspürte, ging ich fürbaß“²²⁾.

Wenige Jahre später beschreibt auch der Verfasser des wichtigen Memorabilienbuches von Maria Luschari, Dechant Lambert Ferčnik von Saifnitz, im Abschnitt über die Wallfahrtswege diese Talstation der Luscharipilger noch etwas genauer:

„In früheren Zeiten hatten diese Hütten eine größere Bedeutung, da die Wallfahrer beim Hinaufgehen auf den Berg oder auf der Rückkehr hier ihr

²¹⁾ Als eine besondere Form der Bußübung wird das Holztragen in jüngeren Berichten vom Luschariberg mehrfach erwähnt; es erscheint als erzählerisches Motiv besonders ausgeführt bei Holger Drachmann in dessen „Kärntner Novellen“, Leipzig 1897, S. 156 ff. — Der Brauch dürfte hier wie anderswo (z. B. am Falkenstein bei St. Wolfgang/OÖ., auf der Hungerburg ob Innsbruck, Maria Weißenstein-Petersberg bei Bozen, Rankweil in Vorarlberg, auf dem Pilgerweg beim eisernen Santiago-Kreuz am Monte Irigo in Galizien/Spanien usw.) auf ursprüngliche „Steinhäufung“ oder „sukzessive Häufung“ zurückgehen; dazu vgl. L. Vajda, Obo-Haufen in Afrika. (Acta Ethnographica IV Budapest 1955, S. 277—312) (mit Bibliographie zum europ. Material); vgl. weiter u. v. a. Marie Andree-Eysn, Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österr. Alpengebiet. Braunschweig 1910, S. 13 f.; Felix Liebrecht, Die geworfenen Steine. In: Zur Volkskunde — Alte und neue Aufsätze. Heilbronn 1879, S. 282.

²²⁾ Anton von Rauschenfels, Bilder mit Staffage aus dem Kärntner Oberlande. Klagenfurt 1871, S. 91.

Essen bereiteten oder um etliche Kreuzer Suppen kauften. Seit Eröffnung der Bahnen, welche die meisten Wallfahrer benützen, entfiel zum großen Theil dieses Bedürfnis, und seitdem der Schnapsausschank mit einer so hohen Steuer belegt wurde, gibt es auch für die Hüttenbesitzer nur geringen Verdienst. Dermalen sind nur mehr 5 Hütten noch im Betrieb: des Karusnjak, Ciapar und Kave rechts, des Karkus und der Katharina Wedam links vom Wege . . .

Im Volksmunde heißen diese Hütten ‚za mlini‘ (d. h. ‚bei der Mühle‘), weil an dieser Stelle im Graben einstmals eine oder zwei Mühlen standen, von der noch das Gerinne zu sehen ist . . .“²³⁾.

Nicht ganz uninteressant scheint mir, daß Rauschenfels in seiner Schilderung anschließend von einem „Heer von Bettlern“ spricht, welche ab den Kochhütten den „Grabenweg“ belagerten²⁴⁾; und selbst der Däne Holger Drachmann muß den ganzen „Betrieb“ hier gegen das Ende des Jahrhunderts noch erlebt haben, denn er spricht in seinen „Kärntner Novellen“ launig von der „ersten ‚Karawanserei‘“, an der er vorbeikam:

„. . . einem Wirtshause in slovenischem Stil mit einem Vorbau einer halb-offenen Loggia, wo sich Herde zur Benützung der Wallfahrer befinden, die hier Rast halten und sich stärken wollen, bevor der Anstieg beginnt. Vor diesem Wirtshause und neben dem Steig liegen zugleich eine Reihe Reisig- und Brennholz Bündel, von einem Weidenband zusammengehalten und in größere und kleinere Haufen geordnet“²⁵⁾.

Auch Rudolf Waizer leitet seine Schilderung eines Besuches auf dem Luschariberg mit dem „Erlebnis“ der unteren, sogenannten „Hütten“ ein und sagt:

„Es sind dies vier oder fünf niedere Gebäude, die zu beiden Seiten des Weges stehen und in welchen in marktschreierischer Weise Vorbeiziehenden ‚frisches Bier‘, ‚guter Wein‘ oder Schnaps, dann Schafkäse und Weizenbrot angeboten wird. Die beiden ersten sich gegenüber stehenden Häuser sind das Gasthaus ‚zum Grabenwirth‘ und das ‚Zum Bergmann‘“²⁶⁾.

Und anschließend erwähnt Waizer dann auch die „Schlittenzieher“:

„In letztgenannter Taferne (nämlich „Zum Bergmann“, d. Verf.) ist auch der vom ‚Deutschen und Österr. Alpenverein‘ bestens anerkannte Führer Josef Frustuck zu finden, welchen Jene, die vom Luschariberg mittelst Schlitten herabgeführt werden wollen, auf die Höhe bestellen können. Er ist ein junger, stämmiger Mann in den Dreißigern, der, wie er mir erzählte, schon seit 16 Jahren vom Berg ‚herabschlittelt‘ und noch nie ein Malheur gehabt hat. Es ist ein hartes Brot und gewiß nicht besonders einträglich. Man bezahlt einen Gulden für die Fahrt von der Höhe bis zu den Hütten im Thale, und dies ist für die schwere Mühe des Ziehenden wohl eine Bagatelle. In den ‚Hütten‘ finden sich außer dem Genannten noch mehrere Schlittenzieher, die den gleichen Weg,

²³⁾ Memorabilienbuch (KLA, aHS Nr. 2436): fol. 172.

²⁴⁾ A. v. Rauschenfels, Bilder mit Staffage (wie Anm. 22), S. 91.

²⁵⁾ Holger Drachmann, Kärntner Novellen (Tarvis) — Autoris. Übersetzung a. d. Dänischen. Leipzig 1897, S. 155 f.

²⁶⁾ Rudolf Waizer, Culturbilder und Skizzen aus Kärnten (Neue Folge). Klagenfurt 1890, S. 137 f.

den sie herabfahren, mit dem Schlitten auf dem Rücken — er wiegt circa 25 Pfund — hinaufklettern und ihr Ziel in anderthalb Stunden erreichen. Herab fährt man in etwa 25 Minuten“²⁷⁾.

In Rudolf Waizer's „Neuer Folge“ seiner „Culturbilder und Skizzen“ ist dies nun in der Tat eine der wohl informativsten Stellen, in denen von der Schlittenabfahrt am Luschariberg um 1890 berichtet wird. Sie läßt deutlich die Zusammenhänge mit den äußeren Ortsverhältnissen erkennen und spricht bezeichnenderweise von „Schlittenziehern“, einer Art Transportorganisation, an deren Spitze offenbar der genannte Josef Früstück, Besitzer und Wirt „Zum Bergmann“ bei den „Hütten“ („Za mlini“) südöstlich von Saifnitz, stand. Dabei scheint man sich ähnlich, wie dies sonst im Alpinismus die Bergführer tun, arrangiert zu haben. Seit wann, ist unbekannt, doch passen auch die vorhergehenden Nachrichten über diese Schlittenabfahrten vom Luschariberg völlig in einen solchen organisatorischen Rahmen, der vermutlich wohl erst sekundär mit dem Alpenverein in Kontakte (welche, wäre freilich noch zu prüfen!) getreten sein dürfte.

In jedem Falle waren die Ausführenden stets Männer, die auf ihnen vertrauten Wegen, dem sogenannten „Schlittweg“, mit Ziehschlitten Personen und wohl auch Lasten vom Berg „führten“ oder „zogen“; wir werden uns die betreffenden Berichte und Schilderungen später noch daraufhin ansehen. Voraussetzung dafür war der genannte „Schlittweg“, der also mit zu den besonderen Wegverhältnissen dieses Wallfahrtsberges gehörte (vgl. Abb. 2, Zeichen 1) und bei der Saifnitzer Bevölkerung als solcher bis heute (1976) bekannt ist. Wir finden ihn übrigens auf der alten Österreichischen Generalkarte als solchen auch eingezeichnet und benannt²⁸⁾. Dieser Schlittweg führte über die nordschauenden, steil abfallenden Hänge und Kämme des Luschariberges zu den schattseitigen Bergwiesen („Osojenca“) auf ein Wiesenplateau hinab (Kote 1128 unserer Wegskizze Abb. 2). Hier teilte sich dieser nach der Beschreibung im Memorabilienbuch²⁹⁾ in vier Richtungen, von denen allerdings nur die beiden östlichen von den Schlittenziehern benutzt worden sein dürften, nämlich der zwischen Kote 1128 und 1030 direkt nach Saifnitz gehende Weg sowie vor allem der zum Grabenweg und zu den „Hütten“ an dessen Eingang führende Weg. In der Aufstiegsrichtung beschreibt Lambert Ferčnik diese Wege um 1886 folgendermaßen:

„Ein zweiter Weg, der auch zum Führen auf Schlitten benützt wird, führt vom Kreuze ‚na kotu‘ über die Wiesen des Gašperč, Lukec etc. hinauf und trifft auf dem Plateau ‚na Vevešič‘ mit dem früher erwähnten Wege zusammen, der

²⁷⁾ R. Waizer, ebenda S. 138.

²⁸⁾ Siehe Alte Österreich. Landesaufnahme 1 : 25.000, Blatt 5451/1 und 5351/3.

²⁹⁾ Memorabilienbuch (KLA, aHS Nr. 2436): fol. 178.

dann über die Wiesen des Žohar, Uhrmacher Nr. 164, Steflje Nr. 128, auf die Wiesenebene und zur Hütte des Salmon Nr. 166 führt. Im Wiesenecke vereinigt sich mit ihm der 3^{te} Weg, den die Insassen der Fila benützen, welcher durch den Grund Paša die Osojenca hinauf, am obersten Rande des Lesičnjak oder Fuchsgrabens zum Plateau der Salomonwiese führt. Von da gelangt man durch einen Hohlweg hinter dem Rücken eines vorstehenden Bergkegels, genannt ‚Za robom‘, wo sich der (vierte) Schlittweg in den Graben abzweigt. Es ist der dritte Theil des Weges, den man in $\frac{3}{4}$ Stunden leicht macht.“

Lambert Ferčnik beschreibt ferner den weiteren Anstieg dieses Schlittweges, von dem er schließlich meint:

„Der Schlittweg ist bedeutend steiler, hat aber den Vorzug, daß er gegen Winde mehr geschützt ist. — Für Einhaltung des Schlittweges hat die Kirche alljährlich bedeutende Auslagen, da die Regengüsse im Sommer denselben häufig zerreißen, d. h. tiefe Gräben einreißen, den ausgerissenen Schotter an anderen Stellen liegen lassen, die Hölzer an den Wasserableitungen fortschwemmen.“

Daran anschließend findet sich nun in diesem Gedächtnisbuch eigenartigerweise die einzige unmittelbare Erwähnung der Schlittenabfahrt vom Luschariberg, von der es da lediglich heißt:

„Das Fahren auf Schlitten ist bei geübten Führern ganz ohne Gefahr. Die Entlohnung für eine Fahrt in den Graben beträgt 1 fl und 1 Seitel Wein“³⁰⁾.

Auf diesem „Saifnitzer Weg auf den Luschariberg und Schlittenweg“³¹⁾ hat man sicher seit Bestehen der Wallfahrt bei Bedarf Personen, aber auch Güter am direktesten ins Tal nach Saifnitz gebracht. Seine zwei Einmündungen in die Kirchgasse des Wallfahrtsortes am Berg zeigt die Darstellung von Markus Pernhart ganz deutlich, übrigens gleich mit einer solchen „Schlittenpartie“ unterwegs (siehe Abb. 1). Ebenso die vor 1844 entstandene Zeichnung und Lithographie Joseph Wagners vom Luschariberg in dessen „Ansichten von Kärnten“, die uns mit ihrer mehr vordergründigen Schlittendarstellung noch beschäftigen muß. Steht man oben auf dem Kirchenplateau von Maria Luschari, so erkennt man auch heute noch die allerdings verwachsenen, nicht mehr benutzten Zubringer dieses steil über den Nordhang hinabführenden Schlittweges und dessen besser erhaltene Trasse und Reste über die tieferliegenden Kämme und Kuppen. Er scheint vor allem von der ortsansässigen Bevölkerung und eben besonders auch für den Taltransport mit Schlitten benutzt worden zu sein. Für die Pilger hingegen diente der von Dechant L. Ferčnik als erster ausführlich beschriebene „Wallfahrtsweg“ oder „Grabenweg“, der durch den Luscharigraben auch heute noch, ausgehend von den „Hütten“ („Za mlini“), über die Luscharialpe („Malga“) und den „Alpenwirt“ bei Kote 1576 sowie über den südöstlichen Höhenweg nach Maria Luschari führt³²⁾.

³⁰⁾ Ebenda fol. 178.

³¹⁾ Ebenda fol. 178.

³²⁾ Ebenda fol. 172 ff.

Der fallweise auch von Wallfahrern in Anspruch genommene Schlittentransport ist anscheinend zunächst durch die Reiseliteratur seit B. Hacquet (1784), dann auch über Beschreibungen des frühen Alpinismus und die topographische Literatur bekannt geworden und erscheint hier als eine Besonderheit der Luschari-Wallfahrt, freilich ohne daß man dabei auf die sonstigen örtlichen Weg- und Transportverhältnisse der exponierten Höhenwallfahrt näher eingegangen wäre. In deren Rahmen wird man ihn aber zuvörderst sehen müssen, also vermutlich doch ohne die von Leopold Schmidt erwogenen glaubensmäßigen Zusammenhänge, von denen eingangs die Rede war.

Der Taltransport mit Schlitten erschien gerade den Ortsansässigen so profan und selbstverständlich, daß man ihm hier weiter keine Aufmerksamkeit schenkte und ihn daher auch nur zufällig einmal erwähnte. Wir ersehen das aus den Abrechnungen der Kirchenkammerer, soweit solche vorhanden sind, wieder am besten und können hier vereinzelt doch auch Gütertransport mit Schlitten feststellen. Freilich tritt dieser als Taltransport gegenüber dem Bergtransport durch Träger(innen) doch merklich zurück. Das zeigt sich recht deutlich schon beim „Außgaab gelt Insgemein“ der Kirchen-Gesamt-abrechnung für das Jahr 1744, aus der wir zur Illustration alle Transportposten der Ordinari-Ausgaben ausziehen und folgen lassen³³⁾:

„Den Mathia Schlugä vor das silber von Tarvis Biß H: Berg Tragen	20 Xr
Elisabeth Conduchin mit 5 Körb PARAMENTA getragen à 10 Xr	50 Xr
Mehr in 4 Mahlen Josephi Körzel à 10 Xr	40 Xr
Mathias Schlugä vor Herab Tragen des Silber	20 Xr
Dem Joseph Contutsch das Träff Wachs von Berg zu dem Lebzelter (nach Tarvis zu bringen)	15 Xr
Mehr vor tragen unterschiedlicher Nothwendigkeiten	15 Xr
Vor Reparierung des zerbrochenen Gloggenschwengl dem schmidt (in Malborghet)	1 fl 18 Xr
Trager Lohn von Berg Biß Malbargeth vnd wider zurukh	1 fl 12 Xr
Vor Trager Lohn der Offen Kachl Biß H: Berg	18 Xr
V(r)sula schermanin tragt 2 Mahl von Ta(r)vis schlinter (sic! viel- leicht: Schindel?) zum Capelen ge Bey	36 Xr
Denen Felthietern ³⁴⁾ , vmb dz selbe dz offer nacher Tarvis ge z o g e n	20 Xr
vor erkhauffte 24 Bessen	24 Xr
Tragerlohn Hievon	10 Xr
Plasy Moschiz ingleichen von offer gewandt ³⁵⁾ Herab ziechen	12 Xr ³⁶⁾

Das ergibt immerhin einen bezeichnenden Einblick in die Art der Versorgung der Bergkirche mit den alltäglichen Notwendigkeiten,

³³⁾ Kirchenrechnung 1744 (wie Anm. 13), fol. 308b f.

³⁴⁾ Die „Feldhüter“ waren eigens verpflichtete Fluraufseher der „Nachbarschaft“, die auch sonst zu gewissen Diensten herangezogen werden konnten. Vgl. Ferd. Bischoff — Anton Schönbach, Steirische und kärnthische Taidinge (= Österr. Weistümer I). Wien 1881, Glossar S. 577 s. v. „feldhüter.“

³⁵⁾ Als „offer gewandt“ wurden Naturalopfergaben in Form von liturgischen Gewandstücken oder Prunkkleidern für das Gnadenbild bezeichnet, die jährlich am Luschariberg in reichem Maße anfielen.

namentlich unter Bedacht auf die bereits weiter oben erörterten Trägertaxen. Da ist also auch vom „Herabziehen“ der offenbar reichlichen „Opfer“ in Geld und Natura die Rede, was hier unmittelbar und nur auf den Gebrauch von Sachtransporten mit Schlitten bezogen werden kann, soweit dies den Bergweg (= „Schlittweg“) betraf, während für den Landweg im Tal übrigens für solche Zwecke ein eigenes „Kirchen-Wagerl“ in derselben Kirchenrechnung um 46 Xr beim „Raader zu Saffniz“ angeschafft worden ist, für dessen „Beschläg“ an Eisen 45 Xr 2 den und für 1 Pfund „schmer zum Wagerl schmieren“ 18 Xr ausgegeben wurden³⁶). Die Schlittenbenützung für den Taltransport auch im Sommer und ohne Schnee muß also im Rahmen der örtlichen Wege- und Transportverhältnisse dieser Gegend gesehen werden, fügt sich somit in den allgemeinen Gebrauch von Sommerschlitten, für Sachgüter zumindest, zwanglos ein³⁷).

Das dabei in Frage kommende Sachgebiet solcher Schlittengeräte ist freilich bei uns sowie in den Nachbargebieten Sloweniens und Friauls erst kaum soweit erarbeitet, um maßhaltige und tragende Vergleiche ziehen zu können³⁸). Wir haben indessen auch aus den östlichen Südalpen vereinzelte Hinweise auf den Gebrauch solcher Sommerschlitten etwa in der friaulischen Carnia³⁹); ihr Gebrauch kann daher auch in den Bergen des Kanaltales als ziemlich sicher seit jeher angenommen werden.

Eher ungewöhnlich erscheint jedoch — wie bereits L. Schmidt hervorhebt — die Beförderung von Menschen auf solchen Schlitten durch andere, zumal in der Verbindung mit einer Wallfahrt. Für uns leitet sich daraus einmal die Frage nach der Art der dabei verwendeten Schlittengeräte und zum zweiten die nach der Art ihres Gebrauches ab. Nachdem nun die örtlichen Wege- und Transportverhältnisse des Luscharibergeres doch in einiger geschichtlicher Profilierung umrissen werden konnten, wollen wir also jene Nachrichten daraufhin näher befragen und zugleich versuchen, ihre Angaben genauer zu prüfen.

³⁶) Kirchenrechnung 1744 (wie Anm. 13), fol. 308 b und 309 a.

³⁷) Vgl. Hanns K o r e n, Altertümliche Schlitten in Steiermark. 1. Sommerschlitten. (Zs. d. Histor. Vereines f. Steiermark 39 Graz 1948, S. 126—132). Arthur H a b e r l a n d t — Michael H a b e r l a n d t, Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur. Stuttgart 1928, S. 395.

³⁸) Vgl. etwa die Bestandsaufnahme von Karl H a i d i n g, Fahrzeuge des steirischen Ennsbereiches und des Ausseer Landes 1 und 2. (Zs. d. Histor. Ver. f. Steiermark LX Graz 1969, S. 173—198, und LXI 1970, S. 127—149); derselbe, Fahrzeuge der obersteirischen Bergbauern. In: Land-Transport in Europa, hrsg. v. A. Fenton, J. Podolak u. H. Rasmussen. Copenhagen 1973, S. 227—260.

³⁹) Siehe etwa Lucio P e r e s s i, Note folcloristiche su Claut — Mezzi rustici di trasporto. (Ce fastu? 36 Udine 1960, p. 131—135.)

Die literarischen Zeugnisse

Durch sie ist die Schlittenabfahrt vom Luschariberg erst bekannt und letztlich auch der Volkskunde zur Kenntnis gebracht worden. Die Interpretation als „Wallfahrerbrauch“ von volksgläubiger Bedeutung freilich sollte überhaupt erst letzterer vorbehalten bleiben und liegt — um dies hier vorweg klarzustellen — außerhalb der hier zu besprechenden Quellen ⁴⁰⁾.

Nun gibt es deren seit Belsazar H a c q u e t eine große Zahl. Doch sind auch sie in ihrem Aussagewert keineswegs alle gleichwertig und bedürfen daher selbst einer kritischen Überprüfung. Namentlich in der Reisendenliteratur gab es seit jeher bestimmte Topoi, die immer wieder und gerne ausgeschrieben wurden, dies besonders bei jenen Angaben und Passagen, die einen gewissen Sensationscharakter an sich trugen. Diesen besonderen Umstand wird man jedenfalls mitbedenken müssen und sich bei derartigen Schilderungen stets fragen, wie weit es sich dabei um wirkliche Eigenerlebnisse oder reale Feststellungen oder nur um indirekte Mitteilungen vom Hörensagen oder gar nur um Nachschriften solcher handelt.

Bereits Hanns Koren und Leopold Schmidt verweisen auf Belsazar Hacquet de La Motte (1739/1740?—1815), den reisenden Aufklärer, Arzt und Professor der Naturgeschichte (Lemberg), der anscheinend als erster in seiner *Oryctographia Carniolica* um 1780 auch vom Luschariberg folgendes berichtet ⁴¹⁾:

„... bey dem sogen. Usharje-Berg, woselbst eine Kirche auf eine sehr beträchtliche Höhe gebaut ist, welche den Sommer hindurch grossen Zulauf hat. Diesen Berg zu besteigen, hat man gegen zwei Stunden vonnöthen. Da er nun ziemlich steil ist, so giebt es arme Leute allda, die um ein geringes Geld die Faullenzer, welche Andachtshalber hinauf wollen, dahin tragen. Die zwey bis drey Stunden, die man hinauf braucht, verrichtet man in einer Viertelstunde, oder längstens in einer halben, mit einem kleinen Schlitten, wo man über die Alpenwiesen fährt, um wieder in das Thal zu gelangen“ ⁴²⁾.

⁴⁰⁾ Leopold S c h m i d t, Zur Wallfahrer-Schlittenabfahrt (wie Anm. 1), S. 241 f.; Hanns K o r e n, Altertümliche Schlitten (wie Anm. 37), S. 131 f. — H. Koren weist ebenda auf eine solche Interpretation erstmals hin, wenn er meint: „Gegenstände im kultischen Bereich werden gerne in ihrer ursprünglichen oder frühen Gestalt festgehalten, auch wenn sie in der profanen Welt sich längst verändert haben oder abgetan sind. Dieser Schlitten gehört zum Wallfahrerbrauch und blieb hier, vom Zusammenhang des frommen Brauches gehalten, als man anderswo längst von seiner Verwendung im Sommer abgekommen war.“ — Gustav G u g i t z, Österr. Gnadenstätten (wie Anm. 8), S. 51—53, erwähnt dagegen die Schlittenfahrt gar nicht. Diese fehlt auch in der kurzen und meines Wissens frühesten Beschreibung der Luschari-Wallfahrt bei Johann Weichard V a l v a s o r, *Topographia Archiducatus Carinthiae* etc. Nürnberg 1688, S. 216.

⁴¹⁾ H. K o r e n, Altertüml. Schlitten (wie Anm. 37), S. 131; L. S c h m i d t, Zur Wallfahrer-Schlittenabfahrt (wie Anm. 1), S. 241.

⁴²⁾ Bels. H a c q u e t, *Oryctographia Carniolica* III, Leipzig 1784, S. 64.

In seinem späteren topographischen Hauptwerk, der „Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden...“ (1801), kommt dann Hacquet noch einmal bei seiner Schilderung der „Geilthaler“ auf diesen Berg zu sprechen und fügt sogar einen kolorierten Stich mit der Schlittenabfahrt von ihm ein, die freilich weder sehr genau und kaum unmittelbar nach den örtlichen Verhältnissen gezeichnet scheint noch auch mit seiner eigenen Schilderung übereinstimmt⁴³). Hier schreibt Hacquet nämlich:

„Dieser heilige Berg, auf welchem eine Kirche steht, welche ein wunderthätiges Frauenbild enthalten soll, dient doch oft auch nur zum Vergnügen, besonders für junge Leute, welche, nachdem sie ein paar Stunden mit dem Hinaufsteigen zugebracht haben, in 20 Minuten auf einem hohlen Brett über das dünne Gras den ganzen Weg ins Thal zurücklegen. Eine Schlittenfahrt, die nicht ganz ohne Gefahr ist, obgleich die Führer sehr geschickt mit Ausweichung der Felsen umgehen können. Man sehe die hieher gehörige Abbildung nach“⁴⁴).

Bereits 1804 findet sich bei Joseph Rohrer eine ähnliche weitere Notiz, die offenbar auf Hacquet beruht, aber dessen erste Version von 1784 weiter modifiziert⁴⁵).

Nun scheint es uns so, daß bereits B. Hacquet nur in seinem ersten Bericht aus zuverlässigeren Quellen schöpft, wie man freilich sieht, auch da nicht ganz ohne Mißverständnisse: denn selbst „Faulenzer“ unter Wallfahrern (!) dürfte man kaum auf den Heiligen Berg getragen haben, sondern eben nur die leeren Schlitten. Alles andere deckt sich jedoch gut mit dem, was wir davon aus späterer Zeit wissen. Bei seiner zweiten Erwähnung des Berges von 1801 scheint dem Gelehrten hingegen die Erinnerung aus der Ferne einen Streich gespielt zu haben. Hier muß es zu Verwechslungen mit Reiseindrücken oder -notizen von seinen Tauernfahrten gekommen sein, bei denen Hacquet ja mehrfach vom „Sackziehen“ in Bergrevieren und seiner eigenen Abfahrt „auf einem Hohlbrette“ vom „Hochhorn“ (d. i. dem Hochaar) berichtet⁴⁶). Auf dem beigegebenen kleinen Stich wieder fährt ein Mann mit einem Rodelschlitten, den ein zweiter von hinten hält — gleichsam in Eislaufhaltung! —, über den wald- und felselosen Wiesenplan eines Kirchhügels gegen das Dorf im Tal. Wir sehen also,

⁴³) Bels. Hacquet, Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrer und Slaven etc. I/1, Leipzig/Lemberg 1801, S. 15 und Tafel vor Teil I/2.

⁴⁴) Ebenda S. 15.

⁴⁵) Joseph Rohrer, Abriß der westlichen Provinzen des österr. Staates. Wien 1804, S. 206 A, schreibt (Zitat nach H. Koren): „Die Wallfahrer bedürfen 3½ Stunden, um diesen hohen Ort Maria-Luschari zu ersteigen, glitschen aber auf kleinen schlittenartigen Gestellen innerhalb 18 Minuten den Berg wieder herab.“

⁴⁶) Vgl. Bels. Hacquet, Mineralogisch-botanische Lustreise, von dem Berg Terglou in Krain zu dem Berg Glokner in Tyrol, im Jahr 1779 und 81². Wien 1784, S. 33, 76 und 85 f. (die zitierte Stelle auf S. 76).

wieweit sich bereits Hacquet später von der wirklichen Situation der Bergwallfahrt entfernt hat. Dagegen enthält seine Schilderung in der *Oryctographia Carniolica* von 1784 doch alle jene Fakten in den Zusammenhängen, wie sie sich später in einer gewissen Gleichförmigkeit wiederholen⁴⁷⁾.

Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts werden wohl unter dem Einfluß von Romantik und Realismus, von Landschaftsbegeisterung und Alpinismus die Schilderungen detailreicher und auch farbiger. Das zeigt schon Heinrich Hermann, der bekannte Klagenfurter Domherr und Kulturhistoriker, in seinen Erläuterungen zu Joseph Wagner's „Ansichten von Kärnten“ bei der Beschreibung des Luschariberges, in der er u. a. sagt:

„Es führen mehrere Wege hinan zu seiner Höhe. Der bequemste ist der von Raibl über Kaltwasser; der am meisten gewählte jedoch der sogenannte Grabenweg, welchen ein auf einer Säule stehender Engel dem auf der Heerstraße kommenden Pilger weist. Man gelangt auf ihm in längstens drei Stunden zum Ziele und kann ihn entweder auf Pferden oder Eseln zurücklegen. Von den an seiner Seite befindlichen Holzstößen nimmt der fromme Wanderer eine beliebige Scheiterbürde und trägt sie an den Gnadenort . . .

Beschwerlich ist, wie wir bereits erwähnt haben, der Aufgang zur Kirche. Leicht und ergetzlich hingegen die Rückkehr. Zu dieser wählt sich der größte Theil der Wallfahrer den sogenannten Dorfweg der Saifnitzer. Diesen fährt man in jeder Jahreszeit (!) auf einem kleinen Hörnerschlitzen, geführt von einem Bauer, dessen Füße, der Sicherheit wegen, mit Steigeisen versehen sind, über Stock und Stein mit so großer Schnelligkeit herab, daß man nicht selten in einer kleinen halben Stunde den Fuß des Berges erreicht hat, zu dessen Ersteigung man oft mehr als drei Stunden braucht“⁴⁸⁾.

Ergänzend zu Wagners Lithographie, auf der die malerische Kirchsiedlung am Gipfel des Luschariberges und im Vordergrund übrigens auch eine Schlittenpartie zu sehen ist, hat Hermann hier sicher auch aus eigener Ortskenntnis berichtet. Am eingehendsten freilich schildern ihre Ausflugerlebnisse auf den Berg, und vor allem ihren turbulenten Abstieg samt ihren Damen, die zwei englischen Alpinisten, Josiah Gilbert und G. C. Churchill unter dem Motto: „Eine Wallfahrt, Berg und Schlitten“ in ihren Reiseerinnerungen von 1861/63⁴⁹⁾. Diese hat kurz nach ihrem Erscheinen Gustav Adolf

⁴⁷⁾ Die Literatur dazu verzeichnet zusammenfassend Gustav Gugitz, Kärnten in Reisebeschreibungen und Lebenserinnerungen. Ein bibliographischer Versuch. Carinthia I 141 (Klagenfurt 1951), S. 16—49 (hier Register S. 48 s. v. Luschariberg); derselbe, Österreichs Gnadenstätten 4 (wie Anm. 8), S. 52—53.

⁴⁸⁾ Heinrich Hermann, Text zu den Ansichten von Kärnten. Klagenfurt (1844) S. 53 und 55.

⁴⁹⁾ Josiah Gilbert and G. C. Churchill F. G. S., The Dolomite Mountains. Excursions through Tyrol, Carinthia, Carniola & Friuli in 1861, 1862 & 1863. With a geological Chapter and pictorial illustrations from original drawings on the spot. London 1864, S. 252—254.

Zwanziger in einer guten Übersetzung ins Deutsche in Klagenfurt herausgebracht, der wir hier folgen dürfen. Im IX. Abschnitt des 1. Bandes schildern die beiden reiselustigen, bergbegeisterten Engländer sehr launig ihren Besuch auf dem Berg und die etwas abenteuerliche Rückkehr nach Saifnitz, die sich nach ihrer eigenen Schilderung folgendermaßen abspielte:

„Jetzt kam die Frage auf das Wiederhinabsteigen. Wir konnten das selbstverständlich zu Fuße tun, dieß hätte aber zwei bis drei Stunden Zeit erfordert, außerdem, daß es nicht ‚à la mode‘ war. Es befindet sich hier für Alle, die dafür zahlen können, eine eigenthümliche Erfindung für das Hinabkommen, welche, die Wahrheit zu sagen, auch eine der Anziehungs-kräfte des Berges war. Obwohl, ob wir uns derselben bedienen sollten oder nicht, der Gegenstand vielen Gespräches wurde. Um das Haus standen zwei oder drei Männer herum, mit langen Nägeln an ihren Schuhen, und an die Mauern waren gewisse leichte Gestelle mit langen Handhaben gelehnt; das waren ‚Schlitten‘, und um dem Berge sein ganzes Recht zu geben, hätten wir auf einem derselben mit Blitzesschnelle hinabgleiten sollen. Es sah einer wunderlichen und angreifenden Bewegung gleich; die Spuren der Schlitten waren den steilen Abhang hinab in einiger Entfernung sichtbar und verschwanden dann hinter einer Ecke in unbekannte Räume. Ueberdieß waren nur zwei Männer zur Verfügung da, und so mußte sich unsere Gesellschaft trennen. S- und A- (Die Gattinnen!) waren jedoch Willens, es zu versuchen, und die ganze kleine Bevölkerung des Berges versammelte sich, um dieselben aufsteigen zu sehen. Die Priester verbürgten uns deren Sicherheit und daß sie den Grund des Thales in zwanzig Minuten erreichen würden; ein stattlicher alter Bursche, mit einer wahren Posaunenstimme, war in seinen Versicherungen nicht nur sehr nachdrucksvoll, sondern, seine Hand auf die Schulter von jedem der zwei Männer legend, welche sich zum Abfahren vorbereiteten, ermahnte er dieselben, auf die zwei englischen Damen ganz besondere Sorgfalt zu verwenden. Ihr hättet sie aber sehen sollen, wie sie über den Rand hinausflogen. Ein kleines Kissen auf jedem Schlitten bildete den Sitz; zwei gekrümmte Stangen waren Alles, um sich daran zu halten, und die Füße waren gegen die Kufen gepreßt. Aus Vorsicht wurde ein Strick um die Kleider gezogen, damit sie nicht an irgend einem Felsen hängen blieben. Die Männer stellten sich vorne zwischen die Handhaben, lehnten sich stark zurück, setzten ihre Nägel in den Boden, und in einer Minute waren sie außer Hörweite — in einer Minute mehr schossen sie um die Ecke des Berges herum und, ob für gut oder böse, unsere Frauen waren fort!

Da wir den Erfolg nicht früher wissen konnten, als bis wir selbst den Boden erreichten, nahmen wir von den freundlichen Priestern schnellen Abschied und machten uns, kräftig ausschreitend, auf den Rückweg hinab, denselben Pfad, den wir heraufgekommen waren, und erreichten Saifnitz in anderthalb Stunden. Wir begegneten zwei oder drei Schlitten, welche von ihren Führern auf dem Rücken herauf getragen wurden, konnten aber von dem Schicksale Derer, für welche wir Teilnahme hegten, nichts erfahren. Beim Thore des Wirthshauses erblickten wir dieselben jedoch, gegen die Mauer gelehnt und im Inneren waren S- und A-, welche, wie es schien, noch immer nicht recht wußten, ob sie auf ihren Köpfen oder Füßen standen. Sie beschrieben ihre ungewöhnliche Flucht als einen kurzen Todeskampf — was es auch sein muß, denn die Schlittenführer selbst strömten von Schweiß und sahen ganz erschöpft aus. Die Männer liefen entweder vor den Schlitten her und führten sie um die vielen vorkommenden Windungen und hoben sie über leichte Hindernisse hinweg oder setzten sich, wenn es der Abhang begünstigte, plötzlich vor jeden Fahrgast und über-

ließen die Schlitten ihrem eigenen Bewegungstrieb; dann flogen Führer und Schlitten und Dame und Alles mit einer Schnelligkeit hinab, welche den Athem benahm. Wenn ein Hindernis vorkam oder die Oberfläche des Bodens sich änderte, waren die benagelten Füße im Nu ausgestreckt; doch waren die armen S- und A- von der Eile, dem Stoßen und vor Angst voller Schmerzen und nicht geneigt, den Versuch zu wiederholen, obwohl sie froh waren, eine neue Erfahrung gemacht zu haben.

Natürlicherweise folgte dieser That noch mehr Tokayer, und bevor wir aufhörten, trat der stattliche Priester mit einem langen und starken Alpenstocke in der Hand herein. Er war eigens von seinem Horste herabgestiegen, um zu sehen, wie es uns Allen ging. Lachend und schreiend und uns vielmals die Hände schüttelnd, überschüttete er uns mit seinen Glückwünschen und forderte uns immer wieder aufs Neue heraus, unser Lob der Aussicht von seinem Lieblingsberge zu wiederholen. „Nichts ihm gleich in der Schweiz!“ rief er aus, „nichts...“⁵⁰⁾.

Keine der sonstigen Schilderungen der Schlittenabfahrt vom Luschariberg vermittelt einen so unmittelbaren Eindruck der äußeren Umstände und auch von der Fahrt selbst und keine läßt die Rolle und Aktionsart besser erkennen, welche vor allem die „Schlittenzieher“ dabei spielen. In den meisten Fällen wird ja diese Fahrt auf den Schlitten nur kurz erwähnt oder eher farblos geschildert⁵¹⁾; besondere Einzelheiten treten da kaum hervor, etwa bei Rudolf Waizer das offenbar typische Aufforderungsgespräch des „Schlittenfahrmanne“:

„Ist's vielleicht g'fällig abi z'schlittln?“ frug er. „Aber afn Hobr dürfens nit vergessen! Nur ka longr darfs sein!“ betonte er⁵²⁾.

⁵⁰⁾ Josiah Gilbert und G. C. Churchill, Die Dolomitberge. Ausflüge durch Tirol, Kärnten, Krain und Friaul usw. 1861—1863, a. d. Englischen von Gustav Adolf Zwanziger. Klagenfurt 1865, Band I, S. 246 bis 248. — Zur Person des Übersetzers, eines international anerkannten Botanikers und Kryptogamenkenners aus Klagenfurt, vgl. Hans Sabidussi, Gustav Adolf Zwanziger. Eine biograph. Skizze. (Carinthia II 83 1893, S. 185 bis 192). — Zwanzigers Übersetzung folgt wörtlich dem englischen Originaltext. Bei der Beschreibung der Schlitten (S. 247) wäre das treffende englische „two crooked pegs“ für die hinteren, krückenartigen Handgriffe besser mit „zwei gebogene Hölzer“ als mit „zwei gekrümmte Stangen“ zu übersetzen gewesen.

⁵¹⁾ Die diesbezügl. Literatur siehe Anm. 47 oben. — Seit B. Hacquet's erster Erwähnung von 1784 schwanken die Angaben in dieser über die benutzten Schlittenfahrzeuge nicht unbeträchtlich, und zwar zwischen „kleinen Schlitten“ (Hacquet 1784), „hohlem Brett“ (ders. 1801), „kleinen schlittenartigen Gestellen“ (Rohrer 1804), „kleinen Hörnerschlitten“ (H. Hermann 1844), „light wooden frames with long handles“ = „sledges“ (Gilbert—Churchill 1864), „Bergschlitten“ (v. Rauschenfels 1871) und „Schlitten“ (Memorabilienbuch 1886; Waizer 1890; Drachmann 1897). — Bezeichnend für die im übrigen recht stereotype, knappe Beschreibung der Schlittenabfahrt ist etwa Ant. v. Rauschenfels, Bilder mit Staffage (wie Anm. 22), wenn er S. 99 sagt: „... so trat ich allein den Rückweg an, indem ich mich eines Bergschlittens bediente, den ein rüstiger Saifnitzer lenkte, welcher mich in unglaublich kurzer Zeit hinab brachte zu den Hütten im Thale.“

⁵²⁾ Rudolf Waizer, Kulturbilder und Skizzen (wie Anm. 26), S. 147. — Auf die Anspielung mit „Hobr“ (= Hafer) für das Trinkgeld nimmt Waizer

Oder freier und doch gut beobachtet Holger Drachmann in seiner Erzählung über Maria Luschari:

„Es war kein Schnee gefallen — aber wir wurden doch auf Schlitten angebracht, jeder mit einem athletischen Bergbewohner als Vorspann... und hinab gings über die grünen sammtweichen Abhänge und Böschungen, mit jähen Krümmungen, mit manch einem Oh! und Au! — manch einem Ruck... zuweilen mit der sicheren Überzeugung, in den Abgrund geschleudert zu werden... allein der Athlet lächelte, pustete, trocknete sich den Schweiß ab — uns versichernd, daß es ganz ‚ungefährlich‘ sei.

Nun ja, ungefährlich. Dies bekräftigt auch Bädeker — wenn er auch bei dieser Schlittenfahrt sein Sternchen nicht angebracht hat. Allein ich schämte mich darüber, daß der eine Mensch so das Schlittenpferd für den andern sein soll“⁵³⁾.

Obwohl wir selbst noch in den 60iger Jahren versuchten, von bejahrten Gewährsleuten aus dem Selbsterlebnis und der Erinnerung einer solchen Abfahrt vom Luschariberg näheres zu erfragen, waren derlei späte Auskünfte durchwegs dürftig und versagten vor allem dort, wo es um solche Einzelheiten ging. Die vorstehend angezogenen literarischen Zeugnisse haben daher für uns sicher ihren Aussagewert, vor allem dort, wo es auf den Gesamtzusammenhang und auf die Handlungsabläufe im einzelnen ankommt. In diesen Schilderungen aber scheint sich abermals zu bestätigen, daß man, abgesehen von den sozusagen professionellen, organisatorischen Voraussetzungen dieser Schlittenabfahrt, die jedoch einen näheren Konnex mit der Wallfahrt selbst nirgends erkennen lassen, diese nicht wohl anders als eine **Erleichterung** und **Wegverkürzung** und als eine bescheidene Einnahmequelle der einheimischen Bevölkerung wird betrachten können, wie das ja auch Leopold Schmidt schon seinerzeit zur Diskussion gestellt hatte.

Die Bild- und Sachzeugnisse

Unsere bisherigen Erörterungen über die Wegverhältnisse und die Beschreibungen der Schlittenabfahrt vom Luschariberg ergeben bereits ein gewisses, bis in das frühe 18. Jahrhundert zurückreichendes Bild der dortigen Transportverhältnisse. Die Schlittenabfahrt erfolgte jedenfalls durch orts- und sacherfahrene Einheimische. Erwähnt werden durchwegs kräftige, mit Nagelschuhen ausgerüstete Männer (auch mit „Steigeisen“), die ihre Klienten z. T. auf steilen Wegen und mit großer Anstrengung auf einer Art Ziehschlitten über den sogenannten „Saifnitzer Weg“, auch „Schlittweg“ schlechthin genannt, aus einer Höhe von etwa 1700 m auf 800 m zutal brachten. Es besteht kaum ein Zweifel, daß man früher und wohl immer schon auch Güter und

anschließend selbst bezug, wenn er schreibt: „Nach Begleichung der Fahrtaxe und des angesuchten ‚Habers‘ blickte ich noch einmal hinauf zum Gnadenort auf dem monte santo Kärntens...“

⁵³⁾ Holger Drachmann, Kärntner Novellen (wie Anm. 25), S. 173 f.

tote Last auf diese Art vom Berg „herabgezogen“ hat. Die Schilderungen lassen offenbar schon seit B. Hacquet erkennen, daß es dafür sozusagen eine eigens ausgerüstete Mannschaft von „Schlittenziehern“ gegeben hat, die später jedenfalls bereits vor dem Anstieg bei den unteren „Hütten“ („za mlini“, Gasthaus „Zum Bergmann“!) bestellt werden konnten. Von ihnen erfahren wir weiter, daß sie ihre Schlitten „auf dem Rücken“ zur Kirchensiedlung der Wallfahrt hinauftrugen. Verhältnismäßig wenig freilich erfahren wir dagegen über die dabei verwendeten Schlittengeräte selbst.

In der Tat können uns hier nur Bilddarstellungen und womöglich unmittelbare Sachzeugnisse weiterhelfen. Nach langjährigen und lange vergeblichen Bemühungen, solche Quellen zur Schlittenabfahrt vom Luschariberg zu beschaffen, können wir aber nun diesbezüglich ausreichendes Material vorlegen und damit auch die sachkundliche Seite des Problems — wie wir glauben — halbwegs ausreichend klarstellen. Daß auch diese für eine endgültige Gesamtbeurteilung, nämlich ob ausgesprochener „Wallfahrerbrauch“ oder nicht, von einiger Bedeutung ist, liegt auf der Hand.

Nun hatte bereits Leopold Schmidt auf einen Stich bei B. Hacquet hingewiesen⁵⁴⁾ und zugleich Darstellungen der Schlittenabfahrt auf Andachtsbildchen vom Luschariberg erwähnt⁵⁵⁾. Wir sind dem natürlich nachgegangen. Wie bereits oben kurz festgestellt, scheint jedoch der Stich bei B. Hacquet vor Teil I/2 seiner „Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden etc.“ (Leipzig/Lemberg 1801) bzw. dessen Vorlage kaum unmittelbarer Kenntnis der Ortsverhältnisse entsprungen zu sein. Er scheidet daher hier schon deswegen, aber auch infolge der Kleinheit in der Darstellung der Schlittenszene als sachkundlich irrelevant aus. Ebenso konnten wir unter einer großen Zahl verschiedenster Andachtsbildchen zum Luschariberg in den Sammlungen des Landesmuseums für Kärnten, Volkskundliche Abteilung, in Klagenfurt keines feststellen, das einen näheren Bezug oder Hinweis auf die Schlittenabfahrt enthielt⁵⁶⁾.

Diesbezüglich geben uns also erst die viel jüngeren, gelegentlich feststellbaren Photographien vom Ende des vorigen und Anfang unseres Jahrhunderts eine zuverlässigere, ja eigentlich erschöpfende Auskunft. Aus ihnen ersehen wir den Gebrauch sowie auch die Handhabung solcher Ziehschlitten am Luschariberg sehr deutlich, vor

⁵⁴⁾ Leopold Schmidt, Zur Wallfahrer-Schlittenabfahrt (wie Anm. 1), S. 241.

⁵⁵⁾ L. Schmidt, ebenda S. 242 und Anm. 6.

⁵⁶⁾ Ergebnislos blieb diesbezüglich auch eine Durchsicht der Sammlungen kleiner Andachtsbilder im Steirischen Volkskundemuseum in Graz. Für deren Ermöglichung und für entgegenkommende Hilfe dabei habe ich Frau Dr. Elfriede Grabner bestens zu danken.

allem auch deren Bauart. Einen anderen und — wie es uns scheint — viel zu schweren Schlittentypus zeigt hingegen die Darstellung in Joseph Wagners „Ansichten von Kärnten“ um 1844 (siehe Abb. 3). Hier handelt es sich um jene an sich in Kärnten verbreitete Art von „Hörner-“ oder „Ziehschlitten“, bei der die Gleitkufen einfach vorne in einem Stück zu Leitstangen und Griffhörnern verlängert sind⁵⁷⁾. Indessen scheint uns die Zeichnung in Wagners Lithographie auch sonst nicht ganz sachgemäß und zuverlässig zu sein, etwa in der Haltung und Anordnung des aufgesessenen „Fahrgastes.“ Eindeutig ist hier wie auch später bei Markus Pernhart (s. Abb. 1) die Darstellung des „Schlittenziehers“, der sein Fahrzeug je nach dem Gelände und der Steilheit desselben oder des Weges bald kräftig nachziehen, bald wieder durch Einstemmen mit Beinen und Füßen entsprechend bremsen und zurückhalten muß. Diese Methode entspricht im übrigen durchwegs der bei Abfahrten und Transporten mittels Schlitten im alpinen Bereich⁵⁸⁾.

Für diese Art der Talbringung mit Sommerschlitten am Luschariberg sind nun zwei Photographien sehr aufschlußreich, die vermutlich um das Jahr 1910 am Berg selbst gemacht worden sind. Davon scheint die eine sogar eine Postkarte gewesen zu sein. Sie zeigt einen jungen Geistlichen als „Fahrgast“ gleichsam beim „Start“ vor der Kirchensiedlung von Maria Luschari. Sie ist in der rechten unteren Ecke mit S. J. V. signiert und trägt zudem aufretouchiert den Namenszug „Menelik“ schräg über den Leib des Schlittenziehers, der im Vordergrund mit kräftigem Zug ausschreitet (Abb. 4). Offenbar standen in der Spätzeit derartige Erinnerungskarten auch im Dienste der Werbung für derlei Transportunternehmen. Leider kann ich dieses aufschlußreiche Bild bis jetzt nur in einer aufgerasterten Klischeewiedergabe, auf 60 x 45 mm verkleinert, in dem slowenischen Wallfahrerbüchlein von Marijin Častilec nachweisen⁵⁹⁾.

Der stämmige Schlittenzieher ist mit einem engen, schlüpfertartigen Oberhemd und einer langen Hose mit Leibriemen bekleidet; letztere ist über den kräftig genagelten Schnürschuhen nach Art der frühen Schihosen zusammengebunden. Der Mann trägt einen ziem-

⁵⁷⁾ Dazu vgl. Oskar Moser, Die bäuerliche Sachkultur im Aufbau der Kärntner Volkskultur. In: „Die Kärntner Landsmannschaft“ Jgg. 1976, Heft 10, S. 110, Abb. 12/2, „Lang-“ oder „Hornschlitten“ aus Apriach im Mölltal. Zur Bedienung solcher Winterschlitten siehe Georg Graber, Volksleben in Kärnten¹. Graz 1934, S. 342: „Heuziehen zur Winterszeit in Außerteuchen.“

⁵⁸⁾ Wie die Schlittengeräte selbst so erscheinen bisher auch die Arbeitsweisen mit diesen kaum näher untersucht. Zu den Arbeiten mit Schleifen und Niederschlitten vgl. jedoch Karl Haiding in den oben Anm. 38 ausgewiesenen Untersuchungen.

⁵⁹⁾ M. Častilec, Svete Višarje (wie Anm. 9), S. 23.

lich breitrempigen Hut. Zu beachten ist ferner die Signalpfeife, die er an einem langen Riemen um den Hals hängen hat; sie gehörte scheinbar zur Standardausrüstung dieser Leute bzw. wohl der Partieführer. Gut zu erkennen ist hier auch der verwendete und — wie wir schon jetzt sagen dürfen — typische **Gestellschlitten**, der mittels zweier an den Kufen und am vorderen Schlittenjoch befestigter Leitstangen mit eingebogenen Griff-Enden gezogen wird (Abb. 4). Der Fahrgast sitzt stark rücklastig auf einem eingezogenen Sitzbrett, von dem man nur die beiden zum Vorderjoch des Schlitten reichenden, holmartigen Leisten sieht. Er hält sich dabei mit beiden Händen an zwei seitlichen, nach vorne gebogenen Griffhölzern fest, die in die Außenenden des hinteren Schlittjoches eingebohrt sind, und stützt sich mit den Füßen auf den Hinterenden der Leitstangen ab. Das entspricht genau der bereits von den beiden Engländern Josiah Gilbert und G. C. Churchill um 1860 beobachteten Sitzhaltung. Der Vorderschlitten ist frei für den Fall, daß der Fahrer beim Gleiten vorne aufsitzt und sich zum Bremsen mit den Beinen bereithält.

Eine zweite Lichtbildaufnahme auf altem Gaslichtpapier in Postkartengröße (137 x 89 mm) wurde mir dankenswerterweise im Original von Familie J. S t a r k in Saifnitz (Camposso) leihweise überlassen. Sie trägt keinen Herkunftsvermerk, findet sich jedoch verkleinert als Klischeedruck (95 x 64 mm) in einer der typischen älteren Buchgaben der St. Josef-Bücherbruderschaft, Klagenfurt, vom Jahre 1912⁶⁰⁾. Hier trägt das Bild die Unterschrift „Schlittenfahren im Sommer“ und darunter auch den Herkunftsvermerk: „Photographie von Franta in Ossiach“ mit einer längeren Beschreibung der Wallfahrt und Abfahrt vom Luschariberg⁶¹⁾ (Abb. 5).

Auf dem Foto sieht man mehrere Schlittenpartien, die sich anscheinend unterwegs dem Fotografen gestellt haben. Es sind drei Frauen als Fahrgäste im Seitensitz, von denen die vordere des zweiten Schlittens offenbar zum dritten Fahrer im Hintergrund gehört, dessen Schlitten man auf dem Bilde nicht sieht. Haltung und Ausrüstung der

⁶⁰⁾ Deren Titel lautet: Meistergeschichten nebst Gedichten, Skizzen, Aufsätzen und ärztlichen Ratschlägen. Ausgewählt für die Mitglieder der St. Josef-Bücherbruderschaft. Klagenfurt — Verlag d. St. Josefs-Bücherbruderschaft 1912, 232 Seiten.

⁶¹⁾ Meistergeschichten (wie Anm. 60), S. 47. In der Bildunterschrift heißt es u. a.: „...lockt...alljährlich viele Tausende Wallfahrer an. In einigen Stunden ersteigt man die Höhe, den Rückweg können diejenigen, welche zu müde sind oder die interessante Fahrt machen wollen, mittels einfacher Holzschlitten machen. Dieselben werden von handfesten Bergleuten geleitet und gleiten rasch und sicher in kurzer Zeit längs der Abhänge des Berges ins Tal.“ Auch hier also noch der Hinweis auf die „Bergleute“, die den Schlittenzug offenbar als Nebenerwerb oder Zusatzverdienst betrieben.

Schlittenzieher sowie die auch hier gut erkennbaren Schlitten entsprechen ganz dem vorher beschriebenen Bild (Abb. 4). Der Mann im Vordergrund wurde mir als Partieführer namens Frühstück bezeichnet; auch er trägt an einem Riemen wohl eine Signalpfeife, die er in seine linke obere Westentasche gesteckt hat (Abb. 5). Deutlich erkennt man ferner an seinem Vorderschlitten die Eisenschiene, mit der die Kufe beschlagen ist. Im Bildhintergrund beachte man die berganführenden Geleise des ausgefahrenen „Schlittweges“ und den Wiesengrund.

Völlig identisch sind schließlich alle drei auf diesen Lichtbildern gut sichtbaren Schlittengeräte. Diese stimmen zudem bis in alle Details mit einem noch erhaltenen Originalschlitten vom Luschariberg überein, den ich dank dem Entgegenkommen der Familie Stark in Saifnitz für die Volkskundliche Abteilung des Landesmuseums für Kärnten im Jahre 1964 erwerben konnte⁶²). Vor den nunmehr deutlicher gewordenen Hintergründen und Zusammenhängen seiner einstigen Verwendung beim Taltransport der Wallfahrer von Maria Luschari erscheint es nun wohl gerechtfertigt, auch das Gerät selbst noch kurz zu beschreiben und — soferne überhaupt möglich — wenigstens einige Hinweise für dessen typologische Zuordnung zu geben.

Bei dem im Jahre 1964 in Saifnitz erworbenen Originalschlitten handelt es sich um einen zweijochigen Gestellschlitten von mittlerer Größe und in leichterer Ausführung aus Buchen- und Eschenholz (Abb. 7). Aus den eingestemmtten Holzverbindungen der „Schlittenfüße“ sowie an den fachgerechten Kantenabfasungen und Zuschnitten der Hölzer erkennt man alsbald die Hand des Berufshandwerkers; das vorliegende Exemplar sowie auch die auf den Fotos von 1910 abgebildeten Geräte sind offensichtlich Erzeugnisse eines Stellmachers oder Wagners (vermutlich in Saifnitz/Camporosso).

Die Gesamtlänge unseres Schlittens beträgt ± 150 cm, erreicht also nicht ganz Mannshöhe, seine volle Breite mißt 62 cm. Die beiden Querjoche des Schlittens mit eingestemmtten und verdübelten „Füßen“ haben eine mittlere Distanz von 82 cm und ergeben eine Sitzhöhe von annähernd 32 cm über dem Boden (vgl. Abb. 6 C). Die beiden Kufenhölzer sind hochkant gestellt und vorne mit deutlicher Verjüngung bis zu ± 35 cm freistehend aufgekrümmt sowie mit Eisenschienen beschlagen (Abb. 7). Als Zugstangen und Leiteinrichtung dienen zwei annähernd gleich gebogene, rohe Naturhölzer aus Buchenholz, die mit ihren unteren Hinterenden auf die Kufenhölzer aufgenagelt und mitseitig außen an das vordere Schlittjoch mit Stricken festgebunden sind. Beide Leitstangen sind außerdem vorne stark

⁶²) Volkskundl. Abteilung am Landesmuseum für Kärnten, Klagenfurt, Inv.-Nr. 9003.

nach oben aufgekümmert und bilden so die Handhaben für die Schlittenzieher (s. Abb. 4 und 6 C); sie erreichen etwa eine Höhe von ± 96 cm. Wie der Aufriß des Vorderschlittens zeigt (Abb. 6 D), hat der Schlitten außer den beiden Jochspangen keinerlei Querverstrebungen. Man konnte somit bequem vor den aufgestellten Schlitten hinstehen und ihn so auf die Schultern heben und tragen; indessen finden sich keinerlei sonstige Vorrichtung an ihm zum Bergtransport. Sein relativ hohes Gewicht wurde bereits von Rudolf Waizer mit 25 Pfund (d. h. etwa 13 kg) angegeben.

Als besondere funktionelle Anpassungen des Schlittens an den spezifischen Personentransport im Sommer vom Berg wird man dagegen die Sitzeinrichtung sowie die Anbringung von nach vorne gekrümmten Haltegriffen am Hinterjoch des Schlittens und die Beigabe einer leichten Polsterung betrachten. Er erscheint damit noch am ehesten dem Typus des bayerisch-österreichischen „Rodelschlittens“ angenähert; allerdings fehlen die oberen Längsholme zwischen den Jochen, stattdessen erscheint lediglich ein verschmälertes, schwalbenschwanzförmig eingezogenes Sitzbrett auf die beiden Schlittenjochs gelegt, das über dem Hinterjoch eine kurze Sitzfläche bildet, die mit unterlegten Querleisten eingefaßt ist, und dessen Randleisten bis auf das vordere Schlittenjoch reichen (Abb. 6 A). Deutlich erkennt man den mittleren, kurvigen Einzugs dieser Sitzvorrichtung, so daß der Fahrgast die Beine und Füße an der Verbindung von Leitstangen und Kufenhölzern aufsetzen und sich so entsprechend abstützen konnte. Nach Ausweis der historischen Fotos (Abb. 4 und 5) waren nach vorne gekrümmte Haltegriffe für den Fahrgast nur an den Außenenden des Hinterjochs angebracht (Abb. 6 C). An unserem Originalstück fehlten diese sowie auch der lose, kleine Sitzpolster, worauf mich der bisherige Besitzer ausdrücklich hinwies. Der Schlitten war zuletzt für Wirtschaftszwecke in Verwendung und daher anders adaptiert (s. Abb. 7). Die leichte Polsterung wird bereits in den älteren Berichten erwähnt und diente den Schlittenziehern zugleich als Rückenpolsterung beim Bergtransport der Geräte.

Zusammengefaßt zeigt es sich also, daß die Schlittenzieher am Berg Luschari bis zum Jahre 1915 einen speziell zugerichteten Typus von mittelgroßen Gestellschlittens mit Leiteinrichtung und besonderer Sitzvorrichtung verwendet haben. Diese Art von Schlittens darf den verschiedenen Berichten zufolge bis zurück in die Mitte des vorigen Jahrhunderts sowie aus spezieller, berufshandwerklicher Anfertigung und als allgemein üblich angenommen werden. Schon eine erste vergleichende Umschau belehrt uns dabei, daß es sich jedoch im Grunde um einen durchaus gängigen Typus von Sommerschlittens gehandelt hat, wie er offenbar in den südlichen Ostalpen als bäuer-

licher Arbeitsschlitten gebräuchlich war. Nach einigen Vergleichsbeispielen aus Kärnten und Friaul⁶³) sind dies zweijochige Gestellschlitten mit beiderseitigen Leitstangen, deren Hinterende an den Kufenhölzern befestigt ist und deren vorderes und oberes Ende als Zuggriff ausgebildet erscheint (s. Abb. 8 und 9).

⁶³) Für Friaul siehe zumindest Lucio Peressi, Note folcloristiche su Claut (wie Anm. 39), p. 131—135.

Keramisches Fundgut aus der Stadt Kitzbühel

Von Richard Pittioni

*Dem Andenken an Paul Stieber,
den Begründer des Deutschen Hafner-Archivs
und Förderer unserer Keramikforschungen
dankbar gewidmet.*

1. Fundgeschichte

Im August 1973 übergab mir Herr cand. phil. Manfred Rupert — Kitzbühel — einen größeren Posten an keramischen Resten, die er selbst gesammelt hatte, zur Bearbeitung und Veröffentlichung. Ich bin ihm dafür sehr zu Dank verpflichtet. Leider ist das Material über drei Jahre bei mir liegengeblieben, bevor ich es näher behandeln konnte. Dies ist ihm jedoch insofern zugute gekommen, als es mir in dieser Zeit möglich gewesen ist, durch Beschäftigung mit einem anderen Fundgut einige Erfahrungen zu sammeln, die mir 1973 noch gefehlt hatten. Zu Dank verpflichtet bin ich auch der Stadtgemeinde Kitzbühel, die mir über mein Ersuchen am 2. September 1976 eine Subvention von S 3000,— für die Anfertigung der hier veröffentlichten Zeichnungen gewährt hat. Die Zeichnungen selbst hat wieder Herr L. Leitner in bekannter Akribie ausgeführt, wofür ich gleichfalls danken möchte.

Als Fundbericht stellte mir Herr M. Rupert die folgenden Angaben zur Verfügung: „Im August 1972 kam ich an einer Baustelle am gegen den Gries abfallenden Stadtrain vorbei. Die Baustelle lag auf Gp. 122 der KG. Kitzbühel-Stadt; diese Parzelle schließt an BP. 83 (Haus Vorderstadt 23) nordöstlich an; beide Parzellen befinden sich im Eigentum des Ernst Ganzer¹⁾ (Abb. 1).

Als ich vorbeikam, war auf Gp. 122 der größte Teil des Geländes bereits dem Aushub zum Opfer gefallen; etwas vom Aushub lagerte

¹⁾ Über dieses Haus vgl. J. F e l m a y e r, Die profane Baugeschichte der Stadt Kitzbühel, in: Stadtbuch Kitzbühel III 1970 44. — Es ist fraglich, ob das Haus mit seinem Baukern erst aus dem 2. Viertel des 16. Jhs. stammt, wenn die Verwendung des Passauer Geschirrs mit einfacher Kreuzmarke in Tirol schon für das späte 15. Jh. nachgewiesen ist (vgl. später Anm. 4). Es wäre aber möglich, daß die 1539 genannte Frau Vinsterwalder diese Ware noch gekannt und verwendet hat. In den Küchen des Josef Viechter (1701), Franz Ruedorfer (1729) und Franz Paul Aigner (1747) wird das Kröninger Geschirr sicherlich eine Rolle gespielt haben.

noch am Fuß des Stadtrains. Dort und in der noch vorhandenen, bis zu 1 m dicken Humus- und Verwitterungsschicht über dem aus Sand bestehenden gewachsenen Boden wurden bei zweimaligem, etwa je zweistündigem Suchen die übergebenen Keramikreste gefunden. Dieses Grundstück am Stadtrain war früher durch eine vom Fuß des Stadtrains heraufgeführte Stützmauer vor dem Abrutschen gesichert; zugleich wurde dadurch der Abfallwinkel wesentlich verringert; das Grundstück diente anscheinend als Garten." — Vielleicht auch als Ablagerung von gebrochenem Geschirr, das man — wie beim Waldwirthshaus in Jochbergwald²⁾ — hinter dem Haus bzw. in Wurfweite vom Küchenfenster deponiert hat³⁾.

2. Das Fundgut

Dieses wird nach Warengattungen besprochen, doch konnten nur die signifikanten Stücke näher beschrieben und abgebildet werden.

a) Schwarzhafnerrei

1. Großes Randstück eines großen Topfes. Dunkelgrauer, sehr feiner, mit zerkleinerten Graphitstücken gemagerter Ton, Oberfläche schwarzgrau geschlickert. Schulter durch einen kleinen Absatz vom niederen Hals getrennt, Hals gegen den Rand zu sich verengend. Verdickter Rand kräftig nach außen umgebogen. Auf der Randrundung fast parallel zur Randkrümmung Töpfermarke schwach und wahrscheinlich auch unvollständig von außen nach innen eingedrückt. Zu erkennen Teil eines wahrscheinlich gleichschenkeligen Kreuzes mit einem undeutlich erkennbaren Knopf in einem Kreuzsektor. Mdm. ca. 21 cm, L. d. Marke (erkennbar) 2,5 cm, Br. d. Marke 1,8 cm (Abb. 2/1).
2. Randstück eines kleinen Topfes. Grauer, sehr fein geschlämmter, mit ganz kleinen Graphitschüppchen gemagerter Ton, Oberfläche dunkelgrau geschlickert. Rand zu einem im Querschnitt fast kreisrunden Wulst verstärkt. Auf der Rundung kleine, etwa kreisförmige, mit einem eingeschriebenen Kreuz versehene Töpfermarke von außen nach innen unvollständig eingedrückt. Mdm. ca 10 cm, Dm. d. Marke 1 cm (Abb. 2/2).
3. Randstück eines kleinen Topfes. Dunkelgrauer, sehr fein geschlämmter Ton ohne speziellen Magerungszusatz, nur ein nicht zerkleinertes Quarzkörnchen aus einer Bruchkante herausstehend. Oberfläche schwarzgrau geschlickert. Fast zylindrischer Gefäßkörper, unterhalb der stufenartig abgesetzten Schulter umlaufende schwache Rille, niederer Hals nur wenig verengt, Rand zu einem im Querschnitt fast kreisrunden Wulst verdickt. Mdm. ca. 9 cm (Abb. 2/3).

²⁾ R. Pittioni, Tiroler Gasthaus-Archäologie, Österr. Zeitschr. f. Volkskunde n. S. 23 1969 201 ff.

³⁾ Als aufschlußreiche Entsprechung zu dieser Art von Ablagerung darf eine eigene Beobachtung auf dem Salzburger Mönchsberg genannt werden. Einer liebenswürdigen Einladung von Frau Prof. Nora Watteck verdanke ich die Möglichkeit, das von ihr durch mehrere Jahre hindurch im Garten um ihr Haus (Mönchsberg 25) gesammelte keramische Material durchsehen zu dürfen. Dieses stammt nicht von einer einzigen Depositionsstelle, sondern ist im Garten etwa in Wurfweite vom ehemaligen Küchenfenster verstreut aufgesammelt worden.

4. Randstück eines kleinen Topfes. Dunkelgrauer, mit zahlreichen kleinen Graphitstückchen gemagerter, sehr fein durchgearbeiteter Ton, Oberfläche nicht geschlickert. Niederer Hals schwach verengt, Rand verdickt und scharf nach außen gegen den Hals zu umgebogen. Auf der Innenfläche des Randes dünner Belag verkohlter Speisereste. Mdm. ca. 14 cm (Abb. 3/1).
5. Randstück eines Topfes. Dunkelgrauer, mit viel Graphitstückchen und mit Quarzkörnchen gemagerter Ton, Oberfläche nicht geschlickert. Rand verstärkt und kräftig nach außen abgebogen. Mdm. ca. 16 cm (Abb. 3/2).
6. Randstück eines großen Topfes. Hellgrauer, sehr kompakter, feiner Ton ohne sichtbare Magerung, Oberfläche schwarzgrau geschlickert und mit waagrechten Glättstreifen versehen. Hals anscheinend schwach konisch sich nach oben verengend, verdickter hoher Rand stufenförmig nach außen abgesetzt, im Querschnitt langoval, Mundsaum gerundet. Mdm. ca. 24 cm (Abb. 3/4).
7. Kleines Randstück eines Topfes. Schwarzgrauer, ziemlich grober Ton, Oberfläche nicht geschlickert. Rand leicht trichterförmig ausladend, Mundsaum mit Querkerben versehen, auf der Außenfläche des Randes unterhalb des Mundsaumes zwei schwache Querwülste (Abb. 3/3).
8. Boden-Wandstück eines großen Topfes. Schwarzgrauer, mit sehr viel zerkleinerten Graphitstückchen gemagerter Ton, Oberfläche nicht geschlickert. Wand von der gut abgesetzten, ganz schwach gedellten Standfläche leicht konisch aufsteigend, auf der Außenfläche stellenweise mit verkohlten Speiseresten verkrustet. Stfl. 14 cm (Abb. 3/5).
9. Ein kleines Randstück, ein kleines Bodenstück und 29 verschieden große Wandstücke von Töpfen aus dunklem, dicht mit Graphitstückchen gemagerter Ton. Gleiche Ware wie die Nr. 1—6, 8.
10. Schwarzhafnererei ohne Graphitbeimengung: 10 kleine Wandstücke, 2 kleine Randstücke, 1 Randstück mit flach abgeschnittenem Rand.
11. Schwarzhafnererei ohne Graphitbeimengung mit dunkelgrauem Schlicker und Strich-Glättmustern: 2 Wandstücke und 1 Bodenwandstück mit senkrechten Glättstrichen.

b) Kachelreste

Schwarzhafner-Arbeit ohne Glasur

1. Eckrandstück einer großen Schüsselkachel. Dunkelgrauer, ziemlich feiner Ton, Oberfläche nicht geschlickert. Auf der Außenfläche knapp unterhalb des Randes eine umlaufende Rille, auf der Wand drei parallele tiefe Rillen. Der 1 cm dicke, waagrecht abgeschnittene Rand im Eck-Knick schwach ausgußartig ausgezogen. Erh. Höhe 9 cm (Abb. 4/1).
2. Eckrandstück einer mittelgroßen Schüsselkachel. Gelbroter, ziemlich feiner, durch Hitze-Einwirkung verfärbter Ton, Oberfläche nicht geschlickert. Unterhalb des Randes und auf der Wand vier parallele tiefe Rillen. Der 1 cm dicke, waagrecht abgeschnittene Rand im Eck-Knick ganz wenig ausgußartig ausgezogen. Erh. H. 8 cm (Abb. 4/2).
3. 5 Rand- und Wandstücke von Schüsselkacheln. Dunkelgrauer, ziemlich feiner Ton ohne Graphitbeimengung. — 7 Randstücke von gleichen Kacheln, hellziegelroter Ton, z. T. mit Randglasur.

Gelbhafner-Arbeit mit Grünglasur

4. Rechtes unteres Eckrandstück einer abgedeckten Schüsselkachel. Rotgelber, ziemlich feiner Ton. An die rechteckig ausgeführte Kachelfläche

schließt ein schüsselförmiger Innenteil an. Kachelrand gewulstet mit etwas vertiefter Parallelkante. Flache Kacheloberfläche figural verziert: erhalten zwei Tierfüße mit Huf-Enden von links nach rechts gerichtet. Daneben eine tierartige Relieferung. Dunkelgrün gefleckt glasiert (Abb. 4/3).

5. Rechtes unteres Eckrandstück einer abgedeckten Schüsselkachel. Rotgelber, ziemlich feiner Ton. An die rechteckig ausgefertigte Kachelfläche schließt ein schüsselförmiger Innenteil an. Kachelrand fast waagrecht abgeschnitten, nach innen zur Kachelplatte durch drei Stufen abgesetzt. Kachelplatte reliefiert verziert, erhalten ein von rechts nach links in Gehbewegung befindlicher nackter Menschenfuß. Hellgrün glasiert (Abb. 4/4).
6. 6 Bruchstücke von Reliefkacheln mit grüner Glasur, hellziegelroter Ton.

c) Steinzeug

1. Wandstück einer zylindrischen Flasche. Grauer Scherben mit hellbrauner Glasur. Auf dem Schulterteil um einen Mittelkreis SELTERS eingedrückt. Mittelkreis kreuzförmig gegliedert, im linken unteren Quadranten ein C, im rechten unteren Quadranten vielleicht ein T-Stempel mit einer freihändig eingerissenen Kreislinie eingerahmt. Daran anschließend ein 0,8 cm breites blaues Glasurband. Unterhalb des Kreisstempels auf der Wand Reste von Buchstaben, erkenntlich ein B. Dm. des Selters-Stempels 3,2 cm (Abb. 5/1).
2. Wandstück eines Kruges (?). Grauer Scherben, Innenfläche lehm Braun glasiert, Außenfläche blaugrau glasiert. Reste eines Ritzmusters, davon Teile dunkelblau glasiert (Abb. 5/2).
3. Ganz kleines Bruchstück eines Gefäßes. Grauer Scherben, Innenfläche und Außenfläche hellgraublau glasiert. Reste einer kurvilinearen Verzierung mit kombinierter dunkelblauer Glasur (Abb. 5/3).
4. Ganz kleines Bruchstück eines Gefäßes. Grauer Scherben, Innenfläche hellgraublau glasiert, Außenfläche mit Resten einer waagrecht Wulstbildung sowie dunkelblau glasierten Zierflächen (Abb. 5/4).
5. 4 Wandstücke von Gefäßen: 1 außen hellgrau — innen hellgelb glasiert; 1 außen hellbraun — innen unglasiert; 1 außen graubraun glasiert, innen nicht glasiert; 1 außen nicht glasiert — innen hellgelb glasiert.

d) Gelbhafnerei mit Innenglasur

1. Randstück eines Henkeltopfes. Hellgelber, sehr feiner Ton ohne Magerung. Auf der schwach gerundeten Schulter zwei umlaufende Rillen, Kragenrand mit konkaver Außenfläche, Mundsäum waagrecht abgeschnitten, auf der Innenfläche 1,2 cm darunter umlaufende Rille mit geringen Resten verkohlter Speisen. Außenfläche nicht geschlickert, Innenfläche einschließlich Mundsäum dunkelschokoladebraun glasiert. Mdm. ca. 17 cm, Höhe d. Kragenrandes 2,3 cm (Abb. 6/1).
2. Randstück eines Henkeltopfes. Hellgelber, sehr feiner Ton ohne Magerung. Auf der schwach gerundeten Schulter zwei seichte umlaufende Rillen, Kragenrand mit stark hervortretender unterer Kante und konkaver Außenfläche, gerundeter Mundsäum. Auf der Rand-Innenfläche 1,2 cm unterhalb des Mundsäum stufenförmig abgesetzte Rille. Außenfläche nicht geschlickert, Innenfläche einschließlich Mundsäum schwarzbraun glasiert. Mdm. ca. 16 cm, Höhe d. Kragenrandes 2,1 cm (Abb. 6/2).
3. Kleines Randstück eines Henkeltopfes. Rotgelber, sehr feiner Ton ohne Magerung. Auf der schwach gerundeten Schulter eine umlaufende

Rille. Kragenrand mit stark absteigender unterer Kante und konkaver Außenfläche, Mundsäum fast waagrecht abgeschnitten, auf der Innenfläche 0,7 cm darunter umlaufende schwache Rille. Außenfläche nicht geschlickert, Innenfläche einschließlich Mundsäum schwarzbraun glasiert, Glasur abbröckelnd, auf dem Rand verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 18 cm, Höhe d. Kragenrandes 2,3 cm (Abb. 6/3).

4. Kleines Randstück eines Henkeltopfes. Rotgelber, sehr feiner Ton ohne Magerung. Kragenrand mit stark absteigender unterer Kante, konkave Außenfläche. Mundsäum von innen nach außen schief ansteigend abgeschnitten, 0,5 cm darunter auf der Innenfläche umlaufende tiefe Rille. Außenfläche nicht geschlickert, Innenfläche einschließlich Rand mit glänzender, hell gelbbrauner Glasur versehen. Mdm. ca. 16 cm, Höhe d. Kragenrandes 2,1 cm (Abb. 6/4).
5. Randstück eines Henkeltopfes. Heller, gelbroter, sehr feiner Ton ohne Magerung. Kräftiger Kragenrand mit dicker unterer Kante und konkaver Außenfläche. Mundsäum nach außen etwas schief abgeschnitten, auf der Krageninnenfläche 1 cm unterhalb des Mundsäumes tiefe umlaufende Rille. Außenfläche nicht geschlickert, Innenfläche mit Rand hell rötlichgelb mit spiegelnder Glasur versehen. Mdm. ca. 18 cm, Höhe d. Kragenrandes 2,8 cm (Abb. 6/5).
6. Kleines Randstück eines Henkeltopfes. Graubrauner, sehr feiner Ton ohne Magerung. Kräftiger Kragenrand mit weit absteigender unterer Kante und mit konkaver Außenfläche. Mundsäum gerundet, auf der Rand-Innenwand 0,7 cm unterhalb des Mundsäumes zwei enge parallel verlaufende Rillen. Außenfläche ungeschlickert, Innenfläche dunkelgrün glasiert. Mdm. ca. 14 cm, Höhe d. Kragenrandes 2,1 cm (Abb. 6/6).
7. Randstück eines kleinen Henkeltopfes. Dunkelgrauer, sehr feiner Ton ohne Magerung, niedriger Kragenrand mit konkaver Außenfläche. Mundsäum waagrecht abgeschnitten, Randsinnenfläche glatt ohne Rille. Innenwand einschließlich Rand schwarzbraun glänzend glasiert. Mdm. ca. 10 cm, Höhe d. Kragenrandes ca. 1 cm (Abb. 6/7).
8. Randstück eines kleinen Henkeltopfes. Dunkelgrauer, sehr feiner Ton ohne Magerung. Niedriger Kragenrand, Mundsäum gerundet, auf dem Kragenrand Bandhenkel angesetzt, dieser knapp nach dem Ansatz abgebrochen. Außenfläche nicht geschlickert, Innenfläche einschließlich Rand dunkelgrün glasiert, Glasur abspringend. Mdm. ca. 10 cm, Höhe d. Kragenrandes 1,6 cm (Abb. 6/8).
9. 3 Randstücke von (Doppel-) Henkeltöpfen. Kragenrand. Hellgelber, sehr feiner Ton, Innenfläche hellgelb hochglänzend glasiert.
10. 3 Randstücke von Henkeltöpfen. Kragenrand. Dunkelgrauer, sehr feiner Ton, 2 Randstücke innen schwarzbraun, 1 innen gelbbraun glasiert.
11. 1 Randstück von Henkeltopf. Kragenrand. Hellgelber, feiner Ton, innen schwarzbraun glasiert.
12. 9 Bodenwandstücke (von Henkeltöpfen?). Dunkelgrauer, feiner Ton. 1 Stück innen hellgrün, 2 Stück innen hellbraun, 3 Stück innen dunkelschokoladenbraun und 3 Stück hellgelb glasiert.
13. 21 Wandstücke und 2 Henkelbruchstücke (von Henkeltöpfen) aus gleichem Ton mit dunkelbrauner, hellbrauner, gelbbrauner und gelber Innenglasur.

e) Kröninger Ware mit Außen- und Innenglasur

Die nachstehend genannten Farbkombinationen nennen zuerst die Farbe der Außenglasur und an zweiter Stelle jene der Innenglasur.

Gelbbraune Kombination

1. Randstück einer großen Schüssel. Hellgelber, sehr feiner Ton. Wand konisch-kalottenförmig gebildet, etwas verdickter Rand nach außen umgeschlagen. Innenfläche einschließlich Rand dunkelbraun mit einigen weißen Flecken glasiert, Außenfläche hellgelbrötlich glasiert. Glasur spiegelnd. Mdm. ca. 30 cm (Abb. 7/1).
2. Randstück einer flachen großen Schüssel. Hellgelber, sehr feiner Ton. Rand schwach aufgebogen, Mundsaum wulstig verdickt, nach innen und außen etwas vorstehend. Innenfläche mit Rand dunkelbraun mit weißen Tropfflächen, Außenfläche hellgelbrötlich glasiert. Glasur spiegelnd. Mdm. ca. 22 cm (Abb. 7/2).
3. Randstück eines Tellers. Hellgelber, sehr feiner Ton. Niedere, kalottenförmige Schale, breiter, leicht konkav geschwungener Rand konisch aufsteigend, Randkante gewulstet. Innenfläche einschließlich Rand und Mundsaum dunkelschokoladebraun, Außenfläche hellgelbrötlich glänzend glasiert. Rand-Dm. 24 cm, Teller-Dm. 16 cm (Abb. 7/3).
4. 2 Randstücke von Schüsseln mit nach außen umgebogenem Rand.
1 Randstück eines Schälchens mit schwach nach außen umgebogenem Rand.
2 Bodenstücke von Tellern mit ringförmig abgesetzter Standflächenkante.
4 Wandstücke von Schälchen (?). — Alle: gelbbraun glasiert.

Braungelbe Kombination

1. Bodenwandstück eines großen Gefäßes. Hellgelber, sehr feiner Ton, Standfläche mit Randwulst versehen, Wand konisch aufsteigend. Nur Wand dunkelschokoladebraun, innen hellgelbrötlich glasiert. Stfl. ca. 10 cm (Abb. 7/4).
2. Bodenwandstück eines größeren Gefäßes. Hellgelber, sehr feiner Ton. Standfläche mit Randwulst versehen, Wand konisch aufsteigend, diese allein schokoladebraun, Innenfläche hellgelbrötlich glasiert. Stfl. ca. 10 cm (Abb. 7/7).
3. 5 kleine Wandbruchstücke.

Gelbgelbe Kombination

1. Randstück eines größeren Topfes. Hellgelber, sehr feiner Ton. Zylindrischer Hals, niederer zylindrischer Rand breit vorkragend, Mundsaum gerundet. Außenfläche des Randes durch zwei zu den Randkanten parallel laufenden Rillen gegliedert. Glasur glänzend hellgelbrötlich. Mdm. ca. 18 cm, Randhöhe 1,5 cm (Abb. 8/1).
2. 2 Wandstücke.

Grüngrüne Kombination

1. Randstück eines großen Topfes. Hellgelber, sehr feiner Ton, Glasur glänzend hellgrün. Rand wie Abb. 8/1, jedoch kräftig profiliert. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 1,7 cm (Abb. 8/2).
2. Randstück eines großen Topfes. Dunkelgrauer, sehr feiner Ton. Auf dem Hals von links unten nach rechts oben gerichtete parallele schwache Riefen sowie zwei waagrechte Rillen. Graugrün glänzend glasiert. Niederer zylindrischer Rand breit vorkragend, Mundsaum waagrecht, Randaußenfläche durch parallel zu den Kanten geführte Rillen gegliedert. An dem unteren Randende breiter Griffzapfen angesetzt. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 1,8 cm (Abb. 8/3).

Blaugelbe Kombination

1. Randstück eines Topfes. Hellgelber, sehr feiner Ton, außen mit Rand und einem 1 cm breiten Innenstreifen matt hellblau, innen hellgelb glänzend glasiert. Kragen mit Rillen bei beiden Kanten. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 1,5 cm (Abb. 8/4).
2. Zwei Randstücke vermutlich eines Kruges. Hellgelber, sehr feiner Ton, außen einschließlich Rand und eines 3 mm breiten Innenstreifens hellblau matt, innen hellgelb glänzend glasiert. Kragenrand mit schwachem Außenrelief, erhalten der Teil mit schmalem Ausgußschnabel. Gleicher Rand mit angesetztem, ziemlich englichtigem Bandhenkel, an der Wandaufgabe abgebrochen. Mdm. ca. 14 cm, Randhöhe 1,7 cm (Abb. 8/5, 6).
3. 5 kleine Wandstücke.

Gelbblaue Kombination

1. Bodenwandstück einer Schale (Tellers?). Hellgelber, sehr feiner Ton. Standfläche durch schwachen Wulst standringartig abgesetzt, auf der Standfläche zwei umlaufende, zum Randwulst parallele Rillen. Wand konvex aufsteigend, einschließlich Standfläche hellgelb glänzend glasiert, Innenfläche matt graublau glasiert. Stfl. ca. 10 cm (Abb. 8/7).
2. Bodenwandstück einer Schale (Tellers?). Hellgelber, sehr feiner Ton. Standfläche durch kleinen Wulst standringartig abgesetzt, auf der Standfläche selbst parallel zum Randwulst zwei schwache Rillen. Wand konvex aufsteigend, außen hellgelb glänzend, Innenfläche matt dunkelblau glasiert. Stfl. ca. 14 cm (Abb. 8/8).
3. Randstück einer Schüssel. Hellgelber, sehr feiner Ton, Außenfläche hellgelbrötlich glänzend, innen einschließlich Rand mittelblau matt glasiert, Glasur abspringend. Wand schwach konisch gebildet, Rand verdickt und kräftig nach außen umgebogen. Mdm. ca. 20 cm (Abb. 9/1).
4. Randstück einer Schale. Hellgelber, sehr feiner Ton, Außenfläche hellgelbrötlich, innen einschließlich Rand hellblau matt glasiert. Wand kalottenförmig, Rand schwach verdickt und fast waagrecht nach außen umgebogen. Mdm. ca. 18 cm (Abb. 9/2).
5. Randstück eines Tellers. Hellgelber, sehr feiner Ton. Außenfläche bis zur Randkante gelbgrünlich glänzend glasiert, innen einschließlich Rand dunkelblau schwach glänzend glasiert. Tellerschale nieder kalottenförmig, 3 cm breiter Rand konisch aufsteigend, Randkante gerundet. Kanten-Dm. ca. 30 cm (Abb. 9/3).
6. 3 Bodenwandstücke von Schalen oder Tellern.
7. 2 Randstücke von Tellern mit breitem Rand.
8. 6 Wandstücke.

Blaublaue Kombination

- 1 Bruchstück eines englichtigen Bandhenkels (einer Tasse?).

Gelbgrüne Kombination

1. Randstück eines Deckels. Hellgelbrötlicher Ton. Konvex gewölbte Außenfläche gelbgrünlich, Innenfläche gelblich glasiert. Schwach gerundete Kante einmal gerillt. Rand-Dm. 26 cm (Abb. 9/4).
2. Randstück einer Schale. Rand nach außen umgebogen.

f) Einheimische Ware

1. Randstück einer großen Henkelschüssel. Ziemlich feiner, ziegelroter Ton, geringe Steinchenmagerung. Innenfläche mit Rand hellgrün glasiert, Glasur schlecht haftend, fast ganz abgeblättert. Wand breitkonisch aufsteigend, Mundsaum etwas verdickt und schwach nach außen umgebogen. 1,5 cm unterhalb des Randes zwei umlaufende tiefe Rillen. Am Rand ein breiter, englichtiger Bandhenkel angesetzt, hier und an der Wandaufgabe abgebrochen. Mdm. ca. 24 cm (Abb. 9/5).
2. Randstück einer großen konischen Schüssel. Rotgelber, ziemlich feiner Ton. Außenfläche einschließlich Rand hellgrün glasiert, Glasur fast ganz abgeblättert. Wand breitkonisch aufsteigend mit Kragenrand, Mundsaum fast waagrecht abgeschnitten und nach außen gewulstet. Unterer Kragenrand schwach abstehend, Kragenfläche mit einem schwachen Wulst aufgliedert. Mdm. ca. 30 cm, Breite d. Kragenrandes 3,2 cm (Abb. 9/6).
3. Randstück einer Schüssel (?). Hellrötlichgelber, ziemlich feiner Ton, Innenfläche gelbgrau glasiert, Glasur fast ganz abgeblättert. Auf der Wand unterhalb des Randes ein umlaufender Tonwulst, im Querschnitt dreieckiger Rand breit nach außen abgebogen. Mdm. ca. 22 cm (Abb. 10/1).
4. Randstück einer konischen Schale. Hellgelber, sehr feiner Ton. Innenfläche einschließlich Rand weißlich mit schmalen braunen Streifen hellglänzend glasiert, Außenfläche roh. Gerundeter Mundsaum schwach nach innen eingezogen, auf der Außenfläche kragenartiger Wulst in etwa 2,2 cm Entfernung vom Mundsaum aufgelegt. Mdm. ca. 21 cm (Abb. 10/2).
5. 3 Randstücke von Henkeltöpfen mit Kragenrand. Hellgelber bzw. hellgrauer feiner Ton. Davon 2 Randstücke innen hellgelbgrau, 1 innen gelbgrau, außen dunkelbraun glasiert.
6. 11 Bruchstücke von kalottenförmigen Schalen mit nach außen umgelegtem Rand. Hellgelber Ton mit verschiedenfärbiger Innenglasur.
7. Zahlreiche Wand- und Bodenstücke von Gefäßen ohne nähere Formbestimmung. Verschiedene Innen- und Außenglasur.
8. 4 Randstücke von Tellern mit verschiedener Innen- und Außenglasur.
9. 4 kleine Randstücke von kalottenförmigen Deckeln, unglasiert oder mit verschiedenfärbiger Außenglasur.

g) Unbestimmbare Ware

1. Bodenteil eines Bechers (?). Braungelber, ziemlich feiner Ton, Außenfläche braunschwarz, Innenfläche hellbraun glasiert. Standfläche ringförmig abgesetzt, Wand schwach konvex konisch aufsteigend. Stfl. 4,2 cm, erg. H. 3,5 cm (Abb. 10/4).
2. Bodenteil eines zylindrischen Gefäßes. Hellziegelroter, ziemlich feiner Ton. Innen und außen orangebraun glänzend glasiert, außen zusätzlich noch weißer Tupfendekor. Etwas gedellte Stfl. unglasiert, durch einen schwachen Wulst von zylindrisch aufsteigendem Gefäßkörper abgesetzt. Stfl. 9,4 cm, erh. H. 5,5 cm (Abb. 10/3).
3. Randstück eines kalottenförmigen Deckels. Hellziegelroter, ziemlich feiner Ton, innen und außen orangebraun glänzend glasiert, außen zusätzlich noch weißer und dunkelbrauner Tupfendekor. Steckrand mit Senkrechtwulst und waagrecht Auflegkante. Rand-Dm. ca. 18 cm, Wulst-Dm. 16 cm (Abb. 10/5).

- h) 2 kleine Bruchstücke von Majoliken mit blauen Zierstreifen
- i) 1 kleines Bruchstück eines Glasgefäßes
- j) 1 Bruchstück eines Gewehr-(Pistolen-)Feuersteins
- k) 3 Bruchstücke neuzeitlicher Kupferschlacke

3. Fundauswertung

Sie erfolgt in der Reihenfolge der bei der Beschreibung unterschiedenen Keramik-Gattungen.

a) Zur Schwarzhafnerei.

Hier steht an erster Stelle das große Randstück Abb. 2/1 mit der einfachen, nur teilweise zum Abdruck gekommenen Kreuzmarke. Art der Magerung, Randbildung und Markenform erweisen den Topf als Passauer Erzeugnis⁴⁾ in Entsprechung zu dem Topfrandstück vom Lebenberg⁵⁾. Gleicher Herkunft ist auch das Randstück eines kleinen Topfes (Abb. 2/2) mit einer anderen Art der Kreuzmarke, die aber gleichfalls für Passau belegt ist⁶⁾. Nach Größe und Randbildung entspricht dieses Stück am ehesten den drei Randstücken von St. Martin bei Lofer⁷⁾. Randbildung und Tonbeschaffenheit erweisen auch die Randstücke Abb. 2/3, Abb. 3/1 und 3/2 als Erzeugnisse der Passauer Zone, der auf Grund seines Materiales auch das Bodenwandstück Abb. 3/5 zuzuordnen ist.

Besonderer Beachtung wert ist das kleine Randstück Abb. 3/4. Durch den hellgrauen, sehr kompakten, ohne besonderes Magerungsmittel ausgezeichneten Ton hebt es sich allein schon dadurch von den anderen Objekten mit dem graphitgemagerten Ton ab. Dazu kommen der feine Graphitschlicker und die dadurch ermöglichte eingeglättete Streifenverzierung sowie der verhältnismäßig hohe und im Querschnitt flache Rand, der vom Hals winkelig abgesetzt ist. Hier handelt es sich um eine sehr kennzeichnende Randbildung, zu der es aus Passau eine fast idente Entsprechung gibt⁸⁾: einen hohen Topf mit zwei gegen-

⁴⁾ R. Pittioni, Passauer Schwarzhafnerei in Österreich, ein Beitrag zum Keramikhandel des 15. bis 17. Jhs., Österr. Akademie d. Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Anzeiger 114 1977, 93 ff.

⁵⁾ Derselbe, Keramik des 15./16. Jahrhunderts aus Kitzbühel, Tirol, Tiroler Heimatblätter 47, 1972, 41 ff., Abb. 3/1.

⁶⁾ H. Rauscher, Hafnerzeichen aus dem Raum Passau, Ostbairische Grenzmarken 12, 1970, 310 ff., Nr. 9, 10, 31.

⁷⁾ Anm. 4, Abb. 3/4, 4/1, 2.

⁸⁾ I. Bauer, Hafnergeschirr aus Altbayern, Kataloge d. Bayer. Nationalmuseums München, XV, 1, 1976, 259, Abb. 285, Kat.-Nr. 227. — Vielleicht ist auch das Randstück von Jochbergwald-Fiderialboden hierher zu stellen. Vgl. R. Pittioni, Nachtrag zur Tiroler Gasthaus-Archäologie, Österr. Zeitschr. f. Volkskunde n. S. 27 (76), 1973, 118 ff., Abb. 1/1.

ständigen Henkeln, von denen einer mit der für die Passauer Zone typischen Monogramm-Kreuzmarke versehen ist. Tongattung, Schlickerung und Marke erweisen nun dieses Kitzbüheler Stück, das meines Wissens überhaupt das erste Belegstück in Tirol ist, in eine wesentlich jüngere Zeit als die Randstücke mit dem einfachen Kreuzstempel. Da die Monogramm-Kreuzmarke sich wahrscheinlich erst im 16. Jahrhundert durchgesetzt hat, wird für den Kitzbüheler Topf eine Zuordnung zum späten 16. oder frühen 17. Jahrhundert in Betracht kommen. Vielleicht sind auch die unter Nr. 11 genannten, hier aber nicht abgebildeten kleinen Reste von Schwarzhafnerei mit dunkelgrauem Schlicker und senkrechten Glättstrichen in die gleiche Zeit einzuordnen ⁹⁾.

Ganz aus der Reihe der sonst geläufigen Ware fällt das Randstück Abb. 3/3 mit seinem innen stufenförmig abgesetzten Rand, dessen Mundsaum quergesägt ist. Zur Zeit kann ich keine Entsprechung nennen, die stufige Gliederung der Innenwand des Randstückes ließe an eine Ähnlichkeit mit dem Randstück Abb. 3/4 denken, doch muß die völlig andere Tonart dem gegenüber betont werden.

Neben der aus dem Passauer Bereich eingekauften Schwarzhafnerei wird es auch eine einheimische Erzeugung dieser Ware gegeben haben, wie man aus den schon veröffentlichten Belegen von Kitzbühel ¹⁰⁾ entnehmen kann. Ihr könnten auch die unter Nr. 10 zusammengefaßten kleinen Gefäßbruchstücke entstammen.

b) Zu den Kachelresten

Für die in Bruchstücken erhaltenen Schüsselkacheln (Abb. 4/1, 2) wird man an eine lokale, d. h. wahrscheinlich in Kitzbühel beheimatete Werkstatt annehmen dürfen. Bei den beiden großen Randstücken fällt die fast schnabelartige Eckbildung auf und auch die Parallelriefelung der Wände weist auf eine Werkstatteigenart hin. Mangels ausreichender Einzeluntersuchungen an Schüsselkacheln ist ein Urteil darüber, ob und inwieweit Profilbildungen relativ-chronologisch verwertbar sind, noch nicht möglich. Vergleicht man die große Kachel aus Heiligenkreuz ¹¹⁾ mit unseren beiden Randstücken, dann wird die Fragestellung verständlich, die daneben aber auch noch die Möglichkeit von regionalen Unterschieden zu berücksichtigen hätte. Für die Kitzbüheler Schüsselkacheln wird man im Anschluß an die durch die Schwarzhafnerei vermittelten zeitlichen Hinweise eine Zuordnung zum späten 15. sowie zum 16. Jahrhundert annehmen dürfen.

⁹⁾ Vgl. dazu Anm. 8, I. Bauer, Abb. 40, Mitte.

¹⁰⁾ Anm. 5, Abb. 4/1, 2.

¹¹⁾ R. Pittioni, Schwarzhafnerei aus dem Stift Heiligenkreuz bei Baden, NÖ., II: Die Funde aus dem Konventgebäude 1970, Archael. Austr. 59/60, 1976, 175 ff., Abb. 13 (Nr. 27).

Die beiden Randstücke von grün glasierten Kacheln (Abb. 4/3, 4) erweisen sich nach den erhaltenen Profilresten als Fortführung der Schlüsselkachelform, die nach außen mit einer Platte abgeschlossen wurde (die sog. Blattkachel). Die typischen grün glasierten Barock-Plattenkacheln sind durch den mehrere Zentimeter breiten, im rechten Winkel angesetzten Rand gekennzeichnet, während die beiden vorliegenden Stücke noch die Ansätze zum schüsselartig geformten Kachelhinterteil aufweisen. Chronologisch könnte dies eine Zuordnung in das späte 16. oder in das frühe 17. Jahrhundert bedeuten. Näher datierte Entsprechungen sind mir nicht geläufig¹²⁾. Über die auf den Kachelplatten angebrachten Figuraldekorationen sind nur Vermutungen möglich. Bei dem Kachelbruchstück Abb. 4/3 könnte es sich um Füße eines Hirschen handeln, der als Ziermotiv schon an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert auf Kacheln erscheint. Der auf dem Bruchstück Abb. 4/4 erkennbare nackte Menschenfuß könnte zu einer Art „Wilder-Mann-Motiv“ gehören¹³⁾.

c) Zum Steinzeug

Das Bruchstück Abb. 5/1 erweist sich durch die Inschrift als Behälter für Selterswasser¹⁴⁾, erhält aber seine spezifische Note durch den kreuzförmigen Mittelteil des Inskriftkreises mit den Resten der Buchstaben C und wahrscheinlich T, wie sie auf einem guten Parallelstück im Österreichischen Museum für Volkskunde deutlich zu erkennen sind. Hier findet man auch den 1,8 cm breiten hellblauen Glasurkranz um die Kreisinschrift. Das auf dem Kitzbüheler Stück unterhalb davon eingeritzte B wird man vielleicht als Anfangsbuchstabe des Namens des Flaschenherstellers zu interpretieren haben. Auf dem Stück im Volkskunde-Museum ist etwa an der gleichen Stelle ein miteinander verbundenes HR angebracht. Der hellblaue Glasurstreifen scheint für eine bestimmte Fabrikationszone zu sprechen, doch vermag ich diesbezüglich keine nähere Angabe zu machen. Als zeitliche Zuordnung dürfte das vorgeschrittene 18. sowie das 19. Jahrhundert in Betracht kommen¹⁵⁾.

Etwas älter sind die drei kleinen Fragmente von Westerwälder Steinzeuggefäßen Abb. 5/2—4. Ihre Herkunft auf dem genannten

¹²⁾ R. Franz, Der Kachelofen, Entstehung und kunstgeschichtliche Entwicklung vom Mittelalter bis zum Ausgang des Klassizismus, 1969, nennt grün glasierte Kacheln bereits aus dem 15. Jh. (!) = Abb. 94: Kranzkachel mit Jahreszahl 1435.

¹³⁾ Belege aus dem 15. Jh. bei R. Franz, Anm. 12, Abb. 146, 147.

¹⁴⁾ Vgl. dazu R. Pittioni, Kellerfunde im Gebäude der Österr. Akademie d. Wissenschaften, Anzeiger, phil.-hist. Kl. 111, 1974, 103 ff., Abb. 9.

¹⁵⁾ Zu dieser Frage vgl. auch die Angaben bei I. Bauer, Anm. 8, S. 229 ff., über die Flaschenerzeugung im bayerischen Landkreis Pfarrkirchen während des 19. Jhs.

Bereich ist durch die Kombination von eingeritzten Mustern und flächenfüllender blauer Glasur so einwandfrei zu bestimmen, daß selbst kleine und kleinste Bruchstücke für eine zweifelsfreie Zuweisung ausreichen. Die nächsten Entsprechungen zu dem geringen Kitzbüheler Bestand stammen aus dem Küchenabfallhaufen von Jochbergwald ¹⁶⁾, doch gibt es sehr schöne Belege auch aus dem reichen Fundbestand aus Wien 9, Roosevelt-Platz, hinter der Votivkirche ¹⁷⁾. Sie lassen vermuten, daß auch die Kitzbüheler Scherben von hohen Krügen stammen, die man gerne mit vegetabilischen Mustern verziert hat. Ob es möglich ist, anhand solcher Muster und der mit ihnen verbundenen Dekorationstechnik feinere chronologische Aussagen zu erhalten, entzieht sich meiner Kenntnis. Eine nähere Untersuchung darüber wäre aber vorteilhaft, um anhand so kleiner Bruchstücke, wie sie aus Kitzbühel vorliegen, noch genauere zeitliche Angaben zu erhalten. Wenn sie vorläufig dem 18. Jahrhundert zugewiesen werden, so ist dies lediglich eine wahrscheinliche Annahme.

d) Zur Gelbhafnerei mit Innenglasur

Mit den Randstücken Abb. 6/1—8 tritt uns eine interessante Ware entgegen. Nach dem Stück Abb. 6/8 handelt es sich um die Reste von Henkeltöpfen, die aus einem meist hellgelben, sehr feinen Ton angefertigt und mit einer den Rand miteinbeziehenden Innenglasur versehen wurden. Die Farbe der Glasur schwankt zwischen gelb, gelbbraun und schokoladebraun, neben denen es auch noch grüne Glasur gibt. Sie ist hellglänzend, jene auf dem Stück Abb. 6/5 sogar spiegelnd glänzend. Eine solche Ausfertigung allein fällt auf. Dazu kommt die Art, wie der Kragenrand gebildet ist: Auf seiner Innenfläche zeigt er einige Millimeter unterhalb des Mundsaumes eine rillenartige Vertiefung, die bei den Stücken Abb. 6/1, 2, 4, 6 besonders kräftig ausgefertigt wurde. Dazu kommt die konkave Außenfläche des Kragenrandes, wodurch seine Unterkante fast dachartig hervorsteht. Dadurch gewinnen diese Henkeltopf-Randstücke eine spezifische Eigenart, die mir auch aus dem Material von Jochbergwald geläufig wurde. So ergibt sich die Frage, ob diese Ausfertigung des Kragenrandes zeitbedingt ist oder ob sie als Hinweis auf ein bestimmtes Erzeugungsgebiet gewertet werden könnte. Im Hinblick auf die spiegelnd ausgefertigte hellgelbe bzw. schokoladebraune Glasur denkt man unwillkürlich an eine Beziehung zur Kröninger Hafnerei. Ich habe daher bei Kollegen I. Bauer (München) angefragt, ob er mir für gesicherte Kröninger Henkeltöpfe ¹⁸⁾ eine gleiche Beobachtung sagen könne. Seiner vorsichtig gehal-

¹⁶⁾ Anm. 8, R. Pittioni, Abb. 8/4, 5.

¹⁷⁾ Unveröffentlicht, Material zur Zeit im Institut für Ur- und Frühgeschichte, Wien.

¹⁸⁾ Wie beispielsweise Anm. 8, I. Bauer, Abb. 16, Kat. Nr. 12.

tenen Antwort¹⁹⁾ entnehme ich, daß es noch keine ausreichenden Parallelbeobachtungen gibt, die eine solche Vermutung bestätigen oder verneinen könnten. Sie soll aber auf alle Fälle festgehalten werden, um sie später einmal gelegentlich der Bearbeitung von weiterem Material überprüfen zu können. Sollte sich eine Beziehung zum Kröninger Bereich ergeben bzw. würde man an parallele Vorkommen denken, dann könnte man nach den beiden Gemälden von P. Hornemans aus dem Jahre 1765 — auf denen solche Henkeltöpfe dargestellt sind — an das 18. und vielleicht sogar an das frühe 19. Jahrhundert denken²⁰⁾.

e) Zur Kröninger Ware mit Außen- und Innenglasur

Nach den zahlreichen Nachweisen in Jochbergwald sowie in Jochberg selbst²¹⁾ verwundert der verhältnismäßig umfangreiche Bestand im Kitzbüheler Fundmaterial nicht. Man wird vielleicht sogar annehmen dürfen, daß die beidseitig glasierte Kröninger Ware das Normalgeschirr in Salzburg und Nordtirol gewesen ist. Eine nähere Unterscheidung zwischen Kröninger Geschirr im engeren Sinne und gleichartigem Geschirr aus der Bina-Zone ist jedoch kaum möglich, was vielleicht auch damit zusammenhängt, daß das in den bayerischen Museen vorhandene Geschirr als Sammlungsgut einer verhältnismäßig späten Zeit angehört. Dem steht unser ausgegrabenes Tiroler und Salzburger²²⁾ Fundgut gegenüber, das auch für das Erfassen der verschiedenen Glasur-Farbkombinationen recht aufschlußreich ist.

Das schon früher behandelte und auch das hier erfaßte Material an Gefäßresten ist mit den in unserem Fachbereich geläufigen Bezeichnungen beschrieben worden. Dem steht jene der volkskundlichen Keramikforschung gegenüber, die durch den umfangreichen Katalog von I. Bauer nun auch einem weiteren Interessensbereich zugänglich gemacht wird. Allerdings ist es mir noch nicht ganz klar geworden, wie weit die von ihm verwendete Typenansprache und Bezeichnung der einzelnen Gefäßteile einer spezifisch bayerischen Terminologie entspricht oder ein allgemein gebräuchliches Vokabular darstellt. Einer kurzen brieflichen Diskussion mit I. Bauer glaube ich entnehmen zu können, daß innerhalb der deutschen Forschung noch keine einheitliche Auffassung herrschen dürfte. Man hat als Außenstehender den Eindruck,

¹⁹⁾ Brief vom 27. 1. 1977. — Man vgl. aber die andere Profilbildung an der gleichen Henkeltopf-Type aus Wien, Anm. 14, Abb. 3 und 5.

²⁰⁾ Anm. 8, R. Pittioni, Abb. 1, 2.

²¹⁾ R. Pittioni, Zwei weitere Nachweise von Kröninger Ware in Jochberg bei Kitzbühel, Österr. Zeitschr. f. Volkskunde n. S. 28 (77), 1974, 153 ff.

²²⁾ Ich verweise auf das in Anm. 3 erwähnte Material vom Salzburger Mönchsberg sowie auf die umfangreichen Aufsammlungen von Herrn Tierarzt H. Adler im Loferer Bereich mit einem kennzeichnenden Bestand, der veröffentlicht gehörte.

daß die Bezeichnungen der einzelnen Gefäßteile nicht auf unterschiedliche Usancen innerhalb der einzelnen Hafner-Bereiche zurückzuführen sind, sondern eher von Fachbearbeitern herrühren²³⁾. Es schiene deshalb erwägenswert, diese terminologisch wichtige Frage einmal näher zu bearbeiten, um daraus unter Umständen eine allgemein anwendbare Reihe an Fachausdrücken zu gewinnen.

Noch wichtiger aber erschiene mir die Frage, ob es möglich ist, zeitlich bedingte Unterschiede in der Ausfertigung der einzelnen für die Kröninger Fabrikation als kennzeichnend anzusprechenden Gefäßformen festzustellen. Denn so wie sich bei der Schwarzhafnerzeit bedingte Veränderungen an den dafür empfindlichen Teilen der Gefäße nachweisen lassen, so könnte dies auch beim Kröninger Material der Fall sein. Wie weit man dabei auf Veränderungen im Randbereich zu achten hätte, wurde eben bei den innen glasierten Henkeltöpfen anzudeuten versucht. So schiene es möglich, daß die drei Randstücke Abb. 8/1—3 eine Randbildung aufweisen, die nicht bloß verwendungs-, sondern auch zeitbedingt sein kann. Verwendungsmäßig insofern, als das stufenförmige Absetzen des Randes vom Hals ein Übergehen der in diesen Töpfen zu kochenden oder aufzubewahrenden Flüssigkeiten verhindern sollte, nachdem sich erst nach längerer Erfahrung die Notwendigkeit solcher Veränderungen gezeigt hatte. Damit wäre dann ein Zeitmoment berücksichtigt, doch auch daran zu denken, daß die drei Randstücke von bauchigen Bügeltöpfen stammen, die mit einem flachen Deckel abgeschlossen wurden²⁴⁾.

Wie weit ein Zeitkriterium auch für die verschiedenen Farbkombinationen in Betracht zu ziehen wäre, schiene gleichfalls einer näheren Untersuchung wert. Die Kombinationen gelb-braun bzw. braun-gelb dürften gegenüber anderen bevorzugt worden sein. Umschau wäre auch danach zu halten, ob die einfache braune Glasur zeitgleich mit der weiß gesprenkelten braunen anzusetzen ist, ob also zeitliche Unterschiede festzustellen sind oder ob solche Verschiedenartigkeiten in der Glasurart Kennzeichen einzelner Hafnerwerkstätten sind. Die gleiche Fragestellung gilt für die blau-gelbe und gelb-blaue Glasur, doch dürfte auch noch nicht geklärt sein, wieweit bzw. ob überhaupt ein solcher Farbkombinations-Wechsel bloß Dekorationstendenzen entspricht oder auch mit der Verwendung einzelner keramischer Formen zu kombinie-

²³⁾ Für die briefliche Aufklärung (vom 27. 1. 1977) solcher terminologischer Unterschiede bzw. für die Zuordnung spezieller Bezeichnungen von Gefäßteilen zu ihnen (wie „Spiegel“ für die Innenfläche des Gefäßbodens bei Schalen und Tellern bzw. von „Fahne“ für die breiten Ränder bei den Tellern) sowie für die Angabe der Unterschiede zu der für die Steinzeugformen des Rheinlandes vorgeschlagenen Detailbezeichnungen bin ich Herrn Kollegen I. Bauer sehr verbunden.

²⁴⁾ Anm. 8, I. Bauer, S. 92 mit Profilzeichnung.

ren wäre. Schließlich wäre es auch nicht uninteressant zu wissen, ob die Verwendung nur einer Glasurfarbe für Außen- und Innenfläche als Zeitkriterium gewertet werden kann.

An Formen Kröninger glasierter Ware sind nachzuweisen: die große konische Schüssel (Abb. 7/1) — der „Weitling“ (Milchschüssel) nach I. Bauer²⁵⁾ —, der flache, schwach kalottenförmige Teller mit breitem Rand und abgerundeter Randkante (Abb. 7/3, 9/3)²⁶⁾, der Teller mit leicht konkavem Rand und pufferartig ausgefertigter Randkante (Abb. 7/2)²⁷⁾, der Topf mit gesimsartig abgesetzter Standfläche (Abb. 7/4)²⁸⁾, der Krug (Abb. 8/5, 6) mit Kragenrand und schwacher Ausgüßdelle²⁹⁾ und die kalottenförmige Schale (Abb. 8/7) mit profiliertem Standing. Ob es sich hierbei um die allgemein gebräuchlichen Haupttypen handelt oder diese Formen vorwiegend für den Export in ein bäuerlich orientiertes Absatzgebiet dienten, kann auch nur wieder gefragt werden. Es fällt aber auf, daß die im Material von Jochbergwald mehrfach nachgewiesene „Knödelschüssel“³⁰⁾ hier nicht einmal durch ein Randstück vertreten ist, demgegenüber dann in Jochbergwald der niedere breitrandige Teller nicht belegt ist. Wie weit dies bloß Fundlücken sind, muß dahingestellt bleiben, aber es läge nahe, als Erklärung für diese Verschiedenartigkeiten die soziale bzw. berufsmäßige Orientierung der Geschirrabnehmer mit heranzuziehen.

f) Zur einheimischen Ware

Grundlage für eine solche Beurteilung sind zwei technologische Einzelheiten: erstens ein ziegelroter oder rotgelber Ton, der sich von jenem der Kröninger Ware sofort unterscheiden läßt, und zweitens eine wesentlich schlechter ausgefertigte Glasur bzw. einen ganz anderen Brennprozeß, der eine enge Verbindung von Tongrund und Glasuraufgabe kaum gestattet. Deshalb splittert auch die Glasur verhältnismäßig leicht ab, demgegenüber die Kröninger Glasur fest mit dem Tonuntergrund verbunden ist. Man möchte meinen, daß diese einheimische Ware in Kitzbühel selbst oder in dessen nächster Umgebung hergestellt wurde³¹⁾. Eine Bestätigung durch Auffinden von Fehlbrand-Abfällen ist aber bis jetzt noch nicht gelungen. Entsprechende Untersuchungen im Gelände wären jedoch notwendig. Tonmaterial und Brennprozeß

²⁵⁾ Anm. 8, I. Bauer, S. 111 ff. und Abb. 67. Der Übergang zur „Napfschüssel“ (a. a. O., S. 126, Abb. 93) ist dabei fließend.

²⁶⁾ Vgl. Anm. 8, I. Bauer, Profil Seite 101, Trostberg 1799.

²⁷⁾ Vgl. Anm. 8, I. Bauer, Profil Seite 101, 379 Wasserburg.

²⁸⁾ Vgl. Anm. 8, I. Bauer, Profil Seite 92, 554 Wasserburg.

²⁹⁾ Vgl. Anm. 8, I. Bauer, Profil S. 197 f., Kat.-Nr. 165. Hier als „bauchige Kanne“ bezeichnet und ihr der Typus „Wasserkrug“ zugeordnet.

³⁰⁾ Dieser Form ähnlich die „tiefe Schüssel“ in Anm. 8, I. Bauer, Kat.-Nr. 72, Abb. 97.

³¹⁾ Man vgl. dazu die Bemerkungen bei R. Pittioni, Anm. 8, 135 ff.

dürften vielleicht auch erklären, daß von der einheimischen Ware vorwiegend nur kleineres Bruchmaterial vorliegt, das aber kaum nähere Aussagen zur Formenkunde erlaubt. Bei dem Randstück Abb. 9/6 dürfte es sich um den Rest einer größeren konischen Schüssel (eines Weitlings?) handeln, dessen an der Wand angesetzter englichtiger Bandhenkel abgesprungen ist. Das Randstück Abb. 9/6 könnte von einem großen konischen Topf stammen, eine genauere Formbestimmung ist aber nicht möglich. Solches gilt auch für das Randstück Abb. 10/1 mit dem eigenartigen pultdachähnlichen Rand. Einer konischen Schale zugehörig ist das Randstück Abb. 10/2, doch ist auch hier eine nähere Formansprache nicht durchführbar. Zeitangaben für diese einheimische Ware zu versuchen ist mangels datierbaren Vergleichsmaterials aussichtslos, eine Zuordnung zum 19. Jahrhundert daher bloß eine Vermutung.

g) Zur unbestimmbaren Ware

Unbestimmbar ist sie insofern, als die drei abgebildeten Reste (Abb. 10/3—6) weder materialmäßig noch auch formenkundlich eine besondere Eigenart aufweisen, die für eine Zuordnung zu einem bestimmten Herstellungsbereich verwertet werden könnte. Man hat den Eindruck, Reste einer serienmäßigen Fabrikware vor sich zu haben, wie weit dafür das vorgeschrittene 19. Jahrhundert in Frage käme, ist eine noch offene Frage. Des Versuches wert wäre es aber, sich einmal mit solchen Resten näher zu beschäftigen.

So wird man also zusammenfassend sagen dürfen, daß sich das Bergen eines noch so kleinen und vielleicht auch unscheinbar wirkenden Fundbestandes lohnt, da mit jedem Gefäßbruchstück ein weiterer Beitrag zur volkstümlichen Keramikunde gegeben ist. Im vorliegenden Falle kommt ja noch dazu, daß anhand besitzgeschichtlicher Daten sogar eine Verknüpfung mit Einzelpersonen gegeben erscheint, womit das ganze Fundmaterial aus der Anonymität einer rund 400jährigen Vergangenheit hervortritt und dadurch sozusagen zu neuem Leben erweckt wird.

Feldforschungsnotiz zum Judasbrennen

Von Walter Puchner

Nach der Veröffentlichung einer Zusammenstellung der Brauchmorphologie des Judasbrennens im südbalkan-mediterranen Raum aus Nachrichten in Archivbeständen verschiedener volkskundlicher Institutionen in Athen¹⁾ sei hier ein Brauchtup nachgetragen, der von den bisher erfaßten in seiner Eigenart etwas abweicht und für die südöstlichen Teile der Halbinsel Chalkidiki charakteristisch erscheint. — In den Jahren 1976 und 1977 konnte am Karsamstag in den Dörfern Megali Panagia (8 km von Palaiochori am ca. 90. Kilometer der Autostraße Thessaloniki—Uranupolis) und Gomati (13 km südöstlich von Megali Panagia auf schlechter Erdstraße) am Platz vor der Kirche jeweils eine Judasfigur beobachtet werden, die hoch oben auf einem kunstvoll geschichteten Berg von Reisig und Zweigen angebracht war.

In Megali Panagia war das lose übereinandergeworfene Platanenreisig von vier etwa 6 m hohen jungen Baumstämmen eingegrenzt. Die nicht sehr sorgfältig hergestellte, grotesk verunstaltete Judaspuppe bestand aus zusammengenähten alten Kleidern, mit Blättern gefüllt, und war auf einer Plattform in etwa 5 m Höhe, gebildet durch zwischen den Stammenden verlaufenden Querhölzern, angebracht. Die Reisigschichten reichten nicht ganz bis zur Plattform hoch, was zur (in Abfragungen dann bestätigten) Annahme führte, daß zuerst das Skelett des „Scheiterhaufens“ mit der Plattform errichtet wird und dann erst der Zwischenraum mit Reisigbündeln ausgefüllt wird. Die Errichtung der turmartigen Brandstätte sowie der Judasfigur ist Aufgabe der Kinder und beansprucht nach deren Angaben etwa zwei bis drei Tage. Der Reisighaufen wird nach der Verkündigung der Anastasis kurz vor Mitternacht auf dem Platz vor der Kirche durch den Priester von den Gläubigen in Brand gesteckt.

Wesentlich komplexer gestaltet sich die Zeremonie in dem abgelegeneren Gomati. Der Judasturm ist hier wesentlich schlanker, sorgfältiger geschichtet und höher. Das Reisig wird hier zwischen drei schlanken Föhrenstämmen, die in Erdlöchern am Platz vor der Kirche verankert sind, ein gleichschenkeliges Dreieck bilden und parallel nach

¹⁾ W. Puchner, Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater. Wien 1977 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, XVIII). 161 ff., 184 f., Fig. 6.

oben bis in etwa 7 m Höhe verlaufen, sorgfältig aufgeschichtet. Die daraufgestellte Judasfigur ist etwa 1 m groß und von einigermaßen menschlicher Gestalt. Die Kinder beginnen mit dem Bau dieses „babylonischen Turms“ schon zu Beginn der Osterquadagesima. Wie der zufällig anwesende Waldhüter des Kreises angab, kämen die Kinder schon im Januar zu ihm, um sich die Erlaubnis für das Umschneiden von drei Jungbäumen zu holen. Die Stämme werden entästet und die Baumrinde entfernt; sodann treibt man an jeweils einer Seite im Abstand von etwa 1 m Haken in die Stämme, um den Kindern das Auf- und Abklettern zu ermöglichen. Die Stämme werden in der bezeichneten Form auf dem Dorfplatz aufgerichtet und fest in den Erdboden gerammt. Dann wird Reisig gesammelt und Schicht um Schicht in das Dreieck zwischen den Stämmen gehäuft, wobei die Kinder nach jeder Schichtlegung auf den Reisigstoß springen, um die brennbare Masse kompakter zu machen.

Der „Aphanós“, so heißt dieser turmartige Scheiterhaufen ebenso wie das Osterfeuer²⁾, muß spätestens bis zum Gründonnerstag fertig sein. Die Judasfigur wird aus Laub hergestellt, womit man die zusammenge nähten Lumpen seiner Kleidung füllt. Ein durch den Rumpf gestecktes und mit Ärmeln versehenes Querholz bildet die beiden ausgebreiteten Arme. In der einen Hand hält Judas eine Spielkette oder ein Säckchen, das die 30 Silberlinge des Verräterlohns vorstellt. Der Kopf besteht aus einem getrockneten Kürbis, wie ihn die Fischer als Boje zur Markierung ihrer ausgeworfenen Netze verwenden, und ist in geeigneter Weise mit Gesichtszügen bemalt. Wie die Aufnahmen von 1977 zeigen, sind die sonst übliche Pfeife sowie das Querholz der Arme ein Opfer der ungünstigen Witterung geworden (der starke Wind hat beides herabgerissen).

Am Nachmittag des Karfreitags wird diese Judasfigur von Kindern auf den Schultern von Haus zu Haus getragen, wobei man in melancholischer Weise folgendes Judaslied vorträgt (Ü. d. A.):

Wir singen euch das „Freuet euch“ und möchten euch wohl bitten
schenkt dem Gehör, was wir euch singen werden.
Es ist der Tag der Leiden Christi, zeigt alle Trauer
und hört den Leiden Christi zu.

Jesus erwählte aus zu Seinen Jüngern
zwölf arme Fischer unter Seinem Befehl.
Der eine von den Zwölfen, Judas der Iskariote,
erwies sich als elender Verräter Christi.

Dreißig Silberlinge will er, daß sie zahlen,
und sowie sie zahlen, liefert er Ihn aus.
Und faßten den Entschluß die gesetzlosen Juden,
Christus zu kreuzigen, Alte und Junge.

2) Zur Etymologie wie Anm. 1, 185.

Und als der Tag des Passahfestes kam,
setzten sie sich zum Heiligen Abendmahle.
Dort beim Mahle, als sie aßen, sprach der Herr zu ihnen:
einer von den Zwölfen wird zum Verräter werden.

Und Judas floh gleich nach dem Mahle
die ganze Nacht lief er ohne zu schlafen . . .

Das Ende des Liedes, an dessen Verse sich die Umstehenden nicht erinnern konnten, beschreibt Reue und Selbstmord des Verräters. Der Dekapentasyllabos (15-Silbler) und der Paarreim weisen zwar auf das Volkslied, doch lassen Sprachgebung und Bibeltreue es mit einiger Gewißheit als Produkt eines Dorflehrers oder Priesters erkennen. In der Gattung des Karfreitagsthrenos, der üblicherweise in diesen Kulturzonen als Marienklage strukturiert ist, steht dieses Judaslied ziemlich einzigartig da. — Die Kinder bekommen von jeder Hausfrau etwa zwei bis drei Eier oder Münzen.

Nach dem Ende des Schandzuges wird der Verräter auf seinen turmartigen Pranger in luftiger Höhe gebracht und erwartet dort die Osternacht. Wenn gegen Mitternacht die Lichter der Kirche gelöscht werden und der Priester das Osterlicht des auferstandenen Lebens an die Anastasiskerzen der Gläubigen weitergibt, sodann die Lichterprozession aus der Kirche zieht, um auf dem Dorfplatz (üblicherweise auf einem kleinen Podium mit Pult) die Verkündigung der Auferstehung Christi aus dem Mund des Priesters zu hören, worauf mit Sprengkörpern und Raketen (früher mit Gewehrschüssen, heute überhaupt verboten) der wahre „Höllenschrei“ der Auferstehungsfreude beginnt, so ist dies der Augenblick, wo man den riesigen Holzstoß mit der kleinen Figur obenauf mit den brennenden Osterkerzen in Brand setzt. Der kompakt und eng geschichtete Zunder läßt die Flamme 30 bis 50 m oder noch höher gegen Himmel schießen, so daß sie tatsächlich auch aus größerer Entfernung zu sehen ist. Auferstehungsfreude und Lichtsymbolik Christi finden in dieser senkrecht aufsteigenden gewaltigen Flamme sinnfälligen Ausdruck. Daß gerade der Verräter in diesem österlichen Freudenfeuer sein Leben lassen muß und daß gerade die Kinder dazu angehalten werden, den „Aphanos“ und die Puppe in monatelangen Vorbereitungen zu verfertigen, hat — nach Angaben der Bewohner von Gomati — seinen tieferen didaktischen Sinn. — „O du armer Judas, was hast du getan . . .“

Chronik der Volkskunde

Brüder-Grimm-Preis für Leopold Schmidt

Die Philipps-Universität Marburg/Lahn feierte im Juni 1977 ihr 450. Gründungsjubiläum. In der Eröffnungsfeier zur Jubiläumswoche am Montag, den 27. Juni 1977, im Auditorium maximum der Universität wurde der Brüder-Grimm-Preis der Philipps-Universität dem Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde, ao. Professor für Volkskunde an der Universität Wien und wirkl. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, wirkl. Hofrat Dr. Leopold Schmidt, und dem Professor für Deutsche und Germanische Philologie an der Universität Zürich, Dr. Stefan Sonderegger, verliehen. Mit der Preisverleihung an die beiden Wissenschaftler aus Österreich und aus der Schweiz durch den Präsidenten der Universität Marburg, Dr. Rudolf Zingel, würdigte die Universität Marburg deren besondere Verdienste auf den von Jacob und Wilhelm Grimm begründeten Arbeitsgebieten; die Brüder Grimm hatten zu ihrer Zeit in Marburg studiert. Der Brüder-Grimm-Preis besteht in einer großen Bronzemedaille mit dem Doppelbildnis dieser großen deutschen Gelehrten und ist mit je 10.000 DM dotiert. Anlässlich des Universitätsjubiläums 1977 wurde dieser Preis zweimal verliehen.

Die Würdigungsurkunde für Leopold Schmidt hat folgenden Wortlaut:

„Die Philipps-Universität Marburg/Lahn verleiht den Brüder-Grimm-Preis für hervorragende Verdienste auf den Arbeitsgebieten von Jacob und Wilhelm Grimm an Leopold Schmidt, Dr. phil., Professor für Volkskunde an der Universität Wien, insbesondere für seine vielfältigen und umfangreichen Forschungen zur Volkskunde des deutschsprachigen Bereiches in den mitteleuropäischen Zusammenhängen. Mit seinem wissenschaftlichen Werk ragt er angesichts der überall fortschreitenden Spezialisierung vor allem dadurch heraus, daß er konsequent den „Anregungen zu einer allseitigen Betrachtung der Volkskultur bei Jacob Grimm“ gefolgt ist. Er hat sich mit wegweisendem Erfolg um das ganze Spektrum der Grundformen menschlicher Lebensgestaltung bemüht, ausgehend von der Erforschung der oralen Volksüberlieferung, wie auch Jacob und Wilhelm Grimm, bis zu den sachgebundenen Manifestationen, denen er sich stärker zuwandte, als er mit großer Tatkraft die Leitung eines der bedeutenden Volkskundemuseen übernahm. Die wissenschaftliche Leistung Leopold Schmidts ist von dem Leitgedanken bestimmt, daß die willkürliche Scheidung von geistigen und materiellen Komponenten das Wesen von Kultur verfälscht, weil auch alle „materiellen“ Schöpfungen des Menschen „geistige“ Leistungen sind, sowohl was ihre Genese als auch was ihren Gebrauch und ihre Tradierung anlangt. In der Fülle seiner Arbeiten hat er nicht nur eine immense Stoffmasse an Fakten und Daten, mit der es die volkskundliche Forschung überall zu tun hat, sachlich bewältigt, sondern auch ihre Einordnung in die jeweiligen Lebens- und Funktionszusammenhänge methodisch in vorbildlicher Weise gemeistert und immer der wechselseitigen Bedingtheit von Traditions- und Innovationsforschung Rechnung getragen, im Sinne des Programms, das Jacob Grimm von Wien aus 1815 in seinem „Circular“ entwickelt hat, mit der

strengen Forderung, die Lebensäußerungen des Volkes „getreu und wahr, ohne Schminke und Zutat . . . auf das genaueste“ zu erfassen und zu verarbeiten.“

Die traditionellen Vorträge der Preisträger boten am Dienstag, den 28. Mai 1977, den Anlaß für eine zweite Jubiläumsveranstaltung in der Aula der Alten Universität im ehemaligen Dominikanerkloster. „Grimm-Nachfolge auf dem Gebiet der Sagenforschung“, hatte sich Prof. Leopold Schmidt als Thema für seinen Preisträger-Vortrag gewählt. Die regionale Presse hat darüber ausführlich referiert: „Prof. Schmidt zeigte die vielfältigen Anregungen auf, die für andere Sagensammler aus der Arbeit der Brüder Grimm entstanden. Die Brüder Grimm haben schon sehr früh mit dem Sammeln von Sagen begonnen, wie ein Brief von 1807 an den Freund und Förderer Friedrich Karl von Savigny beweise, zunächst aber nicht geahnt, was sie alles lesen mußten. Zwar sei 1818 der zweite Band ihrer Sagen erschienen, leider aber habe Jacob Grimm wegen anderer Arbeiten sein Vorhaben nicht ausführen können, auch einen Kommentarband zu veröffentlichen. Hingewiesen wurde dann auf den geistigen Wandel in der Mitte des 19. Jahrhunderts und die Veränderungen durch Industrialisierung und zunehmende Bedeutung der Naturwissenschaften, die neue naturmythologische Deutungen förderten. Der Grimm-Preisträger nannte vielfältige Sammlungen landschaftlich Sagen, Sagen von Herrscher- und Adelsgeschlechtern um Namen und Wappen und thematische Sammlungen über bestimmte Berufe. Am Beispiel von Mörikes „Hutzelmännchen“ erwähnte er auch den Weg von der Sage zur Dichtung. Insgesamt jedoch erfüllten diese Leistungen auf dem Gebiet der Sagenforschung die Grimmschen Erwartungen nicht. Moderne Forschungseinrichtungen müßten eingesetzt werden, um eine wirkliche Grimm-Nachfolge zu erreichen.“ (Oberhessische Presse Nr. 148 vom 30. 6. 1977).

Klaus Beiti

Brüder-Grimm-Gesellschaft fordert Unterstützung

Die Verleihung des Brüder-Grimm-Preises, um dessen Einrichtung Gießener und Marburger Professoren nahezu 70 Jahre lang gekämpft hätten, dürfe niemals nur Anlaß zum Gedenken sein, sondern müsse der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Werk der Grimms dienen, forderte Prof. Ludwig Erich Schmitt, im Anschluß an die Vorträge der Brüder-Grimm-Preisträger.

Schmitt, Mitglied des Wissenschaftlichen Rates der Brüder-Grimm-Gesellschaft, verlas dann einen Brief an den Hessischen Ministerpräsidenten und den Hessischen Kultusminister. Darin wird zunächst dankbar begrüßt, daß die Landesregierung anläßlich des Universitätsjubiläums den Preis zweifach bewilligt habe, zugleich aber darauf hingewiesen, daß weit größere Anstrengungen des Landes gegenüber dem wissenschaftlichen Werk der Brüder und seiner Weiterführung notwendig seien.

Der Brief erinnert an die geringschätzige Behandlung der Brüder Grimm in Kurhessen und den „bejammernswerten Zustand“ der Universität gerade auf deren Arbeitsgebiet vor 1866. Zwar habe sich danach die Situation der Universität wesentlich gebessert, doch sei die Lage auf dem Grimmschen Forschungsgebiet dürrftig geblieben.

Daran habe sich bis heute nichts geändert. Auch mit dem Brüder-Grimm-Preis bedecke man bestenfalls „eigene Blößen“, die Forschung werde damit nicht gefördert.

Gerade die sozialdemokratische Regierung in Hessen müsse man fragen, warum „die Erforschung von gesprochener und geschriebener Sprache, Kultur und Leben der unteren Volksschichten“ so gering gefördert werde, daß selbst die dringlichsten Unternehmen der Grimms „noch immer Ruinen“ seien.

Das Land habe zwar seit 1956 Anstrengungen unternommen, die Versäumnisse aufzuholen; doch seien die beachtlichen Mittel durch personelle und

institutionelle Fehlentscheidungen praktisch in den allgemeinen Lehrbetrieb „untergebuttert“ worden.

Deshalb beantragten Vorstand und Wissenschaftlicher Rat der Brüder-Grimm-Gesellschaft die Umwandlung der beiden ohnehin neu zu besetzenden H-4-Professuren in eine Jacob-Grimm-Professur für Sprachgeschichte und eine Wilhelm-Grimm-Professur für Erzählforschung, die Einrichtung eines „Landesamtes für Sprache und Kultur Hessens“ und die Aufnahme des wissenschaftlichen Komplexes „Brüder Grimm“ in die geplante Nationalstiftung bzw. seine ausreichende Dotierung durch die Bundesrepublik Deutschland.

Schmitt teilte abschließend mit, daß das im Anschluß an die Preisträger-Vorträge vorgesehene Kolloquium verschoben worden sei und nun erst bei der Jahreshauptversammlung der Brüder-Grimm-Gesellschaft am 17./18. September dieses Jahres in Marburg stattfinden werde. (kk)

(Oberhessische Presse, 30. 6. 1977)

Ferdinand Elsener 65 Jahre

Am 19. April beging in Tübingen Ferdinand Elsener, Ordinarius für Deutsches Recht und Kirchenrecht an der in diesem Jahr 500 Jahre alt werdenden Eberhard-Karls-Universität, seinen 65. Geburtstag. Seit den Anfängen seiner wissenschaftlichen Arbeit hat er sich aber nicht nur mit rechtshistorischen und kanonistischen Themen beschäftigt. Seine erste Vorlesung noch als Privatdozent in Zürich galt der Rechtlichen Volkskunde („Rechtsaltertümer, Rechtsbrauch, Rechtssymbolik“), der er in den folgenden Jahren bis heute stets verbunden blieb. War er doch bis 1974 Obmann der Sektion für Rechtliche Volkskunde in der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, deren jährlich stattfindende Tagungen — 14 waren es bislang — er mit großer Sorgfalt ausgerichtet hat, bis er das Amt in die Hände seines Freundes Louis Carlen legte. Auch wenn eine größere Publikation des Jubilars zu diesem Themenkreis noch aussteht, so hat er doch immer wieder in seinen Aufsätzen und Buchbesprechungen der Rechtlichen wie der Volkskunde überhaupt sein besonderes Augenmerk geschenkt.

Ferdinand Elsener stammt aus Rapperswil, der ehemals vorderösterreichischen Stadt am Zürichsee, deren Landschaft und Geschichte ihm denn auch das Material für seine ersten wissenschaftlichen Untersuchungen bot. Nach Abschluß seiner juristischen Studien, die ihn unter anderem auch für ein Semester nach Wien führten, war er zunächst Rechtsanwalt, bis er sich in Zürich bei K. S. Bader habilitierte. Nach Dozenturen in Zürich und Bonn wurde er 1959 auf den Lehrstuhl von Hans Erich Feine nach Tübingen berufen, dem er bis heute treu geblieben ist. Es mag vor allem die Nähe zur Heimat und zu den für ihn wichtigen Quellen, Archiven und Bibliotheken gewesen sein, wie etwa der Vadiana in St. Gallen, der er auch eine eigene Untersuchung gewidmet hat, die ihn in Tübingen bleiben ließ. Aber wohl nicht nur dies. Schon bald nach Beginn seiner Lehrtätigkeit in Tübingen konnte er einen inzwischen stattlich gewordenen Kreis von Schülern um sich versammeln, mit denen er die so gar nicht mehr gebräuchliche Form akademischen Zusammenlebens auch außerhalb von Hörsälen und Seminarräumen pflegt und denen er inzwischen freundschaftlich verbunden ist. Und sicherlich mit einer gewissen Zufriedenheit kann der Jubilar feststellen, daß manche seiner Anregungen bei ihnen auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Davon zeugen nicht zuletzt einige der Arbeiten, die in den beiden von ihm mit herausgegebenen Reihen „Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde“ und „Contubernium — Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen“ erschienen sind.

Es ist hier weder der Ort noch der Platz, das breit gefächerte wissenschaftliche Werk des Jubilars zu würdigen. Ausgehend von den Rechts- und Wirtschaftsverhältnissen seiner Vaterstadt und der angrenzenden Landschaft Gaster,

deren Rechtsquellen er innerhalb der Sammlung schweizerischer Rechtsquellen herausgegeben hat, führte ihn sein wissenschaftliches Interesse sehr bald zu dem gesamteuropäischen Phänomen der Rezeption, der Aufnahme des gelehrten römisch-kanonischen Rechts, dem er in vielen Einzeluntersuchungen nachgegangen ist. Man lese etwa auch die für die Volkskunde wie für die Rechtliche Volkskunde im besonderen bedeutsamen Arbeiten zur Geschichte des Majoritätsprinzips¹⁾ oder zu den Rechtssprichwörtern²⁾, deren Qualifikation als Hort guten alten (deutschen) Rechts wir größtenteils dank seiner Forschungen als widerlegt ansehen müssen. Daneben beschäftigt ihn naturgemäß die Rechtswicklung in der heimatlichen Schweiz, die er etwa in der grundlegenden Studie „Die Schweizer Rechtsschulden vom 16. bis zum 19. Jahrhundert“ (Zürich 1975), aufgezeigt hat. Selbstpfändung bei Tierschaden³⁾, Seelgerät⁴⁾ und neuerdings die Rechtssprache⁵⁾ sind weitere Gegenstände von nicht nur juristischem Belang, denen er sich angenommen hat.

Ferdinand Elsener hat manche Ehrung erfahren dürfen, denen sich in diesem Jahr sicherlich noch einige anschließen werden. Schon zu seinem 60. Geburtstag erschien eine höchst originelle Festschrift seiner Schüler unter dem bezeichnenden Titel „Ferdinandina“. Im vergangenen Jahr verlieh ihm die Universität Aix-Marseille den Ehrendoktor für seine Bemühungen um den Dialog zwischen deutschen und französischen Wissenschaftlern. Die besten Wünsche gelten für ein weiteres erfolgreiches und schöpferisches Wirken des Jubilars, der in einzigartiger Weise die Enge der fachlichen Grenzen zu übersteigen vermag und uns lehrt, die historisch gewachsene Rechtskultur als nicht unwichtigen Teil unseres täglichen Lebens zu begreifen.

Kornthal

Herbert Schempff

Volkskunde in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

Prof. Dr. Wolfgang Brückner, Ordinarius für Volkskunde an der Universität Würzburg, ist in der Gesamtsitzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien am 24. Mai 1977 zum Korrespondierenden Mitglied der Philosophisch-Historischen Klasse im Ausland gewählt worden.

Zur Zeit ist das Fach Volkskunde in der Akademie durch folgende Mitglieder vertreten: Als Wirkliche Mitglieder die Herren Leopold Schmidt und Richard Wolfram, als Korrespondierende Mitglieder die Herren Wolfgang Brückner, Leopold Kretzenbacher und Lutz Röhrich.

¹⁾ ZRG (kan) 42 (1956), S. 73—116 und 560—570; ebenda 55 (1969), S. 238—281.

²⁾ Regula iuris, Brocardum, Rechtssprichwort nach der Lehre von P. Franz Schmier OSB, in: Ottobeuren 764—1964, Beiträge zur Geschichte der Abtei, Augsburg 1964 (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Bd. 73). Keine Regel ohne Ausnahme, in: Festschrift für den 45. Deutschen Juristentag, Karlsruhe 1964.

³⁾ Schweizer Archiv für Volkskunde 48 (1952), S. 83—98.

⁴⁾ Festschrift für Johannes Bärman 1975.

⁵⁾ Alemannisches Jahrbuch 1973—1975, S. 221—230 (= Festschrift für Bruno Boesch). In dem Rechtswort „Zubund“ für Obligation sei auf eine mögliche Parallele aus den österreichischen Ländern hingewiesen. In dem Wort „Landschadenbund“, der im 16. und 17. Jahrhundert besonders in Innerösterreich Anwendung findet, steckt sowohl das lateinische ligare = binden wie auch poena im Sinne von Entschädigung. Vergl. G. Wesener; Das innerösterreichische Landschrankenverfahren, 1963, S. 50 ff.

Maria Lang-Reitstätter †

Vor kurzem ist Frau Schuldirektor i. R. Maria Lang-Reitstätter im hohen Alter in Wien gestorben¹⁾. Sie hat sich zusammen mit ihrem 1976 verstorbenen Mann, Prof. Dr. Karl Lang-Kirnberg, beachtliche Verdienste auch um die österreichische Volkskunde erworben. Karl Lang hat seinerzeit die Zeitschrift „Völkerkunde“ geleitet, welche Ergebnisse der völkerkundlichen Forschung populärwissenschaftlich aufzubereiten verstand. Besonders bekannt ist er durch sein Buch „Österreichische Heimatmuseen“ (Wien 1930) geworden, das für die Geschichte dieser Museen heute noch von Bedeutung ist. Seine Frau, eine Pädagogin von starkem schriftstellerischem Drang, widmete sich mit besonderer Zuneigung der Volkerzählung, und hat dafür 1937 den Band „Lachendes Österreich. Schilda-Stücklein, gesammelt und erzählt“ herausgebracht. 1948 ist in Salzburg eine zweite Auflage des nützlichen Buches erschienen, das nun im Untertitel „Österreichischer Volkshumor“ heißt und von Schwankforschern noch immer benützt wird.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert war Maria Lang-Reitstätter eine junge Lehrerin in Wien und hat sich hier schon sehr bald an den Volksschulen ihres Bezirkes Favoriten mit den ihren Schülern bekannten Volksüberlieferungen zu beschäftigen begonnen. Ungefähr nach dem Vorbild des Lehrer-Ehepaares Raimund und Hildegard Zoder hat sie Kinderlieder und Kinderspiel und viel an sonstiger Überlieferung gesammelt, und sich dazu des Mittels des Fragebogens bedient. Die Schüler und Schülerinnen der 5. Volksschulklassen und der Bürgerschulen sandten mit der Zeit nicht weniger als 6564 Aufsätze ein, von denen mehr als 3900 verwertbar waren. Davon hat Frau Lang-Reitstätter über 400 mit Gruppen von Kindern besprochen, um ein klares Bild der Verhältnisse zu bekommen. Aus dieser Fülle von Angaben hat sie dann ihre beiden Beiträge zu dem von Klemens Dorn herausgegebenen Heimatbuch des 10. Wiener Gemeindebezirkes „Favoriten“ (Wien 1928) gestaltet: „Kinderlied und Kinderspiel“ (S. 196—220) und „Einiges aus dem Volksleben“ (S. 225—244). Zu der von der Verfasserin geplanten kommentierenden Auswertung des Materials ist es anscheinend nicht gekommen.

Das Interesse der bedeutenden Aufzeichnerin wandte sich in den folgenden Jahren stärker den Alpenländern zu. Eine kleine Reihe von mehr feuilletonistischen Schilderungen aus dem Lande Salzburg sind in der Zeitschrift ihres Mannes „Völkerkunde“ erschienen so (IV, 1928, S. 31 ff.), „Das Eisschießen im Pongau“, (V, 1929, S. 224 ff.) „Der Samsonumzug in Tamsweg“, (VI, 1930, S. 88 ff.) „Das Andenkentafei“ (ein Martelr von Oberweißburg im Lungau) und (VI, 1930, S. 235 ff.) „Brunnen im Pinzgau“.

Die besondere Zuneigung des Ehepaares, das dann lange Zeit in Kärnten lebte und wirkte, galt aber Osttirol. Dort hat Frau Lang-Reitstätter viel gesammelt, und zwar Sachgut der Volkskultur, wovon sie eine ganze große Sammlung (Inv. Nr. 43.017—142 und mehrere folgende) dem Österreichischen Museum für Volkskunde widmete²⁾. In Osttirol entstanden aber auch ihre vielen Studien, vor allem aus Villgraten, die in unserer Zeitschrift erschienen sind: Bergbauernkost (XXXVIII, 1933, 18 ff., 53 ff.), Hochzeit (XXXIX, 1934, 12 ff.), Klaus, Weihnacht und Neujahr (XXXIX, 1934, 94 ff.), Wiese und Feld (XL, 1935, 70 ff., XLI, 1936, 16 ff. und 60 ff.), Wald und Holz (XLII, 1937, 65 ff.) und viel später noch: Vieh und Futter N. S. XXVI/75, 1972, 16 ff.). Die gediegen gesammelten und eindringlich geschriebenen Studien hätten in anderen Zeiten wohl eine ganze Monographie zur Volkskunde von Villgraten ergeben können. Aber es ist erfreulich, daß doch soviel vom volkskundlichen Lebenswerk dieser Frau bei uns erhalten geblieben ist.

Leopold Schmidt

¹⁾ Vgl. den Leserbrief in der „Presse“ vom 6./7. VIII. 1976, S. 16.

²⁾ (Arthur Haberlandt), Zur Volkskultur in Osttirol (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XLI, 1936, S. 103 ff.).

Literatur der Volkskunde

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Herausgegeben von Kurt Ranke. Bd. I, 1406 Spalten. Berlin 1977, Verlag Walter de Gruyter. Jede Lieferung DM 68,—.

Das große Handwörterbuch des Märchens, dessen erste Lieferungen wir hier bereits begrüßen konnten, ist rasch weitergewachsen. Es sind nunmehr schon fünf Lieferungen, sie füllen zusammen den I. Band des stattlich werdenden Werkes. Da ist alles wohlorganisiert, die Lieferungen erscheinen in regelmäßigen Abständen und mit der fünften wurde sogar bereits die Einbanddecke für den ganzen Band geliefert. Der Preis freilich, der ist, zumindest in Schillingbeträgen gerechnet, sehr hoch. Wir würden dem Werk dennoch große Verbreitung wünschen, da es ja in weitem Umkreis nichts auch nur annähernd so Nützliches gibt wie eben dieses Handwörterbuch.

Der Untertitel „...zur historischen und vergleichenden Erzählforschung“ ist mit Bedacht gewählt worden. Wenn nämlich ein reiner Märchenfreund das Lexikon benutzen sollte, würde er zunächst kaum Stichworte finden, die ihm bekannt vorkommen. Auf weiten Strecken dagegen solche, die er nicht kennt, ja die mitunter auch manche Mitforscher kaum kennen und auf Anhieb verstehen dürften. So fällt in der zweiten Lieferung ein Artikel „Asinus vulgi“ auf, und nur, weil er von einem Kenner wie Rolf Wilhelm Brednich signiert ist, wird man ihn anlesen: Siehe da, es handelt sich um die Schwankfabel vom Müller, von seinem Sohn und dem Esel. Durchgeführt ist der Artikel freilich vorzüglich, Brednich greift einigermassen aus in die ihm vertrauten Richtungen von Volksschauspiel, Volkslied und bildender Kunst, wo überall das Motiv ja vorkommt, vor allem in der deutschen Renaissance. Beim Schuldrama und seinen Aufführungen hätte man sogar noch mehr Belege anbieten können und bei der immer mehr erschlossenen Sgraffitomalerei ebenfalls. Aber man ist ja schon für den Hinweis dankbar, denn bei anderen Artikeln vermißt man solche Fingerzeige auf die Verwendung derartiger Motive in der bildenden Kunst nur ungern.

Man sollte bei einem solchen enzyklopädischen Werk selbstverständlich vor allem die geglückten großen Artikel hervorheben: Es ist gut, daß Donka Petkanova-Toteva die „Apokryphen“ ausführlich behandelt hat. Es ist vorzüglich, daß Otto Spies die „Arabisch-islamischen Erzählstoffe“ so dargestellt hat, daß man sich danach wirklich orientieren kann. Bei den „Archaischen Zügen im Märchen“ von Hermann Bausinger und Kurt Ranke zögere ich etwas, nur zu loben. Da steht vielleicht nicht jede Ausführung über dem Stoff, der doch von den verschiedensten Gesichtspunkten aus gelegentlich als „archaisch“ bezeichnet wurde. Vom vulgären Mißbrauch solcher Bezeichnungen soll dabei ganz abgesehen werden. Gut und nützlich ist selbstverständlich der Artikel „Aesop“ von Bengt Holbek. Knapp aber gut ist der Artikel „Astralmythologie“ von Kurt Schier. Wie immer wird man auch hier für die Länderartikel dankbar sein, also beispielsweise über „Äthiopien“ von Richard K. P. Bankhurst oder jener über „Australien“ von Robert Tonkinson (über die Erzählungen der Eingeborenen) und Bill Wannan (über das Erzählgut der weißen Siedler). Manchen derartigen Beitrag hätte man sich vielleicht ausführlicher gewünscht, beispielsweise den über die „Basken“ von Wilhelm Giese.

Die Beiträge zu den Einzelmotiven sind am besten vorgearbeitet. Erzählkundlich wird man wohl zum „Augias“ von Kurt Ranke nichts mehr hinzufügen haben. Im Seminar von Arthur Haberlandt freilich hätte man schon vor einem halben Jahrhundert dazusagen müssen, daß es sich um die antike Bezeugung des Dauermistes handelt, worüber man sich ja auch heute noch gelegentlich orientieren kann; vgl. beispielsweise Marta Hoffmann, *Der „Augiasstall“ vom südwestlichen Norwegen aus gesehen* (Festschrift Matthias Zender, Bd. II, Bonn 1972, S. 708 ff.). Bei der „Klugen Bauerntochter“, bearbeitet von Akos Dömötör, ist man schon froh, daß die „Kluge“ von Carl Orff wenigstens mit einem Satz angeführt wird. Dafür sind manche Begriffe, die sich vormalis in solchen Handwörterbüchern kaum fanden, schon recht ausführlich geworden. Etwa „Barock“, das für Westeuropa von Hans Gerd Rötzer, für die Slawen von Wilfried Potthoff bearbeitet wurde. Allzuviel ist da ja vom Märchen im engeren Sinn nicht die Rede. Es geht ungefähr so wie bei dem schönen und wohlgegliederten Artikel „Ballade“ von Brednich, wo ehrlicher Weise Spalte 1169 gesagt wird: „Die Verbindungen zum Märchen beschränken sich auf gelegentliche Motivgemeinschaft. Die Struktur des Märchens mit seinem Motivreichtum schließt eine nähere Verwandtschaft mit der Ballade weitgehend aus.“

Über solchen umfangreicheren Beiträgen sollen die vielen vorzüglichen Kleinbeiträge nicht übersehen werden, die meist vom Redaktionsstab der Enzyklopädie stammen. Antimärchen, Aufschneider, Sich-selbst-Ausgraben, Bär-flüstert-ins-Ohr und viele andere von Elfriede Moser-Rath wären hier besonders zu erwähnen. Ausgesprochen bedeutsam ist die Einbeziehung biographischer Artikel. Die Volkskunde hat noch kein bio-bibliographisches Lexikon. Hier wird wenigstens für die Erzählforschung vorgearbeitet, allerdings international, was vermutlich verfrüht ist. Aber man freut sich doch jetzt schon, Artikel über Ernst Moritz Arndt, Achim von Arnim, Bettina von Arnim, sämtliche von Heinz Rölleke zu finden. Wie nahe man dabei an die Gegenwart herangehen und etwa auch Lebende behandeln soll, ist wohl fraglich. In der fünften Lieferung hat man immerhin dafür schon ein Beispiel geliefert.

Das wichtige Werk schreitet gut vorwärts und man möchte ihm für die nächsten Bände die gleiche Beschleunigung bei der Bearbeitung wie beim Erscheinen wünschen, wie sie den Lieferungen des I. Bandes offensichtlich zuteil wurde.

Leopold Schmidt

Karl Meuli, *Gesammelte Schriften*. Zwei Bände. Mit Benützung des Nachlasses unter Mitwirkung von Wilhelm Abt, Theodor Bühler, August Burckhardt, Paul Hugger, Fritz Husner, Karl Jost, Franz Jung, Reinhold Merkelbach, Mohammed Rassem, Eduard Strübin, Hans Werndle, herausgegeben von Thomas Gelzer. Bd. I, 582 Seiten, 1 Porträt, zahlreiche Abbildungen auf Tafeln; Bd. II, S. 585—1306, mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln. Basel und Stuttgart 1975, Verlag Schwabe & Co.

Innerhalb der gelehrten Welt gibt es etwas Besonderes: nämlich ein Basler Klassiker gewesen zu sein. Dann ist damit zu rechnen, daß die Werke des Verstorbenen über kurz oder lang in einer Weise ediert werden, wie sie sonst eigentlich nur größeren Dichtern zuteil wird. Das war bei Jakob Burckhardt so, das galt auch für J. J. Bachofen, an dessen Werkausgabe Karl Meuli selbst mitgearbeitet hat, und das gilt jetzt eben auch für Meuli, den zweimaligen Präsidenten der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, einen Gelehrten von großer Eigenart, dessen Arbeiten es zweifellos verdienen, so sorgfältig noch einmal vorgelegt zu werden.

Meuli (1891—1968) war, wie für seine Generation fast selbstverständlich, kein Volkskundler von Beruf. Er war ein bedeutender klassischer Philologe mit

der intensiven Neigung zur Religionsgeschichte. Er ist der Volkskunde also ähnlich wie Hermann Usener oder Ludwig Radermacher gegenübergestanden, hat ihr Heranwachsen von einer Hilfsdisziplin zu einer selbständigen Wissenschaft miterlebt, ohne dies in allen Konsequenzen zu bejahen. Seine Verdienste um das Fach werden nicht geschmälert, wenn man das im Gedächtnis behält.

Mit seiner eigenen Arbeit, mit den Arbeiten zum Maskenwesen, zu den Trauersitten, zu Rechtsbräuchen und zu wenigen anderen Gebieten des Brauchtums hat dies wenig zu tun. Meuli hat sich von früher Studienzzeit an mit seinen Forschungen beschäftigt, hat ungemein fleißig wahre Berge von Literatur dazu gelesen und sich jeweils ein selbständiges Urteil darüber gebildet, das im wesentlichen das Urteil eines freien hochgebildeten, protestantischen Menschen war, der sich und die Menschenwelt dem Phänomen des Todes gegenübergestellt sah. Was er an Problemen anrührte, das waren dementsprechend Dinge, die ihn an den Tod erinnerten, ihm vom Glauben an die Macht der Toten berührt erschienen oder doch die Trauer über den Tod spiegelten. Von den „Bettelumzügen im Totenkultus, Opferritual und Volksbrauch“ (1927/28) an vertrat er die Überzeugung, daß die Masken eigentlich die zu bestimmten Zeiten auf Erden wandernden Toten darstellten, eine Einstellung, die offenbar von seiner Schulung auf dem Gebiet des altgriechischen Volksglaubens bestimmt war. Die wichtige, forschungsgeschichtlich geradezu einschneidende Arbeit hat Meuli zu den Einladungen, mehrmals ausführlich über Masken zu handeln, verholten: vor allem zu seinem Artikel „Maske, Maskereien“, der im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. V, 1933 erschien; da er dort schwer lesbar ist, mit zu knappen Anmerkungen ausgestattet, ist die Wiederauflage hier unter dem Titel „Die deutschen Masken“ (Bd. I, S. 69 ff.) besonders zu begrüßen. Aber auch die Einleitung „Schweizer Masken und Maskenbräuche“ läßt sich von der Erstlingsarbeit noch ableiten, es handelt sich um die Einleitung zu dem Bildband „Schweizer Masken“ von 1943, mit dem manche merkwürdige Erfahrungen auf dem Gebiet der Maskenschnitzerei verbunden waren. Unmittelbare Berührung seiner beiden Hauptarbeitsgebiete weist schließlich die Abhandlung „Altrömischer Maskenbrauch“ von 1955 auf. Sie war Meulis Kollegen Peter von der Mühl zum 70. Geburtstag gewidmet. Zu dessen 60. Geburtstag hatte Meuli die Festschrift für ihn unter dem Titel „Phyllobolia“ herausgegeben, in der er seine eigene große Abhandlung „Griechische Opferbräuche“ darbot. Sie steht in mancher Hinsicht in der Mitte des Werks Meuli, ist am stärksten durch die Heranziehung „ethnographischer Parallelen“ geprägt, die in wechselnder Stärke auch durch sein ganzes übriges Werk gehen. Die „Griechischen Opferbräuche“, die „Scythica“, eigentlich eine Vergil-Interpretation, und „Der Ursprung der olympischen Spiele“, das sind die Meisterabhandlungen, welche den Hauptteil des II. Bandes dieser „Gesammelten Schriften“ ausmachen. Ausgriffe nach verschiedenen Richtungen, zum „Kalewala“ einerseits, zum „Altpersischen Kriegsbrauch“ andererseits zeigen, daß Meuli über Sondergebiete wie etwa das der schweizerischen Masken weit hinausragte und hinausgriff. Er wollte, immer mit den Rückverbindungen auf schon Gearbeitetes, schon Interpretiertes, noch viel weiter, wollte ein eigenes Werk über „Die gefesselten Götter“ schreiben, und mühte sich mit umfangreichen Studien über „Die Baumbestattung und die Ursprünge der griechischen Göttin Artemis“. Aber da reichten die Lebenskräfte nicht mehr ganz aus. Die erhaltenen Studien zeigen, daß die Verbindung von antiken Literatur- und Kunstüberlieferungen mit „ethnographischen Parallelen“ ihn immer weiter hinaus verlockten. Er sah das Altertum, vor allem die Griechen, bei weitem stärker im Sinn von Frühkulturen, von Hirtenkulturen, letzteres mitunter viele Jahre hindurch mit deutlicher Verbindung zu den Kulturkreistheorien von Wilhelm Schmidt und Wilhelm Koppers.

Weder eine solche Aufzählung noch so ein gelegentlicher Hinweis auf forschungsgeschichtliche Zusammenhänge besagt jedoch etwas über den Menschen, den Gelehrten, den großen Schriftsteller und Redner Karl Meuli. Er war, und das haben wohl alle gespürt, die ihm je begegnet sind, ein genialer Mensch, in der Kenntnis wie in der Gestaltung weit über Normalmaß hinausragend. Es hat damit nichts zu tun, daß man heute vielleicht stärker als je zuvor, also beim Wiederlesen seiner berühmten Abhandlungen, spüren mag, womit man nicht einverstanden ist, was einem von jeher als grundlegend anders und eigentlich unannehmbar vorgekommen sein mag. Seine Freunde und Schüler haben daran wohlgetan, diese Abhandlungen mit größtem Fleiß und bemerkenswerter Sorgfalt herauszugeben. Das Nacharbeiten der Anmerkungen zu den „Masken, Maskereien“ muß besonders mühsam gewesen sein. Wenn man das Gebiet und seine Literatur sehr genau kennt, wird man auch jetzt noch kleine Auslassungen und Irrtümer finden. Man wird solche auch bei Zitaten finden und bei ihrer Verwertung in den an sich sehr dankenswerten Registern, die dann doch wieder an bezeichnenden Stellen Lücken aufweisen.

Ein besonderes Wort verdient das „Biographische Nachwort“ (Bd. II, S. 1153—1209) von Franz Jung. Ein beigelegter Korrekturzettel belehrt, daß dieses Nachwort von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität als Dissertation genehmigt wurde. Das mag ungewöhnlich sein, ist aber dem Mitarbeiter der späten Jahre Meulis zu gönnen, der sich um diese „Gesammelten Schriften“ redliche Mühe gegeben hat, und dessen „Nachwort“ das Leben und Wirken Meulis erschließt, wobei er den Hauptgrundsätzen und Hauptkenntnissen Meulis in den Jahrzehnten behutsam nachgeht, mit einer Einfühlung, die sonst reiner Gelehrtenarbeit kaum zuteil werden dürfte. So ist auch diese Nachwort-Biographie für Meuli, aber auch für die Menschen um ihn bezeichnend geworden. Für den Biographen wie für die Freunde muß der Mensch Meuli faszinierend gewesen sein. Ein starker Abglanz davon liegt auch über diesen „Gesammelten Schriften“, für die wir also sehr dankbar sind.

Leopold Schmidt

Alfred Cammann — Alfred Karasek, Donaueschwaben erzählen.

Teil 1 (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., Bd. 15), 485 Seiten mit 38 Abbildungen. Marburg 1976, N. G. Elwert Verlag.

Von seinem ersten Sagenband, den „Sagen der Deutschen in Galizien“, Plauen 1932, angefangen, war es klar, daß Karasek ein großer Organisator der Erzählsammlung werden würde, der zudem immer wieder Mitarbeiter fand, wie damals Elfriede Strygowski, die aus dem aus vielen Quellen gewonnenen Material dann ein brauchbares Buch machten.

Das ist also sehr lang her und alle Hauptbeteiligten sind nicht mehr am Leben, und nur wenige Zeitgenossen erinnern sich noch, wie es war. Selbst jetzt, nach seinem Tod, hat Karasek noch einen Mitarbeiter gefunden, der sich wieder um den von ihm hinterlassenen Stoff annahm und daraus ein dreibändiges Werk zu schaffen unternimmt. Freilich mit viel eigener Beteiligung, denn Alfred Cammann ist selbst ein sehr bedeutender Aufzeichner und Organisator. So kommt also dieses Werk zustande, das man sicherlich begrüßen wird, weil dadurch ungenützter Stoff vorgelegt wird. Man wird es auch begrüßen, daß Cammann über den Weg des Beskidendeutschen Karasek zu den Deutschen nach Ungarn erzählt, im wesentlichen offenbar nach Mitteilungen Karaseks, daher mit einseitig autobiographischem Einschlag. Daran schließen sich die Texte, mehr als 300 Seiten, und daran wieder Mitteilungen aus der „Welt der Erzähler“, worum sich Cammann besonders bemüht hat. Es ist vielleicht der volkskundlich

wichtigste Teil, denn die Sagentexte sind doch größtenteils bekannt. Zu ihrer Aufarbeitung müßte man viel an Kommentierung leisten, was aber immer noch kommen kann. Man soll dabei nur bedenken, daß die Leute von Wolfs bei Ödenburg keine „Donauschwaben“ waren, sondern bayerisch-österreichischer Abstammung, wie unsere Burgenländer auch, und daher in jeder Hinsicht anders zu behandeln.
Leopold Schmidt

Jürgen Kettenmann, *Sagen im Kreis Göppingen* (= Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen, Bd. 2). 2. Auflage. Weißenhorn 1976. 112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. Anton H. Konrad-Verlag.

Im Schwabenland mangelt es seit anderthalb Jahrhunderten nicht an Sagensammlungen. Dennoch war es sicherlich richtig, zum Stauferjahr eine eigene Sammlung der Sagen der Umgebung des Hohenstaufen herauszubringen, und der Göppinger Museumswart Kettenmann hat sich redlich darum bemüht, unterstützt vom Kreisarchivar Walter Ziegler, der noch manche ältere Sagenquelle und manches Bildzeugnis beisteuern konnte.

Die Sagen des Kreises Göppingen werden hier, offenbar um den Lesern in den einzelnen Orten entgegenzukommen, in der alphabetischen Reihenfolge der Orte, also von Adelberg bis Wiesenstein, vorgeführt. Das macht die Benützung für jedermann außerhalb dieser Landschaft nicht gerade leicht, da Sagen mit ganz gleichen oder doch nahe verwandten Motiven nun bei jedem der 35 Orte stehen können und auch stehen. Die älteren Aufzeichnungen stehen neben den jüngeren und jüngsten und die poetischen Bearbeitungen, an denen Schwaben im 19. Jahrhundert so reich war, stehen auch mittendrin. Unter Bad Ditzenbach-Auendorf findet man die Schildbürgerstreiche der Bauern von Ganslosen, wie sie schon in Valentin Schumanns „Nachtbüchlein“ von 1558 zusammengestellt wurden. Das hat freilich seinen Grund darin, daß der Ort Ganslosen auf den Wunsch seiner Bewohner hin 1849 in „Auendorf“ umgetauft wurde (S. 32). Zu den Sagen treten auch Legenden, wie beispielsweise die Geschichten von der hl. Berta von Boll, die ein sonst unbekanntes Mitglied des staufischen Geschlechtes gewesen sein soll. Daß es einen eigenen „Staufergeist“ auf dem Hohenstaufen geben soll (S. 69), sei hier doch auch erwähnt. Staufische Minnesänger, Schimmelreiter und „Barbarossa-Pforte“ von St. Jakob in Hohenstaufen fehlen selbstverständlich nicht. Die Literaturnachweise zu jeder kleinen **Aufzeichnung sind** überaus reichlich, so daß man danach wird gut nacharbeiten können ¹⁾.
Leopold Schmidt

Rudolf Schenda, *Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert* (= Becksche Schwarze Reihe, Bd. 146). 208 Seiten. München 1976, Verlag C. H. Beck. DM 16,80.

Der Verfasser ist Ordinarius für Volkskunde an der Universität Göttingen. Es muß daher auf sein neuestes Buch hingewiesen werden, auch wenn sich schon bei seinem umfangreichen Hauptwerk „Volk ohne Buch“ feststellen ließ (ÖZV XXV/74, S. 191 f.), daß es sich dabei nicht um Volkskunde handle, sondern um Literatursoziologie.

Unter dieser Voraussetzung ist also auch auf diese gesammelten Aufsätze hinzuweisen. Zunächst Beiträge über die Bücherhausierer und Kolporteurere und deren Behinderung durch die Zensur, in Mitteleuropa in alten Zeiten. Über die gleiche Erscheinung anderswo in der Gegenwart wird nicht gesprochen. Dann

¹⁾ Vgl. dazu jetzt Klaus Schreiner, *Die Stauer in Sage, Legende und Prophetie* (in: Die Zeit der Stauer. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum. Stuttgart 1977. Bd. III, S. 249—262).

kommt die „Leserforschung“, es werden die „Konsumenten populärer Lesestoffe im 19. Jahrhundert“ aufgespürt. Es waren, wie Schenda glaubt, „kleine Leute“, worunter hier nicht wie in der Sagenforschung Zwerge zu verstehen sind. Ein eigenes Kapitel ist den „Materialien zu einer Geschichte des Bilderhandels am Oberrhein“ gewidmet. Kenner der Materie erinnern sich vielleicht daran, daß Adolf Spamer einstmals (1938) ausführlich über „Weißenburg im Elsaß als Bilderbogenstadt“ gehandelt hat. Schenda kennt auch die französische Literatur zu dem Thema sehr genau. Dieser Beitrag steht der Volkskunstforschung am nächsten. Da kann man sich beispielsweise S. 52 folgendermaßen über die Dreifaltigkeit als Dreigesicht belehren lassen: „Die Lithographie der heiligen Dreifaltigkeit von E. Lemaitre in Strasbourg konnte im protestantischen Teil des Elsaß nicht als adäquate Darstellung des Trinitätsgedankens gelten und wurde folglich 1851 verboten.“ Dazu gehört die Anmerkung 55 auf S. 150: „Die Darstellung . . . des dreigesichtigen Kopfes akzeptierte . . . die gesamte abendländische Volkskunst“, meint L. Kriss-Rettenbeck: Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens, München 1963, 80, und Fig. 260, 261. Gewiß — aber die Herrschenden dachten oft anders! Ja, Ja, die Herrschenden und dann wieder die von ihnen beherrschten „Kleinen Leute“! — Ein weiterer Abschnitt bringt Beiträge zu „Kritik und Zensur der populären Lesestoffe im Vormärz“. Zwischen „Unterdrückten Zeitblättern“ und der „Erlaubten Literatur“ gibt es für Schenda da einiges zu monieren. Möglicherweise glaubt er sogar, was er schreibt, etwa auf S. 69: „. . . daß die ‚Honoratioren‘ den arbeitenden Klassen den Zutritt zur höheren Bildungswelt strikt untersagten.“ Ein anderes Kapitel schneidet er mit „Schundliteratur und Kriegsliteratur“ an. Die hurrapatriotische Literatur des Ersten Weltkrieges ärgert ihn noch 60 Jahre nachher. Und der folgende Beitrag „Zur Violenz im populären Roman“ schließlich war Schendas Antrittsvorlesung 1970 in Tübingen. Daß er da über Ganghofer oder über die Courths-Mahler loszieht, wird niemanden verwundern. Kunst ist das heute wohl keine mehr. Aber „Kunst“ hätte ich nicht schreiben sollen, denn auf S. 115 fällt das merkwürdige Diktum: „Kunst — um einmal dieses scheußliche Wort zu verwenden . . .“ Nein, es soll nicht mehr geschehen, wenigstens nicht in diesem Zusammenhang. — Schließlich folgt noch der Abschlußbeitrag „Die Lesestoffe der Beherrschten und die herrschende Literatur.“ Und man bemerkt daraus gelegentlich, daß es sich bei Schenda um marxistisch-leninistische Literatursoziologie handelt, was den ewigen Schaum vorm Mund bei den Worten „Herrschern“, „Beherrschten“ usw. verstehen läßt.

Schenda ist ein ungemein gescheiter, gebildeter Mann, der zu einem großen Wissen einen gewaltigen Fleiß besitzt. Aber wenn man seine Beiträge, und vor allem die Anmerkungen dazu liest, dann hat man wie schon bei seinen früheren Veröffentlichungen den Eindruck, daß er so sehr gegen alles oder doch fast alles kämpft, nichts rundum gelten läßt, daß man wohl nicht einmal glauben mag, er könne die Rolle des Hechtes in einem Karpenteich spielen, wo immer man diesen suchen könnte. Es gibt eine neuwienersche Parodie auf Schillers Lied an die Freude mit dem bezeichnenden Anfang „Alle Menschen san ma zwider . . .“. Diese Stimmung glaubt man bei Schenda immer wieder herauszuhören und muß darüber wohl eher bestürzt als nur nachdenklich sein.

Leopold Schmidt

Die Darfelder Liederhandschrift. 1546—1565. Unter Verwendung der Vorarbeiten von Arthur Hübner und Ada-Elise Beckmann. Herausgegeben von Rolf Wilhelm Brednich. 288 Seiten, 12 Abbildungen auf Tafeln. Münster 1976, Verlag Aschendorff. DM 38,—.

Die alten Handschriften von Gesellschaftsliedern, meist voll von Liedern, die man dem älteren Volkslied zugeordnet hat und die offenbar in der adeligen

und patrizischen Gesellschaft der frühen Neuzeit gesungen wurden, sind größtenteils bekannt, wenn auch nicht immer zureichend veröffentlicht. Das war bisher auch bei der Handschrift aus Darfeld bei Coesfeld in Westfalen der Fall, wo sie sich auch heute noch im Archiv der Grafen zu Droste-Vischering befindet. Brednich hat deshalb, fußend auf verschiedenen Vorarbeiten vor allem schon von Arthur Hübner, gut daran getan, die Handschrift einmal vollständig herauszugeben. Man kann sich nun vom frühneuzeitlichen Gesellschaftslied im Bereich zwischen Westfalen und den Niederlanden, mit einem nicht unbedeutlichen französischen Kultureinschlag, ein vorzügliches Bild machen. Die 106 Lieder sind nicht nur genau abgedruckt, sondern werden auch äußerst sorgfältig kommentiert, und Glossar und Motivverzeichnis erlauben jeglichen Einstieg in die Problematik dieser Balladen und Liebeslieder. Daß das zweite Lied eigentlich ein historisches Lied, und zwar auf die Schlacht von Mohacz, 1526, mit dem Tod des Königs Ludwig von Ungarn ist, macht die Handschrift auch für uns interessant. Der eintragende Balthasar von Brederode hat das Lied wohl nach einer Ausgabe der „Bergreihen“ abgeschrieben.

Es ist schön, daß das wichtige Unternehmen dieser Liedhandschrift-Edition die volle Unterstützung der Kollegen und Institutionen in Westfalen gefunden hat.

Leopold Schmidt

Motive. Freiburger Folkloristische Forschungen. Herausgegeben von Lutz Röhrich. München, Wilhelm Fink Verlag.

Bd. 6: Otto Holzappel, Folkeviser und Volksballade. Die Nachbarschaft deutscher und skandinavischer Texte. München 1976. 200 Seiten. DM 36,—.

Bd. 7: Wolfgang Mieder, Das Sprichwort in der deutschen Prosaliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. München 1976. 197 Seiten. DM 38,—.

Die von Lutz Röhrich gegründete und von ihm gemeinsam mit allen Vertretern der Volkskunde in Freiburg geleitete Serie wächst allmählich weiter. Ihr Obertitel „Motive“ hat die Auswahl der zu veröffentlichen Arbeiten einseitig noch wenig beeinflußt. Es sind vielmehr Arbeiten ganz verschiedener Art und Qualität, die aber doch in den Gesamtbereich der Volkskunde hineinzielen.

Die schöne Arbeit von Holzappel, dem Kenner der skandinavischen Überlieferung, gehört in das Gebiet der Volksliedforschung, vor allem der hochspezialisierten Balladenforschung. Die Beziehungen der dänischen zu den deutschen Balladen werden umsichtig und mit vollendeter Literaturbeherrschung herausgearbeitet.

Der Sprichwort-Spezialist Mieder hat in den letzten Jahren eine Reihe von Arbeiten über das Sprichwort bei Hebel, bei Immermann, bei Auerbach, bei Jeremias Gotthelf, bei der Annette von Droste-Hülshoff, bei Otto Ludwig, bei Anzengruber — in dieser unserer Zeitschrift —, bei Gottfried Keller und schließlich bei Theodor Storm vorgelegt. Er hat sie nun hier gemeinsam veröffentlicht, wodurch ein bemerkenswerter Querschnitt durch das Sprichwortinteresse einer gewissen bürgerlichen Literatur des 19. Jahrhunderts entsteht. Große Dichter wie Mörike etwa waren nach Mieders Forschungen nicht sprichwortfreudig und haben daher hier keine Behandlung gefunden. Die Frage, inwieweit Heine, Stifter, Mörike, Raabe¹⁾ oder auch Conrad Ferdinand Meyer sich zwar kaum mit dem Sprichwort, dagegen vielleicht mit der Redensart beschäftigten, sie in ihr Werk einfließen ließen, wird dabei nicht angeschnitten, wäre

¹⁾ Es ist wohl nur ein, wenn auch merkwürdiger, Lapsus, daß Raabe mit dem Vornamen „Paul“ versehen wird. Es kann ja dem Sinn nach nur Wilhelm Raabe gemeint sein (S. 11).

aber nicht uninteressant. Mieder bietet übrigens weit mehr als bloße Sprichwortlisten zu den einzelnen Dichtern. Er interpretiert schon, was diese Formulierungen an den betreffenden Stellen wirklich besagen, warum sie der Dichter heranzog. Das geht also doch über Frequenz und Statistik hinaus, die man zunächst als dominant in diesen Studien Mieders empfinden mag.

Leopold Schmidt

Lutz Röhrich und Wolfgang Mieder, Sprichwort (= Sammlung Metzler, Bd. 154). 137 Seiten. Stuttgart 1977, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

In der Sammlung Metzler, die für die Germanisten schon so manches an „Realien zur Literatur“ gebracht hat, ist ein Handbüchlein über das Sprichwort durchaus angebracht. Da ein intensiver Spezialist wie Wolfgang Mieder es gemacht hat, ist an der Vollständigkeit und an der bibliographischen Genauigkeit nicht zu zweifeln. Zur Auffüllung in Richtung Redensart hat man Lutz Röhrich als absoluten Spezialisten dafür hinzugeholt. Das hat große Vorteile, kommt aber im Titel nicht zum Ausdruck, der dann doch mindestens „Sprichwort und Redensart“ hätte heißen müssen. Daß außerdem noch die bildhafte Redewendung mitbehandelt wird, die ja weder Sprichwort noch Redensart ist, bereichert wohl den Lesestoff des Büchleins, hilft aber nicht zur Klärung der verschiedenen Fragen, die insbesondere das lang- und vielerforschte Sprichwort stellt. So sehr man also das vielseitige Büchlein begrüßen wird, weil es viele bisher unbehandelte Themen anschnidet, viele Fragen neu zu beantworten versucht, ist es doch ein bißchen zu vielseitig, zu ausgreifend, um nun auch überall in die vermutlich vorhandene Tiefe zu gehen.

Leopold Schmidt

Erich Egg — Wolfgang Pfaundler, Das große Tiroler Schützenbuch mit Ehrentafel der Tiroler Schützen. 457 Seiten, 553 Abbildungen, davon 45 in Farbe. Wien — München — Zürich 1976, Verlag Fritz Molden.

Eine Zeit, die so vieles in Frage stellt, rüttelt auch am Selbstverständnis manch traditionsträchtiger Institution. Besonders wo durch die geänderten Verhältnisse die ehemals gültigen Aufgaben und Ziele zu verschwimmen drohen, ist es wichtig, sich gelegentlich der historischen Grundlagen zu besinnen, um daraus das ideologische Rüstzeug gegen eventuelle Anfechtungen zu gewinnen. Diese Überlegung scheint offensichtlich E. Egg und W. Pfaundler bewogen zu haben, die überaus reiche Literatur über das Schützenwesen von Tirol neuerlich zu einem großen Schützenbuch aufzubereiten. Wie die beiden Autoren im Vorwort betonen, geht es ihnen nämlich nicht nur um eine sachliche Information über die Organisation der Landesverteidigung und des Schützenwesens, da diese bereits von O. Stolz mit seinem Werk über „Wehrverfassung und Schützenwesen in Tirol von den Anfängen bis 1918“ vorgelegt wurde, sondern sie wollen vor allem den Sinn und die Moral der Schützen lebendig werden lassen. Bei der Feststellung, daß „das Schießen auf die Scheibe... auch dann noch einen Sinn hatte, wenn es nicht mehr das letzte Ziel war, einen menschlichen Gegner ‚auf die Haut zu legen‘“ (S. 170), scheint es sich jedoch eher um die Meinung der Autoren zu handeln, die es auch für die „lustigste Erinnerung“ (S. 29) halten, daß von einer Wipptaler Kompanie, die 1621 in das Engadin ziehen mußte, nur mehr sieben Mann nach Steinach zurückkehrten. Wie überhaupt dieses vornehm ausgestattete Buch einen sehr zwiespältigen Eindruck hinterläßt. Da wird einerseits zu Recht dargelegt, daß das Scheibenschießen seit seinen Anfängen „ein ehrliches Ritterspiel zur Mählung guter Freundschaft und Mannszucht“, also eine sportlich-gesellschaftliche Betätigung gewesen sei, andererseits leiten die Autoren die „Landsrettung“ eben von diesem

Sport des Schießens ab (S. 18). „Mit den Schützen zog die Wehrfreudigkeit in die Tiroler Aufgebote ein, weil sie eine echte Chance im Kampf gegen das Militär hatten, und mit ihnen wich der tödliche Ernst vom Volksaufgebot, denn der aufgezungene Krieg war für sie wie ein großes Scheibenschießen“ (S. 20). Mit diesen Behauptungen wird den Schützengilden, deren Zweck heute noch in der „Pfleger des im Land Tirol seit mehr als einem halben Jahrtausend betriebenen Schießsportes und die Abhaltung geselliger Veranstaltungen unter besonderer Betonung der Kameradschaft“ besteht (S. 176), nicht nur Unrecht zugefügt, sondern auch ihr Wesen verkannt. Es ist nämlich grundsätzlich falsch, das Schützenwesen der Gilden mit dem Wehrwesen zu verquicken, denn Theodor Reintges konnte mit seiner grundlegenden Arbeit über „Ursprung und Wesen der spätmittelalterlichen Schützengilden“ die Wehrtheorie widerlegen. Diese Erkenntnis besitzt sicher auch für das Tiroler Schützenwesen, dem man gerne eine Sonderstellung einräumt, Gültigkeit. Daran ändert nichts, wenn etwa Mitglieder von Gilden als Söldner angeworben wurden oder im Aufgebot (wofür sich seit 1636 der Ausdruck Miliz einbürgerte) ihren Mann stellten. Hiezu wurden sie nämlich in der Regel auf Grund eines Losentscheides aus der Zahl der Wehrpflichtigen, also aus den besitzenden Bürgern und Bauern, ausgewählt. Nicht auf Grund ihrer Mitgliedschaft bei einer Gilde, der sie — laut Schützenordnungen — nur wegen der Schießkonkurrenz und der Geselligkeit beitraten, sondern auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht wurden sie zum Aufgebot gerufen. Die Zahl der Scheibenschützen war außerdem nicht groß. Hinzu kam, daß die Bürger — und das Scheibenschießen war zunächst ausschließlich eine bürgerlich-städtische Erscheinung — sich von ihrer Wehrverpflichtung freikaufen bzw. dafür Ersatz stellen konnten, wovon sie auch reichlich Gebrauch machten. „Daß in der Praxis die Besitzlosen beim Aufgebot fleißig als Ersatzleute auszogen“ (S. 54), wird von den Autoren dem „guten Einvernehmen beider Gruppen“ zugeschrieben. (Hier wäre freilich auch eine andere Erklärung denkbar.) Das Ansteigen der Schützen in den Aufgeboten wird man jedenfalls nicht dem Scheibenschießen der Bürger zuschreiben dürfen, denn 1582, also auf dem Höhepunkt der renaissancezeitlichen Schießfreude, gab es in ganz Tirol nur 13 Schießstände (S. 25), denen eine Mitgliederzahl von maximal 600 Scheibenschützen entsprochen haben dürfte. Dieser Zahl stehen in der Zuzugsordnung von 1605 im ersten Aufgebot der 10.000 3682 Musketenschützen und 3682 Hakenbüchenschützen gegenüber. Es muß daher bereits während des 16. Jahrhunderts neben den Scheibenschützen eine eigene Kategorie von Milizschützen gegeben haben, die seit Beginn des 18. Jahrhunderts um eine weitere Kategorie von Schützen vermehrt wurde. 1704 sonderten sich nämlich von den Schützengilden freiwillige Scharf- oder Standschützen ab, die gemeinsam mit den Jägern in eigene Kompanien und Regimenter zusammengefaßt wurden. Die Scharfschützen, die weitgehend vom Exerzieren befreit waren, hatten ihrerseits mit der Miliz nichts zu tun, ja sie empfanden es als Schande, in die Miliz eingereiht zu werden (S. 50). Mit den Scharfschützenkompanien traten die Schießstände wohl in eine enge Beziehung zum Wehrwesen, die in der von Kaiser Karl VI. im Jahr 1738 erlassenen Schießstandsordnung und in einer vermehrten Förderung und Errichtung von Schießstätten einen sichtbaren Ausdruck findet. „Die bisherige Ordnung bei den Schießständen mit ihrem besonderen Schützenmeister wird dadurch (allerdings) nicht berührt, sondern es soll alles beim Herkommen bleiben und auch nicht ‚das freiwillige Exerzium der Schießstätte mit dem notwendigen der Schützenkompanie vermischt werden.“ (Vgl. O. Stolz, S. 116/117.) Das heißt aber nichts anderes, als daß selbst in dieser Zeit die Eigenständigkeit der Gilden gegenüber den Standschützen, die bei den Schießständen einrolliert waren und im Jahr eine bestimmte Anzahl von Schüssen zu absolvieren hatten, bestehen blieb. Da die Gilden keine Salven abgaben, „sondern eigensinnig nur das

Schwarze treffen wollten, wird man sie schon damals als ‚Brettbohrer‘ eher belächelt und nicht als militärisches Potential betrachtet haben“ (S. 39). Der Begriff „Schütze“ ist demnach ungemein komplex und von Fall zu Fall genau zu definieren. Das gilt auch für die Trachtenschützen, die sich ebenfalls in Kompanien organisierten und heute den Inbegriff des Tiroler Schützenwesens darstellen. Diese Formation bereitet den Autoren bei ihrer Wesensbestimmung allerdings wiederum Schwierigkeiten, da man zwar einerseits zugibt, daß das Trachtenschützenwesen mit der Erbhuldigung von 1838 beginnt, weil man damals „dem Kaiser mit farbenfrohen Paradeschützen imponieren wollte“ (S. 132), andererseits man ihnen aber den Nimbus als Hüter der Tiroler Wehrtadition nicht nehmen, respektive sie darin sogar noch bestärken möchte. Nicht anders ist die Feststellung zu verstehen, daß „alle Tiroler Schützen, ob Trachtenschützen oder Schießstandschützen, das Jahr 1511 als grundsätzliches Gründungsjahr und die Zuzugsordnung von 1605 als erstes endgültiges Organisationsgesetz“ anzusehen hätten (S. 209). Letztere Behauptung ist unrichtig, da die Trachtenschützenkompanien nie in Kampfhandlungen eingriffen. So wurde z. B. die Schützenkompanie von Schwaz 1857 mit dem Zweck gegründet, bei kirchlichen Anlässen zur Parade auszurücken. „Man nannte sie im Volksmund deshalb ‚Schönwetterschützen‘. Sie bestand aus ehemaligen Landesverteidigern (Standschützen, Schießstandmitgliedern) und jüngeren Leuten und hatte keine militärischen Aufgaben. Die im Krieg 1859 ausgerückte Landeschützenkompanie unter Führung des Oberschützenmeisters war mit diesen Paradeschützen nicht identisch. Sie löste sich nach dem Feldzug wieder auf. Auch die Landeschützenkompanie Friendsberg (Schwaz), die freiwillige Scharfschützenkompanie des Schießstandes Schwaz und die freiwillige Schützenkompanie Schwaz-Umgebung, die in den Krieg von 1866 zogen und sich nachher wieder auflösten, hatten mit den Paradeschützen nichts zu tun“ (S. 163). Auch in Wilten ist die Trennung zwischen Schießstand- oder Standschützen, die 1848 im Krieg standen, und den Paradeschützen deutlich zu erkennen (S. 148). Analog zu den Gilden sei hier ausdrücklich betont, daß die eventuelle Mitgliedschaft ehemaliger Teilnehmer an den vorangegangenen Schicksalsschlachten von 1796 und 1809 in den ersten Trachtenschützenkompanien nicht angezweifelt werden soll und daß in vielen Fällen sogar der Nachweis für weiter zurückliegende Heldentaten samt den dafür empfangenen Auszeichnungen erbracht werden kann. Daraus einen Zusammenhang zum Wehrwesen ableiten zu wollen, kommt allerdings einem Trugschluß gleich, da für die Errichtung von Trachtenkompanien keine militärischen Ziele ausschlaggebend waren. Die Trachtenschützenkompanien sahen ihre Aufgabe im feierlichen Aufzug bei kirchlichen und weltlichen Festen. Der Hang zum Paradien scheint überhaupt ein Wesenszug des Tirolers zu sein, denn die Autoren berichten, daß bereits während des 16. Jahrhunderts die Tiroler lieber zu Paraden als zum Kriege antraten (S. 17). In der Folge standen die Sakramentsgarden, die sogenannten Partisaner oder Quardien, deren Tracht auf spanischen Einfluß schließen läßt, im Dienste der Gegenreformation. Von diesen Paradeschützen, die sich in einigen Orten Tirols kontinuierlich bis in die Gegenwart erhalten haben, ließe sich noch am ehesten eine Linie zu den Trachtenschützenkompanien ziehen, die ja ebenfalls zur Fronleichnamsperson und (bis 1960) zur Grabwache ausrücken. Die Gründung der Trachtenschützenkompanien erfolgt jedoch aus einer neuen Geisteshaltung, die unter dem Eindruck der bayerischen Herrschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufbricht. Es ist das Erwachen des Nationalgefühls, die Besinnung auf das eigene Volkstum, das nun öffentlich zur Schau getragen wird. Daß man sich dabei der Nationaltracht (vgl. auch die „National Sänger“) und insbesondere der heldenhaften Kriegstaten, die gleichsam symbolhaft für die alten Freiheiten stehen, bedient, ist sicher ein spezifisch tirolisches Phänomen, das bereits in den Flugblatt-

drucken, die den Hinterhalt bei der Pontlatzer Brücke von 1703 verherrlichen, zum Ausdruck kommt. Man motiviert die Existenz der gegenwärtigen Paradekompanien mit der Fortführung der Tradition der früheren Landesschützenkompanien, der Miliz (S. 209), obwohl „die heute im Bund der Tiroler Schützenkompanien zusammengefaßten Trachtenschützen auf die Paradeschützenkompanien der Zeit zwischen 1816 und 1848 zurückgehen“ (S. 132). Sie stellen also keinen militärischen Verband dar, was besonders für jene 121 der insgesamt 210 Kompanien gilt, die erst nach 1850 (54 davon sogar erst nach 1945) gegründet wurden, wobei jene 68 Trachtenschützenkompanien, die ihr Gründungsdatum nicht kennen bzw. in ferne und fernste Zeiten verlegen, unberücksichtigt blieben.

Trotz der reichen Fülle von interessantem Material, das dieses Buch über die Wehrverfassung, Gilden und Trachtenschützen, über die Büchsenmacher, über Tracht und Uniform, Fahnen und Musikbanden darbietet, läßt es jene klare Darstellung vermissen, die einem so komplexen Thema angemessen gewesen wäre, um den Sinn der Schützenherrlichkeit zu erhellen. Die Moral und das Landesbewußtsein hätten darunter sicher nicht gelitten. Dank des hervorragenden Bildteiles und der im zweiten Teil dargebotenen „Ehrentafel“ behält das Buch aber seinen bleibenden Wert.

Franz Grieshofer

Wilhelm Theopold, Hab ein kostbar Gut erfleht. Ein Essay über Votivmalerei. 64 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. München 1977, Verlag Karl Thiernig.

Das ungemein wichtige Gebiet des Votivbildes kann noch immer Stoff für Publikationen, vor allem Bildveröffentlichungen liefern. Besonders wesentlich erscheint der jeweilige Aspekt: Es interessiert doch jeden Beschauer dieser Tafelbildchen etwas anderes. Einen Mediziner wie den Frankfurter Professor Wilhelm Theopold also beispielsweise der medizinische Aspekt. Theopold hat viele Jahre hindurch alle Votivtafeln, die ihm bekannt wurden, selbst sehr kundig fotografiert und beginnt nun seine offenbar sehr groß gewordene Sammlung auszuwerten. Im vorliegenden schönen Bändchen sind es vor allem die medizinisch-geschichtlichen Motive, die er kenntnisreich von den Votivbildern der süddeutschen und österreichischen Wallfahrten abliest: Krötenvotiv, Geburt und Kindsnöte, Kinderpflege, Augenleiden, Harnsteine, die Taten der Wundärzte, Wassersucht, Blutsturz, Fallsucht, Besessenheit und einiges andere noch am Rande. Das Bändchen enthält so manche dem Fachmann bekannte Tafel, nicht zuletzt aus den zuständigen Museen in München, Nürnberg und Wien, aber auch manches Votivbild, das noch an Ort und Stelle in den Wallfahrtsorten aufgenommen werden konnte, in Maria Gern bei Berchtesgaden etwa, auf dem Käppele bei Würzburg, in Geiersberg bei Deggendorf, Herrgottsruh bei Friedberg usw. — Theopold hat wie mancher andere seinen Rudolf Kriss gut gelesen. Von Österreich wären Kirchenthal bei Lofer, Hechenberg bei Kufstein und Stuhlfelden im Pinzgau zu nennen.

Leopold Schmidt

Christine und Richard Kerler, Geheime Welt der Talismane und Amulette. 98 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. Die Photos von Claus Hansmann. Rosenheim 1977, Rosenheimer Verlagsanstalt. DM 19,80.

Ältere Semester besitzen zu diesem Thema ihre Villiers — Pachinger, jüngere ihren Kriss — Rettenbeck — Hansmann, soweit sie sich das teure Buch von 1966 leisten konnten. Und alle Interessenten werden gegebenenfalls im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens nachschlagen. Es ist also zu bezweifeln, daß ein solches kleines Buch über Talismane und Amulette eine besondere Notwendigkeit darstellt. Aber die Rosenheimer Verlagsanstalt versucht eben in der

Reihe ihrer „Rosenheimer Raritäten“ möglichst alles unterzubringen, was in der Welt der traditionellen Volkskunde Klang und Namen hat, und da gehören diese aus den verschiedensten Quellen stammenden Nachrichten über das Hufeisen oder über die Feige, über den Blutstein oder über die Koralle einmal dazu. Die Einbeziehung von geistlichen Schutzmitteln wie des Benediktuspennings bleibt hier wie schon immer fraglich, man kann sie eigentlich wirklich nicht mit Alraunen und Maulwurfspöten in eine Reihe stellen. Leopold Schmidt

Peter Weninger, Dieser ganze Kreis der Erden. Geschenk- und Andenkenblätter der Barock- und Biedermeierzeit. 124 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Salzburg 1977, Residenz-Verlag.

Josef Weninger, Maler und Restaurator früher in Neunkirchen, später in Wien, hat in seinem langen Leben eine vorzügliche Sammlung zusammengetragen. Die von ihm schon vor Jahrzehnten gesammelten Andachtsbildchen gehören ebenso wie seine Steinfelder Majolikakrüge und andere Raritäten zum besten, was ein Sammler auf diesem Gebiet erwerben und besitzen kann. Sein Sohn Peter Weninger vom Niederösterreichischen Landesmuseum hat aus diesem Schatz zum 85. Geburtstag seines Vaters eine sehr hübsche Auswahl getroffen. Es handelt sich um Pergamentminiaturen, Spickelbilder, Spitzenbilder, Taufbriefe, Leinen- und Federbilder, aber auch Birkenrindenbilder, Blattbilder, Blumenklappbilder einerseits sowie um Segenzettel, Neujahrsbilder, Dreikönigssegnen, Fasten- und Osterbilder, wie andererseits auch um Mikrographien, Quodlibet- und Rebusbilder und die verschiedenen Neujahrs-, Maifest- und Kaffeehausbillets, schließlich noch Memento-mori-Briefe, Stammbuchblätter, Scherenschnitte und Silhouetten. Von den letzten Gruppen sind nur jeweils Kostproben gegeben, von den Andachtsbildern doch ganze kleine Serien, die Weninger auch mit den von Adolf Spamer veröffentlichten mit Gewinn verglichen hat. Es sind oft wahre Raritäten darunter, einige Stücke, besonders Spickelbilder, freilich etwas abgeschabt und auch schwieriger zu reproduzieren als die anderen, die meist auch in der Farbwiedergabe sehr geglückt sind.

Peter Weninger hat auch über Spamer hinaus einige Literatur verglichen, daher stimmen wohl die meisten Zuweisungen. Bei dem Papierbildchen mit der hl. Rosalia in der Grotte auf einem Wagen würde ich das Untier darunter nicht für einen Adler, sondern für den von der Heiligen besiegten Drachen der Pest halten (Abb. 7). So haben wohl die wirklichen Wagen bei den barocken Rosalien-Festumzügen auf Sizilien ausgesehen. Leopold Schmidt

Heidi Müller, Rosen, Tulpen, Nelken... Stickvorlagen des 19. Jahrhunderts aus Deutschland und Österreich. Großformatige Quermappe mit 16 Seiten Text und 12 Farbtafeln. Berlin 1977, Museum für deutsche Volkskunde.

Wer als volkskundlicher Interessent nach Wien in die Laudongasse kommt, kann in das Museum gehen; er kann aber vorher oder nachher oder auch statt dessen gegenüber in ein im Souterrain gelegenes Handarbeitengeschäft gehen. Er wird dort alle für die Stickerei erforderlichen Wollen usw. und vor allem Stickmuster, gedruckte Vorlagen finden. Das Museum hat, wie vermutlich alle alten volkskundlichen Sammlungen, dieses Gebiet weiblicher Textilkunst wenig gepflegt. Immerhin sind im Lauf der Zeit Mustertücher ebenso wie Stickvorlagen in einiger Anzahl zusammengekommen. Im Berliner Museum war es offenbar ebenso, und bei der fleißigen Aufarbeitung dieser Bestände hat sich nunmehr diese schöne Veröffentlichung ergeben. Heidi Müller hat sich vor allem mit den Berliner Stickvorlagen beschäftigt, hat aber doch auch Wien als wichtigen Herstellungs- und Verbreitungsort mitberücksichtigt, mit den Firmen J. Bermann,

A. Leitner, H. F. Müller und A. Paterno. Die ausgewählten Motive führen sehr ansprechend durch die volkstümliche Bildmotivgeschichte des mittleren 19. Jahrhunderts. Daß der Alpenjäger mit Pfeife, umgehängter Büchse und Berchtesgadener Wadelstutzen gerade bei M. Levy in Berlin erschienen ist, wird sicherlich in Kürze in den „Bayerischen Blättern für Volkskunde“ vermerkt werden. Das ganze Gebiet berührt ja die gegenwärtige Interessensphäre von Wolfgang Brückner in hervorragendem Maße.

Leopold Schmidt

Paul Ernst Rattelmüller, Auf Weihnacht'n zua. 380 Seiten mit über 100 Zeichnungen und Vignetten des Verfassers. München 1976, Süddeutscher Verlag. DM 19,80.

Eines jener in Bayern nicht seltenen Bücher, die man fachlicherseits mit einem lachenden und einem weinenden Auge begrüßt. Der Verlag hat es als Hausbuch gemeint, der Verfasser ordnet in diesem Sinn seine Texte mit leichter Hand zusammen und streut seine netten Zeichnungen ein. Aber das täuscht doch nicht darüber hinweg, daß es halt doch wieder eines jener mit Kleister und Schere gemachten Bücher ist, die offenbar bei einigen bayerischen Verlegern ganz besonders beliebt sind.

In den zehn Abschnitten wird jeweils ein Lied geboten und einfach aus August Hartmann (1875 bzw. 1884) entnommen. Dann folgt jeweils ein Kochrezept, dann eine Brauchschilderung, die entweder aus Josef Schlicht (1875) oder aus Ludwig von Hörmann (1909) entnommen wird; die Bayern ziehen in solchen Fällen gern Tirol an sich. Wenn P. E. R. selbst ein Kapitel schreibt, dann stammt das Material dazu aus einem mehr oder minder vergessenen Aufsatz des wirklich bedeutenden Alois Mitterwieser oder auch aus anderen Quellen, die nicht immer genannt werden. Bei dem Kapitel über die Berchtesgadener Weihnachtsschützen errät der Außenstehende sicherlich nicht, daß dahinter eigentlich ein ganzes Buch von Rudolf Kriss steht, das immerhin zwei Auflagen, von 1941 und 1966, erlebt hat.

Man kann nicht viel gegen solche Auswahlbände haben, wenn sie so geschmackvoll gemacht sind wie der vorliegende. Daß man aber das 101 Jahre alte Buch von August Hartmann, „Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern“ von 1875, eben lieber einer kritischen Neuausgabe für wert halten sollte, als es hier einfach auszuweiden, das muß doch gesagt werden.

Leopold Schmidt

Dietmar Sauer mann (Hg.), *Weihnachten in Westfalen um 1900*.

Berichte aus dem Archiv für westfälische Volkskunde (= Beiträge zur Volkskunde in Nordwestdeutschland, H. 6). 260 Seiten (vervielfältigt) und 31 Abbildungen auf Tafeln. Münster 1976, Volkskundliche Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe.

Die „Volkskundliche Kommission für Westfalen“ hat sich bekanntlich in Jahrzehnten ein sehr stattliches Archiv geschaffen, das im wesentlichen aus Berichten von Gewährsleuten besteht. Umfragen sind nicht wahllos ausgeschiedt, auch nicht an die Schulleitungen versandt worden, sondern an Gewährsleute, Heimatfreunde, welche sich als kenntnisreich und mitteilungsfreudig erwiesen hatten. Auch das Material über Advents- und Weihnachtsbrauchum basiert auf den Antworten zu der „Frageliste 25“ und es ist soviel, daß aus den 170 teilweise recht ausführlichen Einsendungen nur 25 Berichte wiedergegeben werden konnten. Damit ist offenbar ein guter Querschnitt gegeben. Man kann die ausführlichen Berichte lesen, die unzensuriert abgedruckt sind und man muß dazu die sachliche Auswertung durch Dietmar Sauer mann zur Kenntnis nehmen, welche das dargebotene Material in den forschungsgeschichtlichen Zusammen-

hang rückt. Es werden sowohl die kirchlich-religiösen Bräuche behandelt, wie das „wilde Nikolaustreiben“, die Verbreitung des Weihnachtsbaumes ebenso wie das Aufkommen des Adventkranzes, das Auftreten der häuslichen Weihnachtskrippe wie des Adventleuchters und zusammenfassende Beobachtungen über Nikolausbescherung, Weihnachtsbescherung und Familienweihnacht überhaupt geboten.

Durch das Abdrucken ganzer Berichte kann es passieren, daß man auch das Einsickern alter Interpretationen, gewissermaßen als „gesunkenes Kulturgut“ beobachten kann. So schreibt ein 1877 geborener Pfarrer bei den Nikolausgebäcken in den Formen von Pferd und Hahn: „Eigenartig war in Mettingen das Nikolausgebäck, keine Spekulation, sondern aus Hefeteig geformte Hähnchen und Pferdchen... Vermutlich geht dieser Brauch zurück auf die Heidenzeit. Hahn und Pferd waren dem Wodan geweiht. Allvater Wodan war es, der den Kindern Geschenke brachte. Das Christentum behielt den Brauch bei und gab ihm einen christlichen Charakter. Nicht Wodan, sondern St. Nikolaus, ‚Sünder Klaus‘, beschenkt jetzt die Kinder in der herkömmlichen Weise mit Hähnchen und Pferdchen“ (S. 122). Nur gut, daß Karl Meisen das nicht mehr erlebt hat. Seine Bemühungen, den ganzen volkstümlichen Nikolauskult aus christlich-kirchlichen Traditionen herzuleiten, sind offenbar vom Rhein nicht einmal bis Westfalen gedrungen, wenigstens was die breite Schicht der Konsumenten der mythologischen Literatur des 19. Jahrhunderts betrifft. Ob man solche Stellen in den Band mitaufnehmen mußte? Je nun, das ist doch wohl Geschmackssache. Ich hätte zumindest eine kritische Anmerkung dazugesetzt, schließlich kommen doch diese Hefte wieder zu den Gewährsleuten des Archivs in Münster hinaus.

Aber von solchen Kleinfunden abgesehen ist es natürlich ein sehr nützlicher Band, der zeigt, was die Befragung der alten Gewährsleute ergibt. Nur Bildmaterialien konnten sie für die Zeit um 1900 so gut wie gar nicht erbringen. Daher bietet der Bildanhang einigermaßen unvermutet Material aus dem Gegenwartsbrauchtum nach dem Zweiten Weltkrieg, was selbstverständlich durchaus begrüßt werden kann.

Leopold Schmidt

Kurt Mantel, Geschichte des Weihnachtsbaumes und ähnlicher weihnachtlicher Formen. Eine kultur- und waldgeschichtliche Untersuchung. X und 301 Seiten (vervielfältigt) mit 53 Abbildungen und 5 Graphiken auf 37 Tafeln. Hannover 1975, Verlag M. und H. Schaper. DM 28,—.

Über den Christbaum gibt es sehr viel Literatur und ein nicht geringer Teil davon wiederholt dauernd Belege und Bilder, die schon längst bekannt sind. Auch Kurt Mantels Buch tut das in reichem Ausmaß, hat aber doch seine Eigenbedeutung, weil es die baum- und waldgeschichtliche Komponente betont. Wenn allein in der Bundesrepublik Deutschland jährlich nicht weniger als über 16 Millionen Christbäume aufgestellt werden, so muß das auch waldgeschichtlich zu angelegt, die für den Christbaummarkt bestimmt sind, und auch die Einfuhren von Christbäumen, also die sogenannten „dänischen“ Tannen, haben damit viel zu tun. Die Kapitel Mantels, die sich mit den Holzarten des Christbaumes beschäftigen, mit blühenden und immergrünen Laubbäumen wie mit Nadelhölzern und schließlich mit dem Tannenbaum-Ersatz, sind also auch für uns wertvoll. Interessant auch das Kapitel über das „O-Tannenbaum“-Lied, das an sich mit Weihnachten gar nichts zu tun hatte, ihm aber allmählich angenähert wurde.

Es ist schade, daß Mantel die österreichischen Verhältnisse offenbar fast gar nicht kennt und vor allem die gesamte neuere österreichische Christbaum-Literatur einschließlich der Kommentarkapitel Richard Wolframs im „Öster-

reichischen Volkskundeatlas" nicht zur Kenntnis genommen hat. Seine Hauptbelege stammen vom Oberrhein, was durchaus begreiflich ist angesichts der dortigen Altschicht an Zeugnissen; aber unsere Verhältnisse, die für mehrere Landschaften recht gut erforscht sind, hätten doch manches zu einer derartigen Gesamtdarstellung beitragen können.

Leopold Schmidt

Brigitte Geiser, Das Alphorn in der Schweiz (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 177/178). 36 Seiten, 32 Tafeln mit Abbildungen und Noten. Bern 1976, Verlag Paul Haupt.

Im Verlauf der Aufnahme der Volksinstrumente für das große international geplante „Handbuch der Volksinstrumente“ in der Schweiz hat sich Brigitte Geiser mit großer Energie seit Jahren diesem Thema zugewendet und viele einschlägige Instrumente, die Zither wie die Maultrommel, schon in verschiedenen Veröffentlichungen behandelt. Dem Alphorn hat sie sich ganz besonders gewidmet, wie bei diesem „schweizerischen Nationalinstrument“ selbstverständlich. 1972 ist ihr wertvoller Katalog „Das Alphorn in der Schweiz“ zur gleichnamigen Ausstellung im Heimatmuseum Grindelwald erschienen.

Nunmehr hat sie also ein schönes Bilderbuch in der bewährten Schriftenreihe des Verlages Paul Haupt in Bern vorgelegt. Der Text ist in folgende Kapitel in bemerkenswerter Reihenfolge gegliedert: 1. Die Erneuerung des Alphorns. 2. Das Alphorn als Werk- und Spielzeug des Hirten. 3. Zur Geschichte des Alphorns. 4. Die Macharten von Alphorn und Büchel. 5. Vom Alphornklang (nach Angaben von Markus Römer). 6. Alphornmusik — Musik für Alphorn. 7. Die Alphorn- und Büchelmacher in der Schweiz. Man sieht, die Frage der mehr oder minder romantischen „Erneuerung“ des Alphorns steht voran, ein Sonderproblem für „Gegenwartsvolkskunde“ wie für Folklorismus-Forschung. Die 37 Abbildungen geben alle erforderlichen Bildaufschlüsse zum Text, ergänzt um die Bilder der heute lebenden Alphorn-Hersteller und um einige charakteristische Alphornweisen. — Die Ableitung der Bezeichnung „Büchel“ für das trompetenförmig gewundene Alphorn vom lateinischen „bucina“ dürfte nicht allgemein angenommen werden (zu S. 15). Wenn man gegen die Interpretation von „Tuba“ durch „Alphorn“ im Bericht über die Nonsberger Märtyrer von 397 mißtrauisch ist (vgl. Schmidt, Volksgesang und Volkslied, S. 47 f.), dann wird man dieser Auslegung von „Büchel“ wohl noch viel zweifelnder gegenüberstehen (S. 12). Aber sonst, wie gesagt, ein vielseitig angeregtes und wiederum anregendes Büchlein.

Leopold Schmidt

Hermann Baltl, Österreichische Rechtsgeschichte. 3. erweiterte Auflage. 363 Seiten. Graz 1977, Verlag Leykam. S 345,—.

Auf diese Österreichische Rechtsgeschichte war schon mehrfach hinzuweisen. Daß sie nunmehr in dritter, und zwar überarbeiteter, vermehrter Auflage erscheinen kann, beweist, daß es sich um ein gutes, lesbares Buch handelt. Wenn man den Text mit den hinweisenden Randnoten liest, wird man feststellen, daß das Buch noch benützbarer geworden ist, zunächst, weil es bis in die unmittelbare Gegenwart reicht, dann aber doch ganz besonders, weil „Recht“ hier immer im Zusammenhang mit der ganzen Wirtschaft und Kultur gesehen wird. Das stark volkskundliche Interesse Hermann Baltls kommt dabei in den verschiedensten Zeitabschnitten gut zur Geltung. Auch der Nicht-Rechtshistoriker kann dieses Buch eigentlich einfach als österreichische Kulturgeschichte lesen und wird daraus seinen Gewinn ziehen. Gute Register erlauben ein rasches Finden der jeweils interessierenden Namen, Orte und Sachbezeichnungen.

Leopold Schmidt

Die europäische Kulturlandschaft im Wandel. Festschrift für Karl Heinz Schröder. Herausgegeben von Hermann Grees. 299 Seiten, 1 Bildtafel und zahlreichen Graphiken, gebunden. Verlag Ferdinand Hirt, Kiel 1974.

Mit einiger Verspätung soll hier kurz ein Buch angezeigt werden, aus dem auch der österreichische Leser manchen Gewinn ziehen wird. Die zum 60. Geburtstag des Tübinger Geographen K. H. Schröder erschienene Festschrift richtet sich zwar in erster Linie an die Vertreter des Faches Geographie. Aber wie so oft bieten sich auch dem Volkskundler einige interessante Aspekte. Dies gilt besonders unter österreichischer Sicht für die beiden Beiträge von G. Schweizer über „Die Alpwirtschaft Vorarlbergs am Beispiel des Montafons“ und von A. Leidlmair über „Einhaus und Gehöft im alpinen Raum“. Der Beitrag von Schweizer ist eine willkommene Ergänzung zu F. Zwittkovits' Buch über die Almen Österreichs (1974), worin gerade das Montafon nur gelegentlich am Rande behandelt ist. Nach einer kurzen Einführung in Geschichte und Besitzstruktur der Alpwirtschaft in dieser bis in die zwanziger Jahre von äußeren Einflüssen weithin unberührten Talschaft, folgt eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Situation und ihre Veränderung innerhalb der letzten 20 Jahre, die sich nicht wesentlich von Vorgängen innerhalb ganz Europas unterscheidet (Rückgang der landwirtschaftlichen Betriebe, Auflassung der Alpen, Verlagerung der Milchwirtschaft in die Täler). Dem Interessierten werden jedoch exakte Zahlen und viele weiterführende Hinweise geboten.

Die vom Jubilar auf Grund seiner Beobachtung der südwestdeutschen Hauslandschaft vertretene These, wonach das Gehöft weitgehend die Mutterform der ländlichen Haustypen Südwestdeutschlands sei, versucht Leidlmair für den mittleren Alpenraum zu untermauern, indem er anhand interessanter Einzelheiten plausibel macht, daß auch dort das Einzelhaus nur die jüngere Form einer Entwicklung ist, die vom Haufenhof über den Paarhof führt. Man wird dieser Frage noch weiter nachgehen müssen.

Wer sich künftig mit Fischereirechten in ihrer historischen Erscheinung beschäftigt, wird sicherlich auch den Beitrag von F. Elsener über „Die Fischfache im Zürichsee zwischen Rapperswil und Hurden“ berücksichtigen müssen. Ähnliche Verhältnisse wie dort können auch an den österreichischen Seen geherrscht haben, wo das Fischereirecht mehreren zustand. Übrigens gehörte ja Rapperswil zu den vorderösterreichischen Landen.

Weitere hier interessierende Themen dieser im ganzen sehr schönen Festschrift sind bäuerliches Erbrecht, Wandel der Kulturlandschaft durch Wüstungsvorgänge und Reblandumlegung sowie der Weinbau selbst.

Herbert Schempff

Karl Gladt, Deutsche Schrift-Fibel. Anleitung zur Lektüre der Kurrentschrift des 17. bis 20. Jahrhunderts. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1976. Englisch broschiert. 259 Seiten, 174 Schriftbeispiele, 12 Abbildungen, davon 4 in Farbe. S 380,—.

Wenn ich daran denke, daß meine Mitarbeiter nur mit Mühe und meine Kinder meine Briefe überhaupt nicht mehr lesen können, wenn ich sie — aus Gewohnheit und zugegeben auch aus Neigung — „kurrent“ schreibe, wenn ich ferner weiß, daß so viele Studenten sich schon deswegen vor einer Seminararbeit oder gar Dissertation mit handschriftlichen Archivmaterialien scheuen, weil sie allein schon „die deutsche Schrift“ abschreckt, finde ich solch ein Buch nicht nur verständlich, sondern notwendig. Noch dazu ist es reine Freude wegen seiner prachtvollen Ausstattung mit Bildern aus Schreibschulen, Kinder-Fibeln, Schönschreibebüchern usw. So Abb. 4: Johann Stäps, Selbstlehrende Canzley-

mäßige Schreibe-Kunst, Leipzig 1784; Abb. 12: Handgeschriebenes Schreibmeisterbüchlein eines Anonymus um 1780 in der Wiener Stadtbibliothek; Abb. 9: Josef A m b r o s., Schreib- und Lesefibel, Wien 1877. Das sind Geschenke an die Volkskundler. Gar nicht zu reden vom Erinnerungswert angesichts Abb. 7: Alois F e i l n e r und Albert M u n d i, Fibel nach der analytisch-synthetischen Lesemethode, Wien 1913, mit den Buchstaben p und g, wenn ich noch den Kommandoruf des Lehrers in der überfüllten Taferlklasse (und die wesentlich mildere Stimme der Mutter bei der Schiefertafel zu Hause) höre: „Haarstrich auff! — Schattenstrich ab!“ ... Aber das ist schon lange her.

Hier führt K. G l a d t aus seinem jahrzehntelangen Umgange mit rund 200.000 Autographen (bei etwa 350.000 noch nicht aufgearbeiteten Schriftstücken) der Wiener Stadtbibliothek in Entstehung, Wandlungen und fortdauernde Bedeutung dieser besonderen Schrift ein. Aus seiner in der großformatigen Druckweise dieses stattlichen Bandes von 27 mal 24,6 cm BF so angenehm lesbaren Geschichte dieser vom Hochbarock bis zur jüngsten Vergangenheit dominierenden, als „gotisch“ seit Wulfila (+ 383) bekannten, um 900 schon zum allgemeinen Gebrauch gestalteten Schrift geht hervor, wie sehr man der Überzeugung war, daß sie den Lautcharakteren der deutschen Sprache besonders gemäß sei. Dynasten-Kanzleien, Handelskorrespondenz der deutschen Städte zumal mit dem Süden, italienische Abänderungen der Buchstabenformung usw. lassen die Bedeutung trotz der auf Antike-Imitation gehenden Gegenbewegung in der Hochrenaissance der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur noch anwachsen. Auch die Regulative der Kaiserlichen Kanzleien ließen den vielen Individualschriften noch genügend Raum, sich zu entfalten. „Verwilderte Schrift“ in verwilderten Zeiten zu erkennen braucht es nicht graphologischer Kenntnisse. Das kennt jeder Historiker und der Volkskundler, der mit Handschriften etwa der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu tun hat. Für die Bildungsausweitung seit der Aufklärung zumal in Österreich und seinen vielsprachigen, nicht zuletzt auch durch das Deutsch als Amts- und Heeresprache zusammengehaltenen Kronländern ergibt sich eine reizvoll dargestellte Kulturgeschichte von Schreibkunst und Schriftkultur, die hier breit aufgezeigt und mit 174 Beispielen (auf Kunstdrucktafeln!) illustriert wird. Auch wir Älteren müssen bekennen, daß die beigegebenen (S. 207 ff.) sorgfältigen Transkriptionen bei Theatertexten, Dichterbriefen, volkstümlichen Gebetbüchern usw. willkommene Hilfe bieten. Sie wären als Grundlagen zur Seminarlektüre volkskundlicher Quellen gut verwendbar. Man mag sich dabei auch dankbar der Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien 1971 erinnern, für die Leopold S c h m i d t als Bleibendes den Katalog erscheinen hatte lassen: „Volk und Schrift. Geschriebene Gebet- und Gesangbücher und andere ABC-Volkskunst“ (vgl. d. Rez. in der Österr. Zs. f. V k d e, XXV, 1971, S. 270 f.). Leopold K r e t z e n b a c h e r

Gisela Borcharding, Granatapfel und Flügelpferd. Märchen aus Afghanistan. In Kabul gesammelt und herausgegeben (= Das Gesicht der Völker. Dokumentation des Märchens, Bd. 43). 192 Seiten. Kassel 1975, Erich Röth-Verlag. DM 16,80.

In der nun schon so langen Reihe „Gesicht der Völker“ findet sich immer wieder ein Band, der besonderes Interesse wachruft. So steht es auch mit diesem Band afghanischer Märchen, da doch die wenigen anderen Sammlungen von Märchen aus Afghanistan (Lebedew, 1955; Parker und Javid, 1970) kaum zugänglich sind. Aber Frau Gisela Borcharding ist als Lehrerin nach Kabul gegangen und lange Jahre dort geblieben. Sie hat wohl fast nur Persisch mit ihren Gewährsleuten sprechen können, aber auf dem Umweg über ihre Schüler hat sie doch Märchen von anderen Sprachgruppen auch aufgezeichnet. Was ihr nun

Männer wie Karim oder Haschim, der junge Polizeioffizier, erzählten, das klingt größtenteils nach Tausendundeiner Nacht, und die Verbindungen sind auch zu belegen. Handelt es sich doch größtenteils um das Gut von Bazar-Erzählern, mit der die großgewachsene Ungläubige offenbar nicht direkt in Berührung kommen konnte. Aber auch so sind die gut erzählten Märchen vom ledernen Menschen, vom hölzernen Mädchen, vom kahlköpfigen Meisterdieb usw. gut zu erkennen. Dieter R ö t h hat übrigens wie bei so vielen anderen Bänden dieser seiner Reihe die sachdienlichen Anmerkungen geliefert, die Hinweise auf die Nachschlagewerke, wobei sich unter anderem ergibt, daß fast alle diese Märchen auch bei den Türken erzählt werden, wie aus dem Typenverzeichnis von Eberhard und Boratav (1953) zu entnehmen ist. Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1977

zu Oskar Moser, Luschariberg



Abb. 1 Die Kirchensiedlung Luschariberg um 1880 nach dem Rundblickgemälde von Markus Pernhart (Ausschnitt). Links unten eine Schlittenpartie bei ihrer Abfahrt kurz nach dem Start. (Aufn. Dr. O. Moser 1971 — Das Bild ist im Besitze des Landesmuseums für Kärnten.)

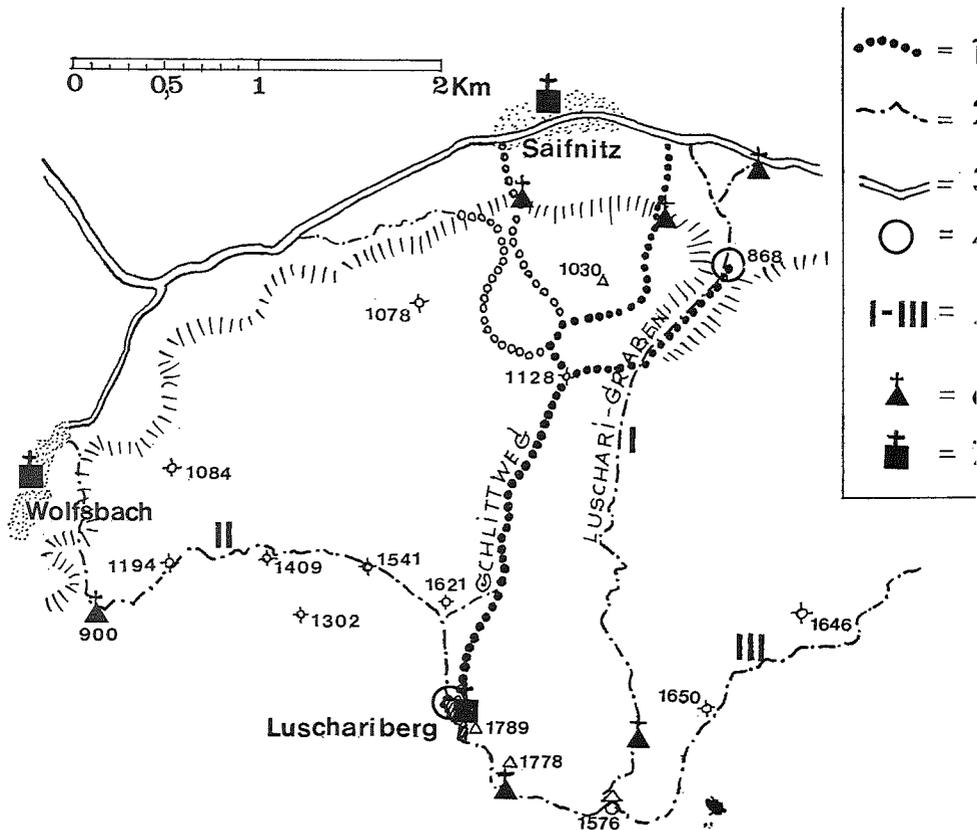


Abb. 2 Wegeskizze zur Sakrallandschaft des „Heiligen Berges Maria Luschari“ im Kanaltal (Italien). Sämtliche Zugangswege zur Bergwallfahrt sind an ihren Ausgangspunkten im Tal durch Kultmale („Kreuze“) gekennzeichnet.

Legende: 1 = der sogenannte „Schlittweg“ zum Luschariberg; er gabelt sich bei Kote 1128 in mehrere Aste, die direkt nach Saifnitz (über das sogen. Kreuz „na kotu“) oder zu den unteren „Hütten“ („za mlini“, Kote 868) führen. — 2 = gewöhnliche Pilger- und Fußwege auf den Luschariberg. — 3 = Hauptstraßen im Kanaltal. — 4 = Rastplätze der Pilger mit den sogenannten „Kochhütten.“ — 5 = Wallfahrerrouten auf den Luschariberg: I = „Wallfahrtsweg“ oder sogenannter „Grabenweg“ durch den Luscharigraben auf die Luscharialm („malga“) und über Kote 1576 („Alpenwirt“) und 1778 zur Kirche. — II = Weg von Wolfsbach (Ovčja vas; Valbruna) auf den Luschariberg. — III = Pilgerweg von Raibl-Kaltwasser (Rabelj-Mrzla voda; Cave di Predil-Riofreddo) bzw. von Tarvis (Trbiž; Tarvisio) mit Anschluß an I. — 6 = „Kreuz“ oder Bildstock am Beginn des Aufstieges zum „Heiligen Berg.“ — 7 = (Pfarr-)Kirche bzw. Wallfahrtskirche Maria Luschari. (Zeichng. Dr. O. Moser)

zu Oskar Moser, Luschariberg

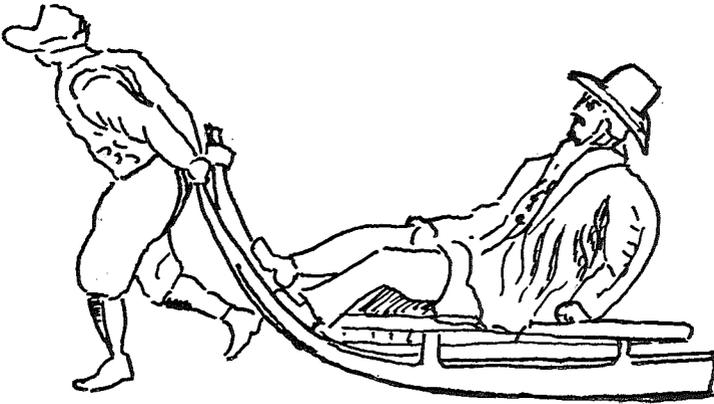


Abb. 3 Schlittenzieher am Luschariberg nach der Lithographie von Joseph Wagner in dessen „Ansichten von Kärnten“ um 1844 (vergrößerter Ausschnitt in Umzeichnung) (Aufn. und Zeichn. Doktor O. Moser).



Abb. 4 Partieführer Menelik als Schlittenzieher bei der Abfahrt vom Luschariberg mit einem Geistlichen als „Fahrgast“. Nach einer ehemaligen Postkarte, Reproduktion nach M. Castille, Švete Višarje, Celovec/Klagenfurt 1910, S. 23 (Auhn. Dr. O. Moser 1976).



Abb. 5 Partieführer Anton Früstück und zwei weitere Schlittenzieher aus Saitnitz mit ihren Damen-Kundschaften auf dem Weg vom Luschariberg nach Saitnitz (Zabnice; Camporosso), nach einer Photographie um 1910 von Firma Franca in Ossiach (Aufn. Dr. O. Moser 1976).

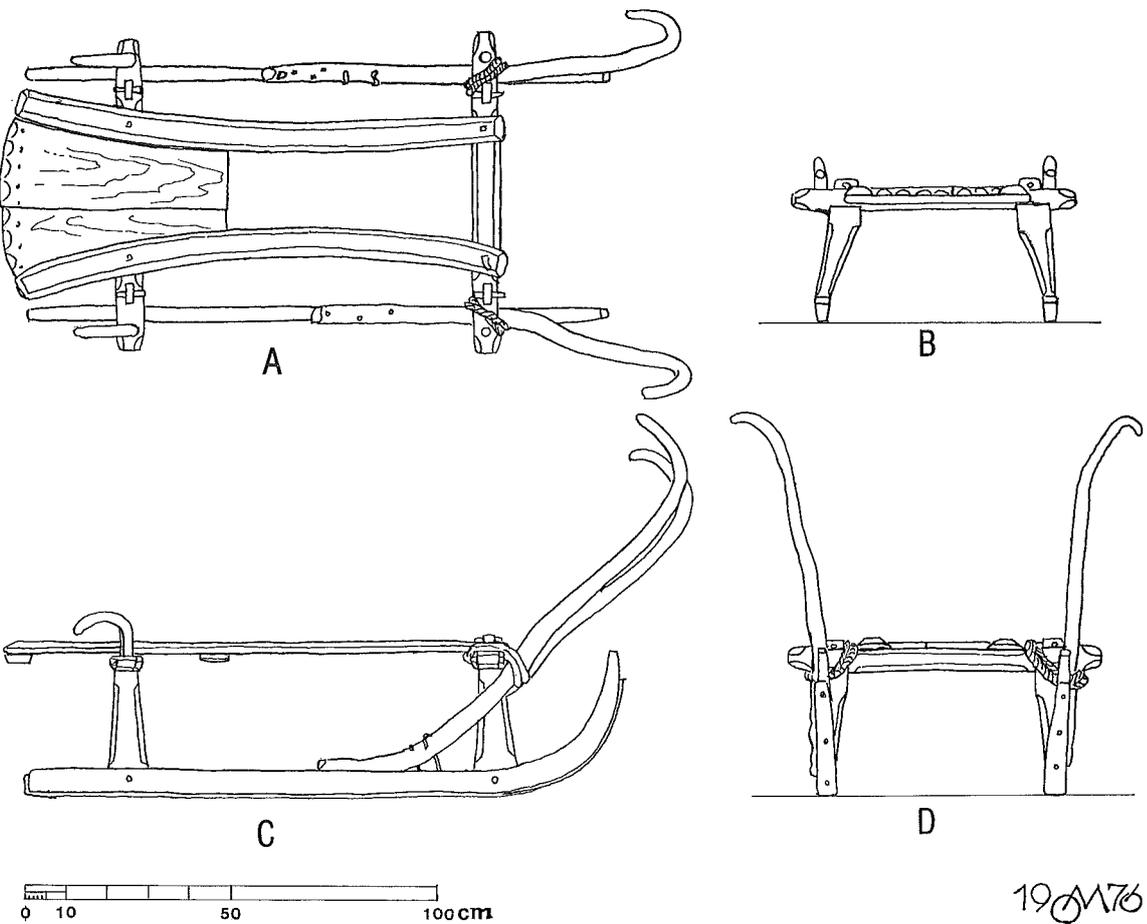


Abb. 6 Luscharberg-Schlitten. Maßstabgetreue Zeichnung nach dem 1964 von Familie Stark in Saifnitz erworbenen Originalschlitten, jetzt im Landesmuseum für Kärnten, Volkskundliche Abteilung, Inv. Nr. 9003. — A = Draufsicht von oben. — B = Aufsicht des Hinterschlittens. — C = Ansicht von der Seite. — D = Aufsicht des Vorderschlittens (Aufn. und Zeichnung Dr. O. Moser 1976).

zu Oskar Moser, Luschariberg



Abb. 7 Ansicht des Luschariberg-Schlittens aus Salfnitz (Žabnice; Camporosso), 1964 von Fann. Stark für das Landesmuseum in Klagenfurt erworben. Es fehlt der kleine Sitzpolster, ferner sind die beiden hinteren Haltegriffe durch Holzstifte in den Endungen der Schlittenjoche ersetzt, da der Schlitten zuletzt nur noch für Holztransport u. dgl. verwendet worden ist (Aufn. Dr. O. Moser 1964).

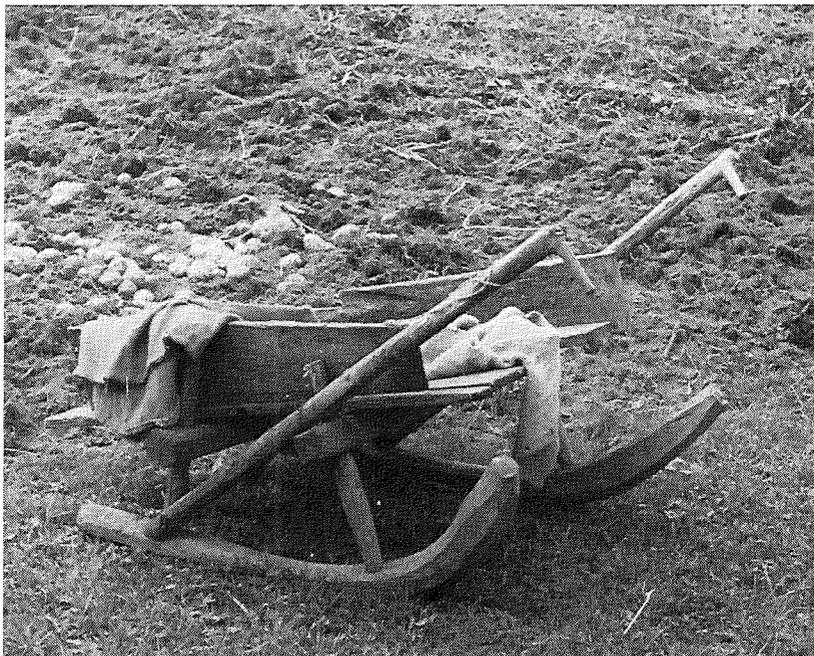


Abb. 8 Bäuerlicher Sommerschlitten zur Feldarbeit, hier in Verwendung bei der Kartoffelernte, aus Sommerau, oberstes Lavanttal (Aufn. Dr. O. Moser 1952).



Abb. 9 Bäuerlicher Sommerschlitten, sogenannter Heuschlitten (slow. senene samotežnice/sani/) aus St. Margarethen am Kömmel in Kärnten. Die linke vordere Leitstange mit Griffkrümmung ist hart am Vorderrand des Gestellbogens abgebrochen und fehlt; an der rechten Vorderkufe ist innenseitig ein Schleifbrettchen als Fußbremse mit Draht angebunden. Die beiden Schlittenjoche sind durch ungleich lange Auflageholme verbunden, von denen nur noch der mittlere original zu sein scheint. Die Kufen sind nicht mit Eisenschienen beschlagen. (Aufn. Dr. O. Moser 1956).

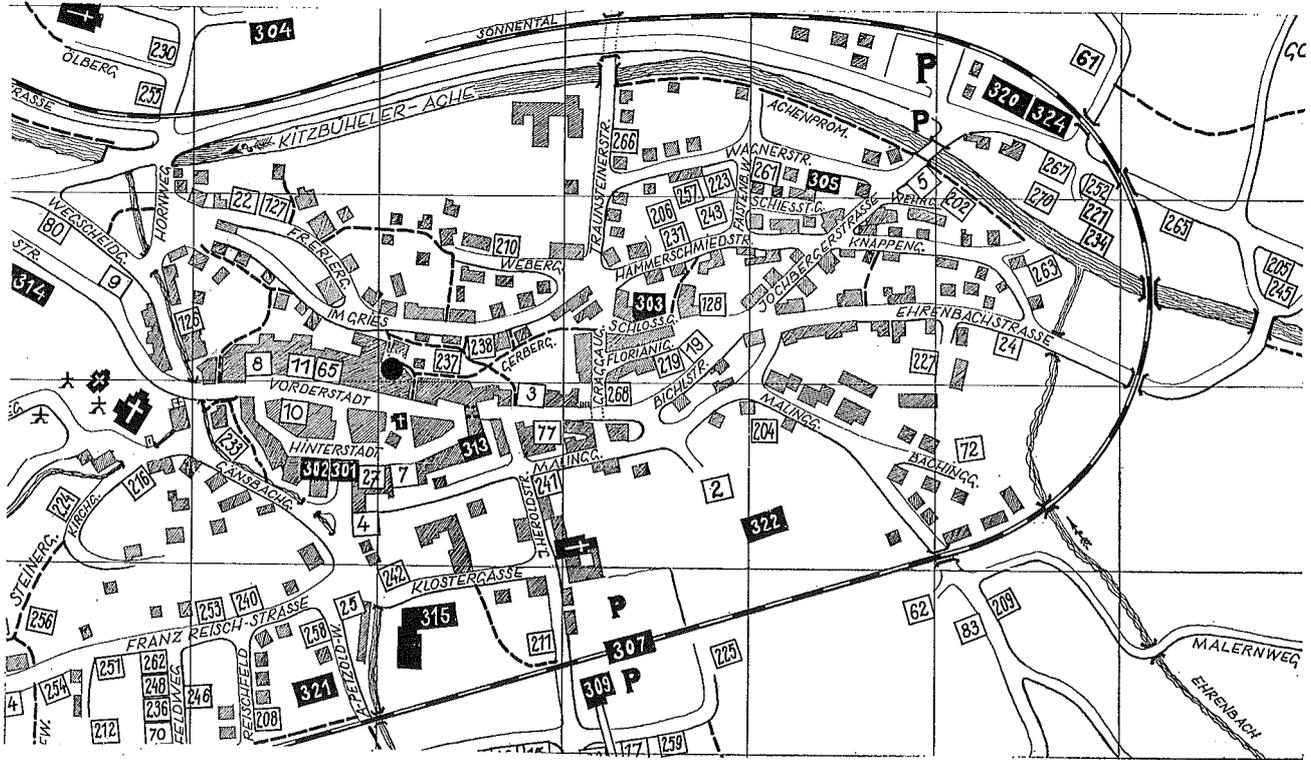


Abb. 1 Kitzbühel, Tirol. ● = Fundstelle Haus Vorderstadt 23

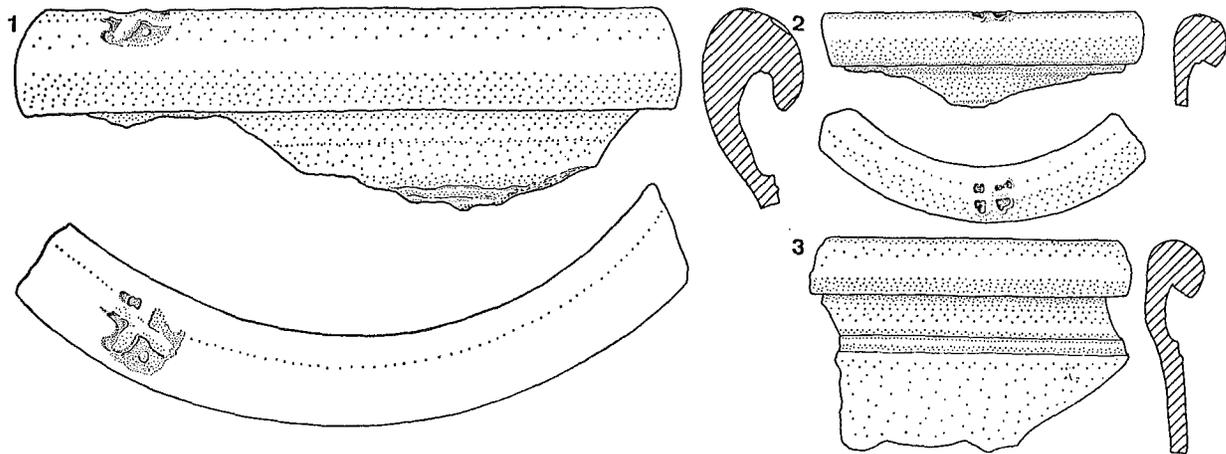


Abb. 2 Kitzbühel — Vorderstadt 23, Tirol
1. Topfrandstück Passauer Herkunft mit einfacher Kreuzmarke
2. Topfrandstück Passauer Herkunft mit einfacher Kreuzmarke
3. Topfrandstück ohne Marke

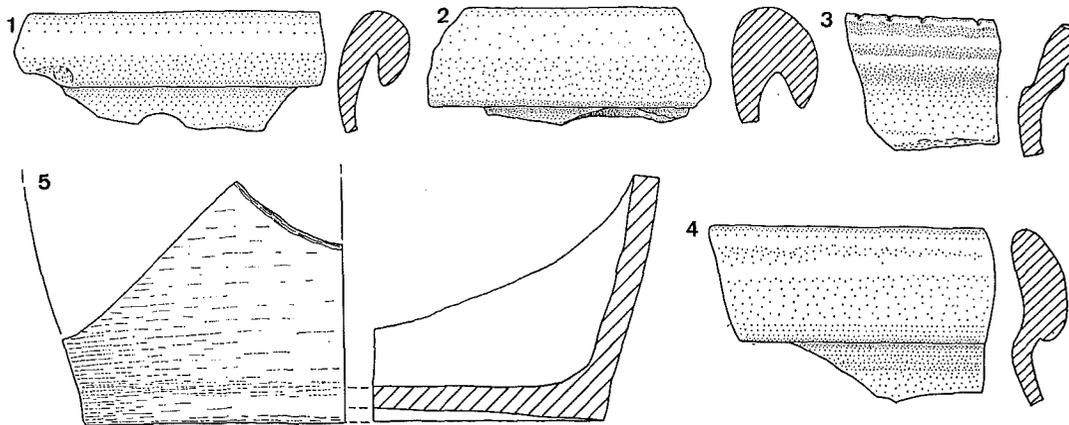


Abb. 3 Kitzbühel — Vorderstadt 23, Tirol
1, 2: Topfrandstücke Passauer Herkunft ohne Marke
3: Topfrandstück unbekannter Herkunft
4: Topfrandstück Passauer Herkunft mit Glättmuster
5: Bodenwandstück eines Topfes Passauer Herkunft

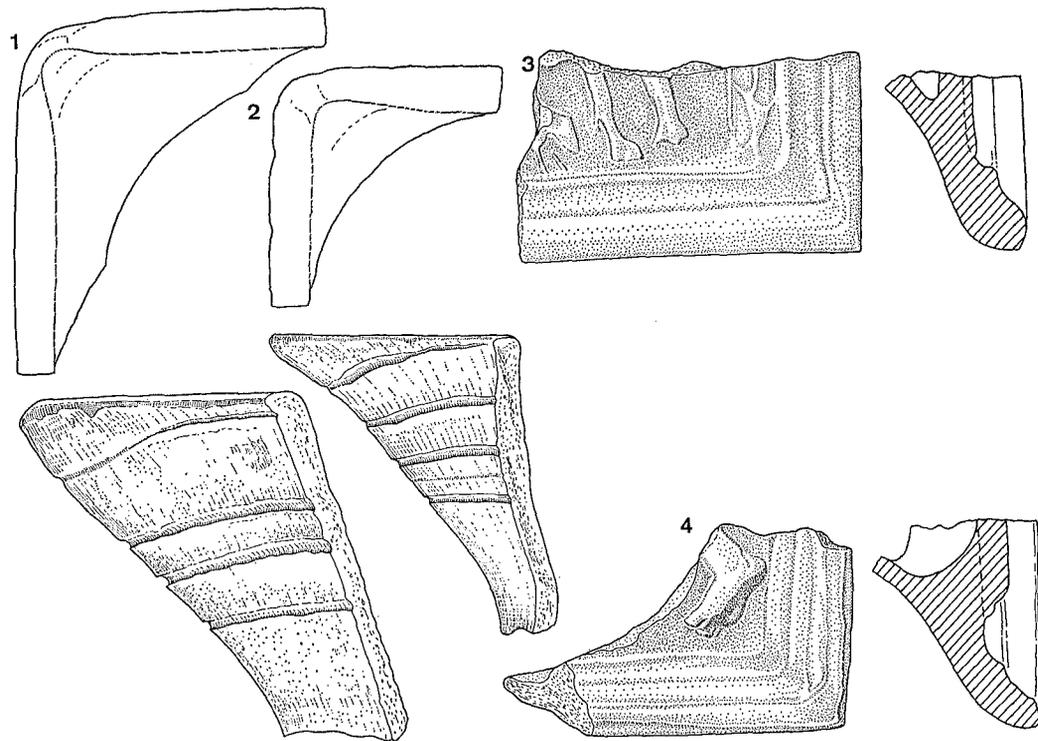


Abb. 4 Kitzbühel — Vorderstadt 23, Tirol
1, 2: 2 Eckrandstücke von großen Schüsselkacheln
3, 4: 2 Eckrandstücke von grün glasierten geschlossenen Schüsselkacheln

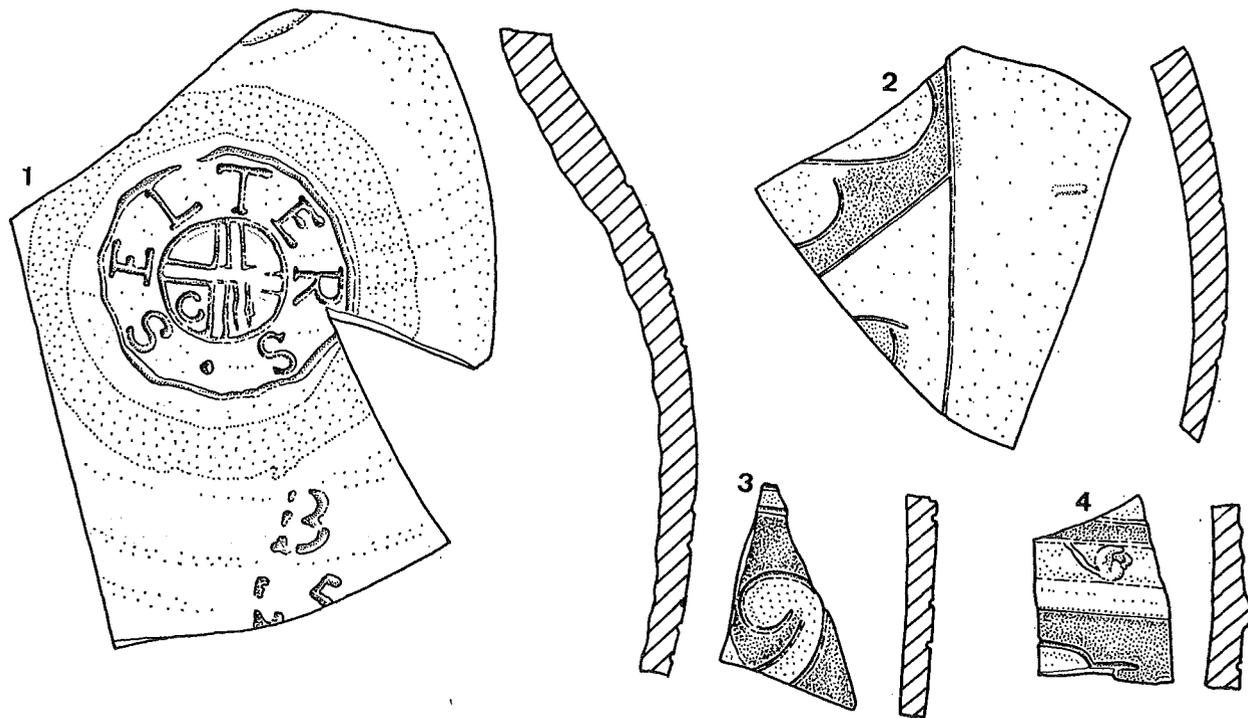


Abb. 5: Kitzbühel — Vorderstadt 23, Tirol
1: Wandstück einer Steinzeug-Selterswasserflasche aus dem Rheinland
2—4: Kleine Bruchstücke von blau-grau getöntem Westerwälder Steinzeug

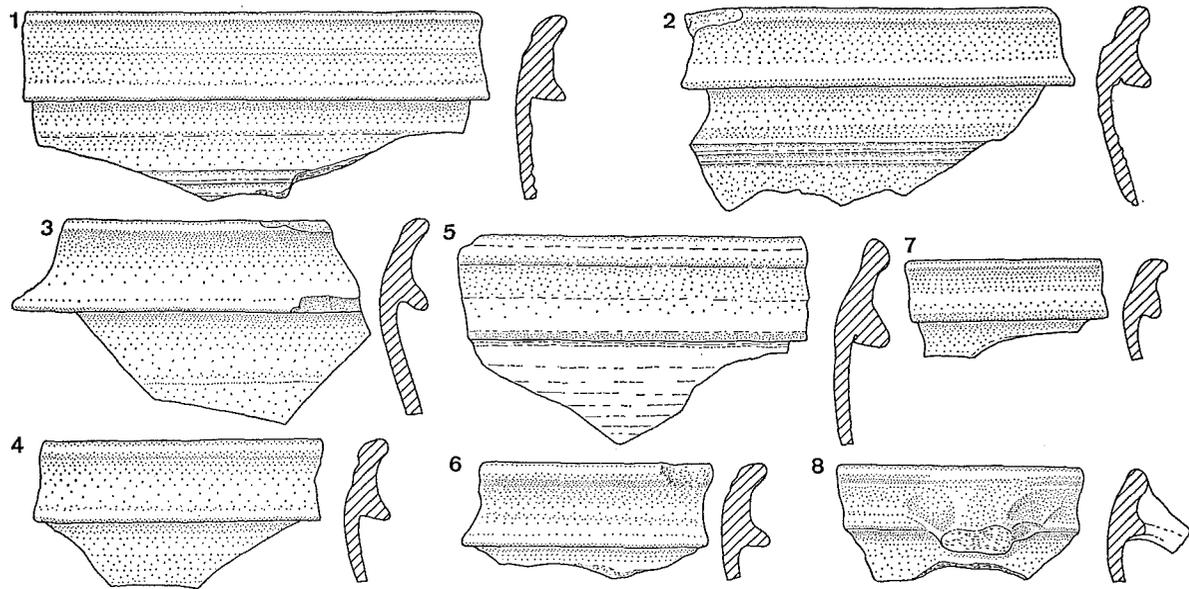


Abb. 6 Kitzbühel — Vorderstadt 23, Tirol
1—8: Randstücke von Henkeltöpfen mit verschiedenfarbiger Innenglasur, wahrscheinlich Kröninger Herkunft

zu Pittioni, Keramisches Fundgut

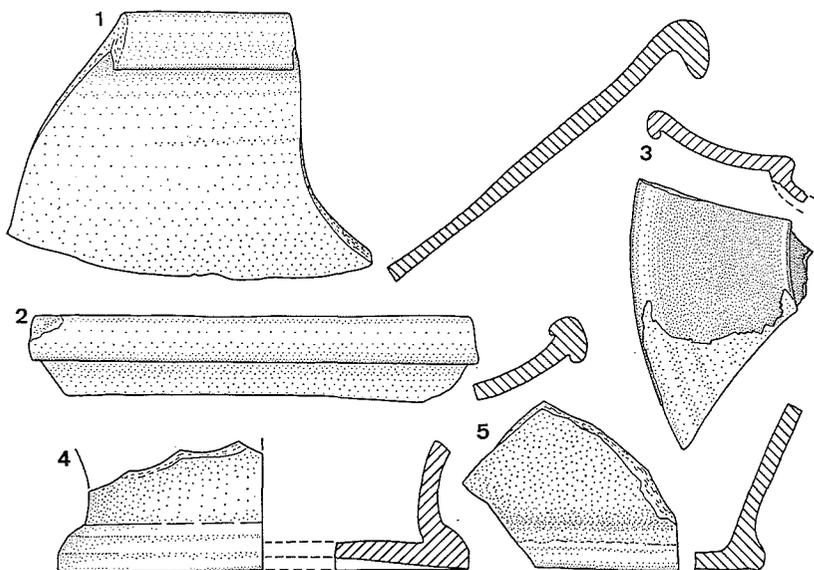


Abb. 7 Kitzbühel — Vorderstadt 23, Tirol

1: Kröninger Schüssel mit gelb-brauner Glasur

2: Kröninger Teller mit gelb-brauner Glasur

3: Kröninger Teller mit gelb-brauner Glasur

4, 5: Bodenwandstücke von Kröninger Gefäßen mit gelb-brauner Glasur

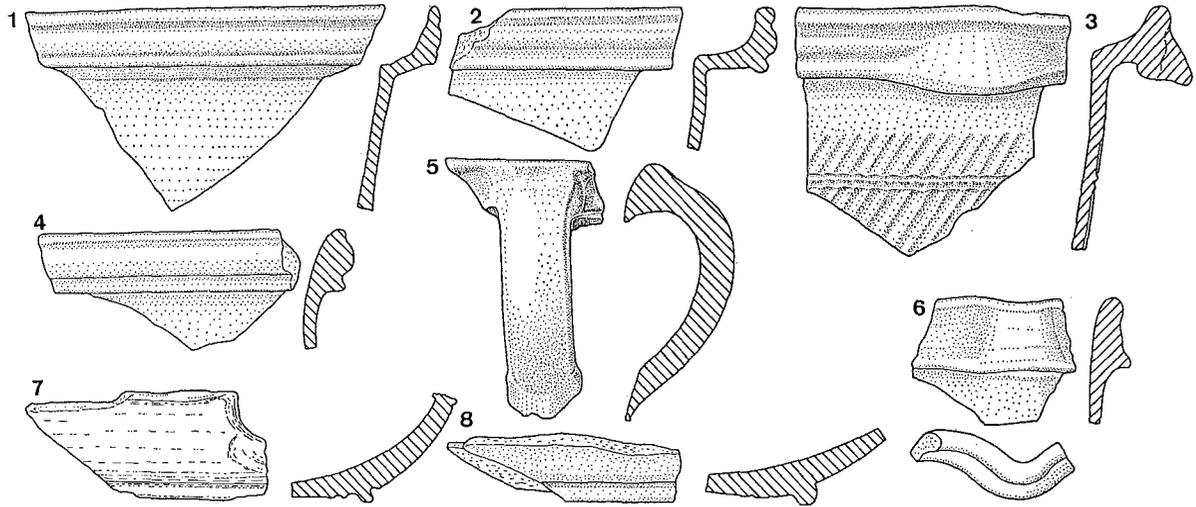


Abb. 8 Kitzbühel — Vorderstadt 23, Tirol

- 1: Randstück eines Kröninger Topfes mit einheitlich gelber Glasur
- 2, 3: Randstücke von Kröninger Töpfen mit einheitlich blauer Glasur
- 4: Randstück eines Kröninger Topfes mit gelb-blauer Glasur
- 5, 6: Henkel und Randstück eines Kröninger Kruges mit gelb-blauer Glasur
- 7, 8: Bodenstücke von Kröninger Schalen mit gelb-blauer Glasur

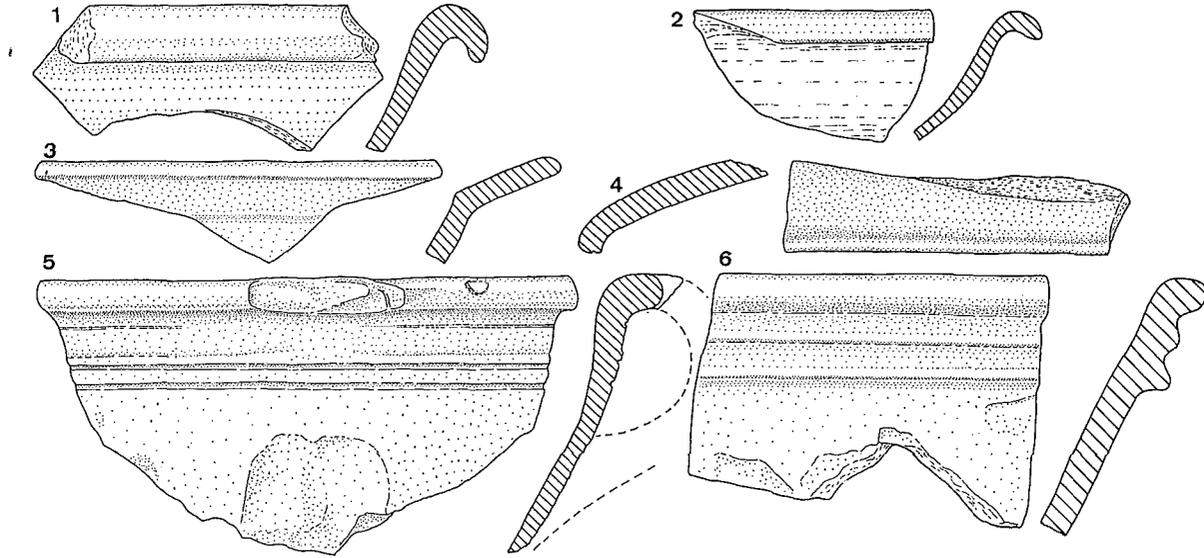


Abb. 9 Kitzbühel — Vorderstadt 23, Tirol

1, 2: Randstücke von Kröninger Schalen mit gelb-blauer Glasur

3: Randstück eines Kröninger Tellers mit gelb-blauer Glasur

4: Randstück eines wahrscheinlich Kröninger Deckels mit gelber Glasur

5, 6: Randstücke von Schüsseln einheimischer Erzeugung

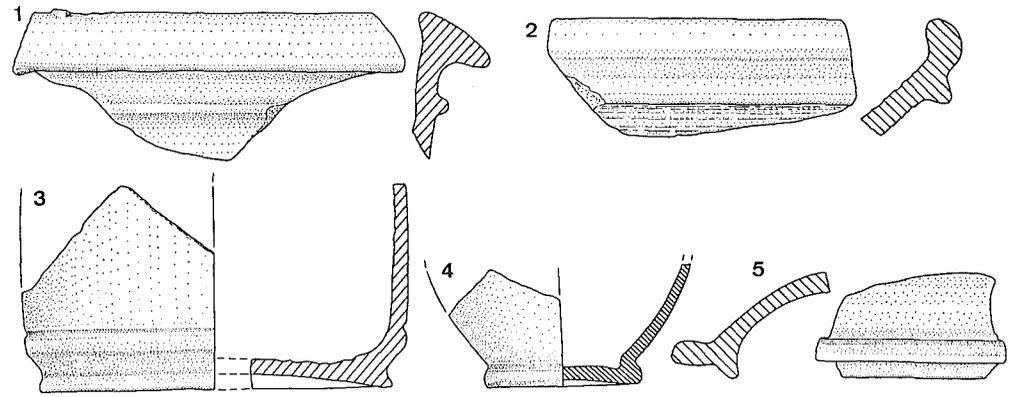


Abb. 10 Kitzbühel — Vorderstadt 23, Tirol
1, 2: Topf- und Schalenrandstück einheimischer Erzeugung
3—5: Gefäßreste unbestimmter Herkunft

Türkische Sagen und Legenden um Wien, die Stadt des Goldenen Apfels der Deutschen

Von Karl T e p l y

Die jahrhundertelange Auseinandersetzung mit den andrängenden Türken hat unserem Volk mehr bedeutet als andere Kriege. Lange als eine die eigene Existenz an der Wurzel bedrohende „Volksnot“ empfunden, löste sich nach der großen Wende der aufgestaute Druck in umso überschwenglicherem Jubel. Aber noch in dem feierlich-triumphierenden Lied vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, fühlen wir die ganze Schwere der hinweggenommenen Last nachzittern. Sagen, Legenden, apokalyptische Prophetien, Brauchtum, Türkengebet und Türkenglocke, Wallfahrten und Türkentaufen bewahren, in welch tiefe Bewußtseinsschichten der Kampf mit dem „Erbfeind christlichen Namens“ gereicht hat ¹⁾.

Kaum geben wir uns jedoch darüber Rechenschaft, daß auch auf der Gegenseite dieses Ringen mit ähnlichen Emotionen verbunden gewesen ist. So konnte unbeachtet bleiben, daß die Osmanen die sich ihrem Zugriff immer wieder (1529, 1532, 1566, 1663, 1683) entziehende Stadt des Goldenen Apfels mit einem ganzen Kranz von Sagen und Legenden umgeben hatten. Als vollgültiges Zeugnis für die Art ihres geschichtlichen Erlebens und Verstehens sollen sie im folgenden zum Gegenstand einer historisch-volkskundlichen Untersuchung gemacht werden ²⁾.

¹⁾ Georg Schreiber, Das Türkenmotiv und das deutsche Volkstum (Volk und Volkstum, Bd. 3, München 1938, S. 9—54). — Gustav G u g i t z, Das Türkenmotiv in den Gnadenstätten der Ostmark (Jahrbuch des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 28, Wien 1943, S. 363—405). — Gustav G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, 5 Bde., Wien, 1955 bis 1958. — Karl T e p l y, Türkentaufen in Graz (1683—1696) (Adler, NF Bd. 9, Wien 1971, S. 49—57, 74—81). — Karl T e p l y, Türkentaufen in Wien während des Großen Türkenkrieges 1683—1699 (Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, Bd. 29, Horn 1973, S. 57—87).

²⁾ Der Aufsatz ist die erweiterte und in einigen Abschnitten neu gefaßte Wiedergabe eines am 27. November 1975 im Österreichischen Museum für Volkskunde gehaltenen Vortrags. Für freundschaftlich gewährte Unterstützung meiner Arbeit danke ich herzlich Dr. Richard F. Kreutel, Kabul, und Dr. Erich Prokosch, Wien.

Mit der Überlieferung älteren türkischen Erzählgutes ist es allerdings übel bestellt. Es muß daher als ein Glücksfall sondergleichen gewertet werden, daß sich mit dem Reales und Phantastisches zu einem bezaubernden Gespinnst orientalischer Erzählkunst verwebenden Bericht des türkischen „Weltreisenden“ Evliyâ Çelebi (1611 — nach 1684) von seiner Reise mit dem Großbotschafter Kara Mehmed Pascha nach Wien im Jahre 1665 ein volkskundlich einzigartiges Dokument erhalten hat. In ihm malt sich das Bild der kaiserlichen Residenzstadt so, wie es im 17. Jahrhundert in der Vorstellungswelt der Osmanen lebte. So prächtig, so vom Schimmer des Wunderbaren umflossen dachten sich die Janitscharen und Sipahis und ihre Derwisch-Feldkuraten an den Lagerfeuern längs der Heerstraßen des Balkans, der einfache Mann im fernen Stambul ebenso wie die Hofgesellschaft das begehrte Ziel des Heiligen Krieges. Mit fünf ausführlich erzählten Sagen, mehreren Varianten und Sagenfragmenten stellt das „Sayâhat-nâme“ („Fahrtenbuch“) unsere Hauptquelle dar ³⁾.

Vier Sagen überliefert der anonyme Chronist der 1719 nach Wien gekommenen Großbotschaft Ibrahim Paschas ⁴⁾. Zwei wertvolle, um 1700 in Istanbul aufgezeichnete Stücke enthält das Geschichtswerk des moldauischen Woiwoden und Historikers Demitrie Kantemir (1673 bis 1723) ⁵⁾.

Damit ist der Umkreis der literarischen Quellen aber auch schon erschöpft. Wohl fänden sich bei osmanischen Historikern noch eine Anzahl sagenhafter Traditionen — insbesondere solche, die allgemein auf dem Hintergrund der Kriege mit Österreich erwachsen sind — doch soll hier ja die Betrachtung streng auf jenes Erzählgut beschränkt bleiben, das unmittelbar auf Wien geprägt worden ist und sich überdies auf Grund mehrerer Kriterien als echte Volksüberlieferung ausweist. Daß das osmanische Schrifttum noch weiteres Material für unser Thema enthält, ist eher unwahrscheinlich.

³⁾ Evliyâ Çelebi Seyâhatnâmesi, Bd. 7, Istanbul 1928, S. 223—327. — Deutsch von Richard F. Kreutel unter dem Titel „Im Reiche des Goldenen Apfels“ (= Osmanische Geschichtsschreiber, Bd. 2). Graz ²1963.

⁴⁾ Edition und Übersetzung Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst, Bericht über den Zug des Groß-Botschafters Ibrahim Pascha nach Wien im Jahre 1719 (= Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. 158, Abhandlung III). Wien 1908, S. 1—66. — Kraelitz hat übersehen, daß dieser Bericht bereits von Joseph von Hammer-Purgstall als Teil II seiner „Türkischen Gesandtschaftsberichte“ übersetzt worden ist (Hormays Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, Bd. 13, Nr. 51, 52, o. O. 1822).

⁵⁾ Dimitrie Cantemir, Geschichte des Osmanischen Reiches nach seinem Anwachsen und Abnehmen. Hamburg 1745. Die 1716 fertiggestellte lateinische Urschrift ist unveröffentlicht geblieben.

Hingegen ergänzt eine Bildquelle, in der man nichts Derartiges erwarten würde, unsere Kenntnis. Gemeint ist die im Besitz des Historischen Museums der Stadt Wien befindliche türkische Planskizze der Belagerung des Jahres 1683. Sie stammt aus dem im Jahre 1688 in Belgrad erbeuteten Geheimarchiv des Großwesirs Aynacı Süleyman Pascha. Auf ihr wird Wien durch fünf topographische Punkte bezeichnet, die alle in die osmanische Sagenwelt eingegangen sind. Die Karte bezeugt, in welchem Maße das Wien-Bild selbst in Kreisen der höchsten Führungsschicht von volkstümlichen Traditionen bestimmt gewesen ist. Die von dem Wiener Osmanisten Richard F. Kreutel erneut vorgenommene Lesung der Beischriften berichtigt mehrere Lesefehler und ermöglicht damit, zwei bisher zweifelhafte Sagen-Lokalisierungen eindeutig festzulegen ⁶⁾.

Die Weissagung des Şem'ûn-ı Safâ („Simon der Fels“). Der Apostel und Jünger des Herrn Jesus kam auf seinen Wanderfahrten um die ganze Welt auch hierher in das Land der Deutschen. Auf seinen Rat und genau nach seinen Anweisungen erbauten die Mencâriyân (Ungarn) die Festung Wien. Auf der Bastei des Burgtores erhebt sich noch die riesige Weide, die nach dem Glauben der Giauren seinem Wanderstab entsprossen sein soll. Zu ihr wallfahrten Priester aus dem ganzen Giaurenreiche, lassen sich in ihrem Schatten nieder und erweisen ihr gewissermaßen göttliche Ehren. Şem'ûn-ı Safâ kündete: Wenn in jenem Jahr, das nach der Zeitrechnung des künftigen Propheten Muhammed dem Wort Zulla (Wolke) entspricht, der große Süleyman gezogen kommt, dann fürchtet euch nicht — ihr müßt nur die Festung recht stark machen. Wenn aber in den Jahren der Worte ganim (beutebeladen) und Gunam (Beute) Sultan Yusuf Mehemed heranrückt, dann seht euch nur ja vor und schließt Frieden mit ihm.

Die Orakelworte des Apostel sind in der Kirche des heiligen Stephan zu sehen. Und da seine erste Weissagung genau in Erfüllung gegangen ist, so steht zu erwarten, daß auch die zweite sich erfüllen wird. Wie auch aus allen ungarischen, deutschen, lateinischen und griechischen Geschichtswerken klar und deutlich hervorgeht, daß die Osmanen dereinst den Goldenen Apfel von Wien und auch den Goldenen Apfel des Papstes erobern werden. Die Astrologen und Priester der Giauren hingegen weissagen: Wohl werden die Türken kommen, aber mit Hilfe der Tataren werden wir sie zurückschlagen, ihnen viele Festungen entreißen und ihre Wesire töten oder gefangennehmen. Ein

⁶⁾ Richard F. Kreutel, Ein zeitgenössischer türkischer Plan zur zweiten Belagerung Wiens (Wiener Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes, Bd. 52, Wien 1953, S. 212—228).

hochmächtiger Würdenträger wird dann um der Festung Wien willen sein Leben verlieren ⁷⁾).

Der Şem'ün-ı Safâ, Petrus, der islamischen Legende ist eine komplizierte Gestalt. Seinem in den eschatologischen Vorstellungen des Volksglaubens eine entscheidende Rolle spielenden Meister gleicht er darin, daß auch er ein ruheloser Weltengewandener, ein Seher und Wundertäter ist. Andererseits hat er Wesenszüge islamischer Heiliger angenommen. Zu deren gewöhnlichsten Beglaubigungswundern gehört es, aus ihrem Wanderstab einen Baum aufwachsen zu lassen. Eine Glaubensvorstellung, die sich bei den Osmanen aus einer archaischen Schicht schamanistischer Herkunft herleitet. In unserem Fall haben vermutlich der ältere und der jüngere Landespatron Niederösterreichs einige Züge beigesteuert. In den Kultgebenden sowohl des heiligen Koloman als auch des heiligen Leopold kommt einem Baummotiv tragende Bedeutung zu ⁸⁾).

Attribut des weitgewanderten Pilgers Koloman ist ein Blätter austreibender Weidenstrick. Diese deuten auf den dünnen, erst später als Holunder bestimmten Baum, auf dem er 1012 als vermeintlicher ungarischer Spion gehängt wurde und der dann zum Zeichen seiner Unschuld wunderbar zu grünen begann. Bei der Bildung der Leopoldslgende wurde vermutlich bewußt das Holunderbaummotiv als Verbindungsglied zur älteren Kultlegende benützt.

Wenn wir davon ausgehen müssen, daß es den von Evliyâ beschriebenen Kultbaum anscheinend nicht gegeben hat, bietet doch eine hervorstechende Eigenart der Gestaltungsweise des türkischen Autors eine Erklärungshandhabe.

Gerade in der Zeit der Anwesenheit der türkischen Großbotschaft gab es intensive Bemühungen des Wiener Hofes, den längst kanonisierten Babenberger auch tatsächlich als Landespatron durchzusetzen. In Darstellungen des heiligen Leopold bildet die wunderbare Schleierauffindung häufig das Hauptmotiv: Hinter dem mächtigen Holunderbaum mit dem betenden Markgrafen erhebt sich die Burg auf dem Leopoldsberg. Diese hieß bei den Türken Eski Beç, Alt-Wien. Sie dürften sie als Keimzelle der Festung Wien aufgefaßt haben. Man darf demnach wohl die Hypothese wagen, daß Evliyâ, dessen schaffende Phantasie monumentalisiert und nachweislich mitunter Bildinhalte in reales Geschehen umsetzt, mit der Schilderung des angeblich mit eige-

⁷⁾ Richard F. K r e u t e l, wie Anm. 3, S. 76 f., 81, 88 f.

⁸⁾ L. K. K u l l, Der hl. Koloman in Geschichte und Kunst. In: 1000 Jahre Babenberger in Österreich (= Katalog der niederösterreichischen Jubiläumsausstellung), Wien 1976, S. 664—670. — St. Leopold, hrg. von Siegfried W i n t e r m a y e r (= Festschrift des Augustinerchorherrenstiftes Klosterneuburg). Klosterneuburg 1936.

nen Augen gesehenen Wunderbaumes einem ihm in verschiedensten Zusammenhängen begegnenden wichtigen Motiv des historischen und christlich-legendären Grundmaterials, das in der türkischen Sage verarbeitet worden ist, lediglich Plastik habe geben wollen. Wobei vorausgreifend zugleich festgestellt werden soll, daß seine zur Lokalisierung gemachten Angaben gar nicht auf die Burgbastei, dafür um so besser auf die Dominikanerbastei passen.

In einer seiner Metamorphosen wirkt Şem'ûn-i Safâ als Helfer des Gründers von Konstantinopel Yanko bin Madyân⁹⁾. Es überrascht daher keineswegs, ihn hier in ähnlicher Funktion zu begegnen. Hingegen ist weder eine heimische noch eine ungarische Sagentradition bekannt, wonach Wien von den Ungarn bzw. ihren hunnischen „Vorfahren“ gegründet worden sei. Doch böte gerade die in der Zeit der Auseinandersetzung mit den Ungarn (mit der Nachricht von der Eroberung Wiens durch die Ungarn, 1030, taucht Wien erstmals wieder aus dem Dunkel der „schweigenden Jahrhunderte“) angesiedelte Kolomanlegende mehrere Ansatzmöglichkeiten. So soll es König Petrus (!) vorübergehend gelungen sein, die Reliquien des Heiligen für Ungarn zu gewinnen¹⁰⁾. Das in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfaßte „Tarich-i Ungurus“ („Geschichte der Ungarn“) weiß von einer Flucht des Königs zum Goldenen Apfel¹¹⁾. Es meint damit zwar Köln, da zur Zeit Evliyâs aber bereits Wien in die Rolle Kölns eingetreten war (vgl. S. 256), läge eine Verwechslung durchaus im Rahmen des Möglichen. Es wäre nicht die einzige.

Der die Sage überliefernde Text wurde vor den gematrisch bezeichneten Hidschrajjahren 1090 und 1091 (1679—1681) niedergeschrieben. Demnach dürften wir es mit einer echten, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter den Türken umlaufenden Prophezeiung zu tun haben. Diese bedient sich zu ihrer Beglaubigung des bekannten Kunstgriffs, die eigentliche Weissagung mit einer vaticinatio ex eventu zu koppeln. Nun ist die Namen-Zahl-Mantik im Islam zu verbreitet, als daß allein daraus ein einigermaßen vertretbarer Schluß auf die Herkunft der Prophetie gezogen werden könnte. Die Orakelworte sowie der Umstand, daß die Bektâşi-Derwische als geistige Erben der Sekte der Hurûffiya diese Methode der Zukunftsdeutung

⁹⁾ Friedrich Giese, Die altosmanischen anonymen Chroniken. Teil II, Übersetzung (Abhandlungen zur Kunde des Morgenlandes, Bd. 17, Leipzig 1925—1928, S. 120).

¹⁰⁾ Matthias Fuhrmann, Alt- und Neu-Österreich, Bd. 1. Wien 1734, S. 115.

¹¹⁾ Tarihi-i Ungurus, Fol. 97 v f. Prof. Dr. Georg Hazai, der eine Edition und Übersetzung der Handschrift vorbereitet, danke ich für den Hinweis auf diese Stelle.

übten¹²⁾, lassen allerdings vermuten, daß sie in diesem, mit der Janitscharentruppe engstens verbundenen Orden entstand. Anscheinend erstellt aufgrund eines Nativitätshoroskops Sultan Mehmeds IV., dem bei seiner Geburt (1641) zunächst der Name Yusuf¹³⁾ gegeben worden war.

Auf welche Inschrift in der Stephanskirche sich die Sage bezieht, kann nicht gesagt werden. Es kommen mehrere Inschriften in Betracht. Z. B. die in Geheimzeichen abgefaßte inscriptio Herzog Rudolfs IV. in der Vorhalle des Bischofstors. Hingegen läßt das, was Evliyâ an mehreren Stellen zu ihrer Beglaubigung anführt, mit Sicherheit erkennen, daß es sich um eine von den Türken übernommene und umgedeutete byzantinisch-abendländische „Endschlachtsage“ handelt. Selbst der Schlußpassus, der doch geradezu dazu einlädt, einen (später eingefügten) Hinweis auf das Schicksal Kara Mustafas und das Ergebnis der Feldzüge 1683—1688 anzunehmen, ist nichts als ein der Endschlachtmythe zugehöriger Topos¹⁴⁾. Das eigenartige Motiv der „Tatarenhilfe“ wieder kommt aus der mit diesem Traditionskomplex in enge Verbindung getretenen Dreikönigslegende¹⁵⁾.

Die Endschlachtsagen sehen die Mächte des Bösen (ursprünglich das schreckliche Endzeitvolk Gog und Magog) von den Rändern der Ökumene herandrängen. Im gottnahen Zentrum der Welt bietet ihnen der von der Vorsehung verborgen bewahrte Retterkaiser Halt und errichtet noch einmal vor dem Untergang der Welt ein machtvolles Reich des Friedens und der Gerechtigkeit.

Gemäß dieser Weltsicht steht gewöhnlich ein Baum mit der Letzten Schlacht in Verbindung. An ihm — einem Abkömmling des mythischen Weltbaumes — haust oftmals ein dämonisches Wesen. Es erschaut den Zukunftskrieg bis an seine Wohnstätte heranrollen und weissagt ihn. Oder ihr Termin ist an sein Aufwachsen bzw. sein Wiedergrünen gebunden. In diesem Fall tritt in der Regel ein strauchartiges Bäumchen an die Stelle des majestätischen Baumriesen. In der Sage vom Birnbaum auf dem Walserfeld, dem signifikantesten österreichischen Beispiel, sind die beiden Kernmotive vereinigt¹⁶⁾.

¹²⁾ Karl Binswanger, Hurufija. In: Lexikon der Islamischen Welt, hrsg. von Klaus Kreiser, Werner Diem, Hans-Georg Mayer, Bd. 2. Stuttgart—Berlin—Köln—Mainz 1974, S. 35.

¹³⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 228.

¹⁴⁾ Will-Erich Peuckert, Endschlacht. In: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 2. Berlin—Leipzig 1929/30, Sp. 815—823. — Arthur Hübscher, Die große Weissagung. München 1952, S. 88—102, 171—182, passim.

¹⁵⁾ Johannes von Hildesheim, Die Legende von den Heiligen Drei Königen. Übertragen von Elisabeth Christern. München 1963 (= DTV 164), S. 111 ff.

¹⁶⁾ Will-Erich Peuckert, Dürrer Baum, Schlachtenbaum, wie Anm. 14, Bd. 2, Sp. 505—513, Bd. IX (Nachtrag), 1938/41, Sp. 199—214.

Bei der Übernahme durch die neue „Wir-Gruppe“ wurde gesetzmäßig die ursprüngliche Aussage „umgedreht“.

Von diesem Ergebnis her fällt auch Licht auf ein ungedeutetes Faktum der Wiener Stadtgeschichte. Wie gesagt, meint Evliyâ offenbar die 1544/1545 zum Schutz der Ostflanke der Stadt erbaute Prediger-, Dominikaner- oder Bürgerbastei. Für diese wurde gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts plötzlich der Name Hollerstaudenbastei üblich. Ein zureichender Grund für die Verdrängung des eingebürgerten Namens durch einen neuen konnte bisher nicht angegeben werden¹⁷⁾. Zwanglos bietet sich nun die Erklärung an, daß damals eine nach Erlöschen der Türkengefahr vergessene Sage vom Typ „Zukunftsschlacht am Baum“ an dieser Bastei lokalisiert wurde. Dafür prädestinierte sie außer ihrer Lage die Bauinschrift, welche sie ausdrücklich zur Abwehr der Türken bestimmte und ihre Hut der Wiener Bürgerschaft übertrug¹⁸⁾.

Der Goldene Apfel. Als Sultan Süleyman die Festung Wien belagerte, tat es ihm leid, den herrlichen Turm der Stephanskirche, der doch einmal ein Minarett sein würde, zu beschießen. Aber er sollte bis dahin sein Wahrzeichen tragen. Er ließ eine massive Kugel aus zwei Zentnern puren Goldes anfertigen und sandte sie mit dem Befehl in die Stadt, sie auf die Spitze des Turmes zu setzen. Noch in der nämlichen Nacht vollzog der irrgläubige König das Gebot, und seither heißt Wien der Goldene Apfel der Deutschen und Ungarn. Als der Sultan wegen plötzlichen Einbruchs des Winters die Belagerung aufheben mußte, ließ König Ferdinand sofort über dem Apfel einen goldenen Mond und eine Sonne aus Silber aufpflanzen. Der Sultan erfuhr davon und zwang durch einen Feldzug, in dem er dem anmaßenden Giaurenkönig 176 Burgen entriß und seine Länder schrecklich verheerte, Sonne und Mond wieder herabzunehmen. Später brachen die Giauren erneut den Vertrag, indem sie unter dem Vorwand, nur eine Windfahne aufzusetzen, ein goldenes Kreuz anbrachten. Aber gewiß wird sich noch einmal dereinst ein kriegerischer und hochmögender Großherr wie Sultan Süleyman finden, der auch dieses Kreuzrad von der Kugel herabholt¹⁹⁾.

Wie sich erwiesen hat, gehört zu dieser Sage eine Version, die in ähnlicher Form auch in Wien erzählt wurde:

Der Goldene Halbmond. Als die Besatzung der Festung Wien erkannte, daß sie nicht länger werde standhalten können, begehrte sie vom Sultan einen zehntägigen Waffenstillstand, um ihrem

¹⁷⁾ Walter Hummelberger und Kurt Peball, Die Befestigung Wiens (= Wiener Geschichtsbücher, Bd. 14). Wien 1974, S. 31 f.

¹⁸⁾ A. a. O., S. 110 f.

¹⁹⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, 122—124.

Herrn einen Absagebrief zu übersenden. Wenn sie innerhalb der gesetzten Frist keine Hilfe erhalte, betrachte sie sich ihres Eides entbunden und wolle die Stadt übergeben. Zugleich bat sie, den Stephans-turm zu schonen. Der Sultan willfahrte ihren Bitten, aber mit der Bedingung, daß sie anstatt des Kreuzes einen Halbmond auf die Spitze setze. Was die Belagerten auch taten. Die Übergabe jedoch verzögerten sie unter mancherlei Vorwänden, bis Sultan Süleyman wegen des einfallenden Winters die Belagerung abbrechen mußte²⁰⁾.

Beide Sagen knüpfen an der Bekrönung des Stephansturmes an. Diese wurde ursprünglich von einer großen Steinkugel gebildet. Wegen ihrer Schwere und wegen auftretender Witterungsschäden mußte sie jedoch schon bald verkleinert und mit vergoldetem Kupferblech ummantelt werden. Wann dies geschah, ist nicht überliefert. Wolfgang Schmeltzl schildert jedenfalls bereits 1547 diesen Knauf, der nicht weniger als acht Getreidemetzen oder sechs Eimer Wein halten könnte. Stern und Halbmond gelangten um 1516 — also bereits etwa ein Jahrzehnt vor der ersten Türkenbelagerung! — auf die Turmspitze.

Trotzdem wurde die Wiener Halbmondsage nicht nur vom Volk als geschichtliche Tatsache genommen, sondern auch von Historikern, die sich mit der Sagentradition kritisch auseinandersetzten. „Und was könnte man denn sonst für eine Ursache erdenken“, resümiert Uhlich, „einen Mond, das Ehrenzeichen der Mahometaner, auf einem christlichen Turm aufzusetzen“²¹⁾. Obwohl König Ferdinand bereits 1530 Zustimmung gegeben hatte, das „türkische Zeichen“ durch ein christliches zu ersetzen, wagte man erst 1686 Stern und Halbmond vom Turm zu nehmen. Abergläubische Bedenken hatten bis zur Rückeroberung Ofens zögern lassen. In den Halbmond wurde eine Neidfeige eingeritzt und daneben die Inschrift: „Haec Solymanne Memoria tua. A^o. 1529.“ Mit diesem deftigen Spott- und Abwehrzeichen versehen, wanderte die alte Turmbekrönung ins Bürgerliche Zeughaus und befindet sich heute im Historischen Museum der Stadt Wien.

Wenden wir uns zunächst der Goldapfelsage zu, so ist vorweg festzuhalten, daß nicht Wien allein den Türken als Stadt des Goldenen Apfels galt. Im 17. Jahrhundert haftete dieser sagengebundene Beiname an einer Anzahl wichtiger, teils von ihnen bereits eroberter, teils noch beehrter Städte der Christenheit. So an Gran, Stuhlweißenburg, Erlau, Ofen; Wien, Rom.

²⁰⁾ Dimitrie Cantemir, wie Anm. 5, S. 288 — Karl Těply, Kizil Elma. Die große türkische Geschichtssage im Licht der Geschichte und der Volkskunde (Südost-Forschungen, Bd 36, München 1977, S. 77—107). Dort auch der Gesamtnachweis des sehr zersplitterten Belegmaterials.

²¹⁾ Gottfried Uhlich, Geschichte der ersten türkischen Belagerung Wiens im Jahre 1529. Wien 1784, S. 111.

Der Goldene Apfel gehört den Herrschafts- bzw. Siegtalismanen zu. Ein erheblicher Teil des in diesem Zeichen wirkenden Vorstellungsmaterials kommt bereits von der der Antike geläufigen Sphairasymbolik und ihren Bezügen zur Weltherrschaftsidee. Die Aufhellung der überaus komplizierten Vorgeschichte des Goldenen Apfels erbrachte jedoch, daß entgegen der älteren Anschauung die türkische Goldapfelsage sich nicht in direkter Linie von dem bekannten vergoldeten Reichsapfel des kolossalen Reiterstandbildes Kaiser Justinians I. vor der Hagia Sophia herleitet, in dem sich dem griechischen Volksglauben das Wohl und Wehe Konstantinopels und der Bestand des Reiches verkörperte.

Die spezifische Grundlage legte vielmehr überraschenderweise die in der Auseinandersetzung mit dem Papsttum entwickelte staufische Reichsideologie vom „Sacrum Imperium“ und der Eigenständigkeit der Kaisergewalt. Mit Übertragung der Reliquien der Heiligen Drei Könige aus Mailand nach Köln (1164) und der Heiligsprechung Kaiser Karls des Großen (1165) schuf Friedrich I. Barbarossa, beraten von seinem Kanzler Rainald von Dassel, dem Erzbischof von Köln, bewußt einen gegen den Papst, Frankreich und Byzanz gerichteten „reichisch“ betonten Doppelkult mit den Brennpunkten Köln und Aachen. In der staufischen Legitimationsideologie kam dem jungen Mythos des Reichsapfels überragende Bedeutung zu. Mit diesem Zeichen hatte Gott unmittelbar den drei christlichen „Urkönigen“, als deren einzig legitimer Nachfolger sich Friedrich Barbarossa darzustellen suchte, ihre Herrschaft zu Lehen gegeben. Die klassische Fassung der Dreikönigslegende (um 1375) verankerte diesen Gedanken in den Tiefenschichten der Volksgläubigkeit. Nach ihr war der von Melchior dem Christuskind dargebrachte goldene Apfel jener, den Alexander der Große einstmals als (magisches) Unterpand seiner Weltherrschaft geführt hatte.

Eine andere alte, bis in römische Zeit zurückzuverfolgende Glaubenüberzeugung faßte den Mauerring Kölns als heiligen, jeder gottfeindlichen Macht Halt gebietenden Schutzwall auf. Ursprünglich übte die heilige Ursula mit ihren elftausend Jungfrauen die Abwehrfunktion („Hunnenlegende“), später übernahmen sie die Heiligen Drei Könige.

Im Schnittpunkt dieser beiden zunächst voneinander unabhängigen Linien steht nun jene Prophetie, die im Zeitalter der an die Grenzen des Reiches brandenden Türkengefahr zu einem Ansehen und zu einer Wirkungsmächtigkeit ohnegleichen gelangte.

Aufgrund einer unheildräuenden Planetenkonstellation im Jahre 1484 erstellte der als der „Ptolemäus seiner Zeit“ apostrophierte Astrologe Johannes Lichtenberger unter Benutzung altüberkommenen byzantinisch-syrisch-abendländischen Weissagungsgutes ein Prognosti-

kon, in dessen großen Türkenkapitel er eine greuelvolle, ganz Deutschland überrennende türkische Invasion kündete. Da ihm aber entgegen dem alten Glauben die Türken nicht mehr das Endzeitvolk Gog und Magog sind, sondern Söhne der Hagar, Agarener, vermochte er seiner schrecklichen Vision letztlich eine Wendung ins Tröstliche zu geben: „Aber bey dem gülden apffel zu Coln / nach der Weisagung Merlini / wird er [der Sultan mit seinen Scharen] umbkommen und erwürget werden“²²⁾.

Alle Hoffnungen der zutiefst aufgewühlten Christenheit klammerten sich fortan an diesen Satz. 1488 erstmals lateinisch gedruckt und sogleich in viele Sprachen übersetzt, wurde Lichtenbergers Prophetie unzählige Male wiederholt, amalgamierte sich mit anderen Weissagungen und ging, bis tief ins 19. Jahrhundert lebendig, in eine unübersehbare Zahl von „Türkenschriften“, prophetischen Traktaten sowie auch in die mündlichen Traditionen der Endschlachtsage ein (vgl. S. 260).

Um 1645 schreibt der ungarisch-osmanische Historiker Ibrahim Peçüî, unter Berufung auf „Annalen der Giauren“, im Volke gehe allenthalben die Rede um, die muslimische Eroberung werde sich bis hin zum Kızıl Elma, dem Goldenen Apfel, erstrecken. Eine kürzlich von Dr. Kreutel aufgefundene und dem Verfasser freundschaftlich zur Verfügung gestellte, bisher übersehene Stelle im Werk des osmanischen Historikers läßt durch ihre direkte Nennung des Namens „C[o]lonia“ und die im Kölner Volksbrauchtum nachzuweisenden Einzelheiten keinen Zweifel daran, daß den Türken das Goldapfelmotiv erst über die Lichtenbergerprophetie zugekommen ist. Und zwar durch die alle sieben Jahre stattfindende große „Ungarische Wallfahrt“, die auf dem Rückweg von der „Aachener Heiltumsfahrt“ traditionsgemäß zur Verehrung der Heiligen Drei Könige in Köln Station machte²³⁾.

Das im „siebenten Klima“, d. h. am Ende der Welt gelegene Köln bedeutete dem einfachen Mann aus dem Volke nichts. Er identifizierte das ihm unmittelbar vor Augen stehende nächste Ziel der osmanischen

²²⁾ Die Weissagung Johanns Lichtenbergers... . Wittenberg 1527. — Dietrich K u r z e, Johannes Lichtenberger († 1503). Eine Studie zur Geschichte der Prophetie und Astrologie (= Historische Studien, Heft 379). Lübeck - Hamburg 1960. Bibliographie der Drucke, Handschriften und Auszüge der Pronosticatio S. 81 ff. — Will-Erich P e u c k e r t, Die Große Wende. Das apokalyptische Saeculum und Luther, Hamburg 1948, S. 152 ff. Der um die Aufhellung der Endschlachtsagen hochverdiente Forscher irrt allerdings, wenn er annimmt, Köln sei nur zufällig durch Mißdeutung eines Namens in die Lichtenberger Prophetie gelangt, S. 176.

²³⁾ Tarih-i Peçuyî. Istanbul 1281 (1864), S. 117. — Joseph K l e r s c h, Volkstum und Volksleben in Köln, Bd. 1, S. 174, 180 ff. — Jakob T o r s y, Achthundert Jahre Dreikönigenverehrung (Jahrbuch des Zentral-Dombauvereins, 23/24 Folge, Köln 1964, 63 f.).

Expansion mit Kızıl Elma, die Königsburg von Ofen, die bedeutendsten ungarischen Städte bzw. das Königreich Ungarn als Ganzes. Zwei Chronogramme auf den Sieg Sultan Süleymans bei Mohács dokumentieren die bereits vor 1526 eingetretene Umbildung in der neuen „Wir-Gruppe“. Nach der Eroberung Ungarns mußte ihr Wien, die Residenz des Kaisers, in deren Mitte von dem „Kirchturm ohnegleichen“ (Evlîyâ) der goldene Knauf leuchtete, zum neuen Kızıl Elma werden. Denn anders als der an den Realitäten orientierten Staatspolitik konnte es für die theologische Theorie und den Volksglauben keinen Stillstand des Cihad, des Heiligen Krieges, geben, bis die ganze Welt dem wahren Glauben unterworfen war.

Die Sage wanderte in das Zentrum des Osmanischen Reiches. Welche Wandlungen sie dabei durchmachte, bleibt im Dunkel. Wir vermögen sie erst wieder im 17. Jahrhundert zu fassen. Nunmehr hat sie bereits lokale Istanbuler Überlieferungen aufgenommen und inzwischen auch eine einzigartige Funktion erhalten.

Das osmanische Thronbesteigungszeremoniell kannte keine Krönung. Deren Stelle nahm die Umgürtung des inthronisierten Sultans mit einem heiligen Schwert ein. Drei Jahrhunderte fand dieser weihetvolle Staatsakt im Hof der Moschee des Prophetengenossen Ebû Eyyûb vor den Mauern Istanbuls statt. An jener Stelle, wo der Tradition nach der heiligmäßige Scheich Akşemseddin während der Belagerung Konstantinopels im Jahre 1453 das verschollene Grab des bei einer vergeblichen Bestürmung der Stadt gefallenen und damit zum Märtyrer, Şehid, gewordenen Fahnenträgers Mohammeds aufgefunden hatte. Der neu entflammten Kampfbegeisterung sei die siegreiche Vollendung der schon erlahmenden Belagerung zu danken gewesen²⁴). Dieser Glaube erhob den Moscheenbezirk von Eyüp zu einer der heiligsten Stätten des Islam. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts durfte er von keinem Nichtmuslim betreten werden.

Der Sultan galt als Angehöriger der Janitscharentruppe. Wenn er von der Schwertumgürtung in seinem Palast zurückritt, hielt er vor den Kasernen der Janitscharen. Der Oberst der 61. Kompanie bot ihm einen Becher Scherbet. Und während sein Schwertträger den geleerten Becher mit Goldstücken gefüllt zurückreichte, schied der Padişah von seinen Kameraden mit dem traditionellen Zuruf: „Kızıl Elmada görüşürüz — beim Goldenen Apfel sehen wir uns wieder!“²⁵).

Der Sinn der Zeremonie ist klar. Mit Wort und symbolischer Geste bekannte sich der neue Herrscher zu der auf ihn übergegan-

²⁴) Hasan Özdemir, Die altosmanischen Chroniken als Quelle zur türkischen Volkskunde (= Islamkundliche Untersuchungen, Bd. 32). Freiburg im Breisgau 1975, S. 214 ff.

²⁵) Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 1 f.

nen Verpflichtung, den Islam in die ihm noch nicht unterworfenen Teile der Welt zu tragen und seinen Mitstreitern die ihnen gebührende Beute nicht vorzuenthalten. Die gleiche Bedeutung kam Kızıl Elma zweifellos in dem Leitspruch zu, unter dem die Janitscharenrekruten zu fanatischen Kämpfern herangebildet wurden: Nach dem Tonkrug (als Zielscheibe) schießen, auf die Mütze (des Feindes) hauen, nach Kızıl Elma marschieren.

Auch als späte Angehörige einer völlig gewandelten Welt vermögen wir zu erfüllen, was dem einfachen Janitscharen Kızıl Elma bedeutete. Ein unaussprechlich herrliches Ziel irgendwo in den Ländern der Christenheit. Heiliger Eifer des Glaubenskampfes, Gier nach Beute, das Abenteuer der Ferne, Träume von persönlichem Ruhm und der Größe des Devleti Osmaniye flossen ihm in diesem Zeichen zusammen — wie ja kızıl die Bedeutungen Gold und rot wie Blut in sich schließt. Desgleichen fühlen wir, welche Energien dieser Glaube freisetzen vermochte.

Ohne die vielschichtige Problematik der Eyyüb-Legende aufzuzählen zu können, sei nur das uns hier interessierende Hauptfaktum herausgehoben. Der unversehrte Leichnam Eyyübs soll bei seiner Auffindung ein „bronzenes Mühre“ — also eine kleine (ehemals wohl vergoldete) Bronzekugel — in seiner Rechten gehalten haben. Starke Indizien sprechen dafür, daß der türkische Volksglaube in ihm den vor der schicksalhaften Belagerung Konstantinopels geheimnisvoll entrückten Reichsapfel sah, den Eyyüb an sich gebracht und für den künftigen Eroberersultan bewahrt hatte. Also jenes magische Herrschaftszeichen, das auf verschlungenen Wegen letztlich auf den Weltapfel Alexander des Großen zurückleitet, aber in den orientalischen Legendentraditionen auch Bezüge zu dem sonnenhaften Stein im Herrschaftsring Salomos einschmilzt²⁶⁾.

Nach abendländischen, griechischen, slawischen und türkischen Sagentraditionen hatte sich unter der Kuppel der Hagia Sophia ein als Reichsapfel (Dreikönigslegende) oder als leuchtender Karfunkel bestimmtes Palladium befunden. Der siegreiche Sultan ließ — wieder nach türkischer Sage — nach der Eroberung Konstantinopels eine riesige, fünfzig Scheffel Weizen fassende goldene Kugel an eben dieser

²⁶⁾ Angelpunkt der Beweisführung ist das Faktum, daß im Autograph des Seyâhatnâme, Bd. 1, Fol. 120v, Mühre steht, was in der Druckausgabe vom Herausgeber, der damit nichts anzufangen wußte, im Sinne einer „Aufwertung“ zu Mühür, Siegel, ementiert wurde, wie Anm. 3, Bd. 1, S. 401, Istanbul 1314 (1896), S. 401. Damit war das entscheidende Motiv — Mühre ist nicht nur eine kleine Kugel, sondern bedeutet in der Sage auch einen stofflich bivalenten leuchtenden Zauber-„Stein“ (Gold/Karfunkel), der sich im Haupt einer königlichen Schlange bildet — eliminiert und die Erkenntnis bestehender Zusammenhänge vereitelt.

Stelle aufhängen²⁷⁾. Die deutlich sekundären Begründungen der Sage interessieren hier nicht, denn es kann kaum Zweifel darüber bestehen, daß wir in Wirklichkeit mit dieser Kugel ein Analogon dessen vor uns haben, was der religiösen Volkskunde unter dem Terminus *Simile* wohlbekannt ist: das stellvertretende Abbild eines Urbildes, in dem durch Form und Material dessen Kraft wirkt. Dieses selbst mußte selbstverständlich in den gesegneten Händen des Heiligen verbleiben.

Der Goldene, zehn Scheffel Weizen haltende Apfel, den Sultan Süleyman auf die Spitze des Wiener Stephansturmes setzen ließ, ist demnach offenbar nur eine weitere Filiation des Urbildes bzw. seines *Similes*.

Sagenerzähler wollen Wahrheitsberichte geben, und sie tun es — gemäß den Prämissen ihrer Weltsicht. Die Setzung des Feldzeichens des Siegers zuhächst auf den Zinnen der eroberten Stadt ist alter, in West und Ost geübter Kriegsbrauch. In der mythisch-magischen Denkebene der Sage nimmt diese Handlung dadurch, daß einem Zeichen Heiligkeit und zaubrische Kraft zugeschrieben wird, eine eigene Bedeutung an. Im persischen Nationalepos *Schahname* etwa kann die uneinnehmbare Alanenburg nur dadurch bezwungen werden, daß ein Held das heilige Banner Irans in die Feste schmuggelt und nächtlicherweile auf der Mauerkrone aussteckt²⁸⁾.

In unserem Fall wird Wien durch das Zeichen des Sultans bereits zaubrisch in das *Darü'l-islâm*, die islamische Ökumene, einbezogen. Daß die Handlung so gemeint und von den keines weiteren Widerstands mehr fähigen oder den eigentlichen Zweck der Forderung des Sultans zunächst nicht erkennenden Christen auch so verstanden wurde, zeigt der sogleich nach Wegfall des äußeren Zwanges unternommene Versuch König Ferdinands, die Kraft des sultanischen Zeichens durch Drübersetzen eines eigenen unwirksam zu machen, sowie die Reaktion Süleymans. Um sein Ziel zu erreichen, hatte er sich des nach *Şeriat*recht Nichtmuslimen gegenüber zulässigen *Mudârâ*-Prinzips (Grundbedeutung: Verstellung, Täuschung) bedient. Wie ja auch die Christen später mit einer Kriegslist antworteten.

Sehen wir uns in der Umwelt der offenkundig wichtigsten Träger der beiden Wiener *Kızıl Elma*-Sagen um, den Kriegern und ihren *Derwisch*-Feldpredigern, so finden wir kein zweites Zeichen, das ihnen so sinnfällig vor Augen stand und damit zur lebendigen Quelle der Sagen-Vorstellungen werden konnte, als die Bekrönungen der Tug-Standardarten. Sie bestanden meist aus einer Kugel, über die „zu zeiten“ nach dem Zeugnis des Johannes Löwenklau ein wachsender Halbmond

²⁷⁾ *Seyâhatnâme*, wie Anm. 26, S. 125.

²⁸⁾ Jules Mohl, *Le livre des rois*, Bd. 1. Paris 1876, S. 149 ff.

gesetzt wurde. (Anscheinend ist die Spaltung der Sage in zwei Zweige darauf zurückzuführen.) Vom Ausstecken der Roßschweife am Saray des Sultans, von ihrem feierlicher Auszug ins Feld bis zu ihrem Aufpflanzen unter rituellem Gebetsruf auf den Zinnen der eroberten Stadt bestand für sie ein geschlossener und unmittelbar einsichtiger Zusammenhang. Dieser war auch in Friedenszeiten durch die primär nach militärischen Erfordernissen eingerichtete Organisation des Staates in Sandschake, in denen der Großherr durch solche Tugs repräsentiert wurde, stets gegenwärtig.

Selbstverständlich ist in Rechnung zu stellen, daß sich im 16. und 17. Jahrhundert Kugel und Halbmond auf dem Weg zur reinen Zierform befanden. Wie weit er zurückgelegt war, läßt sich schwer abschätzen. Aber gerade im todesnahen Bereich des Kampfes bleibt altes Glaubensgut erfahrungsgemäß länger als anderswo gültig. Ein oder zwei Jahrhunderte vorher finden wir sie jedenfalls in solch enger Verbindung mit einem eindeutigen Herrschaftszeichen (vgl. S. 266), daß die Teilhabe an seiner Bedeutung evident ist.

1405 schildert der kastilische Gesandte Ruy Gonzales de Clavijo das Palastzelt des Welteroberers Timur in Samarkand. Er schließt seine eingehende Beschreibung: „Außerhalb steht an jeder Ecke ein hoher Mast mit einem Apfel aus gebranntem Kupfer auf der Spitze, über welchem ein Halbmond befestigt ist. Die Spitze des Pavillons ist ebenfalls viereckig, mit vier großen Masten an den Ecken, deren jeder Apfel und Halbmond trägt²⁹⁾.“ Es sind die alten steppennomadischen Welt-herrschaftssymbole Sonne und Mond, die schon die um 1240 geschriebene „Geheime Geschichte der Mongolen“ kennt.

Einige Schritte weiter zurück, und wir kommen in eine Zeit, in der ethnische Zuweisungen immer fragwürdiger werden, dafür aber die ursprüngliche Einheit aller „bogenspannender“ Steppenreitervölker eindrucksvoll hervortritt. Diese kämpften unter magischen Feldzeichen. So ist von den Chazaren bekannt, daß dem Jša, der in Stellvertretung des in dem als Abbild des Kosmos erbauten Palastes zurückbleibenden Kagans das Heer führte, ein „sonnenähnlicher“ Gegenstand vorangetragen wurde. Der „Sonnenkönig“ selbst mußte unter dem Goldenen Baldachin, dem Himmelszelt, im Zentrum der kreisförmigen Palaststadt verharren³⁰⁾.

Awaren und Altungarn besaßen Kugelzepter. Wahrscheinlich sind auch sie in die gleiche Traditionslinie zu stellen.

²⁹⁾ Zitiert nach Ernst Diez, *Iranische Kunst*. Wien 1944, S. 78.

³⁰⁾ Michael de Ferdinandy, *Die nordeurasischen Reitervölker und der Westen bis zum Mongolensturm*. In: *Historia Mundi* (= Handbuch der Weltgeschichte, begründet von Fritz Kern, Bd. 5). Bern 1956, S. 203 f.

Nicht unwichtig dürfte sein, abschließend nochmals darauf hinzuweisen, daß Wien erst durch das „Wahrzeichen“ Sultan Süleymans zu Kızıl Elma gemacht worden war. Kızıl Elma ist demnach kein von jeher vorgegebenes Ziel in einem „Land der Sehnsucht“, dem die Türken seit ältesten Zeiten entgegengezogen seien, wie in Anlehnung an die nationaltürkisch-ideologische Umformung der echten historischen Sage postuliert worden ist³¹⁾. Hingegen ist die Sage als vollkommener volksglaubensmäßiger Ausdruck der osmanischen Eroberungsdynamik zu werten. Geformt in der Begegnung von abendländischem mit alttürkischem Gedankengut, ist sie geradezu ein Paradigma dafür, wie eine festgefügte Gemeinschaft sich von außen kommende fremdartige Inhalte durch Rückgriff auf Vertrautes anverwandelt.

Die Legende vom Dayı Çerkes. Tief im Innern der Festung Wien liegt der Tscherkessenplatz. Bis zu diesem Platz drang nämlich während der Belagerung der Stadt durch Sultan Süleyman beim letzten Sturm ein alter tscherkessischer Haudegen vor, erlag aber schließlich der Übermacht, nachdem er unter den Giauren ein gewaltiges Blutbad angerichtet hatte. Aus Hochachtung für seine Tapferkeit ließ König Ferdinand den Helden und sein Pferd mumifizieren. Und so sitzt der Dayı Çerkes noch heute in voller Rüstung und mit allen seinen Waffen auf seinem Roß unter dem Mauerbogen jenes Hauses³²⁾.

Bestimmte Züge (z. B. Mißbilligung des Gebrauchs der Flinte als „heimtückische“ Waffe) lassen darauf schließen, daß die Sage noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstand. Auf den ersten Blick scheint sie lediglich ein türkisches (sogar weit passenderes) Gegenstück zu der bekannten Wiener, um das Hauszeichen eines bogenschießenden Reiters gesponnenen Heidenschußsage zu sein³³⁾. Daß ihre eigentliche Aussage offenbar einer sehr altartigen Glaubenschicht angehört, enthüllt erst eine mit ihr in Beziehung gesetzte Wunderlegende, deren Spuren sich auch in der zeitgenössischen abendländischen Berichterstattung finden.

Unter den bei der Antrittsaudienz am 18. Juni 1665 Kaiser Leopold I. durch den türkischen Großbotschafter übergebenen Geschenken befand sich auch ein Tureyfi-Araber aus dem Marstall des Sultans. Pferde dieser Züchtung machten beim Fressen gewisse, an die muslimische Gebetshaltung gemahnende Bewegungen, weshalb ihnen vom einfachen Volk religiöser Respekt entgegengebracht wurde. Als der

³¹⁾ Beste Zusammenfassung des bisher gültigen Forschungsstands Ettore Rossi, *La leggenda turco-bicantina del Pomo Rosso* (Studi Bizantini e Neolenici, Bd. 5, Rom 1939, S. 542—553).

³²⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 77 f., 99.

³³⁾ Gustav Gugitz, *Die Sagen und Legenden der Stadt Wien*. Wien 1952, S. 114.

edle Hengst merkte, daß er den Giauren ausgeliefert werden sollte, vergoß er blutige Tränen. Dann riß er sich los und raste, von keinem Ungläubigen zu bändigen, im Burghof umher, zerstampfte hunderte Giauren unter seinen Hufen und brach schließlich in die Stadt aus. Nachdem er lange kreuz und quer durch die Straßen galoppiert war, führte ihn eine geheime Kraft zum Tscherkessenplatz. Hier hielt er ein, beschnupperte den Kadaver des Pferdes des Dayı, wieherte schrecklich auf und brach tot zusammen. Da der Hengst wie ein Glaubensheld, ein Gazi, gehandelt hatte, wurde er ehrenvoll an dieser Stelle bestattet³⁴⁾.

Wenn der Dayı Çerkes sich 136 Jahre, nachdem er zum Şehid geworden war, so dramatisch bezeugte — dem heiligmäßigen Tureyfi-Hengst kommt die bekannte Rolle eines „weisenden Tieres“ zu —, kann er nicht lediglich einer der zahllosen im Kampf um den Goldenen Apfel gefallenen Krieger gewesen sein. Der typische, hier rational begründete, Legendenzug vom unverwesten Leichnam und der betonte Hinweis auf das Vorhandensein der kriegerischen Attribute lassen vielmehr vermuten, daß er den „verheiligten Kriegern“ des osmanischen Volksglaubens zuzurechnen ist. Demnach wäre der Platz vor dem Heidenschußhaus ein Meşhed, eine „Bezeugungsstätte“. Oder daß zumindest ein Prozeß im Gang war, der letztlich in dieses Resultat einmünden mußte.

Trifft diese Deutung zu, ergibt sich ein faszinierender Durchblick. Dann fügt sich nämlich diese vordergründig nur ätiologische Sage in die dem altosmanischen Gaziideal entsprungene spezifisch osmanische Form des Geschichtsverständnisses ein. Von ihrer Einbruchsstelle in Südostanatolien bis nach Ofen im äußersten Westen des Imperiums begleiteten an allen Vormarschstraßen der Heere Gräber verheiligter Krieger den Weg der osmanischen Eroberung.

In späterer Zeit beanspruchte der erheblich heterodoxe Bektaşi-Orden den Löwenanteil an diesen Krieger-Heiligengräbern. In Wirklichkeit handelte es sich zumeist um alte, vor der Formierung des Ordens und der Janitscharentruppe entstandene arabische, seldschukische oder osmanische Gräber, auch um vorislamitische Kultstätten, die seit der Antike kontinuierlich unter wechselnden Namen verehrt werden, gelegentlich um urgeschichtliche Tumuli³⁵⁾.

So vielgestaltig deren Ursprungslegenden auch sind, variieren sie doch nur ein und dieselbe Grundvorstellung: das Grab des Şehid heiligt den Boden, in dem er ruht; es wird zum Unterpfang seines Be-

³⁴⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 157—159, 251.

³⁵⁾ Hans Joachim Kissling, Aus dem Derwischwesen Südosteuropas (= Grazer und Münchner balkanologische Studien). München 1967, S. 65 ff. Herbert W. Duda, Der Männerbund der türkischen Glaubenskämpfer, ebendort, S. 16—27.

sitzes oder zum Garanten künftiger Besitznahme. Ein Glaube, der von ältester Zeit bis zur Gegenwart machtvoll wirksam blieb. Bei uns ist nur das Grab Eyyübs einigermaßen bekannt (vgl. S. 266), es hat aber eine beträchtliche Zahl derartiger Weihestätten gegeben. Wenn besonders heilige Gräber infolge Gebietsabtretung an fremde Machthaber fielen, wurde sogar eine eigene Schutzbestimmung für sie in den Friedensvertrag aufgenommen. Noch heute ist das sogenannte „Türkengrab“, die angebliche Grabstätte Süleyman Şahs, des sagenhaften Ahnherrn der Türken, in Ca'ber türkische Enklave mit einem türkischen Gendarmerieposten auf syrischem Staatsgebiet ³⁶⁾.

Der Dayı Çerkes mag über die untersten Sprossen der Rangleiter zum Heiligen noch nicht hinausgelangt sein, als der Prozeß jäh abbrach. Dies bleibt demgegenüber, daß die Türken anscheinend einen ernsthaften Versuch unternahmen, mitten in der so oft vergeblich angegangenen Stadt des Goldenen Apfels der Deutschen ein Meşhed zu schaffen, unerheblich. Eine analoge geistliche Waffe hatten sie vor der Besetzung Ofens mit der Gürz-Ilyâs-Legende geschmiedet ³⁷⁾. Kaum von ungefähr hat man noch 1683 nach Ausweis des türkischen Planes des Dayı Çerkes gedacht. Sehr wahrscheinlich hätte man ihm im Fall der Eroberung Wiens beim Heidenschuß eine Türbe (Grabbau) und daneben ein Tekke (Derwischkloster) errichtet, womit er zum Stadtheiligen von Beç geworden wäre — quasi der Wiener Gül Baba ³⁸⁾.

Das Wunder der Süleymanbresche. Die Breschen, die der große Sultan während der Belagerung hat schießen lassen, liegen noch immer in Schutt und Trümmern. Jedes Jahr kommen aus einer anderen Provinz des Giaurenreiches Mönche und bauen unter vielen Gebeten die eingerissene Mauer auf, daß sie schier dem unüberwindlichen Alexanderwall gleicht. Aber im Augenblick, da der Bau vollendet ist, bricht nach dem Willen Allahs die neue Mauer wieder bis auf ihre Grundfesten nieder ³⁹⁾.

³⁶⁾ Richard F. Kreutel, Vom Hirtenzelt zur Hohen Pforte (= Osmanische Geschichtsschreiber, Bd. 3). Graz 1959, S. 21, 309.

³⁷⁾ Gürz-Ilyâs („Schlachtkeulen-Elias“) war ein gefeierter bosnisch-muslimischer Glaubensheld, der schließlich in den nie ruhenden Grenzkämpfen den Heldentod fand. Der „König von Ofen“ ließ das ihm übersandte Haupt aus Hochachtung für den Helden (!) auf dem Blocksberg bestatten. Nach der Inbesitznahme Ofens gaben die Türken dem Berg den Namen ihres Helden und befestigten den militärisch wichtigen Punkt mit einem Fort, in dessen kleinem Heiligtum Gürz-Ilyâs als Schutzpatron verehrt wurde. Walther Björkman, Ofen zur Türkenzeit. Hamburg 1920, S. 11, 38. Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 222 f.

³⁸⁾ „Rosenvater“, der Ofener Stadtheilige, dessen Türbe noch heute erhalten ist.

³⁹⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 85.

1529 konzentrierten sich die türkischen Angriffe auf die Südfront der Stadt. Beiderseits des Kärntner Torturmes wurden breite Breschen in die Mauer gelegt. Hier wurde unmittelbar vor Aufhebung der Belagerung am 14. Oktober der letzte Hauptsturm gelaufen. Die türkische Sage hat keine Wiener Parallele; wohl aber lassen sich ihre Realgrundlagen erkennen. In jenem Abschnitt trat der Wienfluß so nahe an die Mauern heran, daß sein Sickerwasser immer wieder deren Fundamente unterwusch. Dadurch kam es in der Tat, wie die Baugeschichte der Neubefestigung ausweist, dort mehrfach zu schweren Mauereinstürzen⁴⁰⁾.

Daran knüpft die Sage zweifellos an. Andererseits ist der Umstand im Auge zu behalten, daß sich der Sultan vor dem letzten Sturm zu den Breschen begeben hatte. Der zeitgenössische Chronist des Feldzuges vermerkt dazu, Süleyman habe den „prahlerischen [König] Ferdinand“, der nicht gewagt habe, sich zum Kampf zu stellen, durch die von ihm eröffneten Breschen anzeigen wollen, es wäre in seinem Belieben gestanden, die Stadt im Sturm zu nehmen⁴¹⁾. Im gleichen Sinne äußerte sich Großwesir Ibrahim 1530 zu den kaiserlichen Gesandten Lamberg und Jurišić, sein Herr habe ein „Warzeichen“ hinterlassen wollen⁴²⁾.

Wenn nicht von vornherein, so wurde ohne Zweifel schon bald dieser damals bereits ungewöhnliche „Frontbesuch“ des Sultans im Volk sagenhaft gedeutet. Süleyman mochte eine „magische Drohung“ ausgesprochen haben. Erklärungen in dieser Ebene mußten ihm umso näherliegen, als ihm Süleyman mit supranaturalen Kräften begabt galt. Wie auch Murad I., auf dessen Wunschgebet die Mauern der Burg Polonya einstürzten⁴³⁾. Genau die gleichen Fähigkeiten schrieb man im Abendland übrigens Karl dem Großen zu. Durch eine Traumerscheinung des heiligen Jakobus zur Hilfe gegen die Mauren aufgefordert, brach er durch sein Gebet die Mauern von Pamplona⁴⁴⁾.

Um nun zur vorliegenden Sage zu werden, brauchten sich diese Fakten und Vorstellungen nur mit den geläufigen Bausagen vom Typus „unvollendbares Bauwerk“ bzw. „unschließbare Lücke“ zu

⁴⁰⁾ Walter Hummelberger und Kurt Peball, wie Anm. 17, S. 33.

⁴¹⁾ Felix Tauer, Solimans Wiener Feldzug (Archiv Orientální, Bd. 24, Prag 1956, S. 555 ff.).

⁴²⁾ Joseph von Hammer-Purgstall, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. 3, Pest 1828, S. 658.

⁴³⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 36, S. 91. Bei dieser Sage schimmert durch, daß diese Vorstellung bei den Türken vorislamisch ist. Sie nannten nämlich die Burg fortan Tanrıyıkığı („Vom Hergott zerstört“), in dieser Bezeichnung ist aber der Name des alttürkischen Himmelsgottes Tengri enthalten.

⁴⁴⁾ Hiltgart L. Keller, Reclams Lexikon der heiligen und der biblischen Gestalten. Stuttgart 1968, S. 307.

verbinden; immer sind es numinose Kräfte welche die Fertigstellung der Burg, der Mauer, des Turmes, der Brücke hintertreiben.

Ihre Meinung ergibt sich aus einer parallelen islamischen Legende. Als der Prophet geboren wurde, stürzten in Vorankündigung der Welt-herrschaft des Islam 1001 christliche Kirchen ein. Auch die Hagia Sophia, und ihre große Kuppel konnte nicht eher wieder aufgerichtet werden, bis Hızır — das ist „Chider, der ewig junge“ (Friedrich Rückert) — dem Baumeister mit Erlaubnis Mohammeds gebot, Sand von Mekka, Wasser vom Brunnen Zenzem und Speichel des Propheten in den Mörtel zu mischen ⁴⁵⁾.

In der Süleymanbresche ringt numinose Kraft gegen numinose Kraft. Die Segenskraft der Gebete der Christenpriester gegen die thaumaturgische Kraft des Herrschers der Gläubigen. Und diese ist natürlich die stärkere. Wie umgekehrt eine Legende unter den Christen von Damaskus erzählte, es gelinge den Muslims nicht, an dem von beiden Konfessionen verehrten „Haus des Ananias“ ein Minarett zu erbauen. Dreimal hätten unsichtbare Hände das Werk zerstört und jene geweihte Stätte, an der Saulus das Augenlicht wiedergewann und zum Paulus wurde, vor dem Zugriff der Glaubensfeinde bewahrt ⁴⁶⁾.

Es wird in der Sage nicht direkt ausgesprochen, steht aber als leitende Vorstellung unverkennbar dahinter: Die Süleymanbresche wird sich erst schließen lassen, wenn dereinst der wahre Kaiser erscheint. Wenn er Wien zu einem islamischen Bollwerk gemacht hat.

Die Zeltburg Sultan Süleymans. Die Eroberung der Festung Wien war fast vollendet; schon erscholl der muslimische Gebetsruf von ihren Mauern. Da zwang das Ungestüm des jäh einbrechenden Winters den Sultan, die Belagerung aufzuheben. Um die Geschütze und das Feldgerät zu retten, ließ er seine Zeltburg zurück. Die Giauren schafften sie in ihre Schatzkammer. An der Stelle aber, wo sie gestanden hatte, errichteten sie als Triumphmal ein gewaltiges Schloß, das bis in die kleinsten Einzelheiten dem himmelhoch gewölbten Staatszelt des Padischah gleicht, und umgaben es mit einem Ebenbild des Garten Irem (des irdischen Paradieses). Wenn ein neuer Kaiser den Thron besteigt, wird er in dem innersten, sonst verschlossenen Gemach (das dem Privatgemach des Sultans nachgebildet ist) mit dem Schwert umgürtet ⁴⁷⁾.

⁴⁵⁾ Friedrich Giese, wie Anm. 9, S. 134 f. — Hasan Özdemir, wie Anm. 24, S. 165 ff. — F. W. Hasluck, *Christianity and Islam under the Sultans*, Bd. 1. Oxford 1929, S. 11.

⁴⁶⁾ Francesco Quaresmia, *Historica, theologica et moralis terrae Sanctae elucidatio*. Antwerpen 1639, Neudruck Venedig 1880, Bd. 2, S. 659 f.

⁴⁷⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 51—55, 61 f.

Wie der Verfasser glaubt nachgewiesen zu haben, entspringt diese Sage den uralten und weltweit verbreiteten Vorstellungen von der Gestalttheiligkeit der göttlichen und menschlichen Wohnstätte⁴⁸⁾. Sie gewinnt ihre spezifische Ausprägung durch die bei den Slawen, Osmanen, Arabern anzutreffenden Volkserzählungen, Bauwerke (z. B. die Kirche Sveti Spas bei Nikoličevci, das Köşk Sultan Süleymans bei Mohács) oder Städte (z. B. Sarajewo, Fustat) seien an dem Platz erbaut worden, an dem ein charismatischer Führer während eines Kampfes sein Zelt aufgeschlagen hatte.

Herleiten dürfte sich die Bedeutsamkeit des Zeltmotivs für die Osmanen aus zwei Hauptsträngen. Aus dem Erbe ihrer eigenen völkischen Frühzeit, das noch die Lebensform Murads II., des Vaters des Eroberers Konstantinopels, bestimmte — der Sultan soll Sommer und Winter im freien Feld in Zelten gelebt und Städte nur aufgesucht haben, um Recht zu sprechen oder Gesandte zu empfangen⁴⁹⁾ — und sich bei den Yürüken (Wanderhirten) bis zur Gegenwart erhielt. In ihr hatte die Yurte den Platz eingenommen, der in der Welt der Seßhaften Haus und Herd zukam⁵⁰⁾. Auf die Rolle des Zeltes als Zeichen der Herrschaft wurde bereits oben (vgl. S. 268) hingewiesen; hier sei nur noch an die Goldene Jurte des Kagans des ältesten türkischen Reiches erinnert.

Wie stark die daran geknüpften Vorstellungen im osmanischen Denken nachwirkten, zeigt sich unter anderem darin, daß die osmanische Hof- und Staatsordnung im Bild des von vier Stützen getragenen bergenden Zeltes, das der Welt Schutz und Segen zuteil werden läßt, gesehen wurde. In dem berühmten Traum Osmans I. amalgamiert sich das Motiv des Weltbaumes mit dem des Zeltes zur Legitimierung des osmanischen Weltherrschaftsanspruchs.

Diese Verbindung scheint auch der sonst rätselhaften Episode des Jahres 1444 zugrunde zu liegen, über die der „Serbische Janitschar“ berichtet. Die Janitscharen hatten gegen die Abdankung Murads II. rebelliert. Dieser besänftigte sie durch seine Bereitschaft,

⁴⁸⁾ Karl T e p l y, Die Bausage des Neugebäudes in Wien. Eine Wiener Volkssage türkischen Ursprungs (*Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. 29/78, Wien 1975, S. 1—17). — Leopold S c h m i d t, Häuser auf heiligem Grundriß. In: Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebäuden. Berlin 1966, S. 74—88.

⁴⁹⁾ Ernst W e r n e r, Die Geburt einer Großmacht — Die Osmanen. Wien—Köln—Graz 1972, S. 153.

⁵⁰⁾ Im heutigen Türkisch bedeutet Yurt Heimat. Im abendländischen Denken ist es eine seltene Ausnahme, wenn in einen Bau ein Zelt hineingesehen wird. Karl der Große soll im „Reichswald“ bei Nürnberg eine Kapelle in Gestalt eines Zeltes erbaut haben. Josef D ü n n i n g e r, Fränkische Sagen vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (= Schriftenreihe Die Plassenburg, Bd. 21). Kulmbach 1964, S. 19, 113 f.

das Herrscheramt wieder anzunehmen, verlangte aber, sie sollten ihm als Zeichen ihrer Huldigung einen „echten“ Thronszitz bereiten. Daraufhin wurde ihm ein Zelt mit einem Laubsitz oder ein Laubzelt (die Stelle ist unklar abgefaßt) errichtet⁵¹⁾.

Zu dieser Zeit ist bereits die Einwirkung gleichgerichteter Vorstellungen zu spüren, die den Osmanen in den Wanderheiligümern der Nomadenstämme des semitischen Lebensraumes begegnet waren. In seiner ältesten Form war das beduinische Wanderheiligtum ein rotes, spitzgiebeliges Lederzelt (Qubba), in dem die Stammesgottheit ihren Wohnsitz hatte und das daher das mittelpunktstiftende Kraftzentrum des Stammes darstellte. Dieser schlug sein Lager dort auf, wo das zelttragende Kamel sich niederließ (auch ein solcher Platz heißt im Arabischen Mashad!). In der Schlacht wurde es in das dichteste Kampfgewühl geführt, da die Anwesenheit des Zeltes den Sieg verbürgte⁵²⁾.

Sultan Süleyman hatte — darin deckte sich die volkstümliche mit der offiziellen Anschauung — mit dem Aufrichten seines Zeltes legitimen Anspruch auf den Boden Österreichs erworben. Er war am ehernen Schicksal gescheitert und hatte die Eroberung Wiens seinen Erben als Last einer zu lösenden Aufgabe hinterlassen müssen. Die Nachäffung der Zeltburg und der Schwertumgürtung an der durch die Anwesenheit des Padischah ehrwürdigen Stätte machten den billigen Sieg der Glaubensfeinde zu einer dauernden Herausforderung, endlich das Vermächtnis des großen Eroberersultans zu erfüllen. Wir wissen aus dem Tagebuch des Zeremonienmeisters der Hohen Pforte, wie gegenwärtig 1683 Kara Mustafa die Zeltburgsage gewesen ist⁵³⁾. Sie bewahrte das von Kaiser Maximilian II. errichtete Renaissanceschloß Neugebäude vor Zerstörung.

Die osmanische Sage bildete sich anscheinend in den Jahren nach dem Frieden von Zsitvatorok (1606). Den Kristallisationspunkt bot der Umstand, daß die inzwischen vollendete weiträumige und vieltürmige Schloßanlage die nach dem Langen Türkenkrieg nunmehr wieder heraufkommenden Kaufleute, Tschausche und Gesandtschaften an ein Saray vom „Hoflager-Typus“ gemahnte. 1649 wanderte die Sage mit dem durch die Großbotschaft Hasan Pascha übergebenen Prunkzelt, das laut einem zeitgenössischen Bericht als das echte Zelt Süleymans angesehen wurde⁵⁴⁾, nach Wien und vermochte sich rasch zu einer bekannten Wiener Lokalsage um das Neugebäude zu entwickeln.

⁵¹⁾ Renate Lachmann, *Memorien eines Janitscharen Oder Türkische Chronik* (= Slawische Geschichtsschreiber, Bd. 8). Graz 1975, S. 95 f.

⁵²⁾ Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, *Volks Glaube im Bereich des Islam*, Bd. 1. Wiesbaden 1960, S. 27 f.

⁵³⁾ Richard F. Kreutel, *Kara Mustafa vor Wien* (= Osmanische Geschichtsschreiber, Bd. 1). Graz 1960, S. 28 f.

⁵⁴⁾ *Theatrum Europaeum*, Bd. 6. Frankfurt a. M. 1652, S. 1143.

Das Traumgesicht Sultan Süleymans. Als der Sultan noch vor Wien lag, im Innersten aber bereits am Erfolg der Belagerung zu zweifeln begann, erschien ihm im Traum der Prophet und gebot ihm, den zürnenden Gott durch ein Opfer von vierzigtausend Widdern zu versöhnen. Da sich diese Menge Opfertiere unmöglich aufbringen ließ, rief der Sultan alle seine Befehlshaber zusammen, um sich mit ihnen zu beraten. Diese erklärten, der Traum sei nicht im Wortsinn zu verstehen, sondern bedeute die Zahl der Muslims, die um des Glaubens willen vor Wien den Märtyrertod erleiden sollten. Ihre Deutung bestätigte sich. Als der Sultan in Ofen sein Heer musterte, fehlten genau vierzigtausend Krieger. Deshalb untersagte Süleyman seinen Nachfolgern bei Strafe der Verfluchung, Wien künftig jemals wieder zu belagern ⁵⁵⁾.

Süleyman hatte einen von Gott gesandten Wahrtraum, Ru'ya, gehabt. Der Teufel, der dem Träumenden böse und täuschende Gedanken einzugeben vermag, kann nach islamischer Traumdeutungswissenschaft die Gestalt Mohammeds nicht annehmen ⁵⁶⁾. Die Legende arbeitet in großartiger Durchformung mit der Doppelbedeutung des türkischen Wortes Koç. Sie scheint nur das gebräuchliche Opfertier zu meinen, zielt aber tatsächlich auf seine metamorphische Bedeutung „tapferer Kämpfer“. Der Serbische Janitschar belegt, daß der Sultan in kritischen Situationen seine Janitscharen mit dem Zuruf „Koçlarım!“ („meine Widder!“) anfeuerte ⁵⁷⁾. Eine weitere Dimension ergibt sich aus der Ambivalenz der Widdersymbolik. Deren positive Aspekte überwiegen wohl, als geistersichtiges Tier vermag der Widder aber auch auf Unglück und Tod vorauszuweisen ⁵⁸⁾.

Die Legende enthüllt in dramatischer Wucht das fortwirkende Trauma der Niederlage vor Wien. In ihren Umkreis gehören zwei von Evliyâ berichtete Sagen. Bei Schilderung der Auswechslungszeremonien der kaiserlichen mit der türkischen Großbotschaft am 30. Mai 1665 erzählt er, Sultan Süleyman habe, so wie hier bei Szöny, an verschiedenen Punkten der von ihm gegen Österreich festgelegten Grenze Grenzpfähle setzen lassen und eine Verwünschung über jedes muslimische Heer, das diese Grenze ohne seine Erlaubnis überschreiten würde, ausgesprochen ⁵⁹⁾.

⁵⁵⁾ Demitrie Cantemir, wie Anm. 5, S. 289.

⁵⁶⁾ G. E. von Grunbaum, Die Kulturfunktion des Traumes im klassischen Islam (bustan, Jhg. 9, Wien 1969, S. 50—58). — Hasan Özdemir, wie Anm. 24, S. 295 f.

⁵⁷⁾ Renate Lachmann, wie Anm. 51, S. 95, 133.

⁵⁸⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, wie Anm. 14, Bd. 7, Sp. 974 ff., Bd. 9, Sp. 554 ff. Joseph von Hammer-Purgstall, wie Anm. 42, Bd. 4, Pest 1829, S. 230.

⁵⁹⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 34.

In gleicher Weise sei der Grenzfluß Raab von ihm durch folgenden Bannfluch gefeit worden: „Wer von meinen Söhnen oder Wesiren oder Kriegern die Raab überschreitet, und andererseits, wer von den Giauren über die Raab auf unser Gebiet herübersetzt, der soll geschlagen werden und in ihr untergehen⁶⁰⁾!“ In den Sagen lebt der uralte Gedanke der magischen Qualität der Grenze und ganz besonders der Flußgrenze (vgl. das Halysorakel⁶¹⁾).

Solchen Überzeugungen kommt das Gewicht politischer Realitäten zu. Evliyâ spricht offenbar eine *communis opinio* aus, wenn er die schwere türkische Niederlage des Jahres 1664 bei St. Gotthard—Mogersdorf der Tabuverletzung zuschreibt: „Gegen dieses Vermächtnis Sultan Süleymans haben wir uns vergangen, und deshalb ist unser Heer ins Verderben gestürzt und im Fluß ertrunken. Aber eure Waffen waren es nicht, von denen wir geschlagen worden sind⁶²⁾.“

Denn auch Kantemir merkt zu der von ihm überlieferten Legende ausdrücklich an, sie werde „von jedermann so fest geglaubet, daß sie kein Bedenken tragen, öffentlich zu behaupten; ihr Verlust bey Wien zu meinen Zeiten [= 1683] wäre gänzlich daher gekommen, weil sie denjenigen Boden betreten, der ihnen durch Sülejmans Fluch untersaget worden, und dadurch den Zorn Gottes gegen sich gereizet hätten, als der ein Rächer gebrochener Gelübde sey⁶³⁾.“

Kasım Beg und seine vierzigtausend Märtyrer. Als Sultan Süleyman von Wien abzog, soll ein berühmter hoher Herr namens Kasım Voywoda mit vierzigtausend Mann zwei Stunden abseits von Wien gefallen sein. Noch jetzt, so sagt man, sei dort jede Nacht auf Freitag der islamische Gebetsruf zu hören. An einigen Orten hat man den Helden Standbilder errichtet⁶⁴⁾.

Auch Evliyâ Çelebi bringt die Sage, allerdings fragmentarisch. Nach ihm sei der Woiwode Kasım mit vierzig- bzw. zwölftausend Mann auf Befehl des Sultans über die Donau gegangen, um den Rückzug des Heeres zu decken⁶⁵⁾. Aus seiner (frei erfundenen) Behauptung, den Friedhof der Gefallenen besucht zu haben, ergibt sich, daß Kasım Beg mit seinen Getreuen den Opfertod gefunden hat.

Beide Sagenvarianten vermischen Ereignisse der Feldzüge 1529 und 1532. Kasım Beg nahm wohl an der Belagerung Wiens teil, fiel aber erst am 19. September 1532 als Führer der zur Abschirmung

⁶⁰⁾ A. a. O., S. 190.

⁶¹⁾ Leopold Schmidt, Niemandland, wie Anm. 48, S. 56 ff.

⁶²⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 190.

⁶³⁾ Dimitrie Cantemir, wie Anm. 5, S. 289.

⁶⁴⁾ Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst, wie Anm. 4, S. 50 ff.
Joseph von Hammer-Purgstall, wie Anm. 4, S. 277.

⁶⁵⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 3, S. 52, 78 f.

der Belagerung von Güns in Niederösterreich eingefallenen Akinci („Renner und Brenner“) in der Nähe von Enzesfeld.

Typologisch ist eine islamisch eingefärbte Schlachtfeldspuk-Sage gegeben, wie sie von der Antike bis nahe an die Gegenwart herauf insbesondere von Stätten weltgeschichtlicher Entscheidungen, aber auch von vorgeblichen Schlachtenorten erzählt wird. Der Wurzelboden dieser Sagen ist wohl in dem an keine ethnische Grenze gebundenen dynamistischen Kriegerglauben zu suchen.

Die österreichischen Sagen des Akinci-Einfalls von 1532 konzentrieren sich ausschließlich auf die von den Rennern und Brennern tatsächlich heimgesuchten Gebiete südlich der Donau. Es ist auffällig, daß sich der Heldenfriedhof nach Evliyâs Vorstellungen (obwohl der von ihm genannte Ortsname Şınava den in nächster Nähe des wirklichen Schlachtfeldes gelegenen Ort Schönau bedeuten dürfte⁶⁶⁾ nördlich des Stromes befindet. Dies läßt daran denken, daß er die Sage mit einer der gerade im niederösterreichischen Weinviertel gehäuft auftretenden „Hütelbergsagen“ in Verbindung bringt.

Diese gehören einem überaus alten, eurasisch verbreiteten Sagentypus an, der die Entstehung auffälliger Hügel — es sind oft urgeschichtliche Tumuli, Kurgane und dergleichen — Kriegern feindlicher Heere zuschreibt, die mit Turbanen, Schilden, Helmen, Hüten die Erde zu Erinnerungs- oder Grabhügeln zusammengetragen hätten⁶⁷⁾. Bei Staatz gibt es nun sogar zwei „Hütelberge“, die von durchziehenden Türken aufgehäuft worden sein sollen. Bei ihrem Anmarsch sei die Schar so stark gewesen, daß sie den großen Staatzer Berg aufzuschütten vermochte, geschlagen und dezimiert, habe sie auf ihrem Rückweg nur mehr den kleinen zustandegebracht⁶⁸⁾.

Der ägyptische Jüngling. Als Kara Mustafa Pascha Wien belagerte, drang man in die Festung ein und setzte den Österreichern hart zu. Ein junger Held von den Ägyptern besetzte ein ganzes Haus und hielt es sieben Tage. Dann bekamen die Österreicher Hilfe, und der junge Held fiel als Blutzuge. An der Wand jenes Hauses errichtete man sein Bild aus Stein⁶⁹⁾.

Eine schlichte ätiologische Sage um den Türkenkopf am Palais Hoyos, der die Erinnerung an den einzigen Einbruch der Belagerer in die Stadtbefestigung festhielt. Joseph von Hammer-Purgstall hat

⁶⁶⁾ A. a. O., S. 216. Es gibt allerdings auch ein Schönau im Auengürtel des linken Donauufers.

⁶⁷⁾ Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. 2. Horn 1972, S. 638 ff.

⁶⁸⁾ Karl Haiding, Österreichs Sagenschatz. Wien 1965, S. 338.

⁶⁹⁾ Wie Anm. 64.

sie irrigerweise mit dem Heidenschuß-Hauszeichen verbunden, Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst dagegen bereits die richtige Vermutung ausgesprochen. Diese wird nunmehr dadurch bestätigt, daß nach Kreutel der türkische Plan eine Signatur „Palast am Rande“ aufweist⁷⁰⁾, die gewiß auf diese Erzählung anspielt.

1672 erbaute Johann Baptist Graf Hoyos hinter der Löbelbastei ein Palais (alte Nummer 49). Diese Bastei war 1683 ein Brennpunkt der Kämpfe. Am 10. September — zwei Tage vor der Entsatzschlacht — vermochten sich die Türken vorübergehend auf ihr festzusetzen. Nach der siegreichen Abwehr der Belagerung wurde daher unter dem Dachrand des Palais ein steinerner Türkenkopf angebracht und darunter eine türkische Kanonenkugel eingemauert. Nach diesen Erinnerungszeichen erhielt das Palais den Namen „Türkenhaus“. Im Laufe der Zeit verwitterte die Skulptur, die Kugel blieb bis zum Abbruch des Hauses im Jahre 1880 erhalten. Heute wird seine Stelle vom Bühnentrakt des Burgtheaters eingenommen⁷¹⁾.

Warum das Alte Tor der Festung Wien vermauert ist. Die Festung Wien hat acht Tore. Doch eines, das Alte Tor, ist verschlossen. Durch dieses Tor ist nämlich Kara Mustafa Pascha in die Stadt gedrungen. Deswegen ist es seither außer Gebrauch⁷²⁾.

Im Befestigungsgürtel der Stadt gab es, baugeschichtlich bedingt, in geringem Abstand voneinander zwei Kärntnertore. Das hinter dem Orillon der Kärntnertorbastion gelegene Tor (eigentlich das jüngere) wurde 1672 geschlossen, aber nicht abgetragen, sondern bis auf einen kleinen Durchlaß vermauert⁷³⁾. Die Sage meint — was weder Hammer noch Kraelitz erkannt haben — dieses, nunmehr nicht ganz zutreffend als Altes Kärntnertor bezeichnete Stadttor.

1683 drangen die Türken selbstverständlich nicht durch dieses Tor in die Stadt. Es lag nicht einmal im eigentlichen Kampfbereich. Vielmehr handelt es sich um die außerordentlich interessante Übertragung und Umdeutung der Istanbuler Sage vom Goldenen Tor in der Festung Yedikule.

Dieses war in byzantinischer Zeit als Prunktor dem Einzug inthronisierter oder siegreich heimkehrender Kaiser vorbehalten und diente

⁷⁰⁾ Richard F. Kreutel, wie Anm. 6, S. 223.

⁷¹⁾ Paul Harrer-Lucienfeld, Wien — Seine Häuser, Menschen und Kultur. Manuskript im Wiener Stadtarchiv, Bd. 7, S. 192.

⁷²⁾ Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst, wie Anm. 4, S. 44 f. Joseph von Hammer-Purgstall, wie Anm. 4, S. 276.

⁷³⁾ Peter Pötschner, Wappen und Inschrifttafeln von der Stadtbefestigung. Nebst einem Beitrag zur Geschichte der Kärntnertore (Wiener Geschichtsblätter, Jg. 23, Wien 1968, S. 362).

nicht profanem Gebrauch. Legendär und mehrere Male auch tatsächlich wurden Belagerungen der Stadt mit einem zeremoniellen Speerstoß gegen dieses Tor eröffnet. Um 1457 in die Stadtfestung Yedikule einbezogen, wurde es spätestens damals abgemauert ⁷⁴⁾.

Als das Stadttor katexochen zog das Goldene Tor alle mit Tor und Schwelle verbundenen Volksglaubensvorstellungen an sich ⁷⁵⁾. Es war mit der Tyche der Stadt geschmückt ⁷⁶⁾, und an ihm soll auch die Weissagung gestanden haben: Wenn der blonde König aus dem Westen kommt, werde ich mich von selber wieder öffnen. Dieses Orakel wurde ursprünglich auf Friedrich I. Barbarossa bezogen. Man erwartete von ihm, daß er das Heilige Land zurückerobern und die Ungläubigen bis Bagdad an den „dürren Baum“ (vgl. S. 260) verfolgen würde ⁷⁷⁾. Eine Prophezeiung, die zu jenem byzantinisch-abendländischen Weissagungsgeflecht gehört, von dem Arthur Hübscher instruktiv nachgewiesen hat, daß es sich im Grunde um eine einzige, proteisch durch die Zeiten und Räume gehende „Große Weissagung“ handelt ⁷⁸⁾. Auch in Istanbul ist sie in eschatologische Sagen eingegangen.

Die bekannteste der in zahlreichen Varianten unter den Griechen noch im 19. Jahrhundert umgehenden Sage knüpfte an den Heldentod des letzten byzantinischen Kaisers, dessen verstümmelter Leichnam nicht sicher identifiziert werden konnte. Konstantin XI. sei nicht gefallen, sondern von einem Engel in eine Höhle beim Goldenen Tor entrückt worden. Dort wartet er, bis ihn der Engel wieder erweckt und ein Schwert übergibt. Mit diesem Schwert wird er die Türken bis Konya zurücktreiben und dann als Sieger durch das Goldene Tor im befreiten Konstantinopel einziehen. Um dies zu verhindern, hätten die Türken das Tor vermauert ⁷⁹⁾.

⁷⁴⁾ Josef Strzygowski, Das goldene Tor in Konstantinopel (Jahrbuch des kaiserlich-deutschen archäologischen Instituts, Bd. 8, Berlin 1894, S. 1—39). — Die Landmauer von Konstantinopel, Bd. 2, B. Meyer-Plath und Alfons Maria Schneider: Aufnahme, Beschreibung, Geschichte. Berlin 1943, S. 39—61. — Leopold Breyer, Bilderstreit und Arabersturm in Byzanz. Das 8. Jahrhundert (717—813) aus der Weltchronik des Theophanes (= Byzantinische Geschichtsschreiber, Bd. 6). Graz² 1964, S. 176, 217.

⁷⁵⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, wie Anm. 14, Bd. 8, Sp. 1185—1209.

⁷⁶⁾ Josef Strzygowski, wie Anm. 74, S. 30.

⁷⁷⁾ Franz Grabler, Abenteuer auf dem Kaiserthron (1180—1195), (= Byzantinische Geschichtsschreiber, Bd. 8). Graz² 1971, S. 284 f.

⁷⁸⁾ Vgl. Anm. 14.

⁷⁹⁾ Hans Hermann Russack, Byzanz und Stambul. Sagen und Legenden vom Goldenen Horn. Berlin 1941, S. 177 f. Der Legendenzug der Abmauerung eines Tores, um den Eintritt einer Weissagung zu verhindern, wird bereits von Isaak II. Angelos (1185—1195) berichtet, A. M. Schneider, wie Anm. 74, 62 f. Irrig bei Joseph von Hammer-Purgstall, Constantinopolis und der Bosporus, Bd. 1. Pest 1822, S. 105.

In ähnlicher Weise heftet sich an die verschlossene Goldene Pforte von Jerusalem eine mit der Kaisersage in Zusammenhang stehende eschatologische Erwartung⁸⁰⁾.

In der türkischen Volkssage finden wir wieder die charakteristische Umpolung. Offenbar als Verheißung der künftigen Eroberung Wiens verstanden, gehört auch sie diesem facettenreichen Zentralthema zu.

Das Standbild des Deli Seyyidî Pascha. In der Leopold-Vorstadt steht die Statue des mächtigen Ofener Wesirs Deli Seyyidî Pascha. Es zeigt ihn, wie er das Schwert über einen vor ihm knienden Geistlichen der Giauren schwingt. Ein türkischer Kaufmann war auf der Reise nach Wien überfallen und beraubt worden. Auf seine Klage forderte der Wesir mit einem Buyuruldu (Befehlsschreiben) vom Kaiser Schadloshaltung, ansonsten werde er um Thron und Krone kommen. Doch der Kaiser antwortete nur: „Das wollen wir sehen.“ Da entsandte der Pascha vierzig Bewaffnete in die Festung Wien und ließ in aller Stille einen Mönch nach Ofen entführen. Er wollte ihm den Kopf abschlagen lassen, begnadigte ihn aber auf Bitten seiner Ratgeber und sandte die Nachricht von der Geiselnahme an den Kaiserhof. Dem Kaiser wurde der Hut zu eng. Er erkannte die Macht des Wesirs und fürchtete, um Wien zu kommen. Unverzüglich erstattete er nun das Geraubte und ließ überdies das Standbild des siegreichen Wesirs errichten⁸¹⁾.

Es stand für den Verfasser von Anfang an außer Zweifel, daß es sich um eine denkmalerklärende Sage handeln müsse. In der näheren Umgebung der von den türkischen Kaufleuten und Gesandten frequentierten Herbergen schien es jedoch kein in Frage kommendes Objekt zu geben. Schließlich ließ sich auf einem alten Kupferstich erkennen, daß sich unter den 1707 zur Platzbegrenzung vor der Karmeliterkirche aufgestellten und um 1795 wieder entfernten Heiligenfiguren die Statue einer Märtyrerin (Katharina oder Barbara) befunden hatte⁸²⁾. Diese kauert vor ihrem gemäß barocker Türkisierung orientalisch gekleideten, eben zum tödlichen Hieb ausholenden, Henker.

Damit trat auch der sehr überraschende Keimpunkt für die Ausbildung des gegebenen Sageninhalts ins Blickfeld. Ende des 17. Jahr-

⁸⁰⁾ Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, wie Anm. 52, S. 147.

⁸¹⁾ Friedrich von Kraeplitz-Greifenhorst, wie Anm. 4, S. 52 ff. Fehlt bei Hammer-Purgstall.

⁸²⁾ Kupferstich von Johann Ziegler, Artaria, Wien um 1783. Nach dem Hauptmotiv bezeichnet: Kloster und Kirche der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt. Oftmals reproduziert.

hunderts hatte sich in Wien ein Kriminalfall ereignet, der wegen der in ihm verwickelten hochgestellten Personen und der Tatsache, daß er nie völlig geklärt werden konnte, lange und mit sagenhaften Ausschmückungen in Erinnerung blieb. Durch den sogenannten „Hallweilschen Trauerstein“ in der Vorhalle der Karmeliterkirche ist er mit der Lokalität verknüpft⁸³).

Am 10. August 1696 wurde der wegen seiner männlichen Schönheit und Leutseligkeit überaus volkstümliche kaiserliche Kämmerer Graf Ferdinand Leopold Hallweil auf einem Jagdausflug ermordet. Alle Indizien belasteten seinen ehemals intimen Freund, den portugiesischen Gesandten Karl Josef de Ligne, Marquis de Aronches, der eine riesige Geldsumme im Spiel an ihn verloren hatte, sich aber der Bezahlung der Ehrenschuld zu entziehen suchte, und überdies feuriger Verehrer der Braut des jungen Grafen sein sollte. Der Gesandte verschanzte sich hinter seiner diplomatischen Immunität; eine erregte Volksmenge demonstrierte jedoch so bedrohlich vor seinem Hause, daß er im Schutz der Nacht in Verkleidung eines Mönchs entfloh. Verwandte des Ermordeten verfolgten Aronches, überfielen ihn und nahmen ihn gefangen, mußten ihn aber auf ein kaiserliches Machtwort wieder freigeben. Der Schluß der Affäre — nach der Fama soll Aronches doch noch von später Familienrache ereilt worden sein — kann hier außer Betracht bleiben.

Es zeugt für die Ausstrahlungskraft des vielbesprochenen Geschehens, daß sich selbst die türkische Phantasie durch freigelassene und heimkehrende Kriegsgefangene, Kaufleute oder Gesandtschaftsteilnehmer des Stoffes bemächtigte. Hatte wahrscheinlich schon die heimische Volkserzählung das komplizierte und für den Mann von der Straße undurchschaubare Motivierungs- und Handlungsgeflecht gegenüber den ungeheuer erregenden und plastischen Zentralmotiven Mord, das Verschwinden und die kühne Entführung des „Mönchs“ hintangesetzt, gestalteten ihn die türkischen Erzähler anscheinend frei, in Wirklichkeit aber streng determiniert durch die Gesetze der Milieu- und Interessendominanz und mit neuen Akzentsetzungen: So springt ein „rechter Kriegswesir“ mit dem Giaurenkaiser um, wenn Unrecht an einem Türken geschieht.

Den Deli Seyyidi Pascha hat es zwar nicht gegeben, doch meint die Sage vermutlich eine wirkliche historische Person. Den hünenhaften (Deli?) Sidi Mehmed Pascha (Sidi ist die Vulgärform von Seyyidi), zuletzt Inhaber der Statthalterschaft Jenö, der ein Menschenalter der Schrecken der Glaubensfeinde war und noch lange nach sei-

⁸³) Matthias Fuhrmann, wie Anm. 10, Bd. 2, Wien 1735, S. 533—541. Sigismund Herzmannsky, Führer durch die Pfarrkirche St. Josef. Wien 1923, S. 6. Jahreszahl des Grabsteins dort fälschlich 1694.

nem Heldentod (1684) wegen seiner Kraftakte und tollen Bravourstücke im Gedächtnis der Grenzer fortlebte⁸⁴⁾.

Die Sage wurde nach dem Frieden von Karlowitz (1699) geformt; ihr Erzähler hatte vor kurzem den Schock des Friedens von Passarowitz (1718) erlebt. So erfüllt sie eine besondere Funktion. In ihr wird die schmerzliche Demütigung der beiden verlorenen Kriege im Stolz auf die große Vergangenheit des Devleti Osmaniye kompensiert: Erinnert euch nur, einst hatten wir solche Helden wie den Seyyidî. Aber nicht allein wehmütiges Schwelgen in alten herzerfrischenden Taten scheint aus ihr zu sprechen, sondern auch ein gewisser Dennoch-Trotz: Und da oben steht noch sein Bild zur Mahnung für die übermütigen Giauren, daß das Schwert der Krieger des Islams vielleicht doch noch einmal über sie kommen könnte wie in alten Zeiten.

Werfen wir abschließend noch einen Blick auf den Sagenkranz als Ganzes. Hervorstechend sind die vielfältigen Austauschvorgänge. Die Wechselbeziehungen zwischen den beiden einander scheinbar in völliger Ablehnung gegenüberstehenden Kulturkreisen müssen ersichtlichermaßen erheblich enger gewesen sein, als gewöhnlich angenommen wird. In Ungarn gab es einen tiefen Raum, in dem sich die Kraft der beiden Mächte durchdrang. Diesem scheint für sie große Bedeutung zuzukommen.

Überraschend hoch ist der Anteil der in eschatologischem Weisungsgut verwurzelten Sagen und Legenden. Hier setzte die gleiche Grundstruktur der abendländischen und islamischen volksgläubigen Anschauungen dem Wandern der Stoffe kaum Hindernisse entgegen. Die Tatsache als solche muß als Indikator für den Tiefgang der Auseinandersetzung gewertet werden. Die Rollenverteilung auf Angriff und Abwehr spiegelt die lange gültige historische Situation.

Sieben der elf türkischen Sagen kreisen um die der „heroischen“ Zeit des Reiches angehörigen ersten Belagerung. Sie bilden eine eindrucksvolle Gruppe, deren Aussage sich zwischen zwei Polen entfaltet. Dominierend ist die gemeinsame Mittelpunktvorstellung, Wien sei eine dem Islam verheißene Stadt und werde zur vorbestimmten Zeit erobert werden. Der „Fels der Christenheit“ selber muß diese Bestimmung der Stadt in die Wiege legen. In den welthaltigen Zeichen des Goldenen Apfels, des Goldenen Halbmonds, des Herrscherzettes wird diese Verheißung konkretisiert und die Besitznahme ebenso magisch vorweggenommen wie mit dem Wunder der Süleymanbresche. Diese Verheißung beinhaltet aber auch eine Verpflichtung. Sie wird am deutlichsten Gestalt in der das Ethos der Glaubenskämpfer widerspiegelnden Dayı Çerkes-Legende.

⁸⁴⁾ In den Quellen wird Sidi Mehmed Pascha stets Seydizâde genannt.

Doch auch ein anderer Aspekt wird sichtbar. Nach offizieller Lesart hatte der Feldzug des Jahres 1529 vollen Erfolg gebracht. Er wurde mit Rangerhöhungen, Siegesfesten und Siegesschreiben in alle Welt abgeschlossen. Die Legende weiß es tiefer und offenbart ihr Wissen in einem erschütternden Bild. Allein noch manifestiert sich nicht allein Niederdrückendes in den „Anti-Geschichten“. Nicht unwiderfürlich hat der Wissende die Grenzpfähle gesetzt. So schließt sich der Kreis wieder in neuer Zuversicht. Denn die Opferhekatomben dürfen nicht vergebens sein! Dayı Çerkes ist gleichsam als einsamer Vorposten des künftigen Eroberungsheeres zurückgeblieben.

Wir dürfen annehmen, daß die Träger dieses Erzählgutes hauptsächlich Krieger, Derwische und derwischnahe Kreise gewesen sind. Noch während der zweiten Belagerung hat man sich offenbar, wie der Wien ausschließlich mit Signaturen der Sagentraditionen symbolisierende Plan nahelegt, der in ihm wirkenden Kräfte bedient.

Diese selbst regte hingegen die Sagenbildung nur mehr in geringem Maße an. Auch das verdient vermerkt zu werden. Wichtiger aber ist die deutlich spürbare „Klimaänderung“. Die Sage vom Alten Tor steht wohl noch in der Verheißungstradition, ihr fehlt aber der selbstbewußte und beflügelnde Schwung der Kızıl Elma-Sage. Schien es dieser nur noch einer letzten Anstrengung zu bedürfen, um den Goldenen Apfel zu pflücken, ist in jener die Erfüllung des Traumes in eine unbestimmte, nicht mehr recht vorstellbare Zukunft entrückt. Und die Sage vom Deli Seyyidî Pascha lebt überhaupt vorwiegend von der wehen Rückwendung zu einer Zeit des Glanzes und der Macht.

Sagen und Legenden werden häufig nur nach historischen Fakten befragt. Das Ergebnis muß enttäuschend sein und sie als unvollkommene Vorformen „echten“ geschichtlichen Denkens abqualifizieren. Doch vielleicht sollte man sich stärker bewußt machen, daß das, „was wir heute ‚Geschichte‘ zu nennen pflegen [nur] einen Sonderfall der historischen Anschauung und Aussage dar[stellt]“⁸⁵⁾. Gerade von der Volkskunde her wird man für das Bild von der Vergangenheit mehr fordern müssen, als Geschichte allein zu geben vermag.

⁸⁵⁾ Will-Erich Peuckert, Sage. In: Deutsche Philologie im Aufriß, hrsg. von Wolfgang Stämmler, Bd. 3. Berlin 1962, Sp. 2641.

Die Sudetendeutsche Volkskunde seit 1918

Von Hertha Wolf-Beranek †

Das ¹⁾ Jahr 1918/19 brachte für die Sudetendeutschen einen ganz großen Wendepunkt. Da sie sich seit 1526 geistig und kulturell immer mehr und mehr von den Ostdeutschen gelöst und nach Wien hin ausgerichtet hatten, bedeutete für sie die Eingliederung in den tschechoslowakischen Staatsverband eine vollkommene Isolierung. Wenn sie national überleben wollten, dann war für sie ein vollkommenes Umdenken notwendig, vor allem aber mußten die einzelnen sudetendeutschen Stämme, die bis dahin für sich gelebt und sich nur nach Wien ausgerichtet hatten, zueinander finden.

Die Sudetendeutschen gehören zur großen Gruppe der Ostsiedler, deren Lebens- und Schaffensbeginn in den ihnen zugewiesenen Räumen zum Teil andere Rechts-, Wirtschafts- und manchmal auch Lebensformen verlangten und schufen. Von besonderer Bedeutung war ihre Stellung zwischen den Altstämmen und den Slawen. An die Spitze der Beobachtungen muß gestellt werden, daß in Ostdeutschland, im Gegensatz zu den Wohngebieten der Altstämmen, die dort vorhandene kontinuierliche Einheit von geographischem Raum, Herrschaftsbereich und Sprachlandschaft, die zumindest bis zum Beginn unseres Jahrhunderts vorhanden war, fehlte. In dem neuen Siedlungsraum hatte sich ein anderes Verwaltungssystem entwickelt, das dem im Altsiedelland geltenden Dualismus zwischen dem herrschaftlichen Richter und dem genossenschaftlichen Heimbürgern entgegenstand. Der Heimbürge war ein Gemeindeoberer, der von der Gemeinde bestellt wurde, nicht aber vom Grundherrn. In Ostdeutschland war mit der Konstitution des Erbschulzen und Erbrichters, der das Amt des Leiters einer bäuerlichen Gemeinde und des Richters in einer Person vereinte, eine neue Rechtsform geschaffen worden. Kennzeichnend für sie ist der erbliche Besitz des Amtes in männlicher und zum Teil auch in weiblicher Linie. Wir finden sie überall dort, wo die Besiedlung mit Hilfe von Lokatoren vor sich gegangen war, also auch im Sudetenland. Um die Tätigkeit

¹⁾ Text des Vortrages, der am 27. Mai 1977 im Verein für Volkskunde in Wien stattfand, wobei infolge der plötzlichen Erkrankung der Vortragenden der glücklicherweise noch zugesandte Vortragstext verlesen und mit einigen Lichtbildern unterstützt werden konnte. Wenige Wochen später wurde der inzwischen erfolgte Tod der Verfasserin mitgeteilt.

und Aufwendungen der Lokatoren abzugelten, wurden sie vom Grundherrn mit besonderen Privilegien ausgestattet. Dazu gehörten außer dem Amt und freiem Landbesitz meist eine Erbschenke, eine Mühle sowie Schäferei- und Fischereiberechtigung und Anteil an den Einkünften der niederen Gerichtsbarkeit. Oftmals besaßen sie auch die Brot- und Fleischbank. Doch schwankten die Zusammensetzungen von Ort zu Ort. Über den erblichen Richtern bzw. den Schulzen oder Scholzen in Sudetenschlesien stand der städtische Vogt, der einer Vogtei vorstand. Anders war dies im Süden von Böhmen und Mähren, wohin aus dem bayrisch-österreichischen Raum das sogenannte *Burgrecht* hereinreichte, das sich dort seit 1167 entwickelt hatte. *Burgrecht* ist die Bezeichnung einer freien Erbzinsleihe. Die Verleihung erfolgte ebenfalls vom Grundherrn und war ein *ius teutonicale*. Sie stellte, wie es heißt, eine *proprietas* = eine Übertragung eines Eigentumsrechtes, in diesem Fall von Grund und Boden, dar. Seit dem 13. Jahrhundert hatte dieses Recht mehrfach Veränderungen erfahren, vor allem wurde sein Name im südwestdeutschen Raum für anders geartete Rechtsformen benützt, so daß es heute ziemlich undurchsichtig und schwer faßbar ist. In den alten Urbaren, so z. B. im Urbar der Liechtensteinschen Herrschaft Nikolsburg usw., ist der Begriff und sein Inhalt in etwa noch faßbar. Im Norden, in Böhmen von der Elbe nach Osten und im gesamten Nordmähren-Schlesien sind die Begriffe *Richterei*, *Erbrichterei*, *Erbschölzerei*, die bis 1848 als Amt und Rechtsfunktion bestanden hatten, den älteren Leuten noch erinnerlich.

Durch die ostdeutsche Gemeinschaft bzw. die ostdeutschen Neustämme wurden verschiedene Gemeinsamkeiten diesseits und jenseits der Staatsgrenzen geprägt, die sich bis zur Aussiedlung erhalten hatten.

a) Einzelne Stämme,

b) spät eingedeutschte Gebiete, über die noch zu sprechen sein wird.

Erhalten hatten sich jeweils die stammlichen Grund- und Aufrisse von Haus und Hof.

Vom Egerland nach Osten das *Fachwerkhaus*, das im sächsischen Raum in den *Blockbau* übergeht, vor den ein *Umgebände* gesetzt wurde, das ursprünglich dazu bestimmt war, das Oberstockwerk zu tragen. Weiterhin nach dem Osten herrschte der Blockbau vor. Im Gebirge vom Westen nach Osten fand sich wegen des rauhen winterlichen Klimas das *Einhaus*, in dem Wohnhaus, Stall und Scheuer unter einem Dach vereint waren, während in der Ebene der Dreikant- und Hakenhof abwechselten. Auch im Böhmerwald war die Bauweise diesseits und jenseits der Grenze gleichgeblieben.

In Südböhmen, in der Neuhauser Sprachzunge, im Zlabinger Ländchen bis in den Bezirk Frain bestimmt der *Vierkanthof* wie in der österreichischen Nachbarschaft das Dorfbild. Seit der Mitte

des vorigen Jahrhunderts, da die soziale Umschichtung ein Mehr an Wohnraum verlangte, hatten sich innerhalb der Höfe zum Teil sehr wesentliche Veränderungen vollzogen, nach außen hin blieb das Bild im wesentlichen erhalten. Vom Osten her schob sich der Streckhof vor.

Die Bauernhäuser der bisher genannten Landschaften waren durchwegs Wohnstallhäuser, nach dem einfachen Typ Große Stube, das Haus (= der Flur), das rückwärts durch die schwarze Küche abgeschlossen war, und der Stall. Das Haus war vom Hof, also von der Traufenseite her, begehbar. Auch hier traten in neuerer Zeit, da keine so großen Stuben, aber mehr Räume benötigt wurden, im Grundriß Veränderungen ein.

Eine Sonderstellung nimmt Ostsüdmähren ein, wo uns ein kombiniertes Speicherwohnstallhaus begegnet. Der Speicher liegt immer unter dem Dach des Wohnhauses, der Stall kann anschließen, kann aber auch in einem angefügten Gebäude mit eigenem Dach untergebracht sein.

Vom pannonischen Raum und dem Weinviertel reicht die Längsläube, hier Trett genannt, herein, mit dem nach Osten hin vorherrschenden zweigeteilten Hof und

die Längsscheuer, die meines Wissens nach der Wissenschaft hier nicht bekannt ist. Die Tenne läuft in der Richtung des Dachfirstes, auf deren einen Seite sind meist drei bis vier große Gefache oder Viertel genannt, auf der anderen die sogenannte Kleine Seite oder Anseite usw.

Wir mir Bauern versicherten, sei sie unwirtschaftlich gewesen und mußte daher der Querscheuer weichen.

Auch der Hausrat und die landwirtschaftlichen Geräte waren vorerst diesseits und jenseits der Landesgrenzen stammlich einheitlich. Erst bei einer Weiterentwicklung entstand zumeist eine wesentliche Differenzierung. Als Rückzugsgebiete erwiesen sich jeweils die gebirgigen Ränder. Das Österreichische Mundartenwörterbuch weist unter dem Stichwort Arl darauf hin, daß diese alte Pflugform auch im Waldviertel festgestellt werden konnte, was der Wissenschaft bis dahin unbekannt war. Ich kann nun mit einer weiteren Neuigkeit aufwarten. Die Arl als Bezeichnung fand sich noch ganz vereinzelt in Böhmen, im Erzgebirge um Joachimsthal und im Böhmerwald, gehäuft aber in der mittelalterlichen Form odl/adl/ar im Neuhaus-Neubistritzer Gebiet und im Zlabingser Ländchen. Dieses Gebiet stellt die Fortsetzung des Vorkommens im Waldviertel dar und ist für die Wissenschaft ein vollkommenes Novum.

Die Pflugform Arl war aber unter dem Namen Haken bis etwa 1820 allgemein und bis 1850 in großen Teilen des Sudetenraumes

das Ackergerät schlechthin. Seither war es in den bäuerlichen Betrieben, zum Teil mit einigen Verbesserungen, für bestimmte Arbeiten wie Furchen und Wasserfurchen ziehen sowie Anhäufeln bis in unser Jahrhundert herein und zum Teil bis zur Aussiedlung in Verwendung.

Die böhmischen Kronländer scheinen auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Geräte ein Rückzugsgebiet besonderer Art zu sein. Ich hoffe, daß ich in Kürze zunächst eine Arbeit über die Pflugformen der Sudetenländer vorlegen kann, die vielleicht der Pflugforschung dienlich sein wird. Die Arbeit war nur möglich, da mir aus dem gesamten deutschsprachigen Raum von Böhmen und Mähren-Schlesien einige Hundert Mitarbeiter zur Verfügung standen, die zumeist noch in der Lage waren, von den einzelnen Pflügen Skizzen zu erstellen. Ein Vergleich über die Grenzen hinaus ist nur schwer möglich, da dort entsprechendes Vergleichsmaterial fehlt. Für Sachsen konnte festgestellt werden, daß diesbezüglich keine Zusammenhänge bestehen. Diese großen Unterschiede sind in der Tatsache begründet, daß die landwirtschaftlichen Geräte inklusive Pflüge von den Dorfschmieden hergestellt wurden, die sie jeweils den landschaftlichen Gegebenheiten und der überlieferten Grundform anpaßten.

Im Bereich der Sprache liegen ganz andere Verhältnisse vor. Hier läßt sich die Loslösung der Sudetendeutschen aus dem ostdeutschen Sprachverband am deutlichsten verfolgen. Doch zeigen sich hier bereits in der Entwicklung von Anfang an wesentliche Unterschiede. Kurt Wagner hat in seinen Sprachräumen für die ostdeutschen Sprachlandschaften eine auffällige Großräumigkeit festgestellt. Diese war aber nicht von Anfang an gegeben, sondern ist das Ergebnis eines Ausgleichs und Auspendelns, die von Anfang an wirksam waren.

Daß diese Großräumigkeit nicht auch in Böhmen und Mähren-Schlesien zum Tragen kam, hat seine Ursache weniger in der Besiedlungsweise, d. h. dem Anteil von fünf grundverschiedenen Stämmen, als in ihrer geographischen Anordnung, der oft verhältnismäßig recht schmalen Siedlungsräume rund um die slawische Mitte, die einen Ausgleich in jedweder Hinsicht sprachlich, kulturell, stammlich usw. bei den damaligen Verhältnissen beinahe unmöglich machten. Vor allem aber fehlte ein kultureller Mittelpunkt, der eine Ausrichtung ermöglicht hätte. Dieser Mittelpunkt erstand den Sudetendeutschen seit 1526, als die Länder der böhmischen Krone zur Habsburger Monarchie kamen und sie ihre Blickrichtung immer mehr und mehr nach Wien ausrichteten. Diese Tatsache war allerdings der Entwicklung eines größeren Kontaktes der Stämme untereinander abträglich. Er kam erst zustande, als sie gegen ihren Willen der neu gegründeten Tschechoslowakei angegliedert worden waren.

Die Ausrichtung nach der oberdeutschen Metropole Wien, die alles überstrahlte und der man sich in allem und jedem anzupassen suchte, war nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei den anderen Nationen des habsburgischen Kaiserreichs feststellbar. So geschah es, daß sich nach und nach ein eigener Kulturraum mit einer oberdeutsch-österreichisch geprägten Umgangssprache entwickeln konnte, die gleichzeitig übergeordnetes Verständigungsmittel aller Nationen dieses Raumes war. Welche Kraft dieser Umgangssprache innewohnte, will ich Ihnen an einigen Beispielen demonstrieren.

Vorerst muß ich Sie aber noch mit einer anderen sehr wichtigen Tatsache bekannt machen, die für die Sudetendeutschen von außerordentlicher Bedeutung ist. Die einzelnen Stämme dieses Raumes gehören einerseits der mitteldeutschen Sprachgemeinschaft an, die im wesentlichen die Grundlage unserer schriftdeutschen Sprache darstellt, andererseits der oberdeutschen. Diese sehr wichtige Trennungslinie geht, wie Sie sehen, mitten durch Böhmen und Mähren hindurch. Die Grundmundarten der einzelnen Stämme haben insgesamt ihren alten Lautstand bewahrt. Anders ist dies mit der Umgangssprache.

Die Umgangssprache ist die Sprachebene, auf der sich die Unterhaltung der Bürger untereinander, der Verkehr auf Ämtern usw. bewegt. Sie hat sich im Laufe des 18. Jahrhunderts aus den Verkehrsmundarten und der Hochsprache entwickelt. Ihr wesentlichstes Merkmal ist ihre Großräumigkeit.

Vorausgeschickt muß werden, daß die oberdeutsch-österreichische Umgangssprache, die im wesentlichen auf dem Schönbrunner Deutsch fußt, vor allem lexikalisch dabei war, das Mitteldeutsche, das die Grundlage unserer Schriftsprache bildet, voll und ganz aus den nördlichen, mundartlich mitteldeutsch bestimmten Gebieten zu verdrängen. Von den über 800 für alle sudetendeutschen Städte persönlich abgefragten Wörtern zeigen etwa 52 Prozent das Kartenbild, das ich Ihnen an fünf Beispielen demonstrieren möchte.

Kronleuchter, Zuckerl, Lungenbraten, sich tummeln, Quargl

Sie sehen, die mitteldeutsche Form ist vollkommen verdrängt. Die Staatsgrenze ist auch die Wortgrenze. Um die Vergleichsmöglichkeiten zu haben, haben wir in den Städten Schlesiens, Sachsens, Bayerns und Österreichs in einer Tiefe von 25—30 km das gleiche Wortmaterial abgefragt.

Bitte beachten Sie ganz besonders die bayrisch-österreichische Grenze, wo die Staats- auch zur Sprachgrenze wird, trotz der Tatsache, daß das Bayerische und das Österreichische das Mittelbairische als gemeinsame Sprachgrundlage haben.

soll Ihnen zeigen, daß der Weg zur totalen Verdrängung des Mitteldeutschen stufenweise vor sich ging. Die Kartenbilder sind verschieden, oft kommt es auch zu Überschneidungen.

Von ganz besonderem Reiz sind Sprachneubildungen im mitteldeutschen Raum, von denen ich Ihnen eine vorstellen möchte.

Den Österreichern, Böhmerwäldlern und Südmähnern ist der *Indianerkrapfen* ein Begriff. Dieses Gebäck ist in Sachsen, Schlesien, aber auch in Bayern als *Mohrenkopf* bekannt. Im nördlichen Siedlungsbereich wurde daraus der *Mohrenkrapfen* gebildet. Solche Beispiele könnte man weiter anführen.

Wie sehr sich die Umgangssprache der Sudetendeutschen von der im Reich unterscheidet, merkten die Ausgewiesenen, als sie sich mit ihren Wirtsvölkern nicht verständigen konnten und es zu den unglaublichsten Mißverständnissen führte, so etwa, wenn eine Frau, die Karfiol verlangte, in die Apotheke geschickt wurde u. ä. Den Sudetendeutschen blieb unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als möglichst rasch die Umgangssprache des Gastvolkes zu lernen, was zur Folge hatte, daß die sudetendeutsche Umgangssprache nach zehn Jahren praktisch verklungen war. Wer sagt noch Erdäpfel, Karfiol, Ribis, Marille, Paradeiser, Jänner, Advokat, Pult, sich verkühlen, Flohdackerln, Beuschel usw.?

Demgegenüber konnte sich die Mundart verhältnismäßig gut erhalten, sie wird in den einzelnen Familien und Sippen als Vermächtnis gehütet und außer in der Familie bei Zusammenkünften von Heimatvertriebenen, insbesondere aber bei Heimattreffen gebraucht. Leider ist der Zeitpunkt ihres Verklingens auch abzusehen, da sie die Jugend, der die lebendige Beziehung fehlt, nur noch als Fremdsprache spricht.

Auf eine Sonderheit möchte ich hier verweisen, die sich vor unseren Augen abspielt. Die Tschechen hatten sehr viel sudetendeutsches Wortgut in ihre Sprache aufgenommen. Die sudetendeutsche Umgangssprache ist im Verklingen und in Österreich werden viele schöne deutsche Wörter dem Tourismus geopfert. Bald wird es so weit sein, daß sie nur noch aus tschechischem Mund zu hören sein werden, wie etwa: pult, advocat, rybis, paradeika aus Paradeiser, spund, schniersenkl, speis, karfiol, lavor, parte (= Verkürzung von Partezettel = Traueranzeige) usw.

Aber nicht nur die Sprache, sondern auch die Kultur in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie war von Wien aus bestimmt worden. Diese Beobachtungen und Erfahrungen machten alle Sudetendeutschen täglich beim Einleben in die neue Heimat und vielen wurde bewußt,

daß die Beziehungen zu den Tschechen trotz der Sprachschranke eine engere war als die, die sie nun knüpfen konnten. Der viel bestaunte und bewunderte Zusammenhalt der Sudetendeutschen, oft über viele Kilometer hinweg, beruht auf dem mitgebrachten Erbe, von dem insbesondere unsere tschechischen Nachbarn einen guten Teil abbekommen haben. Wen wundert es dann, daß von den Sudetendeutschen, als sie 1959 vom Sudetendeutschen Tag in Wien wieder in ihre Heimat kamen, zu hören war „wir waren daheim“. Dieses Fremdsein registrieren auch die Wirtsvölker und bringen dies in den Benennungen für Flüchtlingssiedlungen wie „Bittschönshausen“, „Knödelallee“ usw. zum Ausdruck.

Die Entwicklung während der Jahrhunderte nach 1526 brachte es mit sich, daß die Sudetendeutschen in Wien ihre Hauptstadt sahen. Die meisten Studenten gingen daher auch nach Wien und nicht nach Prag studieren, vor allem die aus dem mährisch-schlesischen Raum. So kam es auch, daß die einzelnen sudetendeutschen Stämme nicht selbst aktiv wurden, sondern zufrieden ihrem Vorbild Wien nach-eiferten.

Aus den geistigen Strömungen der Französischen Revolution, der Befreiungskriege, der Aufklärung und der Romantik waren Nationalidee und Nationalstolz erwachsen, die in gemischtsprachigen Ländern, wie es die Kronländer waren, vorerst zu einem gesunden geistigen Wettkampf führten, die im Bohemismus, der Idee vom gemeinsamen Vaterland zum Ausdruck kamen, in ihrer Überspitzung aber den Nationalkampf auslösten.

Den Sudetendeutschen fehlte ein geistiges Zentrum. Aus diesem Mangel sowie aus der isolierten Lage rings um die tschechische Mitte hatten sich im Laufe der Zeit geographisch vorgezeichnete Landschaften und Gruppen um Städte, die verwaltungsmäßig, kulturell und wirtschaftlich einen Mittelpunkt darstellten, gebildet, für die die Nationalidee einen Aufschwung brachte.

Diese Zersplitterung war dafür verantwortlich, daß die anfänglichen Aufsammlungsarbeiten auf dem Gebiet des Volksliedes, der Volkssage und des Brauchtums nur Einzelercheinungen blieben und nicht über ihren engen Heimatraum hinaus wirken konnten. Aus Zeitmangel kann auf diese Sammlungen nicht näher eingegangen werden.

Einen gewaltigen Aufschwung erfuhr die Heimatforschung, als im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in allen Bezirken Bezirkslehrervereine geschaffen wurden. Da unterdessen der Nationalkampf zwischen Deutschen und Tschechen entbrannt war, wurde die Heimatpflege und Volkstumsforschung auf beiden Seiten immer mehr und mehr in dem nationalen Kampf eingesetzt, wobei betont werden muß, daß die seriöse Forschung auf beiden Seiten objektiv arbeitete.

Seit der Gründung der Lehrervereine war eine zentrale Stelle, wenn auch nur in kleinen Räumen, vorhanden, die in die bisherigen planlosen Forschungs- und Sammelarbeiten ein System brachte. Die Heimat wurde nun im wahrsten Sinne des Wortes erwandert, Dachböden alter Bauernhäuser, Ratsstuben und Kirchen durchstöbert und alte Archive und Bibliotheken systematisch gesichtet. Es ist die Zeit, in der eine Unzahl von Heimatzeitschriften entstand und Orts- oder Bezirksheimatkunden förmlich aus dem Boden schossen. In ihnen kam die Volkskunde überall zu ihrem Recht. Sie sind heute wertvolle Fundgruben volkskundlichen Gutes. Es ist aber auch die Zeit, in der die Grundlage zu Museen gelegt wurde.

Daneben kam es seit 1860 immer wieder zu Sammelaufrufen, vor allem zu mehrfachen für ein Mundartenwörterbuch. Zur Aufzeichnung der Volksüberlieferungen in Böhmen und Mähren-Schlesien rief Prof. Dr. Adolf Hauffen auf. Doch da die fünf Stämme noch immer keinen geistigen Mittelpunkt hatten und auch innerhalb der Stämme noch Gruppen und Grüppchen bestanden, blieb alles nur Stückwerk.

Das auf Hauffens Aufruf eingegangene Material war sehr heterogen, wie die Veröffentlichungen in der Reihe „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde“ zeigen. Vor allem wurden nur Klein- und Kleinräume, und diese leider auch stofflich nicht systematisch, behandelt. Man stützte sich eben auf Gelegenheitsmeldungen. Der Leserkreis war wie bei den Heimatzeitschriften, Heimatkunden, Ortskunden usw. auf die engere Heimat beschränkt.

Für einen größeren Leserkreis sorgte die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, die seit 1895 herausgegeben wurde, in der laufend Aufsätze aus dem sudetendeutschen Raum erschienen.

Eine Annäherung der einzelnen Stämme aneinander war bis zum Ersten Weltkrieg noch nicht erfolgt und das trotz der gewaltigen verwaltungsmäßigen, rechtlichen und sozialen Veränderungen, die das Jahr 1848 mit sich gebracht hatte. In diesem Jahr begann die Ablösung der Patrimonialherrschaft durch die staatliche Verwaltung und die Überführung des Gewohnheitsrechtes in das staatliche Rechtswesen.

Die Deutschen der böhmischen Kronländer waren bereits um die Jahrhundertwende in arge nationale und volkliche Bedrängnis geraten, die in den industrialisierten Gebieten weit spürbarer war als in denen, wo die Landwirtschaft noch dominierte. Die letzten Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg sind durch ein übergroßes Auseinanderklaffen von Arbeiter- und Unternehmerstand gekennzeichnet, zwischen denen der des Bauern und Handwerkers als ruhender Pol bezeichnet werden kann. Eine Annäherung der beiden extremen Bevölkerungsklassen bahnte sich erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts an.

Die sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts langsam entwickelnde Industrie erhielt einen wesentlichen Aufschwung durch den mit den modernsten Abbaugeräten um 1850 neu beginnenden Kohlenbergbau im Elbogener und im nordböhmisches Braunkohlengebiet. Die steile Aufwärtsentwicklung des Bergbaus forderte einen raschen Ausbau eines dichten Straßen- und Bahnnetzes sowie eine großzügige Erweiterung des Elbehafens in Aussig und die Entstehung weiterer Industrien. Gefördert wurde diese Entwicklung durch die Gründung eines leistungsfähigen Bank- und Kreditwesens. Die Folge war der Zug in die Städte und die Flucht aus der Landwirtschaft. Verkehrsmäßig günstig gelegene Dörfer wandelten sich rasch zu Arbeiterdörfern, in denen die Angehörigen der Landwirtschaft bald die Minderheit darstellten.

Damit wurde nicht nur das dörfliche, sondern auch das Kleinstadtleben in seiner bisherigen Harmonie gestört. Die bis dahin bestehenden Jugendverbände, die die Gesamtheit der Jugendlichen erfaßt hatten, lösten sich von selbst auf. Ungefähr zu gleicher Zeit wurde auch das häusliche Spinnen eingestellt und damit die Einrichtung der Spinnstuben, die über Jahrhunderte hinweg Begegnungsort der Jugend waren und wesentlich zur Erhaltung und Weitergabe von Volkslied, Volkstanz und Volkserzählung beigetragen hatten. Durch die Auflösung der Patrimonialherrschaft waren auch die herrschaftlichen Beschränkungen der Tanzveranstaltungen weggefallen.

Die in den Fabriken und Werkstätten arbeitende Dorfjugend brachte neues Allerweltslied und -tanzgut mit auf das Dorf. Da sie dort bald in der Mehrzahl war, setzte sie deren Verbreitung auch durch. Darüber hinaus hatte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den Städten, Städtchen und Marktflecken eine Welle von Jugendfestlichkeiten entwickelt, die vor allem vom städtischen Gesellschaftstanz der damaligen Zeit getragen waren. Träger solcher Veranstaltungen, die nach der Ausschmückung des Saales benannt wurden, waren vorerst die arbeitende Jugend, zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Inhaber von Gastwirtschaften mit Saal. Solche öffentliche Tanzfeste lassen sich vor allem in den nordböhmisches Bergbau- und Industriegebieten in den alten Zeitungen verfolgen. Bei den Benennungen war man recht erfinderisch, wie Blüten-, Rosmarin-, Rosen- usw. -kränzchen, Zipfelmützen-, Schlafhauben-, Schürzen- usw. -Ball, um nur einige zu nennen, zeigen.

Alles in allem hatte es den Anschein, daß die soziale Umschichtung und Unterwanderung der Dorfbevölkerung durch landwirtschaftsfremde Arbeiter dem stammlich gewachsenen Volksleben den Todesstoß versetzte. Dazu kam die Bildung politischer Parteien, die nicht nur

in den Städten und Städtchen, sondern auch auf dem Land früher dagewesene Gemeinschaften auflösten. Das 1907 durch die neue Reichsratswahlreform in der Monarchie eingeführte gleiche Wahlrecht konnte sich wegen des Beginns des Ersten Weltkriegs nicht mehr auswirken.

Die Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie brachte die Eingliederung der Sudetendeutschen gegen ihren Willen in das nationalslawische Staatsgefüge der Tschechoslowakei. Damit waren sie vor eine vollkommen neue Situation gestellt. Rasch hatte man begriffen, daß von Deutschland, dem Grenzlandnöte fremd waren, aber auch von Österreich, das erst mit seinen eigenen Sorgen fertig werden mußte, keine Hilfe zu erwarten war. Die rings um die slawische Mitte angeordneten deutschen Stämme und innerhalb dieser die unzähligen kleinen Gruppen und Grüppchen, die bisher ihre eigene Suppe gekocht hatten, erkannten in der plötzlichen Isolierung rasch den Ernst der Lage und erwachten aus ihrer bisherigen Passivität.

Verhältnismäßig schnell schlossen sich erstmals in ihrer jahrhundertelangen Geschichte die einzelnen Stämme zusammen, wobei sie von der heranwachsenden Jugend unterstützt wurden. Mit der Bezeichnung „Sudetendeutsche“ für alle Deutschen des böhmisch-mährisch-schlesischen Raumes wurde eine Benennung aufgegriffen, die ein ungarisch-deutscher Geograph im 19. Jahrhundert mangels einer gemeinsamen Benennung geprägt hatte.

Im Leben ist es allgemein so, daß Druck, Gegendruck und Überspitzungen zwangsläufig Gegenbewegungen auslösen. So hatten die Gleichmachungstendenzen auf den Dörfern und in den Städten die aufwendige und unterhaltungshungrige Lebensführung rasch zu Geld gekommener industrieller Kreise, denen das gehobene Bürgertum nachzueifern zu müssen gaubte, besonders bei der heranwachsenden Jugend zu einer entschiedenen Gegenbewegung geführt, die vorerst wenig in Erscheinung trat. Unterstützung fanden die in kleinen Kreisen zusammengeschlossenen Jugendlichen, die das angestammte heimatliche Kulturgut erhalten wollten, durch verschiedene in dieser Zeit gegründete Vereine, wie Gesangsverein, Turnverein, Musikverein, Bund der Landjugend usw., doch sprach jede Vereinigung andere Interessen an.

In den Städten und Städtchen entstanden Gruppen von Jugendlichen, die das Wandern und das Betreiben von Sport aller Art propagierten und den Alkoholgenuß wie den Tabak ablehnten. Heimatliche Schutz- und Volksbildungsarbeit sowie die Beschäftigung mit sozialen Frauen gehörten zu ihrem Programm.

Im wissenschaftlichen Bereich war es vor allem der Germanist Prof. Dr. August Sauer mit seinen Mitarbeitern Franz Jesser,

Emil Lehmann und Hermann Ullmann, um nur einige zu nennen, der mit der Gründung der Zeitschrift „Deutsche Arbeit in Böhmen“ durch Volksbildung zu einem vertieften Volksbewußtsein führen wollte.

Auf diesen Pfeilern konnte aufgebaut werden, als 1918/19 die Verbindung der Sudetendeutschen mit den Österreichern zusammenbrach. Die heranwachsende Jugend hatte sich in verschiedenen Verbänden gruppiert. In einem aber waren sie sich alle einig. Verteidigung der Muttersprache, der deutschen Kultur und Tradition. Sie alle hatten rasch begriffen, daß ihr Wirken nur dann Erfolg haben konnte, wenn es vom ganzen Volk, also von Bürgern, Bauern und Arbeitern getragen wurde. Deshalb mußte aus dem Volk heraus für das Volk gearbeitet werden. Dazu aber war es notwendig, es an seinen Wurzeln zu studieren und ihm die Notwendigkeit der Erhaltung seiner geistigen Werte und Kultur vor Augen zu führen. Die bestens redigierten Heimatzeitschriften zeugen von der geleisteten Arbeit dieser Zeit. Über allen stand Gustav Jungbauers „Zeitschrift für sudetendeutsche Volkskunde“, die Wissenschaft und Laienarbeit sinnvoll verband.

Einige Jugendverbände dieser Zeit hatten auf dem 1911 in Böhmen ins Leben gerufenen „Wandervogel“ aufgebaut. Ihr Ziel war die Erhaltung von Volkslied, Volkstanz und Volksschauspiel, die in den industrialisierten und verbürgerten Gesellschaften vollkommen unterzugehen drohten. Sie trugen diese zurück ins Volk und fanden dort die erwartete Resonanz. Allen voran standen als Initiatoren die Junglehrer, die zumeist aus den Jugendverbänden hervorgegangen waren. Nicht wieder erweckt konnte das Arbeitslied werden, die Maschinen hatten es verstummen lassen.

Allenthalben entsann man sich wieder der alten Jahresfeste und feierte sie nach altem Brauch.

Daß bei gemeinsamem Sport, Spiel, Tanz und Gesang soziale Schranken von selbst fielen, ist nur verständlich.

Die zu gemeinsamer Arbeit erwachten sudetendeutschen Stämme sahen nun erstmals in der Prager Karls-Universität ihren geistigen Mittelpunkt. An sie berufene Professoren von Rang und Namen lösten den 1926 verstorbenen Prof. August Sauer und die beiden erkrankten verdienstvollen Professoren Primus Lessiak und Adolf Hauffen ab. Namen wie die der Germanisten Prof. Erich Gierach, Prof. Ernst Schwarz, Prof. Herbert Cysarz, des Volksskundlers Prof. Gustav Jungbauer und des Rechtshistorikers Prof. Wilhelm Weizsäcker sind mit dem wissenschaftlichen sudetendeutschen Forschungsaufbau engstens verbunden.

In Reichenberg entstand die Anstalt für Heimatforschung und auf dem Fundus eines Spendenaufrufs für Bücher, Zeitschriften, Jahrbücher und sonstigen Druckwerken die Bibliothek der Deutschen, die sich in kürzester Zeit zu einer leistungsfähigen wissenschaftlichen Leihbibliothek mit Fernleihe entwickelt hatte.

1926 wurden in den deutschen Gebieten von Böhmen und Mähren-Schlesien von der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaft und Künste in Prag die Wenkersätze des Deutschen Sprachatlasses über die deutschen Schulen zur Aussendung gebracht.

Ernst Schwarz hatte 1931 mit seinem Buch „Ortsnamen als Geschichtsquelle“ die Grundlagen für die weitere Sprachforschung in den Sudetenländern geschaffen.

1935 erschien in München sein Buch „Sudetendeutsche Sprachräume“, das auf den Wenkersätzen aufbaute.

1930 wurde das Sudetendeutsche Mundartenwörterbuch gegründet, das 1945 so weit war, daß die ersten Artikel geschrieben werden konnten.

Weiters war in Prag die Flur- und Ortsnamenstelle entstanden, die noch am Aufsammeln war.

Letztlich wurde unter Prof. Schwarz auch Prof. Walter Mitzka's Wortfragebogen von allen Schulen ausgefüllt.

Schwarz hatte in der Folge auf Grund der Wenkersätze und der eingegangenen Fragelisten des Mundartenwörterbuches Hausarbeiten und Dissertationen erstellen lassen. Er setzte damit die von Prof. Erich Gierach begonnene Arbeit fort, der seine Studenten die Aufsammlungsarbeiten selbst durchführen ließ. Alle diese Arbeiten sind in den Reihen

„Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten“, später

„Beiträge zur Kenntnis sudetendeutscher Mundarten“,

„Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern“ enthalten. Diesen beiden Professoren ist es zu verdanken, daß die Mundarten des sudetendeutschen Gebietes fast vollständig erarbeitet und veröffentlicht sind. Dazu die Karte, es fehlen nur ganz wenige Sprachräume. Die Unterlagen für die Erarbeitung liegen bereit.

Gustav Jungbauer hat mit seiner oben genannten Zeitschrift, in der er auch Umfragen veröffentlichte, sehr wertvolles Material zusammengetragen. Er leitete ferner

- a) das sudetendeutsche Volksliedarchiv (ein deutsch-tschechisches Forschungsunternehmen, das jährlich den Vorsitz, einmal deutsch, einmal tschechisch, wechselte);
- b) die Aufnahmen für den deutschen Volkskundeatlas. Die Fragelisten wurden von den einzelnen Schulen ausgefüllt;
- c) die sudetendeutsche Sammelstelle des Archivs für deutsche Volks Erzählungen.

Alle diese wissenschaftlichen Unternehmen liefen auf vollen Touren, sie waren nur durch den Zweiten Weltkrieg und den dadurch bedingten Mitarbeitermangel etwas gehemmt.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs und die Ausweisung zerstörten, was in mühsamer Arbeit neu aufgebaut worden war.

Nach Jahren bitterster Not, in denen es vor allem um das Überleben ging, bahnte sich eine neue Auferstehung an und ließ die Sudetendeutschen, die verstreut über ganz Deutschland angesiedelt worden waren, wieder zueinander finden. Schon kurz nach der Währungsreform 1948 erschienen die ersten Heimatzeitungen im Exil. Sie erreichten bald die Zahl 84. Durch Zusammenlegung sind es einige weniger geworden, dürften aber immer noch die Zahl 70 erreichen.

Wenig später wurden die Anfänge für die Heimatstuben der einzelnen Landschaften gelegt, von denen einige bereits zu wertvollen Museen mit Bibliotheken angewachsen sind. Leider ist ihre Existenz und das, was sie beinhalten, noch viel zu wenig bekannt.

Viele Vereine der alten Heimat sind hier wieder aktiviert worden und tragen dazu bei, daß die heimatliche Kultur und Tradition erhalten bleiben.

Darüber hinaus hat sich die sudetendeutsche Jugend, wenn auch bereits in der neuen Heimat geboren, wieder zu Jugendverbänden zusammengefunden und trägt das Ihre zur Erhaltung des heimatlichen Gutes bei.

Aber auch die wissenschaftlichen Institutionen der alten Heimat erstanden in irgendeiner Form neu. So wahrt das Collegium Carolinum in München die Tradition der Prager Karls-Universität. Neben ihm ist das Sudetendeutsche Archiv in München bemüht, zu archivieren, was irgendwie faßbar ist. Als Untergliederung des Collegium Carolinum arbeitet seit 1957 in Gießen das neu gegründete Sudetendeutsche Wörterbuch, das bis 1980 soweit aufbereitet sein soll, daß die Veröffentlichung beginnen kann.

Seit 1960 habe ich in Gießen-Oberhof das Archiv für sudetendeutsche Volkskunde aufgebaut, das seine Aufnahmen auf dem Gebiet der Sachvolkskunde bis in die kleinsten Details — und das immer mit

Skizzen —² ausgeweitet hat. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Arbeitsvolkskunde und den sozialen Lebensbereichen gewidmet. Nicht neu erfaßt wurden die Volkserzählungen und das Volkslied, da die Sammlungen bis 1945 erhalten sind.

In Gießen-Oberhof steht das größte volkskundliche Archiv, das eine Volksgruppe je besessen hat. Es wurde in jahrelanger Arbeit von mehr als 500 Mitarbeitern, die jeweils für einen Ort arbeiteten, zusammengetragen und gibt in seiner Vielfalt und engen Belegordichte Zeugnis vom einstigen geistigen und materiellen Schaffen der Sudetendeutschen. Ergänzt wird dieses Archiv durch die Neuerscheinungen der Heimatkunden, Heimatschriften und Jahrbücher, deren Wert nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Der „arme Schlucker“ und seine Konsorten

Zu einigen Wiener Sagen, Legenden und Schwänken

Von Leopold Schmidt

Eine große Stadt wie Wien, die Kaiserstadt mit einem gewaltigen Umland voll von Dörfern und Schlössern, Kirchen und Klöstern, hat selbstverständlich immer schon ihre Volkserzählungen gehabt. Was man nicht so ganz genau wußte, was man sich vielleicht durch irgendeinen Hinweis gern erklären wollte, das regte die Volkserzählung an, daraus wurden lokale Sagen, Legenden und Schwänke. Und über das beträchtliche Ausmaß der tatsächlich überlieferten Volkserzählungen wuchsen gelegentlich noch weitere, mehr oder minder künstlich ersonnene hinzu. Im Biedermeier war das Verlangen danach offenbar am stärksten. Damals hat Moritz B e r m a n n so manche Wiener „Sage“ ersonnen und veröffentlicht, und von seinen Büchern sind sie in die Populärliteratur, aber auch in die Schullesebücher übergegangen, und werden weiter vermittelt ¹⁾. Ein Meister der Wiener Forschung wie Gustav G u g i t z hat sich bemüht, diese „Bermanniana“ aufzudecken, nachzuweisen und zu widerlegen ²⁾. Vergebliche Liebesmühe! Das Sagenbuch des Altmeisters Gugitz ist längst wieder aus dem Buchhandel verschwunden, und die erfundenen, ganz unnötig ausgedachten und aufgeblähten Geschichtchen tauchen immer wieder auf.

Und das sogar in unseren Heimatbüchern, die dafür eigentlich zu gut sein sollten. Wenn man gelegentlich in einem Bezirksblättchen liest, daß die Mauer um den Lainzer Tiergarten von einem Maurermeister namens Schlucker errichtet worden sei, der so wenig dafür verlangt haben soll, daß seine Zunftgenossen ihn nur den „armen Schlucker“ nannten, so ist das unwesentlich. Solche Blätter brauchen eben ihr Futter. Aber wenn dann wieder einmal ein Heimatbuch erscheint, beispielsweise das gut ausgestattete neue für Hietzing, mit dem schönen Untertitel „Ein Bezirk im Grünen“, so ist man doch nicht darauf gefaßt, solche Geschichtchen darin zu finden ³⁾. Aber Christine

¹⁾ Moritz B e r m a n n, Alt- und Neu-Wien. Wien 1866.

²⁾ Gustav G u g i t z, Die Sagen und Legenden der Stadt Wien. Nach den Quellen gesammelt und mit kritischen Erläuterungen herausgegeben. Wien 1952.

³⁾ Christine K l u s a c e k und Kurt S t i m m e r, Hietzing, ein Bezirk im Grünen. Wien 1977. S. 92 f.

Klusacek und Kurt Stimmer haben uns leider den „Armen Schlucker“ nicht erspart, sondern ihn auf S. 92 f. breit vorerzählt, so genau, als wäre das alles quellenmäßig belegt. Sie konnten das umso eher tun, als sie sich auf ein amtliches Schriftstück stützen konnten. Da verkündeten doch die „Wiener Notizen“ (44—47/1971, Blatt 6) über den „Späten Ruhm für den ‚armen Schlucker,‘“ und wußten gleichzeitig mitzuteilen, daß dieser „späte Ruhm“ seine „Verewigung auf einer Straßentafel“ finden werde. Der Kulturausschuß (des Wiener Magistrates) habe beschlossen, einer bisher unbekanntem — soll vielleicht heißen: unbenannten — Gasse im 13. Bezirk den Namen Schluckergasse zu geben ⁴⁾.

Unter solchen Umständen konnten die Verfasser des Hietzinger Heimatbuches ja kaum anders, als die Arme-Schlucker-Geschichte in ihr Buch aufzunehmen. Von der Philipp-Schlucker-Gasse wissen sie übrigens nichts. Unsereinen aber wunderts nur, daß sie nicht auch die berühmigten Namenssagen von Lainz und von Purkersdorf aufgenommen haben. Altmeister Gugitz hat sie einst lächelnd als „Scherzsagen“ bezeichnet ⁵⁾, und doch tauchen sie in Anekdotensammlungen immer wieder auf, diese Wendungen, daß der Knappe zu seinem Landesfürsten, der vergessen hatte, wo er seine Lanze hingelehnt hatte, zurufen konnte: „Durt laints — “.

Aber beim „Armen Schlucker“ handelt es sich ja um ein Histörchen, das keine Ortsnamen-, sondern eine Personennamen-Erklärung versucht. Und dabei hat man es eigentlich nicht schwer, wenn man sich ernsthaft dafür interessiert. Man kann in einem Lexikon der deutschen Redensarten nachschlagen, heute am besten wohl bei Lutz Röhrich ⁶⁾ und wird dort sogleich belehrt, daß es den „armen Schlucker“ als Ausdruck für einen Schlemmer, der nichts mehr zu verzehren hat, schon seit dem Spätmittelalter gibt. Das war nie ein Mann, ein einzelner Maurermeister, sondern die Gestalt einer Redensart, die beispielsweise Hans Sachs schon 1553 in einem Fastnachtspiel erwähnt hat. Die Redensart hat es nicht etwa nur in Franken gegeben, sondern auch in unseren Landen. Da gibt es beispielsweise eine Weisung bezüglich der „Fischtrager“ im Bereich des Stiftes Mondsee in Oberösterreich. Es werden zehn Namen solcher „Fischtrager“ angeführt, und bei einem davon steht als Charakteristik ausdrücklich „Er sey ein aramber schlucker“. Das hat Georg Wacha in einer lesenswerten Studie über den Fischhandel in Oberösterreich festgehalten (1964), aber welcher Lokal-

⁴⁾ Wiener Notizen. 44—47/1971. Blatt 6.

⁵⁾ Gugitz, wie oben, S. 205, zu Nr. 122.

⁶⁾ Lutz Röhrich, zusammen mit Gertraud Meinel, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Bd. I, Freiburg 1973, S. 859.

historiker liest schon solche Studien, aus denen man vielleicht wirklich „Lokalhistorie“ lernen könnte ⁷⁾).

Der „Arme Schlucker“ mag sich trösten, er hat in Wien noch so manchen Konsorten. Da wäre besonders jener Wirt Josef Klampfl zu nennen, der das Gasthaus „Zur Stadt Belgrad“ geführt haben soll, von 1834 bis 1865. Wenn man heute noch sagt, daß jemand „ein Klampfl angehängt“ werde, nicken sich manche Lokalhistoriker zu und behaupten, diese Redensart gehe auf jenen Wirt zurück ⁸⁾. Dabei handelt es sich wieder um eine spätmittelalterliche Redensart, die sich gut nachweisen läßt; schon der große Wiener Redensartenforscher Max M a y r hat das gewußt und die heutige Form auf das mittelhochdeutsche „klempelin“ zurückgeführt ⁹⁾. Aber die Sache läßt sich noch weit andershin verfolgen, sogar bis in die so unbekannte alte österreichische Literatur. Der bedeutende oberösterreichische Prosaist Johann B e e r, mit dem Pseudonym Wolfgang von Willenhag hat schon 1704 eine entsprechende Anekdote aufgezeichnet: „In der Compagnie war ein Trummelschläger, desgleichen Spaßvogel unter dem ganzen Regiment nicht gewesen. Es konnte fast kein Mensch vor der Hauptwache vorbeigehen, dem er nicht ein Klämperlein anhängte ¹⁰⁾.“ Aber den alten Musikus und Poeten Johann Beer liest leider niemand mehr, und deshalb schreibt man nach wie vor die Geschichte vom Wirt Josef Klampfl nach, nicht anders als jene vom Maurermeister Philipp Schlucker.

⁷⁾ Georg W a c h a, Zur Geschichte des Fischhandels in Oberösterreich (Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs, Bd. 8, Linz 1964, S. 429).

⁸⁾ Leopold S c h m i d t, Sprichwörtliche deutsche Redensarten. Lese-früchte und Randbemerkungen zu Lutz Röhrichs „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“ (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXVIII/76, 1974, S. 104 f.).

⁹⁾ Max M a y r, Wiener Redensarten. Wien 1929. S. 39.

¹⁰⁾ Johannes B e e r, Der verliebte Österreicher, oder Kurtzweil mit Frauenzimmern. Hg. Fritz Habeck. 2. Aufl., Graz 1964, S. 56.

Chronik der Volkskunde

Leopold Kretzenbacher 65 Jahre

Einem guten Freund, einem sehr profilierten Kollegen soll dieser Gruß gelten: dem immer wieder jugendfrischen Leopold Kretzenbacher, dem man weder seine vielen Kinder noch seine Enkel ansehen würde, dem man aber gern die Fülle seiner Veröffentlichungen und Vorträge glaubt.

Kretzenbacher ist am 13. November 1912 in Leibnitz in der südlichen Steiermark geboren worden. Heute steht sein Haus in der Nähe seiner Geburtsstadt und er hat von dort gerade so weit oder so nahe nach Graz, seiner Studienstadt, wie es ihm gefällt. Daß der Weg in die Untersteiermark, aber auch nach Kärnten oder nach Krain von dort denkbar kurz ist, soll für den Unkundigen betont werden: Kretzenbacher pflegt nie lange an einem Ort zu sitzen, er wandert oft und gern und sein Wagen trägt ihn immer wieder nach dem Süden und nach dem Südosten. Nicht umsonst brachte schon seine erste Veröffentlichung Kunde von einer Studienfahrt zu den Deutschen in der Dobrutscha, nicht umsonst führte ihn seine Gastprofessur 1943/44 nach Agram und fast selbstverständlich war es doch, daß er den weiteren Teil des Zweiten Weltkrieges im äußersten Südosten, in Griechenland, zubrachte.

Damals war das innere Schicksal Kretzenbachers eigentlich schon längst entschieden. Er hatte in Graz studiert, Germanistik, Slawistik, übrigens auch klassische Philologie und selbstverständlich Volkskunde. Er hat dann wie mehrere seiner gleichfalls im Fach groß gewordenen und berühmt gebliebenen Kollegen, vor allem Hanns Koren und Oskar Moser, bei Karl Polheim auf dem Gebiet des Volksschauspieles dissertiert und wesentliche Erkenntnisse bei Viktor von Geramb gewonnen. Volksglaube, Volksbrauch, Volksschauspiel, Volkserzählung, das sind Hauptgebiete seiner damaligen wie seiner späteren Arbeiten geworden. Sein enges Verhältnis zum Südosten bekundete sich schon in seiner Habilitationsschrift über „Germanische Mythen in der epischen Volksdichtung der Slowenen“. In Ausweitung seiner Dissertation und als Ergebnis seiner Wanderungen im Gelände seiner steirischen Heimat entstand dann sein „Lebendiges Volksschauspiel in der Steiermark“, das in seiner Art eines der besten Bücher auf diesem Gebiet überhaupt geblieben ist. Damals, in den fünfziger Jahren, folgten derartige fruchtbare Aufarbeitungen geradezu Schlag auf Schlag. Es kam sein schönes Buch „Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südost-Alpenländern“, mit dem endlich ein wesentlicher Schritt über die älteren Textausgaben hinaus getan wurde. Es kam sein „Frühbarockes Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark“, das die Fähigkeit Kretzenbachers zur Historisierung der Volkskunde auf dem exemplarischen Teilgebiet Volksschauspiel bekundete. Gleichzeitig auch seine Fähigkeit, manche, ja viele der mitunter schon früher aufgenommenen Fäden wieder anzuheben und neu zu verknüpfen. Das kam auch seinem schmalen Buch über die „Weihnachtskrippen in der Steiermark“ zugute, das lange vor der später so allgemein üblich gewordenen Historisierung der Krippenforschung dies für die Krippen seiner Heimat durchführte. Es war alles dieses in den Jahren erfolgt, als Kretzenbacher am Steirischen Volkskundemuseum tätig war, der durch Geramb gegründeten und sehr bewußt stilisierten

Pflegestätte der alten Volkskultur, die durch Hanns Koren noch weiter ausgebaut werden konnte. Die Bibliothek des Museums, früher eher den Ausmaßen nach gering, gewann durch Kretzenbacher rasch an Geltung und Umfang. Was aus den verschiedensten Beständen dort zusammengelassen war, ließ sich doch so ausbauen, daß man diese Museumsbibliothek heute wohl als die zweitbedeutendste volkkundliche Fachbibliothek in Österreich wird ansprechen dürfen.

In den gleichen Jahren konnte Kretzenbacher, der sich wie gesagt schon 1941 habilitiert hatte, nunmehr an der heimatlichen Universität Graz lesen, erhielt dort auch 1955 den Titel eines außerordentlichen Professors. Damals stand er freilich schon in guten Beziehungen zu den Kollegen in der Bundesrepublik, die ihn vor allem auf Grund seiner lebensvollen Vorträge rasch schätzen lernten. Als Kurt Ranke dann in der Nachfolge Peuckerts nach Göttingen ging, folgte ihm Kretzenbacher in Kiel nach, wo er 1961 außerordentlicher, 1962 ordentlicher Professor wurde. Er war der erste Österreicher, der eine solche Karriere in Deutschland machte. Freilich war sie ihm nicht in den Schoß gefallen. Eine Reihe wichtiger Veröffentlichungen, auch in Buchform, hatten doch die letzten Jahre in Graz noch begleitet. Erschienen waren sie, wie manche spätere auch noch, in Klagenfurt, wo die wissenschaftliche Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten geradezu zum wichtigsten Verlag der Bücher Kretzenbachers wurde. So erschien dort seine „Seelenwaage“, und noch im Jahr der Berufung nach Kiel seine „Heimat im Volksbarock“, eine Zusammenfassung seiner vielen verstreuten Wanderberichte aus den Ostalpenländern. Gleichzeitig kündigten sich freilich kommende Beziehungen zu München an: 1959 erschien sein Buch „Santa Lucia und die Lutzelfrau“ im dortigen Südost-Institut, und die Mitarbeit Kretzenbachers dort, seine Beiträge zu den „Südost-Forschungen“ lassen sich über Jahrzehnte hin verfolgen. München war längst für Kretzenbacher nicht nur die Hauptstadt Bayerns, sondern vor allem die Hauptstätte der deutschen Südostforschung und ist es auch geblieben. Die stattliche Zahl seiner Buchbesprechungen in dem Organ des Südost-Institutes beweisen es.

Aber Kretzenbacher wußte auch seine Zeit in Kiel landschaftsgerecht zu nützen. Er erwanderte sich den Norden, lernte ihn auf Exkursionen nach Skandinavien kennen und gewann dort beispielsweise für seine Legendenstudien neue Anregungen. Aber nicht nur das stehengebliebene Mittelalter der nordischen Kirchenwandmalereien wurde ihm wichtig, sondern auch das unmittelbar gegenwärtige Volksleben in Schleswig-Holstein. Da ihm die Reiterspiele des Südostens, beispielsweise das Gailtaler Kufenstechen, längst genügend geläufig waren, erfaßte er nun auch das Tonnenreiten im Norden, und sein großes Buch „Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstechen“ erweist ihn als Meister auf einem völlig neu erarbeiteten Gebiet. Das stattliche, wiederum in Klagenfurt erschienene Buch war freilich beinahe schon das Abschiedsgeschenk für Kiel. Denn knapp danach, 1966, erfolgte die Berufung nach München. Hier, wo er längst Mitglied der Südostdeutschen Historischen Kommission war, konnte er nun das seit Hanikas Tod verwaiste Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde neu aufbauen. Die „Vergleichende Volkskunde“, seit Arthur Haberlandt ein Anliegen der österreichischen Volkskunde, kam auf diese Weise nun in München zur Geltung, entsprechend der Gesamttendenz Kretzenbachers, die sich in seinen Vorlesungen, Seminaren und Exkursionen immer stärker geltend machte. An seinen Büchern aus diesen Jahren lassen sich die Hinwendungen zum Süden wie zum Südosten, zur Volksglaubens- und zur Volkserzählforschung deutlich ablesen: Waren es 1968 „Teufelsbündner und Faustgestalt im Abendlande“, so folgten im gleichen Jahr noch die „Kynokephalen Dämonen südosteuropäischer Volksdichtung“. Das Material dafür lag seit Jahrzehnten bereit, Kretzenbacher hat seine Aufzeichnungen und Exzerpte stets langhin gespart. Da er aber stets

wieder für neues Material aufgeschlossen blieb und bleibt, haben auch alle diese Veröffentlichungen etwas „Offenes“ an sich. Keine apodiktischen Schlußstriche, sondern stets die Erwartung, daß neue Funde auch neue Erkenntnisse geben könnten, das bleibt bei ihm wesentlich.

Seit den fünfziger Jahren hatte sich Kretzenbacher in steigendem Ausmaß mit der Legende beschäftigt. Auf diesem Gebiet fand er sich nunmehr nach der Berufung nach München in ganz besonderem Ausmaß mit Rudolf Kriss zusammen, der seine Honorarprofessur in München sehr zurückhaltend ausübte, dafür aber seine Forschungsreisen immer mehr verstärkte und ausweitete. Hatte er vormals die Wallfahrtsvolkskunde Altbayerns neu begründet und dauernde Leistungen in Form seiner Sammlung wie seiner Veröffentlichungen gesetzt, so hatte er sich seit seinen Fahrten nach Griechenland und nach Zypern immer mehr auch der Legendenforschung zugewendet, wie dies in seinen letzten Büchern stark zum Ausdruck kommt. Die persönliche Freundschaft, die Kriss und Kretzenbacher verband, wirkte sich nicht nur auf die Münchner Lehrtätigkeit beider aus, die mitunter auch zu gemeinsamen Exkursionen führte, sondern auch zur starken Anregung von Hörern und Assistenten Kretzenbachers durch die bedeutende Persönlichkeit von Kriss. Das wichtige Buch von Helge Gerndt über die Kärntner Vierbergewallfahrt ist ein schönes Zeugnis für die Zusammenarbeit in jenen Jahren. Die gewisse Selbstverständlichkeit, mit der ein Kriss wie auch ein Kretzenbacher etwa den Berg Athos besuchten, gehört vermutlich zu den Grundlagen ihrer Art von Forschung, mag dies alles auch jedem anderen Mitstrehenden ferner liegen oder doch sehr extensiv anmuten.

Bei Kretzenbacher haben diese Wanderungen, Fahrten, Reisen und gleichzeitigen Aufzeichnungen, Archivstudien, ikonographischen Überlegungen und Schlußfolgerungen zu so manchen Veröffentlichungen geführt, die weiterweisen. Da sind die „Rechtslegenden abendländischer Volksüberlieferung“ etwa zu nennen, von denen die Hemma- und Kunigunden-Legende die bayerische und österreichische Legendenforschung immer wieder berühren wird. Da sind die reichen „Bilder und Legenden zwischen Byzanz und dem Abendlande“ zu nennen und die beinahe unwirklich anmutende „Versöhnung im Jenseits“. Aber auch Studien zur handfesten Wallfahrtsvolkskunde wie die „Kettenkirchen in Bayern und Österreich“ gehören hierher, besonders wenn man an die weitverbreiteten Wachsumgürtungen denkt. Da wird immer wieder die zunächst flächenhaft anmutende Aufzeichnungsarbeit durch eine historische Dimension erweitert. Man merkt den Gewinn dessen, was bei Kretzenbacher „Vergleichende Volkskunde“ heißt und was im ganzen genommen als kulturhistorische Volkskunde angesprochen werden muß. Im einzelnen, auf Teilgebiete hin angesehen, greift es wohl noch stärker in den Gesamtbereich des Faches ein, weil ja Kretzenbacher nicht nur die Legende als Erzählung erfaßt, sondern, und das auch schon seit langem, die Dramatisierung der Legenden im Volksschauspiel und die singbare Gestaltung als Legendenballade. Alle diese Gebiete sind von ihm nicht nur erfaßt worden, seine Arbeiten haben hier auch stark weitergewirkt, ein ganzer Zweig der Balladenforschung geht eigentlich auf diese Anstöße zurück.

Knapp vor seinem 65. Geburtstag sind nun zwei weitere ausführliche Legendenstudien Kretzenbachers erschienen. Zunächst: Legende und Sozialgeschehen zwischen Mittelalter und Barock (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte, 318. Bd.), Wien 1977, und dann: Das verletzte Kultbild. Voraussetzungen, Zeitschichten und Aussagewandel eines abendländischen Legendentypus (= Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte Jg. 1977, Heft 1), München 1977. Da werden also seit langem vorbereitete Studien wieder weitergeführt und zeigen, wie solche intensiv betriebene Arbeiten ihr begründetes Eigenwachstum haben.

So bietet sich das Werk Kretzenbachers, wie es bisher vorliegt, wohl als Spiegel des Wesens und Werdens eines Gelehrten im Strom unserer Zeit, getragen von einer starken Individualität, dar, gleichzeitig aber auch als richtungweisender Ausschnitt aus der zielstrebigem Bemühung in der Mitte des Fachganzen. *Ars una, species mille*, möchte man manchmal mit dem alten Spruch der Künstler sagen. Von den *mille species* ist Kretzenbacher sicherlich eine ganz besondere zuteil geworden. Aber die *Ars una* ist ihm dabei immer ganz selbstverständlich bewußt gewesen. Nur deshalb konnte er das Fach so wesentlich bereichern. Die Öffentlichkeit der Wissenschaften hat das längst anerkannt. Die Bayerische Akademie hat ihn zu ihrem wirklichen Mitglied gewählt, die Österreichische Akademie der Wissenschaften zu ihrem korrespondierenden im Ausland, die Königliche Gustav-Adolf-Akademie in Uppsala ebenso. Man weiß, daß es viel mehr an Ehrungen nicht gibt, die einem Vertreter unseres Faches zuteil werden können. Die solchermaßen Geehrten kann man heute noch fast an den Fingern einer Hand abzählen. Der Münchner Ordinarius Kretzenbacher gehört zu dieser Zahl und hat innerhalb dieser kleinen Schar jene Kontur der **echten Persönlichkeit**, die wir alle wohl am meisten an ihm schätzen. Deshalb: ein herzlicher Gruß an ihn an diesem seinem 65. Geburtstag.

Leopold S c h m i d t

Dazu die Neuerscheinung **Vergleichende Volkskunde, Bibliographie Leopold Kretzenbacher**. Aus Anlaß seines 65. Geburtstages bearbeitet und herausgegeben von Helge Gerndt und Georg Schroubek (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 3, hrg. von W. Brückner und L. Kriss-Rettenbeck), München — Würzburg 1977, DM 10.— und Versandkosten.

Die Bibliographie enthält eine ausführliche Einführung in wissenschaftlichen Werdegang und Werk, biobibliographische Nachweise und sämtliche Veröffentlichungen außer den zahllosen Rezensionen. Dafür sind die vielen, reichgegliederten Bücher inhaltlich aufgeschlüsselt und werden durch zwei große Register erschlossen. Dadurch ist es erstmals möglich, sozusagen mit einem Griff nicht bloß Kretzenbachers Beiträge zu bestimmten Problemen, Motiven oder Gegenständen aufzufinden, sondern für gewisse Bereiche überhaupt einen ersten bibliographischen Einstieg zu finden.

Gaetano Perusini †
(1910—1977)

Von verbrecherischer Hand wurde im Juni 1977 das Leben des ordentlichen Professors der Volkskunde an der Triester Universität, Dr. Gaetano Perusini, jäh und brutal abgebrochen. Der Verstorbene wurde der Wissenschaft, der er leidenschaftlich diente und für die er einen Großteil seiner Vitalität und seiner Mittel opferte, förmlich entrisen. Nach dem Diplom aus Agrarwissenschaften (Bologna 1934) leitete er vorbildlich das geerbte große Weingut Rocca Bernarda bei Cividale und pflegte auserlesene Tafelweine. Die Freizeit aber widmete er von je dem allseitigen Studium der Vergangenheit seiner engern Heimat, des Landes Friaul, und mit dem Ertrag seines Besitzes bereicherte er beharrlich seine Sammlungen. Es war kein Steckenpferd-Kollektionismus, sondern eine wohldurchdachte systematische Sammeltätigkeit für ein vorbildliches friulanisches Volkskundemuseum. Von rund 3000 gesammelten Gegenständen übergab er etwa 2500 der Stadtgemeinde Udine in Verwahrung, die einen eigenen Palast mietete, um darin ein Museum friulanischer Volkskunst und Volksüberlieferungen (Museo di arti e tradizioni popolari) einzurichten. Nebenbei sei erwähnt, daß Perusini die vielleicht größte italienische Sammlung von Volksschmuck und Amuletten (etwa 4500 Stück) besaß, die nicht nur aus ganz Italien, sondern auch aus dem Balkan und aus dem Nahen Osten stammte.

Perusini interessierte sich für alle Bereiche des Volkslebens; seine besten Kräfte aber widmete er vielleicht der Rechtsvolkskunde. Erwähnt sei aus diesem Bereich sein umfangreiches Werk: *Vita di popolo in Friuli — Patti agrari e consuetudini giuridiche*. Firenze 1961. Nicht minder wichtig sind seine grundlegenden Beiträge zur Erforschung der Tracht (*Antichi costumi popolari friulani: Zona di aniago — 1940; Zona di Cividale — 1941*), des Heimgewerbes, des Brauchtums, des Volksglaubens, des Erzählguts, der Volkslieder und Volksinstrumente (seine diesbezügliche Arbeit aus dem Jahre 1944 erschien auch in deutscher Sprache: *Zur Geschichte der Musikinstrumente, der Volksmusik und der Volksdichtung in Friaul, im Sammelband: Volkslied — Volksmusik — Volkstanz, „Kärnten und seine Nachbarn“, 1972*).

Gaetano Perusini hegte eine ausnehmende Liebe zu seiner „piccola patria del Friuli“ und war einer ihrer besten Kenner. Seinem scharfen Blick entging nichts, was sich auf dieses Land bezog. Mit rechtzeitigen Ankäufen rettete er vor der Papiermühle und vor Verfall eine Reihe wichtiger Dokumente und ganzer Privat-, Pfarr- und Schloßarchive. Mit größter Sorgfalt betreute er seine wertvolle Bibliothek, in welcher wir, seine Freunde aus der Nachbarschaft, periodische und andere Veröffentlichungen finden konnten, die nur sehr selten in öffentlichen Bibliotheken Italiens vorhanden sind. Als richtiger friulanischer Polyhistor war Perusini geradezu berufen, die Schriftleitung von „Ce Fastu?“, des wissenschaftlichen Organs der Società filologica friulana, zu übernehmen. Unter seiner Führung seit 1944 bis heute erreichte die Zeitschrift eine beneidenswerte Höhe und veröffentlichte neben einheimischen auch Beiträge jugoslawischer, österreichischer, deutscher und schweizerischer Mitarbeiter. Das letzte Heft, welches er noch selbst vorbereiten konnte, soll vor Ende 1977 erscheinen.

Von niemandem abhängig, weit ausblickend, war Perusini ein weltöffener Mann, der sich bei keiner Gelegenheit scheute, zu betonen, wie sehr sein Friaul ein einzigartiges europäisches Land sei, in dem jahrhundertlang die drei größten europäischen Volksstämme — Romanen, Slawen und Germanen — miteinander leben. „La zona delle Alpi Orientali“, so schrieb er unlängst, „è quindi uno dei territori europei più interessanti per uno studio su piccola scala di fenomeni che appaiono anche nel quadro generale europeo.“ Es war deshalb eine Selbstverständlichkeit, daß er einer der Mitbegründer der Freien volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft „Alpes Orientales“ war. Er organisierte zwei ihrer Zusammenkünfte (Grado 1964, Resia 1975).

Mit Perusinis Tod ist in unseren Reihen eine unausfüllbare Lücke aufgerissen worden
Milko Matičetov, Ljubljana

Georg Kotek

Prof. Dr. Georg Kotek, Ehrenvorstand des Volksgesangvereines in Wien, ist am 2. November 1977 im 88. Lebensjahr gestorben. Kotek, der beruflich Leiter der Rechtsabteilung der Wiener Stadtwerke war, hat sich zeitlebens mit der österreichischen Volkskultur, vor allem mit dem Volkslied beschäftigt. Schon vor dem ersten Weltkrieg hat er aufgezeichnet und Aufzeichnungen veröffentlicht, hat in seiner Sommerfrische Tragöß in der Steiermark das Volksleben, auch den Volkstanz beobachtet und seine diesbezüglichen Aufzeichnungen an Raimund Zoder weitergegeben. Der große Anreger und Organisator, der seit 1924 Vorstand des Deutschen Volksgesangvereines war, gehört seit jenem Jahr auch dem Ausschuß des Vereines für Volkskunde an und hat hier drei Jahrzehnte hindurch verdienstvoll gewirkt. Er war selbst Sammler guter, alter Volkskunst und hat so manches wichtige Stück auch dem Museum vermittelt. Etwa ein halbes Hundert Objekte hat er auf diese Weise dem Museum zur Verfügung gestellt, unter ihnen die berühmte schöne Pongauer Perchtenmaske mit dem auf-

geschnitzten pflanzlichen Dekor. Auch in der Zeitschrift des Vereines hat sich Kotek, der an sich wenig veröffentlichte, ab und zu mit einer Aufzeichnung zu Wort gemeldet.

Die Bibliographie seiner Veröffentlichungen, 1960 von Karl M. Klier zusammengestellt (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 9, S 143 ff.) zeigt wohl, womit sich Kotek beschäftigt hat, nicht aber, wie intensiv. Für ihn, den aktiven Sänger und Chorleiter, war all das, was er kannte, was er selbst aufgeschrieben hatte, dessen Aufzeichnungen er angeregt hatte, durchaus lebensvoll und sollte es durch Rundfunk und Schallplatte auch weiterhin bleiben. Als Gestalter dieser lebensvollen Art des Erinnerens an die traditionelle Volkskultur wird Georg Kotek lang in der Erinnerung der österreichischen Volkskunde erhalten bleiben.

Leopold Schmidt

Neue Direktion des Museums

Mit dem Jahreswechsel 1977/78 erfolgt auch der Wechsel in der Leitung des Österreichischen Museums für Volkskunde. Am 16. November 1977 verabschiedete Frau Bundesminister für Wissenschaft und Forschung Dr. Herta Firnberg den langjährigen Direktor des Museums, WHR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, und sprach ihm Dank und Anerkennung für die geleisteten Dienste aus. Gleichzeitig überreichte sie dem neuen Direktor, Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl, das Ernennungsdekret, durch das er mit Wirkung vom 1. Jänner 1978 mit der Leitung des Museums betraut wird.

Literatur der Volkskunde

Günter Wiegelmann, Matthias Zender, Gerhard Heilfurth, Volkskunde.
Eine Einführung (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 12). Berlin
1977, Erich Schmidt Verlag. 265 Seiten mit 11 Abbildungen im Text.

Wenn eine Einführung in unser Fach aus der Feder von drei geschätzten Kollegen erscheint, dann muß man sich zweifellos damit beschäftigen. Auch wenn man weiß, daß hier das Fach nicht vollständig dargestellt werden kann, weil ein beachtlicher Teil dessen, was nun einmal zur Volkskunde gehört, schon vor zehn Jahren von Hermann Bausinger in seinem in der gleichen Reihe erschienenen Band „Formen der ‚Volkspoesie‘“ (Berlin 1968) behandelt wurde.

Für diesen Band verblieben also im wesentlichen die Gebiete „Sachkultur“ und „Glaube und Brauch, Fest und Spiel“. Auch wenn man nun die „Volkspoesie“ dazurechnet, kommt da noch immer keine ganze Volkskunde heraus, und so schlägt man das Buch, das, dem Vorwort nach zu schließen, eine längere Entwicklungszeit gehabt haben muß, mit einigen Bedenken auf. „Zudem“, heißt es im Vorwort noch, „war er (soll heißen: es) nicht leicht, die Konzepte der drei Autoren in knappem Rahmen zu einem Ganzen zu bündeln. Diese Aufgabe und die abschließende Redaktion übernahm G. Wiegelmann.“ Man wird sich also mit dem Buch einige Mühe geben müssen.

Der Aufbau scheint zunächst logisch: zuerst eine „Geschichte der Forschung“. Da schreibt also Wiegelmann über die „Stellung des Faches“, was sich im wesentlichen auf das „Wissenschaftsgefüge“ an den heutigen Universitäten bezieht. Dann versucht Wiegelmann eine „Geschichte der Forschung im 18. und 19. Jahrhundert“ zu geben, was nach den Vorarbeiten von Gustav Jungbauer und von Georg Fischer nicht allzu schwer zu sein scheint. Aber er verteilt die Gewichte sehr rasch ungleichmäßig, geht von der Aufklärung aus und findet nicht zur Romantik. Das starke Herausstreichen von Wilhelm Heinrich Riehl überrascht, besonders wenn ihm im folgenden Jacob Grimm gegenübergestellt wird: ein kauziger Journalist gegenüber einem Jahrhundert-Genie, das ergibt Schwierigkeiten. Wenn man da etwa lesen muß (S. 21), daß Grimm die für Wiegelmann so wichtigen Regeln wie die vom gesunkenen Kulturgut, von der Kulturfixierung, von der Kulturraumforschung noch nicht gekannt habe, er „hatte dafür anscheinend noch zu wenige Vorarbeiten zur Hand“, so verläßt den Rezensenten für kurze Zeit die kühle Beherrschung. Aber Wiegelmann hat sich in seiner Weise schon bemüht, Leistungen des späteren 19. Jahrhunderts, wie die Bauernhausforschung oder die Museumsgründungen, wenigstens knapp zu skizzieren. Anders geht Matthias Zender seine „Geschichte der Forschung im 20. Jahrhundert“ an. Er hat viel davon miterlebt und verleiht manchen Stellen ein recht persönliches Gepräge. Das Hauptanliegen ist die Auseinandersetzung der Volkskunde mit „nationalistischen Gedanken“, wie es dies freilich schon seit dem Humanismus gegeben hat. Die Vielseitigkeit des Kapitels erlaubt auch manche Ausgriffe auf die konfessionell gebundene Forschung, die in Rheinland-Westfalen ja ihre besondere Tradition hat. Die Forschung nach 1945 kommt dagegen ein bißchen zu kurz, vieles an tieferreichenden Untersuchungen wird nicht berührt. Aber das Kapitel bleibt alles in allem eine gut lesbare, kritische Übersicht.

Es ist vielleicht am besten, hier gleich bei dem weiteren großen Kapitel von Matthias Zender fortzusetzen, das Brauch und Glaube behandelt. Es ist in mancher Hinsicht ein Gegenstück zu dem großen Kapitel „Volksbrauch“ von Adolf Spamer in dem von Wilhelm Peßler herausgegebenen Handbuch¹⁾. Zender steht vielleicht der Vielzahl von Erscheinungen noch etwas näher, gestaltet die vielen Einzelheiten lebensvoller, besonders wenn es um Beispiele aus dem Rheinland, aus Eifel und Hunsrück geht, die immer wieder besonders auffallen. Viele Erkenntnisse gehen selbstverständlich auf die Arbeit am Atlas der Deutschen Volkskunde zurück, den Zender so lange leitet. Auch die beigegebenen Kärtchen spiegeln Atlas-Umfrage-Ergebnisse. Auch hier wieder die starke Beschäftigung mit volksreligiösen Fragen, mit den Konfessionsgebieten und -grenzen in ihrer brauchmäßigen Wirksamkeit. Die Gliederung des Stoffes erscheint zum Teil durch zeitgebundene Diskussionen wenigstens mitbedingte: „Kontinuität und Wandel“ führt doch auf nun schon wieder einige Zeit hinter uns liegende Diskussionen zurück, wobei Zender der Kontinuität sehr differenziert gegenübersteht. Der Titel „Gruppenspezifische Unterschiede“ geht vielleicht gar nicht auf Zender zurück; solche soziologische Wortbildungen finden sich bei ihm eher nicht. Aber inhaltlich bietet der Abschnitt durchaus viel an geordnetem Stoff, von den Bauern bis zu den Dorfhandwerkern und zu Hirten und Schäfern. Nicht mit jeder Einzelheit, mit jeder angedeuteten Interpretation mag man einverstanden sein, und in manchen Fällen vermißt man die Anmerkung, worauf sich die betreffende Aussage eigentlich bezieht. Aber vielleicht wurden Anmerkungen eingespart, zugunsten eines allgemeinen Literaturverzeichnisses, das freilich beachtliche Lücken aufweist. So mancher Autor, der von größerer Bedeutung war, wie beispielsweise Rudolf Kriss, wird mit keinem einzigen Buch genannt.

Ganz deutlich ist aber, daß das große Kapitel Zenders von keinen außerfachlichen „methodischen“ Erwägungen geformt ist. Die sind dafür alle in den Kapiteln Wiegelmanns zusammengeballt. Er geht zunächst direkt auf „Theorien und Methoden“ ein, wobei er vielfach die in der Volkskunde selbst erarbeiteten Gedanken nicht kennt oder zumindest nicht nennt, dagegen zu den Schweden, also vor allem zu Erixon und seinen Schülern und Enkelschülern, flüchtet, und auch zur „Cultural Anthropology“ der Nordamerikaner. Beide Richtungen haben mit unseren Verhältnissen kaum etwas zu tun. Aber auch die Zuflucht zu den Methodenversuchen innerhalb der Ethnologie hilft nicht viel: Daß Wiegelmann um Jahrzehnte verspätet Graebners „Methode der Ethnologie“ von 1911 in die Hand bekommen hat, das bringt uns nichts ein. Wir haben uns um 1930 redlich bei den Vorlesungen von Wilhelm Koppers gelangweilt, der sich semesterlang mit Graebner und immer wieder Graebner beziehungsweise dessen Neuauflage durch Wilhelm Schmidt beschäftigen konnte²⁾. Aber das war ja immerhin Völkerkunde, was damals in Wien als zweites Fach studiert werden mußte. Auf die Volkskunde haben die methodischen Versuche von Graebner überhaupt nicht eingewirkt, sie sind höchstens von Arthur Haberlandt einmal respektvoll zur Kenntnis genommen worden, mehr nicht³⁾. Das ganze umfang-

1) Adolf Spamer, Sitte und Brauch (in: Handbuch der deutschen Volkskunde, hg. von Wilhelm Peßler. Bd. II, Potsdam, o. J., S. 33 ff.).

2) Vgl. die Literaturzusammenstellung bei Gaston van Bulck, Beiträge zur Methodik der Völkerkunde (= Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, Bd. II). Wien 1931.

3) Arthur Haberlandt, Die deutsche Volkskunde. Eine Grundlegung nach Geschichte und Methode im Rahmen der Geisteswissenschaften (= Volk, Bd. 1). Halle/Saale 1935. S. 123, Anm. 1.

reiche Brauchkapitel von Zender kommt ganz ohne Graebners Kriterien aus, ob man das nun für gut oder weniger gut halten mag.

Dieses Kapitel Wiegelmanns, das übrigens in erfreulicher Sachlichkeit von einem Kurzkapitel „Aspekte vergleichender Forschung“ von Gerhard Heilfurth abgeschlossen wird, steht vor jenem der „Sachkultur Mitteleuropas“. Da geht es nicht etwa wie bei Zender nun um eine wenigstens kursorische Darbietung des Stoffes, sondern wir werden wieder methodisch über „Phasen des Wandels“ und „Innovationszentren und Reliktgebiete“ belehrt. Und Zenders „gruppenspezifischen Unterschieden“ entsprechen hier „Objekte als Gruppenmerkmale“. Eine angelesene Soziologie verstellt hier die tatsächliche volkswissenschaftliche Forschung.

Die Verfasser haben offenbar selbst erkannt, daß ihnen mit diesem Buch nichts ganz Geglücktes gelungen ist. Jeder versucht noch einmal eine „Zusammenschau“, wobei Heilfurth mit seinen Betrachtungen zu den „sozialen Differenzierungen der Kultur“ vielleicht das Beste geschrieben hat. Besonders mit seinem Schlußsatz (S. 231): „Der Detailforscher, der diesen und jenen konkreten Fakten nachgeht, hält vielfach allgemeine und systematische Zusammenfassungen für Hypertrophien, andererseits bewertet häufig derjenige, der theoretisch orientiert ist und synoptisch arbeitet, die „Andacht zum Unbedeutenden“ in falscher Weise abschätzig. In Wirklichkeit ist die Kooperation beider erforderlich, um die Volkskunde vorwärts zu bringen.“ Das ist also gut gesagt, läßt sich aber schon auf dieses Buch nur mühsam anwenden: Die stark auseinanderlaufenden Meinungen, einmal mit zuviel, das andere Mal vielleicht mit zuwenig Methode vorgetragen, lassen sich doch eigentlich nicht in einem Buch gemeinsam vortragen. Wenn Wiegelmann meint, es müsse von seiner Sicht aus gesehen weiter auch ein Handbuch erstellt werden, so wird man ihm dies gern zubilligen; der Rezensent müßte es ja nicht lesen. In diesem Buch dagegen, das er lesen mußte, ist zuviel einander eigentlich Widersprechendes zusammengepackt, und dabei doch wieder zu kurz, zu belegarm vorgetragen. Für uns in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz wohl auch ein bißchen zu fern. Da schlägt man etwa die Karte 6 „Wir winden Dir den Jungfernkranz“ im Hochzeitsbrauch um 1930“ (S. 139) auf: Und siehe da, die Belege reichen vom Norden her bis knapp an die Mainlinie heran und der ganze weite Süden ist frei. Das ist geradezu symbolisch für das ganze Buch: Es ist, vielleicht etwas hart ausgedrückt, gar nicht für uns geschrieben.

Leopold Schmidt

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. Herausgegeben im Auftrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von Eberhard Krantzmayr †. Bd. 2, 6. Lieferung. 220 Spalten. Wien 1976, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. S 150,—.

Diese 14. Lieferung des großen Wörterbuches reicht von Pelle bis Bezirk und ist wieder unter der Leitung von Maria Hornung durch Werner Bauer, Ingeborg Geyer, Elisabeth Groschopf, Erika Kühn und Wilfried Schabus gearbeitet. Die Lieferung ist besonders wichtig, weil sich darin die „Perchten“-Artikel finden, also Percht, Perchtel, perchteln sowie alle Komposita. Die von Maria Hornung gearbeiteten Artikel umfassen die gesamte Literatur und verzeichnen auch die entsprechenden Brauch- und Glaubenszüge. Trotz der knappen Fassung enthält diese Artikelfolge wohl alle wesentlichen Belege zu dem vielbesprochenen Thema.

Außer den Perchten-Artikeln sind manche andere, also etwa die über „Per“ als Fischernetz, über die „Beeren“, über den „Besen“, über die „Pergeln“ sprachlich und sachlich sehr ergiebig. Manche Belehrung wird man auch aus dem Artikel über „Peter, Petrus“ entnehmen, der auch auf Legendenzüge, Liedzitate

und Redensarten eingeht. Sachkundlich ist besonders der Artikel „Pett“ zu nennen, der zum Bett an sich sehr viel an Komposita, Sachbelegen, Redensarten usw. zu nennen weiß. Fixfertige Nachschreiber könnten daraus ein ganzes Taschenbuch machen. Hoffentlich wird fachlich aber doch eher der Artikel und damit das ganze Mundartwörterbuch gewürdigt werden.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. Herausgegeben von Erhard Riemann. Bd. 19, 1976. Marburg, N. G. Elwert Verlag. 356 Seiten mit mehreren Karten.

Das verdienstvolle Jahrbuch hat nach dem 18. Band einen Registerband erhalten, eine ungemein nützliche Nachschlagehilfe, auch wenn man „18“ ja als eine eher ungewöhnliche Rundzahl wird ansprechen dürfen.

Der zugleich ausgelieferte Bd. 19 nun ist wohl als eine Art von Festschrift gedacht, nämlich für den Märchensammler Alfred Cammann, der am 7. Juli 1909 geboren wurde. Rolf Wilhelm Brednich widmet ihm eine freundliche Werkübersicht mit einer Bibliographie. Cammann selbst holt aus seinen großen Aufzeichnungsbeständen und berichtet nach den Mitteilungen von August Rukatukl über „Die Kinderwelt von Csávoly in der Batschka“ und dann noch über seine „Feldforschung im Beresaner Gebiet zwischen den beiden Weltkriegen“. Es handelt sich um einen Ort im Vorfeld von Odessa, nach den veröffentlichten Aufzeichnungen von H. Bachmann, die Joseph Schnurr in Stuttgart 1974 herausgegeben hat und die vermutlich der volkskundlichen Forschung nicht sehr bekannt geworden sind. Was da an menschlichen Tragödien unserer Zeit drinsteckt, ist erschütternd. Im weiteren gibt Cammann, der eben einen besonderen Überblick über dieses ganze Gebiet und seine Gewährsleute hat, einen „Nachtrag“ zu seinem Aufsatz „Eine deutsche Märchenerzählerin aus der Ukraine“ unter dem Titel „Neues aus Berestowo“. Der Ort war wieder eine Siedlung im Donezgebiet, es handelte sich um eine ganze deutsche Siedlungsgruppe. Die ehemaligen Bauern dort sind Fabrikarbeiter geworden.

Von anderen Arbeiten in diesem Band ist besonders der Beitrag „Drei Volksschauspiele aus Siebenbürgen“ von Richard Wolfram zu erwähnen, der hier Aufzeichnungen aus dem Jahr 1937 veröffentlicht. Er erwähnt darin auch das Urzeln-Laufen in Agnetheln, von dem dann ein ganzer Beitrag von Rotraut Sutter und Hans Wächter handelt. Mit volkschauspielnahen Dingen beschäftigt sich auch der Beitrag „Die donauschwäbischen Schulmeister-spiele“ von Rudolf Hartmann. Dem Volkslied ist dagegen der Beitrag von Helga Thiel, „Arbeitslieder aus dem Frainer Ländchen in Südmähren“, gewidmet, der sich wieder auf die Aufzeichnungen des in Wien wohnhaften Sammlers Alexander Fleischer stützt. Mit Bedauern wird man den Aufsatz „Bewirtungs- und Beherbergungswesen in den Sudetenländern“ zur Kenntnis nehmen, da dessen fleißige Verfasserin, Hertha Wolf-Beranek, soeben gestorben ist. Sie hat in ihrer Art der Atlasbefragung und kartenmäßigen Auswertung auch hier noch einmal gezeigt, wieviel aus dem Material auch heute noch herausgeholt werden kann. Ihr großes Werk wird hoffentlich von ihren Mitarbeitern fortgesetzt werden. Aus den Sudetenländern stammen die Beiträge von Hans-Wolfgang Steffek über Vögel und Vogelfang in den Sudetenländern, aus Ost- und Westpreußen die Beiträge von Erhard Riemann über Volksheilmittel gegen die Flechte und von Ulrich Tolksdorf über den Gebrauch von Tabak und Schnupftabak. Zu den Nahrungsforschungen von Tolksdorf stellen sich diesmal die Aufzeichnungen von Eugen Bonomi über „Essen und Trinken in Budaörs und Solymar bei Budapest“.

Man sieht, es handelt sich vielfach um Nachlese, um verspätete Veröffentlichungen von Aufzeichnungen, die mitunter schon Jahrzehnte zurückliegen. Aber es ist doch erfreulich, daß sie nunmehr noch veröffentlicht werden können und in Riemanns „Jahrbuch“ so gut zugänglich erscheinen.

Leopold Schmidt

Johann Kräftner, Naive Architektur in Niederösterreich. Mit einem Vorwort von Rob Krier. St. Pölten, Verlag Niederösterreichisches Pressehaus (1977). 176 Seiten, davon 130 ganzseitige Abbildungen mit einer Karte in Offsetdruck (schwarz-weiß).

Eine Gruppe junger Architekten aus Wien entdeckt „die Meisterwerke bäuerlicher Baukunst“, wie sie Prof. Rob Krier in seinem Vorwort bezeichnet (S. 7). Anderswo geschah dies schon früher, etwa durch Roland Rainer im Nordburgenland (1961), durch Raimund Abraham in den Alpen nicht allzulange vorher; und der Amerikaner Bernhard Rudolfsky sprach von „Architecture without architects“, ja von einer „Architektur ohne Stammbaum“ (1964). Das Team junger Wiener Architekten freilich hat sich auf das Schlagwort von der „Naiven Architektur“ festgelegt¹⁾. Frucht seiner praktischen Arbeiten im Gelände war zunächst eine Ausstellung von Fotos vorwiegend aus dem niederösterreichischen Weinviertel, zu deren Signum man das Bild vom „Preßhaus mit fünf unbelaubten Bäumen“ aus Watzelsdorf (Abb. 121) gewählt hatte. Nun legt Johann Kräftner das — vermutlich ergänzte — Bildmaterial in einer außerordentlich schönen Buchausgabe vor.

Kräftner stellt seinen Bildern essayartige Begleittexte voran, in denen er von der Verpflichtung dieses „Erbes“ (S. 9), über den Begriff der „Naiven Architektur“ (S. 11 ff.) und dann über „Bauwerk und Landschaft“ (S. 14 ff.), über „das Dorf als gemeinsamen Lebens- und Wirtschaftsraum“ (S. 17), „das Gehöft als privaten Lebens- und Wirtschaftsraum“ (S. 22) und im besonderen über die „Wirtschaftsobjekte: Scheunen, Speicher, Preßhäuser“ (S. 29) sowie über die ländlichen „Großbauten als Repräsentation in der Gemeinschaft“ (S. 33) spricht. Lesenswert ist gewiß auch seine Schlußbetrachtung über den „Tod des Lebendigen“, der er Roseggers bekannten Ausspruch von den „Wohnungen des Volkes als den treuesten Verkörperungen seiner Seele“ voranstellt (S. 35). Ein Verzeichnis zu Quellen und Literatur (S. 38 f.) umgrenzt in etwa die Schaurichtung des Verfassers, dann folgen in analoger Gruppierung die ganzseitigen Bilder, die vermutlich zum Besten gehören, was man bisher an Fotos über das Bauernhaus des Weinviertels und seiner Nachbargebiete zur Hand bekommen hat.

Es ist nun gewiß erfreulich und ein Glück dazu, daß auch unsere Architekten und Raumgestalter derartige ländliche Bauleistungen wieder mehr beachten und auf ihre Weise wertschätzen, gleichsam als eine ungetrübte Quelle des Schöpferischen und als eine wesentliche Dimension des Menschlichen. Das haben die Humanisten der Renaissance intuitiv vorgewiesen und meint auch noch Le Corbusier mit seiner Feststellung, daß das Studium des volkstümlichen Bauens für den Architekten eine echte Lehre sei. Mit einiger Verwunderung freilich liest man bei Kräftner die Bemerkung (S. 11), daß es selbst den „grundlegenden

¹⁾ Den Versuch einer näheren Begründung dafür aus dem Ungenügen an der bisherigen Charakterisierung ländlichen Bauens findet man bei Roland Schachel, Begriff und Physiognomie einer Naiven Architektur. In: Bericht über die Fachtagung 1975 der nö. Arbeitsgemeinschaft „Volkskunde“ / „Flur — Siedlung — Haus“, hrsg. vom Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk. Wien 1976, S. 18—35. Johann Kräftner sieht in derlei „Naivität“ eine „unbändige Kraft“, verwendet den Begriff also „nicht in der abschätzigen Bedeutung des Wortes, sondern im Sinne von angeboren, natürlich, unbefangen und unreflektiert“ (S. 12).

Arbeiten Adalbert Klaars nicht gelungen" sei, „ernsthaft auf die Volksarchitekturen aufmerksam zu machen". Um welche Aufmerksamkeit geht es da eigentlich? Ist nicht die Tatsache ein noch peinlicheres Manko, daß es für den Autor einer Darstellung solch gewachsener „Lebens- und Wirtschaftsräume" volkskundliche oder hausbaugeschichtliche Aspekte anscheinend überhaupt nicht gibt. Von beiden hätte er gut und gewiß tiefergehende Aufschlüsse nicht nur über das Sinngefüge der betrachteten Baubestände, sondern wohl auch über deren Herkünfte, historischen Hintergründe und weiteren Beziehungen erfahren. Vermutlich wären dann dem Verfasser auch einige Zweifel gekommen, ob man diese Leistungen bäuerlichen und herrschaftlichen Bauens innerhalb eines derartig ausgeprägten und von Traditionen geformten Lebensraumes allen Ernstes einfach als „Naive Architektur" deklarieren wird können. Oskar Moser, Graz

Heimatkundliches Jahrbuch des Waldviertler Heimatbundes. Schriftleiter: Walter Pongratz. Bd. 1, Krems 1977. 324 Seiten (vervielfältigt). Krems (Niederösterreich), Verlag Josef Faber.

Trotz der eher schlichten Aufmachung dieses neuen Jahrbuches und trotz des wenig glücklichen Titels, der mit „zweimal Heimat" einfach nicht durchüberlegt erscheint, soll auf dieses neue Jahrbuch hier hingewiesen werden, und zwar dies vor allem, weil dieser erste Band doch vorwiegend volkskundliche Beiträge enthält, die zum Teil neues Material bringen oder zu bekannten Themen umfangreiche Ergänzungen beisteuern.

Der ausführlichste Beitrag ist gleichzeitig der Eröffnungartikel. Helmut Fielhauer behandelt „Hochzeitsmasken in Niederösterreich", bringt also ein wichtiges Kapitel seiner Habilitationsschrift, die sich mit den Masken in Niederösterreich überhaupt beschäftigt hat. Der Beitrag beruht weitgehend auf Befragungen der Gemeindeämter in den letzten Jahren, die doch recht gutes Gegenwartsmaterial eingebracht haben. Bei aller kritischen Einstellung gegenüber älteren Interpretationen ist hier eine stoffreiche, brauchbare Darstellung geschaffen worden. Die freilich nicht sehr glücklich reproduzierten Bildzeugnisse stammen aus den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg.

Werner Galler steuert einen zweiten Beitrag bei, „Waldviertler Volkskultur", der im wesentlichen der Katalog der Ausstellung der Waldviertler Zeichnungen von Milly Niedenführ im Schloß Greillenstein 1976 ist. Daß das Österreichische Museum für Volkskunde die Zeichnungen von Frau Niedenführ zusammen mit einer Belegortekarte schon 1953 ausgestellt hat, wird leider nicht erwähnt. Die Karte hängt heute noch deutlich sichtbar beim Eingang in den Raum „Waldviertler Volkskunst" im Schloß Gobelsburg.

Der sehr umfangreiche Beitrag „diesem Leben voll Beschwerden soll ein besseres Jenseits werden. Todesmitteilung/Sterbebildchen" stammt von Helga Maria Wolf. Die Verfasserin hat sich anhand der verschiedensten Informationsquellen über die Sterbebildchen informiert. Dabei ist ihr auch das Material des Museums der Wiener Städtischen Bestattung zugute gekommen, einer wichtigen, aber der Allgemeinheit fast unbekanntem Spezialsammlung. Die Texte, hauptsächlich Beispiele aus Wien und Niederösterreich, finden sich abgedruckt und gewähren einen Einblick in diese Gebrauchspoese, die weder von der Literatur- noch von der Volksliedforschung berücksichtigt wird. Anschauliche Bildbeilagen ergänzen die stoffreiche Arbeit.

Von den weiteren Beiträgen des Bandes sind noch die Arbeiten von Erich Kaessmayer, „Das Sammeln als Faktor bäuerlicher Wirtschaft der Gegenwart. Gezeigt an Feldforschungsergebnissen aus Schagges, Bezirk Gmünd", und von Othmar K. M. Zaubek, „Der Heimatkundler und Lehrer als Sammler, Gestalter und Erforscher von Sagen" genannt. Die Beiträge stehen ungefähr auf der Höhe von Seminararbeiten, sollen aber als Versuche der Verdichtung unserer Kenntnisse durchaus anerkannt werden. Leopold Schmidt

Walter Deutsch, mit Beiträgen von **Helmut Huber** und **Ulrike Landkammer**, Die Volksmusik des Bezirkes Scheibbs. Die tradierten musikalischen Formen. Brauchgebundene Anwendung. Sing- und Spielpraxis (= Heimatkunde des Bezirkes Scheibbs, Bd. 2). Scheibbs 1976, Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft des Bezirkes Scheibbs, Verlag Rudolf und Fritz Radinger. 241 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Noten.

Nach dem Band „Sagen“ aus dem Bezirk Scheibbs in dieser von Hans-Hagen Hottenroth angeregten und geleiteten Schriftenreihe ist nunmehr der Band „Volksmusik“ gefolgt. Im Volksliedarchiv für Niederösterreich und Wien liegt beachtlich viel an Aufzeichnungen noch von Pommers und Liebleitners Zeiten her, manches ist auch in der Zeitschrift Pommers abgedruckt worden. Nicht wenig davon ist nunmehr im Reproduck in diesen Band übernommen worden, was ihn graphisch freilich ziemlich uneinheitlich macht.

Der umfangreiche erste Hauptteil stammt von **Walter Deutsch**, der versucht hat, das recht umfangreiche, teils übernommene, teils selbst aufgezeichnete Material zu gliedern und doch auch zur Gänze darzubieten. Da kommen zunächst die „Tradierten musikalischen Formen“, vor allem Ländler; dann die „Vierzeiler“ aus den vielen Orten des Bezirkes, etwa Steinakirchen, Göstling, Marbach an der kleinen Erlauf, Gresten, Purgstall; dann die Jodler; dann unter „Singen“ die eigentlichen Strophenlieder, also im wesentlichen die weltlichen Lieder, ältere wie jüngere, zum Teil auch nach Flugblättern, von denen auch Beispiele wiedergegeben sind. Dann ein Querschnitt durch das Brauchtumslied: Neujahrslieder, Totenwachlieder, Dreikönigslieder, Lichtmeßlieder, Ratschenbubensprüche, und das alles wieder mit Flugblattgedrucken aus Steyr und Linz unterstrichen; schließlich Weihnachtslieder. Auf diesem Material baut Deutsch seine Darstellung der „Singarten“ auf. Daran schließt die „Spielpraxis“ an, mit den Volkstänzen. Das alles wäre, wenn es über die knappen Herkunftsangaben (S. 157 ff.) hinaus einigermaßen kommentiert wäre, ein eigenes Buch.

So aber hat Hottenroth die Gelegenheit benutzt und eine Seminararbeit eines Volkskundestudenten aus der Gegend, **Helmut Huber**, abgedruckt, die sehr ansprechend das Totenbrauchtum der Gegend und das dazugehörige Lied- und Gebetgut um Tod und Begräbnis behandelt. Das Resultat einer guten, genauen Ortskenntnis, einer „Feldforschung“. Die Verhältnisse sind nicht unbekannt; eine gewisse Besonderheit stellt nur das protestantische Totenwachbrauchtum dar, von dem schon Franz Schunko zu berichten wußte. Die mit genauen Quellenangaben und einer Kartenskizze versehene Arbeit ist durchaus begrüßenswert, auch durch die Angaben über die „Überlieferungsträger“, die namentlich und mit Altersangaben und den von ihnen beherrschten Liedern angeführt werden.

Die zweite Ergänzung stammt von **Ulrike Landkammer** und behandelt „Besonderes und Allgemeines in der musikalischen Situation des Bezirkes Scheibbs“. Im Sinn von **Walter Deutsch** werden hier die Musikanten, ihre Instrumente (Ziehharmonika, Zither, Gitarre) angegeben und Musikbeispiele von jedem. Allgemein wird die Situation des Musizierens, einschließlich der Blasmusik, geschildert und eine „Liste der Kleingruppen und tätigen Sänger und Musikanten“ gegeben. Das ist also pure Gegenwartsaufnahme, wie sie ja gerade auf diesem Gebiet zur Zeit vielfach angestrebt wird.

Es ist zweifellos gut, solche beschreibende Arbeiten durchzuführen und ihre Ergebnisse auch zu veröffentlichen. Daß es sich dabei vielfach um das Bekanntmachen schon längst bekannter, geläufiger Dinge handelt, wird sich freilich kaum leugnen lassen. Daß im Bestreben, eine unmittelbare Gegenwart zu dokumentieren, die Möglichkeit einer vertieften Kommentierung übersehen wird, zeigt sich freilich auch recht deutlich. In allen drei Arbeiten werden kaum

irgendwelche Schlüsse gezogen, die über die Kleinlandschaft und deren Gegenwart hinausführen. Die abgebildeten Flugblattlieddrucke dokumentieren eigentlich mehr die Bestände der Sammlung Hottenroth, als daß sie mit dem Liedgut in eine echte Verbindung gebracht würden. Es handelt sich also doch eher um einen stoffreichen Versuch als um eine fertige Leistung.

Leopold Schmidt

Ernst Englisch — Gerhard Jaritz, Das tägliche Leben im spätmittelalterlichen Niederösterreich (= Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich, Bd. 19, 20, 21). St. Pölten 1976, Verlag Niederösterreichisches Pressehaus. 96 Seiten, 58 Abbildungen.

Die „Volkskunde des Mittelalters“ ist, mit Ausnahme ihrer Sparte „Religiöse Volkskunde“, noch immer ein wahres Stiefkind unseres Faches. Bei so manchen Ausstellungen wird sie zitiert, wird manchmal sogar zu kommentierenden Katalog-Beiträgen herangezogen, aber darüber hinaus wagt sich doch niemand.

Da ist es gut, immer einmal darauf hinzuweisen, daß sich die zur Kenntnisnahme notwendigen Belege allmählich vermehren. Die Österreichische Akademie der Wissenschaften hat in ihrem Institut für mittelalterliche Realienkunde in Krems ein vorzügliches Instrument geschaffen, dessen sich auch die Vertreter der Volkskunde allmählich bedienen sollten. In diesem Sinn ist es durchaus zu begrüßen, daß hier und da bereits eine mehr oder minder vorläufige Auswertung der in Krems gespeicherten Bildschätze erfolgt. Ein solcher erfolgreicher Versuch liegt beispielsweise mit diesem Büchlein vor, das die Bildzeugnisse zum „täglichen Leben“ für Niederösterreich auszuwerten sucht. Es werden zunächst die Lebensbedingungen dargestellt, also das Verhältnis des hier siedelnden Menschen zur Natur, zur Zeit, zur gesellschaftlichen Ordnung. Dann wird der „Lebenslauf“ erfaßt, vom Wochenbett bis zum Begräbnis, und schließlich die „Lebensausgestaltung“, von Haus und Möbel über die Kleidung bis zu Gerät und Gefäß. Manches Bild, manches Zeugnis habe ich in Ausstellungen und Kommentaren schon verwendet, aber man kann solche durch Sach- und Bildzeugnisse unterstrichene Ergebnisse nicht oft genug wiederholen. Die schlichte, saubere Arbeit mit den instruktiven Abbildungen und den guten Literaturangaben kann nur sehr empfohlen werden.

Leopold Schmidt

Herta Neunteufel, Kochkunst im Barock. Aus der Welt der steirischen Küche um 1686. Graz - Wien, Leykam-Verlag (1976). 120 Seiten mit Faksimile-Proben und mehreren Abbildungen.

Zu den durchaus wertvollen Entdeckungen barocker Gebrauchsschriften gehören nicht nur Liederdrucke und Schauspieltexte, Periochen oder Theaterzettel, Jagdbücher und Kostümdrucke, sondern auch Koch- und Arzneibücher. Über sie ist uns nicht zuletzt durch die Volkskunde mancher tiefere Einblick in das Leben der Zeit mit seinen Gesellschafts- und Sittenliedern, seinem Spielwesen oder seinen Kleidersitten vermittelt worden. Ganz in diese Richtung zielt das vorliegende Büchlein von Herta Neunteufel, das sich kritisch überlegend und in „kapitelweisen Kommentaren“ mit dem 1686 bei Widmanstetters Erben in Graz gedruckten Anonymus: „Ein Koch- und Artzney-Buch“ befaßt.

Die Aufschließung derartiger Druckerzeugnisse setzt zweifellos einiges an Fach- und Sachkenntnis voraus. Beiden wird die Verfasserin, die aus der Schule Viktor Gerambs und Karl Polheims kommt, sicherlich gerecht, zumal ihre besondere Neigung sichtlich dem an sich schwierigen und anspruchsvollen Sondergebiet des Nahrungswesens und der Kochkultur gehört. Schon die einführenden Abschnitte über „Graz und die Zeit um 1686“ sowie über „Alte Kochbücher —

ewig neu" bieten ebenso Fundiertes wie Nützlichendes, etwa mit dem Hinweis auf die eigenartige Sonderstellung derartiger Gebrauchsliteratur, zu der richtigerweise gesagt wird:

Ein Lehrbuch des Kochens ist dieses Werk daher ebensowenig wie ein Spiegel der damaligen Eßgewohnheiten. Beilagen, Gemüse, Salate und Eierspeisen wurden erst gar nicht in die Rezeptur aufgenommen, weil eben nur das Besondere, nicht aber das Alltägliche geboten werden sollte. (S. 14.)

Und so bringt Herta Neunteufl im Anschluß an 23 Proben von Originalrezepten im Faksimiledruck mit „zeitgemäß angepaßten" Übertragungen (S. 45 bis 69) Erläuterndes und Vergleichendes über Küche und Kochen samt einer Beschreibung von Feuerstellen, Kochtechnik und Küchengerät (S. 70 ff.), über Preise und Löhne, Maße und Gewichte (S. 83 ff.) und über den Sprachstil ihrer Quelle (89 ff.). Schließlich werden neben Einflüssen der internationalen Gastronomie auch die ebenso interessanten wie schwierigen Fragen nach der Autorschaft dieses — wie die Verfasserin feststellt — „wahrscheinlich ersten gedruckten österreichischen Kochbüchleins" diskutiert¹⁾ (S. 104 ff.).

Für den aufmerksamen Leser fällt dabei allein in volkscundlicher Hinsicht erstaunlich viel ab, darunter manches, das man sich vormerken sollte. So etwa die ältere Zeltenbäckerei in der Steiermark (S. 20) oder die „Vorstufen" mancher typischer Speisen in Österreich, wie Brandteige, Selchwaren, Faschiertes, Fleischfüllungen, Faschingskräpfen, Linzer Torte, Traunkirchner Torte oder Kaiserschmarren (S. 27 und 109), letzterer möglicherweise volksetymologisch umbenannt nach einem ursprünglichen, eigentlich älplerischen „Schmarren" der „Koaser" oder Sennen (S. 37). Auch den Vorgänger des sogenannten „ungarischen Gulasch" bei uns gab es, scheint's, bereits (S. 31), welches freilich die Ungarn selbst bekanntermaßen weder so kennen noch so nennen. Erwähnt wird weiter die Einführung der Frucht des „Paprika" als „spanischen Pfeffer" seit Columbus (1494) (S. 31) u. a. m. Da gab es also bereits 1686 unsere „Frankfurter", doch nannte man sie noch „kälberne Würstl"; und unsere heutigen „Krainer" hießen damals „Rauch-Würst" (S. 34). Weiters zeigt die Verfasserin die einstige große Bedeutung der „Suppenkost" auf (S. 35) und gibt u. a. ein äußerst wichtiges Verzeichnis der „Bezeichnungen für Küchen- und Serviergeräte" ihrer barocken Quelle, wobei das Fehlen der Gabel als Besteckbestandteil mit Recht herausgestellt wird (S. 77—80). Die Weite des Ausgriffes solcher Untersuchungen verrät das abschließende Literaturverzeichnis für die Mehrzahl der benutzten Quellen.

Nimmt man alles das zusammen, so erscheint hier eine immerhin bedeutende Quelle zur Gastronomie des späteren 17. Jahrhunderts nicht nur mit wissenschaftlichem Ernst und mit Gewissenhaftigkeit behandelt, sondern auch für die Volkskunde mit Gewinn und Nutzen erschlossen.

Oskar Moser, Graz

Armgard Schiffer-Ekhart, Am Beispiel Steiermark: Gefährdetes Kulturgut. Graz, Verlag für Sammler, 1976. Geb. 44 Seiten, 203 Abbildungen, öS 240,—.

Im gegenwärtig von vielen Seiten, nicht zuletzt von den Massenmedien her, die wie Bildzeitung und Fernsehen verständlicherweise so sehr auf „Schaubares" aus sind, sehr betonten Bewußtmachen zum erhofften Bewußtwerden auch der kulturellen „Umwelt" werden mehr und mehr Dinge ins Blickfeld einer bislang wenig interessierten Öffentlichkeit gerückt, die man ehemals ziemlich abschätzig

¹⁾ Vgl. dazu auch Herta Neunteufl, Das erste gedruckte Grazer Kochbuch. (Biblos 23/3, Wien 1974, S. 285—297.)

als „für Heimatkundler“ und andere „Romantiker“ behandelt, dabei aber doch schon verdächtig eifrig „gesammelt“ und unter die mit steigendem Verkaufserlös angebotenen „Antiques“ eingereiht hatte. Nur gut, daß dieses Zurschaustellen auch dessen, mit dem sich schon die Brüder Grimm in der ihnen nachgesagten „Andacht zum Unbedeutenden“ so sehr abgegeben hatten, heute im Überschwang der Nostalgie-Welle wenigstens in vielen Fällen mit ernster Sorge und mit fachlichem Können als Finder, Lichtbildner und Aussteller geschieht wie hier „Am Beispiel Steiermark“ durch die Leiterin des Bild- und Tonarchivs am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum mit namhafter Förderung des zuständigen Landesrates Prof. Kurt Jungwirth. Er hatte eine Wanderausstellung in der Steiermark zu diesem Thema in die Wege geleitet und nun dieses nette Buch einbegleitet als etwas „gegen die Verdrossenheit“ des Wohlstandsbürgers, auf daß es „Augen zum Schauen, Köpfe zum Denken und Menschen Freude bringen“ möge. Das vermag dieses wie so viele Bücher aus dem Grazer „Verlag für Sammler“. Man denke bloß an den vorangegangenen Wurf des (nicht nur Bilder-)Buches von Hasso H o h m a n n, Giebelluckn und Stadlgitter. Kunstvolle Ziegelgitter an Wirtschaftsgebäuden der Steiermark. Graz 1975. Den als „Gefährdetes Kulturgut“ bezeichneten Spuren beider Bücher geht nun bewußt ein FS-Team des ORF nach (Kleine Zeitung, Graz, Nr. vom 3. April 1977, Beilage).

In der kritisch überlegenden Einleitung (S. 7—36) verneint Frau A. Schiffer-Ekhardt die Frage, „ob es eine Verschmelzung von Kultur und Technik“ gibt. „Wohl aber — so glauben wir — g ä b e es eine echte Koexistenz, wobei freilich eine Sinnesänderung vorausgehen müßte . . .“ (S. 8.) Aber sind „Kultur“ und „Technik“ denn wirklich Gegensätze? So einfach sind die Formeln und daher auch die Lösungsmöglichkeiten nicht. Wie sehr und wie lange schon darum gerungen wird, vermerkt auch die Verfasserin sehr sorgfältig. Man wird ihr zustimmen, daß allein das bloße Nachdenken, das Streben nach einem dynamischen, nicht nur statischen und allzusehr dem Traditionalismus verhafteten „Kultur“-Begriffen heilsam sein und helfen wird. Dem aber dient dieses nette Buch liebenswert in der abbildenden und zum Teil beschreibenden, auch zeitlich dokumentierenden Erfassung von sehr viel „gefährdetem Kulturgut“. So manches ist schon während der Drucklegung für immer verschwunden! Ein Bildthemenkreis zwischen Siedlung und Ortsbild, Hausformen, Raumbezug im Inneren, mit Schutzwehr der Stadt, mit Pranger, Maut und Wetterturm, mit Bauten und Geräten von Industrie, Handwerk, Handel und Gewerbe, mit dem Bauernhaus im Besonderen der Großwirtschaft, der Kleinhäusler, der Ackerbürger und der Winzerkeuschen, mit Möbel und Kleingerät. Dazu mit dem weitgespannten Bereich des Sakralen zwischen Kirchenbau, Altarbild, Wegkreuz, Grabstein und Fahne.

Es wäre wünschenswert (und technisch gewiß möglich) gewesen, den Bildern unmittelbar eine Kurzbeschriftung beizugeben, zumal solches an einzelnen alten (offenkundig Platten-)Bildern schon so war (S. 7, 10, 95). Auch scheut man sich vereinzelt, das Dargestellte als „Kulturgut“ zu empfinden, wie etwa den „Windfang“ von 1816 der ehemaligen Schule zu St. Margarethen an der Raab (S. 12). Der war wohl auch damals schon die modische Entgleisung eines einzelnen. Aber wer wollte für sich Geschmackssicherheit beanspruchen? Zum Glück ist nicht verbindlich normiert, was „steirisch“ und was „Kulturgut“ ist. Hat doch P. K. Rosegger im Irrglauben, das „Schweizer Haus“ sei der Inbegriff alles „Alpinen“ im Bauen, eines als Schule in die (damals noch unverbaute) Waldheimat zu Alpl gestiftet . . .

Im ganzen ein gut ausgestattetes, liebenswert zum Nachdenken stimmendes, ohne Aufdringlichkeit „belehrendes“ Buch! Leopold K r e t z e n b a c h e r

Atlas zur Geschichte des steirischen Bauertums. Wissenschaftliche Leitung: Fritz P o s c h, kartographische Bearbeitung: Manfred S t r a k a, Redaktion: Gerhard P f e r s c h y. (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Bd. 8), Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1976. Ganzleinen, 35 x 25 cm, 28 Seiten und 55 (gefaltete) Kartenblätter mit über 150 Einzelkarten.

Unter den Großausstellungen des Landes Steiermark, jeweils vom Landesmuseum Joanneum, vom Steiermärkischen Landesarchiv und der Landesbibliothek getragen, war „Der steirische Bauer“ 1966 die bisher größte und wohl auch breitenwirksamste. War bereits der Katalog mit der Vielzahl seiner Kurzreferate und den graphisch noch sehr einfachen Karten eine wissenschaftliche Leistung von bleibendem Wert, so erscheint der Entschluß der Steiermärkischen Landesregierung vom 16. März 1970 nur folgerichtig, die Mühsal der dort bereits aufgewendeten Arbeit als Frucht in einem Atlaswerk zur Geschichte jenes steirischen Bauertums reifen zu lassen, das noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts 85 Prozent der Gesamtbevölkerung jenes Herzogtums und Kronlandes darstellte, von dem erst 1919 gut ein Drittel an den neugeschaffenen SHS-Staat abgetreten hatte werden müssen. Bis vor 100 Jahren war also die Historie dieses Landes im wesentlichen eine Geschichte seiner Bauern, die sie als Bewohner eines oftmals leidgeprüften Landes der Grenzmark zu erleiden hatte. Dieses Landesschicksal im Spiegel bäuerlicher Siedlung, Wirtschafts- und Sozialverhältnisse, bis 1848 geprägt von Grundherrschaft und Untertanenpflicht, zusammen mit sehr vielen Formen der Lebensbewältigung und mit besonderem Blick auf die Realien der bäuerlichen Wirtschaftserfordernisse jeweils unabhängig vom Katalog von 1966, aber stark auf ihn bezogen darzustellen, gelang einer Gruppe von 39 namentlich (S. 13 f.) genannten wissenschaftlichen Bearbeitern, die fast durchwegs selber Landeskinder sind. Der Atlas bietet in sich geschlossene Aufsätze, jeweils knapp formuliert im Hinblick auf die anschaulichen Karten, um die sich OStR. Prof. Manfred S t r a k a als erfahrener Kartograph und selber gründlicher Kenner der Landesgeschichte mit jenem Erfolg bemüht, der von der weithin bekannten Farbdruckleistung der Akademischen Druck- und Verlagsanstalt in Graz gekrönt erscheint.

Das Atlaswerk beginnt mit der Historikerdarstellung (HR. Prof. Fritz P o s c h) des Werdens der Steiermark als Siedlungsraum, Landesindividualität in der Prägung durch mannigfache Sub- und Adstrate: die dünne slawische Siedlerschicht zu Ende des 6. Jahrhunderts, erkennbar aus Namen, Siedlungs- und Flurformen; die in der Awarenbedrohung erfolgte Zuwendung der Alpen-slaven nach der Mitte des 8. Jahrhunderts an das Bairische als Stamm und Schutzhoheit, nachmals nach dem Sturze Tassilos 788 ans Fränkische als Reich mit seiner besonderen Grafschaftsverwaltung samt ihren in Etappen sichtbar werdenden Folgen der Christianisierung wie der deutschen Kolonisierung und ihrer Rodungsleistung. Dies alles einschließlich der Rückschläge (Ungarneinfälle, Niederwerfung des Ljudewit-Aufstandes der Karantanerslawen 822; Rückgewinnung der Oststeiermark von den Ungarn erst 1043 usw.) ersieht man deutlich aus der Einführungskarte (F. P o s c h). Sie ist übrigens (von Skizzen auf den Teilkarten über die Bauernaufstände, Nr. 23, oder der Weinbaugebiete, Nr. 29, 30, abgesehen) die einzige, die die historische Steiermark noch in ihrer Gesamtheit und größten Ausdehnung einschließlich des Sanngaus der Cillier Grafen bis zum Erbfall an die Habsburger unter Friedrich III. zeigt, indes ansonsten nur der heutige Umfang des Bundeslandes den Darstellungsraum abgibt bzw. häufig der Vermerk gegeben wird „Untersteiermark nicht bearbeitet“. Die rund 150 Einzelkarten, durchwegs in vorzüglichen Farben, behandeln Siedlung und Hauslandschaften, Flurformen, ihre regional schon früh erfaßbaren Namen,

dazu die Mundarträume des Landes. Sie zeichnen und kommentieren die Verbreitung und die historische Schichtung der Gewohnheiten des Kauf- und des Erbrechtes, der unglaublich verschieden gelagerten Robotleistungen, der Grafenschaften und der Landgerichte, der Verbreitung der Brandwirtschaft (H. Frühlwald), der Sonderformen der Ackerwirtschaft nach den Einzelfrüchten (Weizen, Mais um 1787 und wieder 1969), der Schwaighöfe, Almen, der vorherrschenden Rinderrassen wie der allgemeinen Viehbestände und der „privilegierten Viehmärkte“ des 19. Jahrhunderts. Breiten Raum nehmen die gerätekundlichen Karten (nach Hanns Koren und von Sepp. Walter u.a.) ein (K 37 ff.): Joch und Jar, Egge, Sichel und Sense, Heurechen, Dreschflügel, Fruchtfolge. Dazu treten Skizzen über Gemeinschaftsarbeiten, wie Brecheln und Spinnen, über das bäuerliche Transportwesen mit Weinfuhren und anderen Frachten, über Straßen und Eisenbahnen um 1860, über Zugkräfte als Tiere und als Maschinen mit Querschnitten von 1542, 1820, 1948, 1972. Besondere Kartenbilder (S. 43) ergeben die Kost- und Speiselandschaften (Anni Gameraith), die Trachtenübersichten (G. Holoubek-Lawatsch). Zum Abschluß das, was das spätmittelalterliche „Landplagenbild“ am Grazer Dom vor seiner Verrestaurierung so eindrucksvoll gewiesen hatte: die Leiden des steirischen Bauern unter den Türken (1480, 1529, 1532), den Ungarn (1418, 1605, 1683), den Kuruzzen (1704—1707), zu den Naturkatastrophen mit Hagelschlag und Heuschreckenfraß sowie den Pestnöten (1348/49, 1478—1482, 1541, 1634, 1680/81, 1713—1716) mit den entsprechenden Eintragungen der Pestvotivkirchen und -kapellen und der besonderen Pestwallfahrten. Den Abschluß des großartig reichen Werkes, für das verständlicherweise der jeweils vorhandene, nicht immer befriedigend vorgeleistete Forschungsstand maßgeblich sein konnte, so daß es im einzelnen immer Hypothesen und Kontroversen geben wird, bilden die Karten zur Entwicklung der ländlichen Volksbildung: Pfarr- und Magistratsschulen, Landwirtschaftsschulen, Agrikultursozietät (1764—1787), Landwirtschaftsgesellschaft (1822, 1869), die Organisationen von Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft, Landjugend, Molkerei- und Lagerhausgenossenschaften, Raiffeisenkassen usw. Sie runden ein Bild, das Geschichte, Schicksale und Gegenwart des steirischen Bauerntums eindrucksvoll wiedergibt.

Leopold Kretzenbacher

Eduard Skudnigg, Bildstöcke und Totenleuchten in Kärnten.
3. ergänzte und erweiterte Auflage (= Kärntner Heimatleben, Bd. 22),
Klagenfurt, Verlag des Landesmuseums für Kärnten 1977. 295 Seiten mit
98 Abbildungen und 52 Zeichnungen im Text.

Vor zehn Jahren ist dieses wertvolle Buch, das Handbuch der Bildstöcke im Lande Kärnten, in erster Auflage erschienen und vor fünf Jahren in zweiter. Daß nunmehr die dritte ergänzte und erweiterte Auflage vorliegt, ist doch ein erfreuliches Zeichen für das lebendige Interesse an diesem Gegenstand. Freilich erfreuen sich heute dank auch der Arbeitsgemeinschaft für Bildstockforschung im Verein für Volkskunde diese alten Zeugnisse der Volksfrömmigkeit einer wesentlich größeren Aufmerksamkeit als in früheren Jahren. Daraus hat sich ja auch ergeben, daß Skudnigg in vielen Fällen berichten kann, daß von ihm einstmals in bedauernswertem Zustand vorgefundene Bildstöcke denkmalpflegerisch betreut, in manchen Fällen vernünftig versetzt, in anderen zumindest glücklich restauriert werden konnten. Das Buch bedeutet also auch einen Beitrag zur ständigen Kontrolle dieser offenbar in vieler Hinsicht gefährdeten Denkmäler, die man sich doch aus unserer Kulturlandschaft kaum wegzudenken vermag.

Leopold Schmidt

Ludwig Steub, Drei Sommer in Tirol. Neudruck. Mit einem Vorwort von Josef Pfennigmann. Bd. I 275, Bd. II 266, Bd. III 310 Seiten. Bavarica Reprint im Süddeutschen Verlag, München 1977.

Wer sich mit der Volkskunde von Tirol beschäftigt oder mit der Geschichte der Volkskunde in Süddeutschland und Österreich, kennt seinen Steub und hat ihn für die verschiedensten Zwecke schon benützt. Was der juristisch gebildete Journalist einstmals vor 130 Jahren zum ersten Mal, vor 100 Jahren zum zweiten Mal herausgegeben hat, ist erstaunlich leserlich geblieben, obwohl viele Einzelheiten seit langem anders zu beurteilen sind, als dies der betont liberale Münchner Steub getan hat. Aber seine Feuilletons haben eben den Vorteil, leserlich zu sein, und das späterhin als volkskundlich Erfasste noch kräftig in historische und sprachgeschichtliche Erkenntnisse zu verpacken. Das schadet dem Leser auch heute noch nicht, wenn er sich auch in diesen Dingen besonders kritisch wappnen muß.

Die knappe Einleitung von Josef Pfennigmann gibt die notwendigen biographischen und bibliographischen Hinweise, mehr freilich nicht. Unsereiner fragt sich bei einem solchen Neudruck — „Reprint“ heißt doch wohl gar nichts anderes? —, ob der Verlag nicht angesichts der nicht allzuhohen Kosten der Herstellung nicht doch ein übriges tun könnte: Wie wäre es denn etwa mit einem Ergänzungsband, der einen knappen, aber kritischen Kommentar und vor allem ein mehrteiliges Register bringen könnte? Wie soll man die vielen Orts- und Personennamen sonst festhalten und wer mag denn die Sachbezeichnungen, die Mundartaussprüche im raschen Lesen richtig beurteilen? Man setze doch in der Redaktion der verdienstvollen „Bavaria Reprints“ — welch eine wunderliche latein-englische Kombination! — einen jungen, volkskundlich geschulten Tiroler an und lasse sich diesen Steub und auch so manchen anderen vergangenen und zukünftigen Band sachkundig durchkommentieren und durchregistrieren; jeder Leser wird dafür dankbar sein.

Leopold Schmidt

Erich Egg, Schützen — Scheiben — Schätze. Katalog zur Ausstellung des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum Innsbruck, 3. Juni bis 2. Oktober 1977, 52 Seiten Text mit 8 Abbildungen, 48 Bildtafeln.

Werner Galler, Schützengilden und Bürgerkorps. Katalog zur Ausstellung der Volkskundlichen Sammlung des NÖ. Landesmuseums, Wien, 3. September 1976 bis 27. März 1977 (verlängert bis Herbst 1977), 24 Seiten, 11 Abbildungen.

Die intensiven Arbeiten zum großen Tiroler Schützenbuch von E. Egg und W. Pfaundler haben nun auch einen musealen Niederschlag gefunden. Das ist überaus zu begrüßen, da bei einer Ausstellung mit Hilfe von Objekten ein viel lebendiger Eindruck vom Schützenwesen vermittelt werden kann. Deutlicher als das geschriebene Wort künden nämlich die gezeigten Ladschreiben, die Ansichten von Schießständen, die Innsbrucker Schützenordnung von 1540 und die Scheibenstutzen samt dem nötigen Zubehör von der einstigen Schützenherrschaft Tirols, die, wie die Schützenscheiben beweisen, die mit den Schützenbechern und Pokalen im Mittelpunkt der Ausstellung stehen, bis in die Gegenwart reicht. Anhand der kulturellen Zeugnisse wird das Wesen der Schützengesellschaften bewußt. Das macht die Ausstellung so wertvoll. Sie bringt nämlich — diktiert durch die vorhandenen Objekte — gewissermaßen eine Korrektur des großen Schützenbuches, denn nun wird das Schützenwesen nicht im Zusammenhang mit der Landesverteidigung, sondern als sportliche und volkskundliche Erscheinung gezeigt. Man hat den Begriff vom Tiroler Schützen bisher immer

in Verbindung zu den Tiroler Freiheitskämpfen und zu den bei kirchlichen und weltlichen Festen in Erscheinung tretenden Trachtenschützenkompanien gebracht. „In Wirklichkeit“, so der Autor des schönen Kataloges selbst, „trugen ihn von den Anfängen her nur die zuerst mit der Armbrust und dann mit dem Gewehr im sportlichen Wettstreit um Beste oder Preise auf die Scheiben schießenden Männer, die sich in freiwilligen Gesellschaften und Gilden zusammengeschlossen hatten.“ (S. 3.)

Diese klare Trennung, die man in dem genannten Buch leider vermißt, gilt seit Beginn des Schützenwesens grundsätzlich bis in die Gegenwart, wenngleich es auch immer wieder Versuche gegeben hat, die „volkstümliche Institution“ der Schützengesellschaften in Wehrverbände umzufunktionieren. Solche Bestrebungen gingen von der Obrigkeit oder von einigen wenigen, die im Sinne der Obrigkeit handelten, aus. Noch im 19. Jahrhundert kam es zu harten Auseinandersetzungen zwischen den Propagandisten der militärischen Weitschießstände (ihr Protektor war Erzherzog Karl Ludwig) und den Anhängern der traditionellen Distanz von 150 Schritt, was schließlich dazu führte, daß in Tirol die alten Schützenzeremonien und die Zieler verschwanden.

Ein Mißverständnis wird in dem Katalog von E. Egg jedoch weiter aufrechterhalten, nämlich die Meinung, außerhalb Tirols sei das Schießen nur Sache der Städter, der bürgerlichen Schützengilden gewesen, da dort dem gemeinen Mann, vor allem aber den Bauern, der Waffenbesitz untersagt war. Ehe dazu einige Gegenbeispiele gebracht werden, ist es notwendig, die Tiroler Verhältnisse zurechtzurücken. Die Feststellung, daß in den Gilden die Bauern neben den Adeligen um die Bestgaben schossen, muß doch angezweifelt werden. Der Autor stellt nämlich selbst fest, daß das Schützenwesen bis ins 16. Jahrhundert fast ausschließlich eine s t ä d t i s c h e Angelegenheit war (S. 5). Von den 13 Gesellschaften, die 1582 in Tirol existierten, befanden sich zehn in den Städten Hall, Innsbruck, Schwaz, Rattenberg, Kufstein, Kitzbühel, Landeck, Sterzing, Brixen, Bozen und Meran, dagegen nur drei in ländlichen Orten (Imst, Reutte, Pfunds). Innerhalb dieser Gesellschaften hat es sicher kaum Standesunterschiede gegeben, Mitglieder waren eben vorwiegend Bürger und hohe Beamte der Bergwerksorte. Die Gilden bildeten damals gewissermaßen Exklusivzirkel, wie es vor Jahren noch die Tennis- oder Golfklubs waren. Zur übrigen Gesellschaft bestand aber ein gewaltiger sozialer Unterschied. Nicht anders ist zu verstehen, daß es in Meran getrennte Gesellschaften für Ritter und Adel, Bürgerschaft und Musketschützen gab (S. 8). Erst im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts nehmen die ländlichen Gesellschaften zu.

Was nun aber die Bauern betrifft, so gibt es auch außerhalb Tirols Nachrichten, die den Waffenbesitz bestätigen. Abgesehen von dem an den Anfang des Kataloges gestellten Mandat König Ferdinands I., das auch in den anderen Ländern Gültigkeit besaß, wird in einem Patent Erzherzog Karls aus dem Jahr 1568 für Innerösterreich festgesetzt: „Bewilligen Ir fürstliche Durchlaucht genediglich, wann sich etwa Ir einer allein bey seinem Hauß mit schießen probieren oder auff Frey- unnd anndere nachparliche Schießen ziehen wolte, das demselben solliches zugelassen werden soll, doch das Ir jeder, wann Er auff ein Schießen zeucht, schuldigh sey, sich zuvor bey seinem fürgesetzten Amtmann oder desselben Gwalthaber anzuzeigen . . .“ Auch aus einem Verbot Kaiser Maximilians II. vom 10. Jänner 1569 geht hervor, daß im Erzherzogtum Österreich ob der Enns die Bauern bei ihren Häusern und Geytavernen mit Büchse und Stahl Freischießen abhielten. Bei solchen Freischießen, die eben für alle offen waren, kam es dann zu sozialen „Vermischungen“, innerhalb der einzelnen Gesellschaften war man jedoch unter seinesgleichen. Das Tiroler Schützenwesen unterscheidet sich in dieser Hinsicht kaum von der allgemeinen Entwicklung.

Davon kann man sich bei der sehr schönen Ausstellung im Niederösterreichischen Landesmuseum überzeugen, die zum ersten Mal einen Überblick über die Bedeutung und Lebendigkeit des Schützenwesens in Niederösterreich gibt. Nicht nur, daß wir aus diesem Land die früheste Nachricht von einer Schützengesellschaft in Klosterneuburg aus dem Jahr 1288 besitzen, blieben hier auch wertvolle Bestände an bemalten Schützenscheiben erhalten. An erster Stelle seien die prachtvollen Scheiben aus Scheibbs genannt, die dank der Initiative von H. Jelinek in Sicherheit gebracht und restauriert wurden. Aus dem benachbarten Purgstall stammt eine Scheibe von 1618, die älteste Scheibe datiert sogar aus dem Jahr 1602 und kommt aus Stockerau, das mit einer weiteren Rarität aufwarten kann. Der Schützenverein Stockerau besitzt nämlich eine Votivtafel aus dem Jahr 1655, die „der ehrsam meister Zachariaß Liechtner Bürger und dischler und des K. marckht Stockerauh Ziller“ aus Dankbarkeit anfertigen ließ, weil er von einem übersehenen Schuß bewahrt blieb. Die Harlekinfigur des Zielers begegnet einem bei dieser Ausstellung übrigens in den vielfältigsten Darstellungen. Wenn es sich hierbei auch in Niederösterreich nur mehr um eine historische Gestalt handelt, so vermittelt die Ausstellung dennoch den Eindruck, daß das Schützenwesen im Land unter der Enns einen starken Aufschwung nimmt, der geprägt wird von der Suche nach der alten Tradition und einem spezifischen Stil, um die Schützengesellschaft wieder als etwas Besonderes erscheinen zu lassen. Eine Fülle von gegenständlichen Zeugnissen und von neuen Verhaltensweisen sind das Ergebnis solcher Bemühungen. Auf diese Weise erhält der Besucher Einblick in einen kulturellen Prozeß, der ihm sonst verborgen bleibt.

Franz Grieshofer

Karl Manherz, Sprachgeographie und Sprachsoziologie der Akadémiai Kiadó. 282 Seiten mit 90 sprachgeographischen Karten und 3 Abbildungen.

Karl Manherz ist bereits mit einigen kleinen Abhandlungen zur Sachvolkskunde im deutschen Westungarn hervorgetreten, so daß man auch zu diesem Buch greift, das sich selbstverständlich in unserem Rahmen nicht rezensieren läßt. Aber es enthält eine sehr bemerkenswerte Einleitung, die nicht nur die Geschichte der volkskundlich untermauerten Sprachforschung auf dem Heideboden enthält, sondern auch eine knapp gefaßte geschichtliche Landeskunde, die durch ihre ununterbrochenen Beziehungen zum Burgenland wichtig ist. Die Einleitung wie das Literaturverzeichnis zeigen, daß Manherz die Literatur recht gut kennt, freilich im wesentlichen von der Seite der in Ungarn betriebenen Germanistik her, wogegen ihm die Literatur zur burgenländischen Volkskunde aus den letzten 30 Jahren vollständig unbekannt ist. Aber man muß das Buch dennoch zur Kenntnis nehmen, weil es ja über manche Dinge unterrichtet, die uns sonst kaum bekanntgemacht werden. So etwa, daß es einen Plan zu einem Ungarndeutschen Sprachatlas gibt, der von Clemens Hutterer vorangetrieben wird. Oder auch, daß die Ungarische Akademie der Wissenschaften eine eigene „Neusiedler-See-Kommission“ hat, von deren Veröffentlichungen der Bd. 3, „Die Bevölkerung der Landschaft“, für uns wichtig sein könnte. Er ist freilich in ungarischer Sprache erschienen und hat uns nie erreicht. Die anderen Bände der Reihe sind eher naturwissenschaftlicher Art. — Das Kapitel „Soziale Schichten in den deutschen Mundarten in Westungarn“ ist auch für den Volkskundler lesenswert, vor allem für den Wiener, der wieder einmal bestätigt bekommt, daß der Einfluß der Wiener Verkehrsmundart besonders in den sozial gehobenen Schichten („Ganzen Bauern“) maßgebend war und ist. Die Übertragung der Beobachtung auf andere Gebiete der Volkskultur liegt nahe.

Leopold Schmidt

Dietmar Assmann, Hl. Florian bitte für uns. Heilige und Selige in Österreich und Südtirol. Innsbruck — Wien — München 1977. Tyrolia-Verlag. 168 Seiten mit 16 Farbtafeln und mehreren Abbildungen im Text. S 160,—.

Literatur über Heilige und Heiligenverehrung gibt es eigentlich recht viel. Eine Zusammenstellung der für Österreich wirkenden läßt sich im Hinblick auf die jeweilige örtliche Verehrung, auf die Erhebung zu Landespatronen usw. wohl einigermaßen rechtfertigen. Unter diesem Gesichtspunkt hat Assmann, der sich in Tirol wie in Oberösterreich schon vielfach mit Heiligen und ihren Kultstätten beschäftigt hat, eine Übersicht geschaffen, die gewissermaßen historisch vorgeht. Sie beginnt mit den ersten bekannten Märtyrern, also vor allem dem hl. Florian, und führt bis zu den Landes- und Diözesanpatronen. Für manche gibt es nur Mitteilungen über ihre Geschichte und ihre kirchliche Verehrung. Bei anderen lassen sich Züge der volksmäßigen Verehrung feststellen. Einige historische Persönlichkeiten, beispielsweise „Papsttreue Bischöfe während des Investiturstreites“ sind mit aufgenommen, obwohl es sich ja eigentlich um keine Heiligen handelt. In manchen Fällen ist der Hinweis auf ihre Besonderheit, also beispielsweise bei den heiligen Einsiedlern, wichtig, da sich so manche Legendenzüge besser verstehen lassen. Bei manchen aufgenommenen Persönlichkeiten weiß man wirklich nicht, wie sie zu der Ehre kommen. Der bedeutende Augustiner-Chorherr Gerhoch von Reichersberg ist doch wohl nie verehrt worden (S. 110 f.).

In Anbetracht der Tatsache, daß das sehr hübsch gestaltete Buch von einem geschulten Volkskundler geschrieben wurde, wird man doch etwas verwundert sein, daß bei den meisten Heiligen, die schon gelegentlich vom Standpunkt der Volkskunde aus behandelt wurden, gerade diese Literatur überhaupt nicht herangezogen wurde, und dementsprechend auch die Interpretation ihrer Legende oder ihrer Attribute ohne volkskundliche Aspekte erfolgt. Das gilt also beispielsweise für den hl. Briccius (S. 40) ebenso wie für den hl. Eusebius von Rankweil (S. 65). Gleiches gilt auch für die Sichelheilige Notburga (S. 115 ff.). Und zu den Ritualmord-Legenden (S. 119 ff.) hätte man sich wohl noch eine kritischere Einstellung gewünscht. Das Buch ist ja sonst verdienstvoll gearbeitet, so daß man einige Mängel oder Eigenheiten doch nur ungerne feststellt. Dazu gehört vielleicht auch der Satz (S. 54) über den hl. Ingenuin, der „wie schon der Name sagt, deutscher Abstammung“ sei. Wie ein um 605 gestorbener Mann in Südtirol mit einem gut romanischen Namen ein Deutscher gewesen sein soll, ist wohl nicht ganz klar. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Assmann zusätzlich darauf hingewiesen hätte, daß der merkwürdige und schwer auszusprechende Name von den Bayern zu „Jenewein“ umgeformt wurde: Diesen Namen hat dann übrigens noch der in Bayern viel genannte Wildschütz Jenewein getragen, dessen Sagen, Legenden und Volksschauspiele freilich mit dem Heiligen von Säben-Brixen nichts zu tun haben.

Leopold Schmidt

Gisela Burde-Schneidewind unter Mitarbeit von **Christiane Agricola** (Hg.), **Historische Volkssagen aus dem 13. bis 19. Jahrhundert** (= Deutsche Sagen demokratischen Charakters, Bd. 4) (= Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Geschichte. Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 60). Berlin 1977, Akademie-Verlag. 265 Seiten. DM 11,50.

Es wäre vermutlich nicht unbedingt notwendig, auf diese Auswahlammlung einzugehen, die sich mit ganz unverhohlener politischer Tendenz auf die älteren, meist schlechten landschaftlichen Sagensammlungen stützt und aus ihnen Sagen herauszulesen versucht, die irgendeinen sozialgeschichtlichen Zug aufweisen. Aber der Band enthält beträchtliche Beiträge aus Österreich, und so muß hier wenigstens kurz darauf hingewiesen werden. Was nämlich Vernaleken oder

Kießling, Depiny oder Brauner, Alpenburg oder Graber einstmals an Geschichten über geizige Grafen, grausame Raubritter, ungerechte Verwalter und ähnliche Schreckfiguren aufgenommen haben, das wird hier ausgelesen, auch wenn es sich mitunter um Wandermotive handelt, wenn man deutlich merkt, daß die gleiche Geschichte von einer und noch einer und noch einer Burg erzählt wurde, so daß gerade die Bezeichnung „Historische Sagen“ noch weniger zutrifft als sonst. Das müssen eben Sagen von „Bauern und Bürgern im Kampf gegen Raubritter und Zwingherren“ sein, auch wenn meist nicht die Bauern, sondern Gottes Gerechtigkeit die Bestrafung des angeblichen Frevlers bewirkt. Wenn von „Unrecht, Armut und Betrug in den Dörfern und Städten“ erzählt wird, so handelt es sich meist auch um keine „historischen“ Sagen, sondern um Rechtssagen, Geschichten über Rechtswahrzeichen, die vor allem im 19. Jahrhundert, als die eigentliche Kenntnis des alten Symbolwesens erlosch, in vulgärromantischer Weise umgedeutet wurden. Als „historisch“ wird man am ehesten noch die Sagen „Von den Bauernaufständen des 15. bis 17. Jahrhunderts“ ansprechen können, die allerdings zahlenmäßig recht unbedeutend sind. Für Österreich handelt es sich dabei um einige Geschichten vom Niederösterreichischen Bauernaufstand von 1597, für Oberösterreich um die bekannten Geschichten vom Bauernkrieg von 1626, worüber in den Bauernkriegsausstellungen von 1976 und deren schönen Katalogen genugsam berichtet wurde. Schließlich gibt es noch das Kapitel „Die Entwicklung des Kapitalismus“, wo der reiche und der arme Bauer gegenübergestellt erscheinen, wo von den „habsüchtigen Berg- und Hammerherren, Verlegern und Aufsehern“ erzählt wird, dann von „Soldatenwerbung und Fahnenflucht“, was wohl mit dem Kapitalismus nichts zu tun hat, schließlich „Von edlen Räubern“, wobei unser Räuber Grasel nicht fehlen darf. „Von antifeudalen Kämpfen“ handeln Geschichten, unter denen sich eine über den „unbequemen Kronprinzen“, nämlich Rudolf, findet, der seiner Zuneigung zu den armen Leuten wegen von den reichen umgebracht worden sein soll.

Bei einer beträchtlichen Anzahl dieser Sagen ließe sich heute sicherlich nachweisen, daß sie nicht dem älteren mündlichen Erzählgut angehört haben, sondern in dieses aus der Populärliteratur, aus Volksbüchlein und ähnlichen Erzeugnissen mehr oder minder romantischer Art eingeflossen sind. Aber das hat die Herausgeberinnen nicht interessiert, sie kennen die Quellen nicht besser als einstmals Peuckert, dessen „Ostalpensagen“ auch kein Glanzstück der Sagenliteratur darstellen. Außerdem handelt es sich hier ja überhaupt nur um Sagen, deren Erzähler „ausnahmslos den im Feudalismus und Kapitalismus jeweils unterdrückten und ausgebeuteten Gesellschaftsklassen“ angehörten (S. 2), die überdies die „Volkssage so lange als ein Mittel der geistigen Kommunikation und als gesellschaftliches Selbstzeugnis“ brauchten und nutzten, „wie ihre Erzähler keinen oder nur einen verschwindend geringen Anteil am allgemeinen Bildungsniveau“ besaßen (S. 2). Das deutet alles auf eine maßlose Unterschätzung der Sage als Überlieferungsgut hin, auf eine Art von geistigem Hochmut, mit dem man an diese Dinge gar nicht herangehen sollte. Aber die Ergebnisse sind ja dann auch danach.

Leopold Schmidt

Ebermut Rudolph, Die geheimnisvollen Ärzte. Von Gesundbetern und Spruchheilern. Olten und Freiburg 1977. Walter-Verlag. 351 Seiten mit 20 Abbildungen.

Zur Beschäftigung mit den Spruchheilern und Blutstillern, Gesundbeterinnen, Wenderinnen und wie sie jeweils landschaftlich heißen mögen, muß man zweifellos besonders veranlagt sein. Rudolf Kriss, der sich mit so vielen Gebieten des Volksglaubens beschäftigte, hat sich nur zeitweise auf derartige Menschen einstellen können, dann allerdings sehr intensiv, wie sein offenbar vergessenes Buch „Die Schwäbische Türkei“ (= Forschungen zur Volkskunde,

Bd. 30) von 1937 beweist. Es ist übrigens dem Verfasser des vorliegenden Bandes auch unbekannt geblieben.

Ebermut Rudolph, protestantischer Pfarrer in Kempten, hat aber selbst ganz offenbar die Begabung, zu solchen Heilern Zutritt zu erlangen, mit ihnen reden zu können, und zwar so weit, daß sie ihm über kurz oder lang sogar ihre sonst geheimgehaltenen Sprüche mitteilen. Er legt übrigens auf die Sprüche selbst weniger Wert als alle seine Vorgänger, die doch meist noch von der germanistischen Spruchforschung ausgingen. Rudolph, der sich in unserer Zeitschrift (ÖZV XXIX/78, 1975, S. 221 ff.) mit den Blutstillern in Tirol beschäftigt hat, konnte mit etwa 300 derartigen Persönlichkeiten, fast durchwegs auf dem flachen Lande, Kontakt aufnehmen. Die in den Jahren zwischen 1971 und 1975 durchgeführten Erhebungen hat er in seiner Dissertation „Die Übernahme therapeutischer Fähigkeiten bei deutschsprachigen Spruch- und Gebetsheilern“ verarbeitet, die er bei Leopold Kretzenbacher in München einreichte. Die Arbeit bildet nunmehr im wesentlichen das umfangreiche Kapitel „Der Erwerb therapeutischer Fähigkeiten“ des vorliegenden Buches. Aufbauend auf diesem hauptsächlich in Bayerisch-Schwaben, aber auch in anderen deutschen Landschaften und nicht zuletzt in Österreich, vor allem in Vorarlberg, erarbeiteten Grundlagen versucht Rudolph nunmehr eine Gesamtdarstellung des Phänomens, indem er sich mit den bisherigen Arbeiten darüber, sei es von medizinischer, von volkskundlicher, von psychologischer oder auch von theologischer Seite her, auseinandersetzt.

Er steht den Erscheinungen dieses mittelalterlich anmutenden Segensprechens nicht kritisch aufklärerisch gegenüber, sondern eher einführend, mit einer gewissen Sympathie des Geltenlassens, auch wenn es sich der normalen Terminologie nach um „parapsychologische Phänomene“ handelt. Gerade mit dieser Literatur, also etwa Hans Bender, „Unser sechster Sinn“, oder Kurt Koch, „Seelsorge und Okkultismus“, beschäftigt er sich eher mit positiver Wertung, wogegen er den Kriminalisten Herbert Schäfer („Der Okkulttäter“) doch mehr ablehnt. Seine Einstellung erinnert also in mancher Hinsicht doch auch an die von Rudolf Kriss, der ja auch den hier wieder viel zitierten Erwin Lieck („Das Wunder in der Heilkunde“) sehr schätzte.

Die oft sehr umständlichen Ausführungen darüber lassen vielleicht übersehen, daß die positiven Aufzeichnungen, die persönlich gehaltenen Berichte über seine Gewährsleute das Buch von Rudolph doch fachlich bedeutsam erscheinen lassen. Eine philosophische oder theologische Wertung der Phänomene ist nicht die Aufgabe der Volkskunde. Eher wäre schon eine historische und geographische Aufarbeitung des Materials möglich und zu bedenken, und das vor allem, weil sich die volkskundliche Interpretation ja nicht auf das Zitieren der älteren Ansichten von Gustav Jungbauer und anderer beschränken dürfte, sondern die Einbindung des Auftretens und Wissens dieser Gesundheitsbeter in ihrer jeweiligen Gesamt-Volkskultur untersuchen müßte. Es gibt bei Rudolph manchmal einen Hinweis darauf, etwa in der Kurzbeschreibung der Häuser dieser Leute, der Inneneinrichtung und des Wandschmuckes ihrer Behandlungsräume usw. Aber hier wäre zweifellos tiefer zu schürfen. — Ein Register der Orte und der Personen sowie ein Initienverzeichnis der vielen gebrachten Sprüche wäre übrigens für die rasche Benützung des Buches willkommen gewesen.

Leopold Schmidt

Lorenz Westenrieder, Beschreibung des Wurm- oder Starenberger Sees und der umliegenden Schlösser usw. samt einer Landkarte. München 1784. Neudruck mit Nachwort von Günter Goeppfert. 164 und XI Seiten. München 1977, Süddeutscher Verlag.

Hans Moser hat vor etwa einem Vierteljahrhundert die maßgebende Arbeit „Lorenz Westenrieder und die Volkskunde“ (Bayerisches Jahrbuch für

Volkskunde 1953, S. 159 ff.) veröffentlicht. Seit damals weiß man, daß der bedeutende Gelehrte der Aufklärungszeit auch für die Geschichte der Volkskunde von beachtlicher Wichtigkeit war. Unsere Zeit der hübschen Neudrucke hat nun ein kleines Werk Westenrieders, das zu seiner Zeit eine völlige Neuheit darstellte, wieder vorgelegt, man wird dafür dankbar sein. Der volkskundliche Ertrag des Büchleins ist vielleicht nicht allzu groß. Eine Beschreibung eines Scheibenschießens anlässlich einer Bauernhochzeit gehört hierher, dann der Hinweis auf die Schaubräuche der Fischer wie das „Panzenstechen“, also eine Form des Kufenstechens. Auch die Hinweise auf die volkstümlichen Wallfahrten von Forstenried und von Aufkirchen sind wichtig.

Der Verlag hat dem Neudruck einige nette kolorierte Stiche beigegeben, von denen der von „Ammerland“ durch die Darstellung der Fischerboote Quellenmäßig wichtig sein dürfte. Diese Stiche entstammen der Ausgabe des Büchleins von 1811, wogegen der Titelkupferstich mit seinen Fischern und ihren Netzen von 1783 herrührt und somit der Entstehungszeit des kleinen sympathischen Werkes ganz nahesteht.

Leopold Schmidt

Matthias Zender, Gestalt und Wandel. Aufsätze zur Arheinish-westfälischen Volkskunde und Kulturraumforschung. Herausgegeben von H. L. Cox und G. Wiegelmann. 471 Seiten mit mehreren Abbildungen und Karten. Bonn 1977, Ludwig Röhrscheid Verlag.

Der frühere Ordinarius für Volkskunde an der Universität Bonn, der Herausgeber der neuen Folge des Atlas der deutschen Volkskunde, Matthias Zender, hat 1972 zu seinem 65. Geburtstag eine ungemein reiche, stattliche zweibändige Festschrift gewidmet bekommen. Nunmehr zu seinem 70. Geburtstag legen ihm seine Schüler und Nachfolger diesen schönen Band mit vielen seiner eigenen Abhandlungen vor, und die Mitforschung wird dafür dankbar sein. Sind doch Zenders meist sehr zurückhaltend vorgebrachte und oft in lokal begrenzten Zeitschriften erschienene Abhandlungen durchwegs von hohem Wert. Wenn sie der Untertitel allzu bescheiden auf Rheinland-Westfalen beschränkt, so ist dies zwar der Intention Zenders entsprechend; ihr Wert, ihre Bedeutung strahlt jedoch weit darüber hinaus. Das gilt vor allem für die wichtigen Arbeiten zu Volksbrauch und Volksglaube, wo so manche Studie, wie etwa die über „Die Verehrung des hl. Severinus von Köln“, bis weit nach Skandinavien hin gelesen wurde und wird. Und von den Studien zur Volkserzählung haben diejenigen über „Kobold, Totengeist und Wilder Jäger“ ebenso überregionale Bedeutung wie jene über die „Verbreitung von Sagenmotiven und Vorstellungen des Volksglaubens im Rheinland“.

Man müßte jede einzelne dieser manchmal wirklich versteckt erschienenen Studien einzeln aufführen, um ihnen gerecht zu werden. Daß wir durch Zender den westlichsten Westen des deutschen Sprachgebietes besonders gut kennen gelernt haben, bezeugen hier wiederum die Arbeiten etwa zur „Volkskundlichen Struktur des Kreises Schleiden“ oder zu „Eigenart und Entwicklung des Festtagsbrauchtums im Raum Euskirchen“, ein Beitrag, der in einer Euskirchner Festschrift veröffentlicht wurde, die vermutlich schon am Nieder-, geschweige denn am Oberrhein kaum bekannt wurde. Für Zender, der selbst aus der Eifel kommt, sind Studien wie jene über „Das Brauchtum als Zeugnis für Wesensart und innere Gliederung des Mosellandes“ äußerst bezeichnend. Aber er ist doch mit vielen Untersuchungen über seinen Lebenskreis zu seiner eigenen Lebenszeit hinausgegangen und hat so manche Arbeit dem mittelalterlichen Brauch und Glauben gewidmet. Etwa den „Wallfahrten bei Fallsucht und Krämpfen“ oder den „Matronen und ihren Nachfolgerinnen im Rheinlande“, einem Dauerthema im Umkreis des Rheinischen Landesmuseums in Bonn mit seiner speziellen

Matronenstein-Sammlung. Dazu immer wieder Spezialuntersuchungen zum Spätmittelalter wie „Das Beten der sieben Fußfälle im Rheinland“, aber auch zur unmittelbaren Halbvergangenheit und Gegenwart wie bei den „Lichterumzügen und Jahresfeuern von 1900 bis 1934“. Daß so manche Atlasfrage Zender zu einer eigenen Untersuchung veranlassen mußte, ist fast selbstverständlich. Das gilt schon für die ausführliche Studie über „Die kulturelle Stellung Westfalens nach den Sammlungen des Atlas der deutschen Volkskunde“ wie auch für „Die Frauen machen im Februar das Wetter“, wie man sich da einigermaßen verduzt belehren lassen kann. Aber darauf hat doch tatsächlich schon Axel Olrik 1910 hingewiesen, selbstverständlich für Dänemark. Da werden die für Zender so bezeichnenden forschungsgeschichtlichen Zusammenhänge ganz deutlich, die besonders in die rheinische Altertumskunde und in die Arbeit des Rheinischen Wörterbuches hineinreichen.

Wenn man diese Abhandlungen Zenders nochmals liest, die man vielleicht als glücklicher Sonderdruck-Besitzer einst schon kennenlernen durfte, dann drängt sich doch noch einmal auf, daß wir es hier mit dem Glücksfall einer großen landschaftlich bedingten Bereicherung unseres Faches zu tun haben. Diese ernsthaften, so vielfach durch Karten unterstützten Untersuchungen bleiben eine dauernde Anreicherung aller anderen Studien in diesem Bereich.

Leopold Schmidt

Zur Kultur und Geschichte des Odenwaldes. Festgabe für Gotthilde Güterbock. Herausgegeben im Auftrag des Breuberg-Bundes von Winfried Wackerfuß, Peter Assion und Rolf Reutter. Breuberg-Neustadt 1976. 235 Seiten mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln.

Vor wenigen Jahren, 1971, hat Peter Assion die Festschrift für Heiner Heimberger „Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten“ herausgegeben und damit einen verdienstvollen, volkskundlich eingestellten Heimatforscher geehrt. Hier liegt nun mit der Festschrift für Gotthilde Güterbock eine ähnliche Festschrift vor. Auch diese heimatkundlich eingestellte Kennerin ihrer Heimatlandschaft, des Hinteren Odenwaldes, hat es durchaus verdient, zu ihrem 70. Geburtstag auf diese Weise geehrt zu werden, und der Band ist wiederum im Sinn einer landschaftlichen Volkskunde sehr inhaltsreich ausgefallen. Für den Beurteiler aus Österreich erweist es sich übrigens, daß die Beiträge weit eher im Sinn der bayerischen Volkskunsthochschule eingestellt sind, als etwa auf die Art, in der bei uns seit langem solche Landschaften ins Auge gefaßt werden: Mit keinem Wort findet sich die Tatsache erwähnt, daß Josef P o m m e r, der Neubegründer der Volksliedsammlung in Österreich, die Volkslieder des mitten in diesem Gebiet liegenden Ortes Oberschefflenz 1902 gesammelt und veröffentlicht hat. Oberschefflenz ist hier (S. 184 f.) nur als Töpferort gewürdigt.

Aus der reichen Fülle von Beiträgen seien hier nur die in engerem Sinn volkskundlichen herausgegriffen. Der Steinkreuzforscher Friedrich K. Azzola und seine Mitarbeiter Heinz Bormuth und Fritz Schäfer beschäftigen sich mit „Dolch, Schwert und Spieß als Steinkreuzzeichen im Hinteren Odenwald“. Werner Haas hat „Steinerne Stege und ihre Steige im südlichen Odenwald“ ausfindig gemacht, wichtig als „Materialien zur zwischenländlichen Kommunikation in älterer Zeit“. Dem Bereich der Zeichen gehört der Beitrag von Heinz Reitz „Müllerzeichen im Odenwald“ an, der als ein „Beitrag zur Volkskunde des Müllers und der Mühle“ dargeboten wird. Eine Gruppe weiterer Beiträge eröffnet die Studie von Robert Hensle über „Backtraditionen im oberen Erfstal“. Es handelt sich um Studien sowohl zum Bauernbackofen wie zur Landbäckerei und den Gebäckbrotten. Daran schließt sinnvoll der Überblick über „Die Backmodellsammlung im Weinheimer Heimatmuseum“ von Heinz

Schmitt an, der einen Katalog mit 39 Nummern bietet, die auch abgebildet sind. Als direktes Gegenstück erweist sich die Studie von Werner Kieser über „Lebküchnelei in Walldürn“, welche den Gang der Lebzelterei vom Handwerks- zum Industriebetrieb an diesem wichtigen Wallfahrtsort darstellt. Zu den Hafnern führt die umfangreiche Arbeit von Peter Assion zurück, die sich eingehend mit den „Letzten Hafnern am Ostrand des Odenwaldes“ beschäftigt. Max Walter und Gotthilde Güterbock haben gerade dafür schon viel vorgearbeitet. Gute Bilder zeigen die Persönlichkeiten dieser „letzten“ Hafner in Buchen und Umgebung. Eine wertvolle Bestandsaufnahme der „Neidköpfe des Odenwaldes“ bietet Winfried Wackerfuß, der eine erstaunlich große Zahl solcher „Schreckkatzen und Spottfiguren zwischen Neckar, Rhein, Main und Mud“ feststellen konnte. Nicht weniger als 170 kleine, aber deutliche Photos dokumentieren diesen Bestand von Mascarons. — Von den übrigen Beiträgen des Bandes sollen vielleicht noch die handwerks- und gewerbe-geschichtlichen Studien erwähnt werden: Brigitte Köhler befaßt sich mit der Strumpfwirkerei in süd-hessischen Waldenser-Kolonien und Rolf Reutter schreibt über die Geschichte der Ziegelproduktion im Rhein-Main-Neckar-Gebiet.

Man sieht, aus der Vielzahl der Beiträge ergibt sich schon ein gewisses Bild vom traditionellen Leben im Hinteren Odenwald, sie ergeben durchwegs eine Bereicherung des bisherigen Wissens um dieses recht stadtferne Gebiet an der Grenze von Baden, Bayern und Württemberg. Die alten kirchlichen und besitzgeschichtlichen Verbindungen zu Mainz schimmern vielfach noch durch, aber auch andere Beziehungen, durch manche reichsunmittelbare Fürstengeschlechter unterstützt, haben hier lange nachgewirkt. Wie in manchen ähnlichen Fällen kann man auch diese wertvolle Festschrift also als eine Mahnung auffassen, nicht zu früh und zu voreilig vereinfachen zu wollen, keine allgemeineren Schlüsse aus einem doch sehr differenzierten Material zu ziehen.

Leopold Schmidt

Wilhelm Kutter, Schwäbisch-alemannische Fasnacht. Unter Mitarbeit von Frieder Knauss. Querformat, 219 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen. Künzelsau 1976, Sigloch Service Edition.

Wilhelm Kutter krönt mit diesem Werk seine jahrzehntelangen Bemühungen um den Fastnachtsbrauch in Südwestdeutschland. Die Einleitung versucht alles zu überblicken, was zur Geschichte und Gestaltwerdung der Fastnachtsmasken gehört, von den antiken Parallelförmern bis zu dem Museum im „Narrenschopf“ in Bad Dürkheim. Termine, Anlässe, brauchtümliche Bindungen, Maskennamen, Fasnetstage, das wird alles kurz abgehandelt, um den Grund für die Hauptkapitel zu legen. Im Kapitel „Masken, Larven, Schemen“ werden die Namen und Gestaltungen der geschnitzten Masken selbst durchbesprochen. Unter „Blätzle, Hansel, Hex und Bär“ finden sich die für Südwestdeutschland so bezeichnenden Maskengewänder behandelt. Unter „Das Drum und Dran“ erfahren wir vieles über Narrenkolben, Saubloder, Streckschere und was alles zum Fastnachtsgerät gehört. Es wird kaum etwas geben, was hier nicht enthalten und nicht auch abgebildet wäre. Dann folgt die landschaftliche Darstellung: der Oberrhein, vom Dreiländereck bis in die Ortenau; der Schwarzwald selbst; die Neckar-Alb; die Baar; das Donau-Gebiet; Oberschwaben — Allgäu; Bodensee — Linzgau; Hegau und Hegau — Bodensee, womit der Kreis geschlossen wäre, denn den Abschluß bildet der „Hochrhein“. Für die weniger Landeskundigen dürfte die „Topographisch-organisatorische Übersicht“ sehr willkommen sein. Sie ist als Anhang formuliert, mit Angabe der jeweiligen Narrenzünfte. Das ist für jeden Außenstehenden noch immer die große Überraschung: Alle diese Maskengebiete, Maskenorte haben ihre eigene Fastnachtsvereinigung. Diese gesell-

schaftliche Grundlage ist mindestens seit dem 19. Jahrhundert ganz offenbar maßgebend geworden, ohne sie wäre das heutige Fastnachtstreiben in Südwestdeutschland nicht denkbar. Das haben die frühen Maskenveröffentlichungen kaum schon erwähnt, erst die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden Forschungen haben sie miterblickt und in den Forschungen der Tübinger Schule ist daraus ein Spezialunternehmen geworden. Für denjenigen, der in diese Forschung, in ihre Forschungsgeschichte tiefer hineinschauen will, ist die „Bibliographie für Faschnachtsfreunde“ gedacht, die verhältnismäßig umfassend ist.

Der lebhaft und anschaulich geschriebene Text wird von hervorragenden Bildern unterstützt. Der Mitherausgeber Frieder Knauss hat nicht weniger als 80 davon geschaffen, Kutter selbst 20, die Landesbildstellen von Baden und Württemberg sind beträchtlich vertreten. Es ist bei der Erstellung des Bandes sichtlich aus einer viel größeren Zahl von Aufnahmen ausgewählt worden, man hat für die einzelnen Maskenorte Großaufnahmen und mehrere Detailbilder nebeneinanderstellen können, kurz, das Buch befriedigt gerade in dieser Hinsicht alle Wünsche. Daß es auch drucktechnisch vorzüglich gemacht ist, soll doch auch erwähnt werden. Das Buch gehört also zu jenen Erscheinungen im Bereich unseres Faches, wie man sie sich vor wenigen Jahren eigentlich noch nicht vorstellen konnte. Das Fernsehzeitalter hat den visuell eingestellten Beschauer anspruchsvoll gemacht, aber es gibt Verfasser und Verlage, die nun diesem Verlangen nachkommen und es auch hervorragend zu befriedigen verstehen. Der Fall ist in vieler Hinsicht bemerkenswert: Alles, was auf diesen Gebieten noch vor kurzem geleistet wurde, erscheint daneben bereits veraltet, einschließlich so mancher Film-Dokumentationen, die zu sachlich-trocken fotografiert und womöglich mit Schwarz-Weiß-Material aufgenommen wurden, so daß sie künftighin nur mehr Archivwert haben werden. Kutters schönes Buch wird nicht das letzte Zeugnis für diese Entwicklung bleiben. Leopold Schmidt

Sagen aus Niedersachsen. Zwischen Harz, Heide und Meer. Herausgegeben von Ulf Diederichs und Christa Hinz. 320 Seiten mit über 100 Abbildungen. Köln 1977, Eugen Diederichs Verlag, DM 29,50.

In der Nachfolge der Brüder Grimm sind auch in den Einzellandschaften des deutschen Nordens viele oft ganz vorzügliche Sagensammlungen geschaffen worden. Manche davon, beispielsweise die Sagen aus Oldenburg von Ludwig Strackerjan (1867), sind praktisch unersetzt geblieben. Die große Fülle der Aufzeichnungen aus dem 19. Jahrhundert hat dazu geführt, daß in den letzten Jahrzehnten mehrfach Neuausgaben versucht wurden. So hat der vorzügliche Kenner Lutz Mackensen schon 1926 eine Ausgabe „Niedersächsische Sagen“ erscheinen lassen. Und Will-Erich Peuckert hat in den Jahren von 1964 bis 1972 sogar eine fünfbandige Ausgabe „Niedersächsische Sagen“ vorgelegt, zu der nur der geplante Registerband nicht mehr erschienen ist.

Aus den alten Originalsammlungen von August Ey, Kuhn und Schwartz, Schambach-Müller usw. hat nun der Verlag Diederichs in Verfolg der alten Pläne von Paul Zaubert einen schönen Auswahlband zusammengestellt. Er ist nicht nach Sagengruppen oder Motiven ausgewählt, sondern nach den alten Einzellandschaften gegliedert, die heute in dem Bundesland Niedersachsen zusammengefaßt sind. So ist eine sehr lesbare Auswahl entstanden, in der sicherlich alle wesentlichen Sagen enthalten sind, die noch dazu durch alte Bilder von Landschaften, Orten, von Personenporträts und Volksbuchbildern wesentlich unterstützt erscheinen. Wer direkt sagenkundlich arbeiten will, muß sich freilich an die alten Originalausgaben halten, die übrigens korrekt zitiert erscheinen. Ein Ortsregister schließt den Band auf. Ein Motivregister wäre keine überflüssige Mehrleistung gewesen. Leopold Schmidt

Johannes Künzig und Waltraut Werner-Künzig, Legendenlieder. Ein Repertorium unserer Tonaufnahmen. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit Gottfried Habenicht. 170 Seiten mit Melodien und Abbildungen. Freiburg im Breisgau 1977, Volkskunde-Tonarchiv des Instituts für ost-deutsche Volkskunde.

Zum 80. Geburtstag von Johannes Künzig ist die dritte (unveränderte) Auflage seines längst berühmt gewordenen Schallplatten-Werkes „Ehe sie verklungen...“ erschienen, und nunmehr dieses neue „Repertorium“. Es handelt sich um die Fortsetzung des mit dem Balladen-Repertorium 1975 angefangenen Werkes, das man sich durchaus auch noch durch andere Bände fortgeführt vorstellen kann.

Hier liegen nun an die 40 Lieder vor, die Künzig und Waltraut Werner-Künzig in vielen Jahren auf Tonband aufgenommen haben und größtenteils dem Bereich des erzählenden Legendenliedes des 17. Jahrhunderts angehören. Alle die viele Jahre hindurch recht rätselhaft anmutenden Lieder von Mariens Traum, von Kosmas und Damian, von Maria, welche den Sohn des Räubers heilt, von der Erlösung der Armen Seele und den Himmlischen Freuden, sie waren nicht, wie man längst dachte, verklungen, sondern haben in der Gottschee oder bei den Wolgadeutschen weitergelebt und konnten von lebenden Sängern aufgenommen werden. Was im innerdeutschen Bereich durch das jüngere geistliche Lied vollständig verdrängt worden war, lebte also dort weiter, ließ sich sogar manchmal in recht vielen Varianten wiederfinden, wodurch die gesamte Legendenlied-forschung eine neue, bedeutende Grundlage erhielt. Das Repertorium ist wie jenes über die Balladen handfest und gründlich angelegt, eine Basis für die ganze weitere Forschung. Daß man bei den altertümlichen Liedern jeweils die Sänger, lebende Menschen in ihrer einfachen Alltagsumgebung unserer Jahrzehnte im Lichtbild sehen kann, wird sich vielleicht als einprägsamste Bezeugung im Gedächtnis erhalten.

Leopold Schmidt

Dietz-Rüdiger Moser, Die Tannhäuser-Legende. Eine Studie über Intentionalität und Rezeption katechetischer Volkserzählungen zum Buß-Sakrament (= Fabula Supplement-Serie, Reihe B, Bd. 4). Berlin 1977, Verlag Walter de Gruyter. 157 Seiten. DM 68,—.

Der schmale, teure Band ist wie alle neueren Abhandlungen des Verfassers eine äußerst anregende Studien-Reihe, mit der man sich auf den Gebieten der Sagen- wie der Liedforschung wird auseinandersetzen müssen. Der Kurt Ranke gewidmete Band ist in fünf Kapitel gegliedert, die auch der wohlmeinende Leser wohl als verkehrt angeordnet empfinden muß: Zuerst hätte doch V, Die Tannhäuser-Legende und die Gestalt des Sängers, dann etwa IV, Der „Venusberg“ und dann eventuell I—III in der bisherigen Folge gehört. So wird man in das Gebiet „Tannhäuser-Legende und die Bußpraxis der Kirche“ hineingeworfen, mit sehr viel theologischer Literatur, deren Wichtigkeit für das vorliegende Problem vermutlich doch nicht so bedeutend ist, wie der Verfasser meint. Kernstück ist II „Büßer-Erzählungen in der europäischen Volksüberlieferung“, wo die Lied-Erzählungen vom büßfertigen Sünder und die sonst als Märchen eingestuftten Geschichten von den „Zwei Erzsündern“ und vom „Räuber Madej“ die Hauptrolle spielen. Man überlege dabei schon, daß die „Zwei Erzsünder“ und der „Räuber Madej“ so gut wie ausschließlich auf dem Territorium der orthodoxen Kirche vorkommen, wogegen der „Tannhäuser“ im wesentlichen nur deutsch ist, also dem mittelalterlich-katholischen Bereich angehört. Hier ist wohl auch die aus dem Orient stammende III, „Waldbüßer-Episode der Legende von Johannes Chrysostomus“ bekannt gewesen. Aber was Dietz-Rüdiger Moser über das mögliche Abfolgeverhältnis der beiden Geschichten zu sagen weiß, klingt mir nicht überzeugend.

Wichtig und anregend bleibt, was Moser erneut betont: daß viele späterhin als „Volksüberlieferungen“ bezeichnete Lieder und Sagen eigentlich der katechetischen Literatur der mittelalterlichen Kirche angehörten, daß sie sonst unbegreifliche Sätze über Reue und Buße möglichst kraß verdeutlichen sollten und daß die Orden, und zwar alle möglichen Orden, wohl auch die Franziskaner, dabei eine recht wichtige Rolle gespielt haben müssen. Für die Gegenreformation läßt sich das vielfach nachweisen. Inwieweit man auch im Spätmittelalter die Volksmission in dieser Weise handhabte, ist kaum zu erschließen. Moser meint in ganz komprimierter Formel einmal von diesen Geschichten (S. 56): „Es handelt sich um ein katholisches Exempel zur Rechtfertigungslehre, wie solche in ähnlicher Gestalt noch mehrfach zur Glaubensverbreitung benutzt wurden.“ Das bleibt der Grundtenor, auch wenn manche Wortwahl, manche Definition des öfteren wechselt oder erst nachträglich zu rechtfertigen versucht wird. Das gilt ja schon für den Titel des Buches: „Tannhäuser“ war bisher immer eine Sage; nunmehr soll es laut Buchtitel eine Legende sein, wobei Moser aber selbst zugibt, daß diese Bezeichnung „grundsätzlich der Beschreibung des Lebens heiliger Personen vorbehalten bleiben“ solle (S. 55, 118). Aber Tannhäuser, wahrhaftig kein Heiliger, wird noch in der gleichen Anmerkung erhöht: Er spreche hier von einer Legende, nicht Sage „im Hinblick auf ihre offenbare Abhängigkeit von einer Legende des Johannes-Chrysostomus-Typs, wie sie im Prosa-Passional vorliegt“. Diese „Waldbüßer“-Episode hat es Moser so sehr angetan, daß er S. 94 sogar eine direkte Gegenüberstellung versucht: vom „Zölibatsgelübde“ an (das sich für Tannhäuser nun freilich gar nicht nachweisen läßt) bis zum Zeichen der Erlösung. Kernstück ist in beiden Fällen die Abweisung durch den Papst. Das ausschlaggebende Moment beim „Waldbüßer“, nämlich der „vermeintliche Mord an der Geliebten“ fehlt bei Tannhäuser selbstverständlich vollkommen. Man kann hier nur resigniert feststellen: Es handelt sich einfach um eine andere Geschichte, und die Möglichkeit, daß die vielleicht schon im 14. Jahrhundert bekannte „Waldbüßer“-Legende eine Art von Vorlage der Tannhäuser-Sage, wie sie in der Ballade des späten 15. Jahrhunderts ausgeformt erscheint, ist, soweit ich diese Beweisführung überblicken kann, gleich Null.

Soviel tiefgründige Überlegung also in dem Buch steckt, soviel hier zu einer stärker geistesgeschichtlichen Bewertung von Sage und Ballade auch getan erscheint, in der Hauptsache erscheint mir die Untersuchung verfehlt.

Leopold Schmidt

Karl Linker, Stadt unter der Schellenkappe. Geschichte der Frankfurter Fastnacht. Frankfurt 1977, Stadtparkasse Frankfurt am Main. 132 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Seit etwa einem Vierteljahrhundert hat sich die Masken- und Fastnachtforschung in Deutschland, aber auch darüber hinaus, gründlich geändert. Während vorher fast nur die ländliche und kleinstädtische Brauchgestaltung der Faschingszeit Aufmerksamkeit erregte, wuchs nunmehr das Interesse an den ja in Wahrheit sehr dominierenden städtischen Veranstaltungen. Einen nicht geringen Anteil an dieser wachsenden Anteilnahme haben zunächst Rundfunk und späterhin Fernsehen gehabt. Was man jedes Jahr zu Hause am Fernsehapparat sehen konnte, das mußte doch schließlich auch der mitunter unbegreiflich zurückhaltenden Fachforschung auffallen. Die Generation, der Großstadtvolkskunde, Gegenwartsvolkskunde einfach ein Greuel waren, zog sich ja auch allmählich zurück. Aber die eigentliche volkskundliche Forschung war noch durchaus nicht geschult, sich nunmehr darauf einzustellen. So sind die ersten Bände über städtische Fastnachtsveranstaltungen meist eher von Lokalhistorikern, eventuell von Theaterwissenschaftlern gemacht oder doch bearbeitet worden als von

Vertretern der Volkskunde. Aber es sind eben doch Monographien erschienen, zunächst über Köln, dann über Mainz, über Aachen, späterhin über München, über Kassel und so manche andere Städte, die man aus der älteren Literatur gar nicht als Fastnachtsstädte hätte erkennen können.

Nunmehr hat auch Frankfurt am Main einen solchen Band erhalten und wieder ist kein Fachmann in unserem engeren Sinn daran beteiligt gewesen. er ist auch in keiner Schriftenreihe des Faches erschienen, sondern von der Stadtsparkasse Frankfurt herausgebracht worden, der man dafür aber sicherlich Dank wissen wird. Freilich hat es in der reichen Frankfurter Lokalliteratur schon Vorarbeiten gegeben. Manche wichtige Quellenbelege hat man sich schon seit 1882 in dem profunden Werk von Elisabeth Mentzel über die Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt suchen können. Linke hat sie jetzt jedenfalls zusammengestellt und in kurzen Kapiteln zunächst die frühen Formen der Frankfurter Fastnacht im Mittelalter, mit den Festmählern der Patrizier wie mit den Schwerttänzen der Handwerker und den ersten Fastnachtsspielen dargestellt. Was zuvor über Ursprung und Frühzeit der Fastnachtsbräuche geschrieben steht, wird man vielleicht überblättern; echte Zusammenhänge mit römischen Saturnalien und germanischen Feuerbräuchen lassen sich ja doch nicht herstellen. Dafür sind die Hinweise auf die barocken Stilisierungen in der frühen Neuzeit wichtig, einschließlich des Festbrauches der Binder, des „Bendertanzes“ auf dem Main. Nach den französisch stilisierten Redouten kamen die schlichten Biedermeier-Feste und schließlich die „Bittern“, der erste Karneval-Verein von 1856.

Damit beginnt die Geschichte des vereinsmäßig gefeierten Fastnachtsbrauches, wie er heute von nicht weniger als 52 Karnevals-Gesellschaften gepflegt wird, von denen übrigens so manche ihre eigenen Festschriften haben, eine Literatur für sich, die in Frankfurt wie anderswo sicherlich den Stadtbibliothekaren, nicht aber den Volkskundlern geläufig war. Die vielen Innovationen innerhalb des letzten Jahrhunderts, das Aufnehmen von Anregungen von allen Seiten her, wie es auch in anderen Fastnachtsstädten zu beobachten ist und durch das Fernsehen noch gefördert wird, das ist hier kurz, aber gut festgehalten. Fachleute werden aus dem reichen archivierten Stoff sicherlich noch mehr herausholen können.

Man wird also diesem Band und seinen Herausgebern und Förderern durchaus dankbar sein, weil damit wieder ein Kapitel Stadtvolkskunde kräftig unterstrichen erscheint: Es gibt sie einfach. Leopold Schmidt

Rainer G. Schöller, *Der gemeine Hirte. Viehhaltung, Weidewirtschaft und Hirtenwesen vornehmlich des nachmittelalterlichen Umlandes von Nürnberg (= Schriftenreihe der Altnürnbergischen Landschaft, Bd. XVIII).* Nürnberg 1973, Verlag Korn und Berg. 470 Seiten mit 13 Abbildungen auf 8 Tafeln. DM 35,—.

Es ist schon so, daß in Verkehrung des gemeinen Sprichwortes die guten Beispiele allmählich die bösen Sitten zu verbessern vermögen. Wenn man so überblickt, was bei uns in den fünfziger und sechziger Jahren auf dem Gebiet der vordem fast unbeachteten Hirtenvolkskunde geleistet wurde, dann nimmt es nicht wunder, daß ein oder zwei Jahrzehnte später manche gute, ja vorzügliche Arbeiten auf dem gleichen Gebiet, aber in anderen Landschaften erstellt wurden. Im Fall des schönen gewichtigen Buches von Schöller steht es natürlich auch so, daß die Lebensleistung von Rudolf Wetzler, die Ausgestaltung des Hersbrucker Hirtenmuseums, für die Nürnberger Landschaft zur maßgebenden Anregung werden mußte.

Schöller hat sein Thema als Germanist und Historiker zunächst in Form einer Dissertation an der Universität Erlangen vorgelegt, 1968. Er hat dann noch zäh nachgearbeitet, sein vor allem durch Hirtenbefragung und Archiv-

quellenforschung gewonnenes Material in die Gesamtkonzeption eingebracht und schließlich eine geschlossene Monographie erstellt, die man in gewissem Sinn neben die schöne Franken-Trilogie von Karl-Sigismund Kramer stellen darf.

Schöller bringt zunächst eine Einführung, die sich mit Viehhaltung und Weidewirtschaft im fränkischen Raum beschäftigt. Es wird die Dorfgemeinschaft als Nachbarschaft und Wirtschaftsgenossenschaft ebenso beleuchtet wie die Weiden der Kuh- und Schweineherden mit Haupt- und Nebennutzung. Die rechtlichen Seiten dieser Dinge werden durch die Besprechung der Weide- und Viehhaltungsordnungen berücksichtigt. Ein eigenes Kapitel ist der Schafhaltung gewidmet, wobei wieder einmal stark unterstrichen wird, daß der „Schäfer“ mit dem Hirten nicht gleichzusetzen ist. Dann folgt das Hauptkapitel über „Das gemeine Hirtenwesen“, das mit „Hirtenstab und Hirtenverspruch“ beginnt, im „Verruf des Kuhhirten“ dessen Sozialprestige behandelt, bei der „Anstellung des Gemeindegirten“ die Termine, den Hirtenleitkauf, Hirtenhaushalt, Hirtenarbeitsplatz usw. behandelt. Ausführlich ist der „Entlohnung“ gedacht, mit den „Pfründen“ und kleinen Rechten, einschließlich des Wohnrechtes im gemeindeeigenen Hirtenhaus. Dann folgt die Schilderung der „Huttätigkeit des Gemeindegirten“, ferner die immer wieder auftretenden Hutrechtsstreitigkeiten, schließlich Beobachtungen zum ersten und letzten Austrieb, wofür die Brauchtumsforschung noch am ehesten vorgearbeitet hat. Als Anhang das Kapitel über die Funktionen des Hirten außerhalb des Hutdienstes, die bis zu seiner Geltung als Vieharzt und Heilpraktiker gehen. Schließlich bringt der Abschnitt über die „Sachkultur des Hirten“ noch einmal in Erinnerung, was hier in den letzten Jahrzehnten alles festgestellt, zum Teil auch neu aufgesammelt und kartographisch geordnet vorgelegt werden konnte. Die Schätze des Hersbrucker Museums, berühmt seit der Herdengeläute-Arbeit von Konrad H ö r m a n n , haben hier besonders anregend gewirkt.

Eine so umfangreiche Arbeit, die auf einer beträchtlichen, im Schrifttumsverzeichnis angeführten Literatur mitberuht und mit fast 1800 Anmerkungen bemerkenswert eingehend fundiert erscheint, kann nur dankbar begrüßt werden. Sie füllt eine seit langem bekannte und gefühlte Lücke und wird auf lange Zeit die Basis der weiteren Beschäftigung mit dem Thema bleiben.

Leopold Schmidt

Konrad Bedal, Ländliche Ständerbauten des 15. bis 17. Jahrhunderts in Holstein und im südlichen Schleswig. 424 Seiten mit vielen Zeichnungen im Text und 60 Abbildungen auf Tafeln. Neumünster 1977, Karl Wachholtz Verlag. DM 85,—.

Ruth-Elisabeth Mohrmann, Volksleben in Wilster im 16. und 17. Jahrhundert. 400 Seiten. Neumünster 1977, Karl Wachholtz Verlag. DM 35,—.

Die Herausgabe neuer Schriftenreihen zur Volkskunde im deutschen Sprachgebiet ist grundsätzlich zu begrüßen. Es sind in den letzten Jahrzehnten so manche eingeführte, traditionsreiche Zeitschriften und Schriftenreihen des Faches eingestellt worden, daß das Neuaufwachsen solcher Serien auf jeden Fall günstig erscheint. Im vorliegenden Fall handelt es sich um die beiden ersten Bände einer neuen Reihe „Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins“ und sie wird vom „Seminar für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität in Kiel“ herausgegeben. Ein persönlicher Herausgeber wird nicht genannt, doch darf man annehmen, daß der ordentliche Professor der Volkskunde an der Universität Kiel, also Karl-Sigismund Kramer, die Reihe leitet. Der erste Band, diese umfangreiche Erhebung der alten Ständerbauten im Lande, würde nicht darauf hinweisen. Konrad Bedal hat sich als Bauernhaus-

forscher auch schon in anderen Landschaften bewährt und offenbar ein gediegenes Rüstzeug zu einer derartigen Bestandsaufnahme mitgebracht. Um so mehr deutet der zweite Band darauf hin, denn Ruth-Elisabeth Mohrmann geht in ihren archivalischen Forschungen zum „Volksleben“ ganz in den Spuren ihres Lehrers Kramer, der vor allem in seinem dreibändigen Frankenwerk ein Vorbild für solche Auswertungen geschaffen hat.

Die Bände erscheinen in einem schlichten Druckverfahren, das für die vermutlich kleinen Auflagen wohl genügen dürfte. Die Reißzeichnungen bei Bedal kommen jedenfalls in diesem Verfahren vorzüglich heraus. Über das eigentlich Hauskundliche wird hier von anderer Seite noch zu berichten sein. Einstweilen soll auf die neue Reihe nur hingewiesen werden, auf die akkurate Ausführung der Arbeiten, die schöne Erschließung durch Anmerkungen, Literaturverzeichnisse und Register. Sie stellen neben den „Kieler Blättern zur Volkskunde“ also ein beachtliches Zeichen der fachlichen Reife des Kieler Institutes dar.

Leopold Schmidt

Wilhelm Wissner, Wat Grootmoder vertelt. Plattdüütsche Geschich'n. Tosamen-sökt. Mit de scheunsten Biller vun Bernhard Winter-Oldenburg. 160 Seiten mit 15 Abbildungen. Köln 1977, Eugen Diederichs Verlag. DM 16,80.

Mit diesem Buch des großen Holsteiner Märchensammlers Wilhelm Wissner hat erstmals die ganze Märchen-Veröffentlichung des Diederichs-Verlages ihren Anfang genommen. Wissner sammelte von bäuerlichen Erzählern. Diese seine erste Ausgabe erschien zu Weihnachten 1903, es kamen mit den Jahren drei Hefte zustande. Aus ihnen wurde die Buchausgabe zusammengestellt, so daß die „Neuausgabe“ gleichzeitig als „Auswahlband“ bezeichnet werden muß. Die 22 Märchen werden von einem Nachwort von Ulf Diederichs begleitet, zu jedem Märchen gibt eine Anmerkung an, wann, wo und von wem Wissner die Erzählung aufgezeichnet hat. Märchenkundliche Anmerkungen, wie in der großen Diederichs-Reihe üblich, werden dagegen nicht gegeben, obwohl das wohl nicht geschadet hätte.

Ein besonderes Lob der Beigabe der alten Illustrationen. Diese gespenstisch-schönen Zeichnungen von Bernhard Winter geben den Geist der Jahrhundertwende wieder, erweisen sich als Proben von mehreren Stilversuchen und werden die hauptsächlich als Leser dieses Buches gedachten Kinder gewiß anregen. Daß die Ausgabe an den niederdeutschen Sprachbereich gebunden ist, setzt seiner Verbreitung eine deutliche Grenze. Man mag sich fragen, ob man bei der Neuausgabe nicht doch eine gute Übertragung hätte zugeben können. In der gegenwärtigen Form wird doch eher die dokumentarische Absicht deutlich als der Wille zur Aufschließung gegenüber einem größeren Kreis.

Leopold Schmidt

Alfred Cammann — Alfred Karasek, Donauschwaben erzählen, Teil II (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 16). 536 Seiten mit 75 Abbildungen und einer Karte. Marburg an der Lahn 1977. N. G. Elwert Verlag. DM 32,—.

Der zweite, umfangreichere Band ist dem I. Band, der hier schon angezeigt werden konnte, rasch gefolgt. Es ist der eigentliche Stoff-Band mit den Erzählungen aus den vielen alphabetisch angeordneten Orten, wo heute noch Deutsche wohnen, oder von wo Erzähler stammen, die heute in der Bundesrepublik ihre neue Heimat gefunden haben.

Die Sammlung geht also zunächst auf die Bestände der Sammlung Karasek zurück, in der sich viele Aufzeichnungen aus den dreißiger Jahren, beispiels-

weise von Grete Horak, finden. Dazu kommen die Aufzeichnungen von Cammann, der auf vielen Autofahrten sich das Land erschlossen hat, von einem Erzähler zum anderen weiterempfohlen, und mit nachdrücklicher Förderung von ungarischer Seite her. Also ganz im Gegensatz zu den Sammlern in den dreißiger Jahren, denen nicht selten der Gendarm folgte. Cammann bedankt sich entsprechend bei den Ungarn wie bei seinen vielen Gewährsleuten, von denen er manche Aufzeichnungen auch schriftlich erhalten hat. Da die Sammlung nun nach Orten vorgelegt erscheint, ist sie inhaltlich sehr bunt und man wechselt beim Lesen ununterbrochen zwischen Sagen, Märchen oder Märchenbruchstücken, Schwänken, Witzen, Raubersgeschichten, die offenbar aus den vielen Heimatblättern, Kalendern usw. stammen, auf die Cammann auch in einem eigenen kurzen Kapitel „Volkslesestoffe“ (S. 26 ff.) hinweist. Es ist schwer zu sagen, was man eigentlich von dieser bunten Fülle hätte wirklich bringen und was man ruhig hätte weglassen, zumindest archivieren können. Geschichten vom Schinderhannes, die eindeutig aus „Bücheln“ stammen, oder alte Witze, die offenbar in der „Muskete“ gestanden sein müssen, stehen neben Ortssagen, die am ehesten ihre Bedeutung behalten. Daß da Geschichtchen erzählt werden, die vor wenigen Jahren „von Marburg der Professor“, der auch einmal dort war, seinerseits erzählt hatte (S. 224), das kommt vor und ist vielleicht für die ganze Situation dieser Nachlese in unseren Jahren bezeichnend. — Ein Motivregister wird sich wiederum jeder Benutzer selber machen müssen. Leopold Schmidt

Karl Winter, Wia'r uns da Schnóblgwóchnis. Mundartkundliches aus dem Böhmerwald mit heiteren Reimereien. Reutlingen 1975, Verlag Die fünfblättrige Rose. 207 Seiten. DM 23,—.

Auf dieses inhaltsreiche, originell gestaltete Mundartwerk des aus dem mittleren Böhmerwald stammenden Verfassers muß hier hingewiesen werden, weil es verhältnismäßig viel an gut beobachtetem mundartlichen Volksgut enthält. Sicherlich stehen zunächst die Einteilung der Mundarten des Böhmerwaldes, die Laute und die Wörter im Vordergrund. Aber der Abschnitt „Die Rede“ bringt dann ein eigenes kleines Kapitel „Redensarten“ und ein weiteres „Sprichwörter“, und im Kapitel „Volksdichtung“ sind Schnaderhüpfeln und Reimspiele enthalten. Bei den Redensarten sind Einwürfe und stehende Floskeln festgehalten, dann aber auch stehende Redensarten, von denen Beispiele gebracht werden, die jeweils ein einziges Wort umspielen. Für „Hand, Hände“ also beispielsweise nicht weniger als 47 Beispiele. Auch für das Wort „Herz“ hat Winter eine solche kleine Reihe angelegt, mit 34 Beispielen. Andere Redensarten erscheinen jeweils in einem Schwank oder einer gereimten Beispielerzählung verpackt. Für 35 Reizwörter wie „Familie“ oder „Freundschaft“ sind jeweils vier Sprichwörter zusammengestellt, wobei es sich aber auch da oft um Redensarten handelt. Da sich dieser mit kleinen Gedichten durchsetzte Text schlecht aufgliedern läßt, hilft ein Inhaltsverzeichnis, das nach den Titeln der Mundartverse und -texte geordnet ist, und stellt ein willkommenes Hilfsmittel dar. Freunde des alten mundartlichen Sprachgutes werden viele bemerkenswerte Hinweise in dem Band finden.

Leopold Schmidt

Sigurd Graf von Pfeil, Schützenwesen und Schützenfeste in Niedersachsen. Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen 1975, 290 Seiten, 19 Abbildungen (= Schriften zur Niederdeutschen Volkskunde, Bd. 7).

Spätestens seit der kartographischen Darstellung im Atlas der Deutschen Volkskunde ist bekannt, daß die Schützenfeste nicht — wie in unseren Breiten gerne angenommen — im süddeutsch-österreichischen Bereich, sondern in Norddeutschland ihren Schwerpunkt haben. Diese ungleiche Gewichtung mag zwar

durch eine mißverständene Fragestellung und eine geringere Erhebungsdichte verstärkt worden sein, sie weist jedoch auf einen prinzipiellen Unterschied im Schützenwesen zwischen Nord und Süd hin, der im Schützenfest seinen Ausdruck findet. Sigurd Graf von Pfeil stellt daher dieses Phänomen, von dem er behauptet, daß es in Niedersachsen das Fest schlechthin sei, in den Mittelpunkt seiner Untersuchung.

Graf von Pfeil betont, daß das Schießen nicht mit einer Sportveranstaltung verwechselt werden darf, sondern daß es nur ein Mittel zum Fest bildet, dessen Hauptzeremonie in der Proklamation des Schützenkönigs besteht. Die Durchführung eines solchen Schützenfestes, an dem fast die ganze Gemeinde Anteil nimmt, muß daher auch nicht an einen Schützenverein gebunden sein. Die Würde eines Schützenkönigs, die mit etlichen Privilegien, wie der Nutzung der Schützenwiese, verbunden ist, gebührt nämlich demjenigen, der das Glück hat, den Vogel von der Stange zu schießen. Im Gegensatz zu Süd- und Südwestdeutschland — und natürlich auch zu Österreich und der Schweiz —, wo nach der Scheibe geschossen wird, findet sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das Vogelschießen auch heute noch allein in Norddeutschland. Die Frage nach dem Ursprung des Vogelschießens klammert der Autor aus. Ihn interessiert am Schützenwesen vor allem, „wie Gruppen sich selbst darstellen, in welcher Form sie ihr Gruppenleben gestalten, mit welchen Inhalten sie es begaben und warum sie es gerade so und nicht anders tun“ (S. 3). Graf von Pfeil sieht die Aufgabe der Volkskunde, und damit auch seine, in der „Bedeutungsanalyse der Bekundungen von Gruppen“, die der Schützengesellschaften eben im Schützenfest.

Dazu wird in philosophisch-theoretischen Überlegungen eine Menge von Begriffen abgehandelt, wie Tradition, Gemeinschaft, Brauchtum, Ritus, Nationalismus, Symbolismus usw. Auch die Kulturrethologie Otto Königs und andere Verhaltensforscher werden bemüht. Doch ergeben alle diese Ansätze keine Wesensbestimmung des niedersächsischen Schützenfestes, sondern bloß interessante Teilaspekte. Dabei wird man gerne zugestehen, daß es nicht einfach ist, aus einem so vielschichtigen Komplex ein allgemeingültiges und verständliches Bild erstehen zu lassen. Es liegt aber wohl auch daran, daß es der Autor verabsäumt hat, einen historischen Überblick und eine phänomenologische Darstellung zu geben, was besonders derjenige bedauert, dem das Schützenwesen Niedersachsens aus eigener Anschauung unbekannt ist. Der Charakteristik des süddeutschen Schützenwesens, dessen Festkultur Graf von Pfeil von den Fürstenthöfen ableitet, muß man jedenfalls widersprechen. Auch wenn die Feste der Adeligen wegen ihres Aufwandes am Ausgang des 16. Jahrhunderts vielleicht mehr Widerhall fanden, so muß doch festgehalten werden, daß das Schützenwesen der städtisch-bürgerlichen Kultur entspringt und darin besteht, daß mehrmals im Jahr um Bestgaben geschossen wird, während der Vogel nur einmal im Jahr von der Stange fällt. Als Beweis für den „dionysischen“ Charakter der süddeutschen Schützenfeste führt der Autor den Pritschenmeister ins Treffen, der Dionysos gleich, als Phallussymbol erscheint. Dazu wird H. Goja (Die österreichischen Schützengilden und ihre Feste 1500—1750) zitiert: „Pritsche, Phallus, Mime und Pritschenmeister sind Eins“. Diese psychologische Interpretation, zu der sich noch der Schlag mit der Lebensrute gesellt, läßt den Pritschenmeister aus seinem jeweiligen Zusammenhang gelöst über weite Zeiträume und Kulturen hinweg als „Phänotyp“ erscheinen. Dabei fordert der Autor selbst, daß jedes kulturelle Phänomen nur im Umkreis seiner Zeit, seines Raumes, seiner gesellschaftlichen Bedingtheit und seiner Funktion gesehen werden kann!

Mit Interesse konstatiert man hingegen die Ausführungen, daß das Schützenwesen in Niedersachsen erst im 19. Jahrhundert seine dominierende Rolle erhält, die es vorwiegend ländlichen Vereinen verdankt. Es kommt damit zu einer Verlagerung — die sich auch an den Mitgliederzahlen ablesen läßt — von

den städtischen und unmilitärischen Gilden zu den dörflichen Vereinigungen. Die Ursache dieser strukturellen Veränderung sieht Graf von Pfeil im Wegfall der militärischen Aufgaben, die jene ländlichen Verbände seit dem 17. Jahrhundert gehabt hätten und die im 19. Jahrhundert zum Kriegsspiel, zum „Schützenhof“ ausarten. Das leuchtet freilich wiederum nicht ganz ein, denn das Schützenfest findet sich nun auch dort, wo es früher keinen Wehrverband gab. Außerdem will die Vogelschußzeremonie, bei der durch einen — oftmals kalkulierten — Zufall der Schützenkönig eruiert wird, nicht so recht in dieses Schema passen. Bei diesem Wettkampf geht es doch vorwiegend um soziales Prestige, das im 19. Jahrhundert, wie Graf von Pfeil sehr deutlich hervorhebt, eben auch noch durch den preußischen Militarismus gestärkt wurde. Nicht zuletzt wollen die Schützengesellschaften durch den Militarismus das nationale Selbstverständnis stärken. Das Buch bietet somit eine Reihe höchst interessanter Tatsachen, es findet aber leider vor lauter „Bedeutungsanalyse“ zu keiner Synthese.

Franz Grieshofer

Ulrich Tolksdorf, Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen,
Tel 1. N. G. Elwert Verlag, Marburg 1975. Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde E. V., Band 13. 447 Seiten (41 Karten, 54 Anmerkungen, 33 Literaturen, 14 Sachregister).

Nach den beiden bahnbrechenden Werken der Nahrungsvolkunde — international „Nahrungsethnologie“ — innerhalb der deutschen Forschung, den „Alltags- und Festspeisen“ von Günter Wiegemann 1967 und dem „Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung“ von H. J. Teuteberg (Historiker) und Wiegemann 1972, legt hier Ulrich Tolksdorf ein drittes — in seiner Art eine erste und einzige Pionierleistung — vor.

Wiegemann hatte die vernachlässigte Teildisziplin erstmals durch wissenschaftstheoretische Überlegungen zu gliedern, kulturräumlich zu erfassen gesucht, aufbauend auf dem gesamtdeutsch großflächigen, aber fachlich sehr lückenhaften Antwortmaterial zum Deutschen Volkskundeatlas, wie einem ersten, selbsterarbeiteten Gesamtbild der Nahrungsentwicklung ab dem 16. Jahrhundert, gleichsam das bis ins 15. reichende Altwerk von Moritz Heyne, „Das deutsche Nahrungswesen“, fortsetzend.

Einen zeitlichen Ausschnitt, den der turbulentesten wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen, das 19. Jahrhundert, unterziehen Historiker und Volkskundler zusammen genauester Durchleuchtung.

Tolksdorf widmete 12 Jahre präziser Arbeit einem räumlichen Ausschnitt, den Gebieten der beiden Teile Preußen.

Dem Verfasser, beruflich tätig bei Wieder- und Neuerstellung des „Preußischen Wörterbuches“ aus erhaltenem Schriftbestand wie laufender Korrespondenz mit 600 Gewährsleuten aus allen Teilen der verlorenen Gebiete (Archivbestände zu früheren Wörterbüchern im Kriege vernichtet) stand so der gesamte Wortschatz mit Angaben zur Nahrung und allen tangierenden Problemkreisen (Wirtschaft, Statistik, Geräte, Bräuche, soziale Daten usw.) zur Verfügung.

Dazu führte Tolksdorf eigenständig aus eigener Tasche eine Fragebogenaktion über sieben Jahre mit 1000 Korrespondenten durch, wie wochen-, teils monatelange Feldforschung in drei der preußischen Flüchtlingssiedlungen (Ahrbrücke, Eifel, Reichswald, Cloppenburg).

Da Vertriebene Bräuche ihrer Heimat oft übermäßig hochschätzen, in Erinnerung, Schrifttum und teils weiterem Gebrauche festhalten, meist sehr gerne erzählen, Fragen schriftlich wie mündlich beantworten, lebt hier vieles, was anderswo ins Vergessen sinkt, „in besonderem Glanze und Wert“ fort und ist leichter zu erkunden.

Außerdem dürfte ein geschlossenes Ordensland, ein von preußischer Staatsführung planmäßig entwickeltes Land mit zahlreichen königlichen Domänen, eingehender wirtschaftliche Zustände und Probleme durchdacht und schriftlich festgehalten haben als andere Gebiete.

Diese „äußerst günstige“ Ausgangslage ist hervorragend genutzt. Tolksdorfs besonderes Anliegen und seine Stärke ist Bemühen um präziseste Erfassung der unaufhörlich wechselnden sozialen Situationen, in die Ernährungsgewohnheiten als „soziales Handlungssystem“ eingebettet bzw. mit durch diese bestimmt sind.

Sein sehr abstrakter Theorie-Vorschlag hierzu 1973 in Helsinki¹⁾ zeigt hier, was er in der praktischen Anwendung zu leisten vermag. Die 21 Seiten über die „sozio-ökonomische Situation“ im 19. und 20. Jahrhundert“ geben konzentriert ein sehr detailliertes und dennoch komplett-ganzheitliches Skizzenbild zur überaus differenzierten Schichtung bei Gutsherren, Bauern, ländlichen Arbeitern, Wanderarbeitern, Zuwanderern (auch Salzburger Exulanten) bis zur städtischen Bevölkerung der einst weltnahen Hansastädte; zu volklich sprachlichen Zuständen (Westpreußen: 1910 von 1,7 Millionen Einwohnern 1,1 Millionen deutsch, 475.000 polnisch, 107.000 kaschubisch, 22.000 doppelsprachig — Ostpreußen: von 3,6 Millionen (1925) 97 Prozent deutsch, 1,8 Prozent masurisch, 0,9 Prozent polnisch, 0,1 Prozent litauisch) bis zur Innenkolonisierung des Weimarer Staates (5500 neue Kleinbetriebe).

Und auf diese realen Differenzierungen sind alle Einzeltatsachen zu Speise und Trank der folgenden sehr reichen, deskriptiv wiedergegebenen Materialbasis bezogen.

Der Schwerpunkt des Blickes richtet sich auf einen „synchronen“ Schnitt für die Zeit etwa der Jahrhundertwende, doch Erscheinungen bis dahin und ab da miteinbeziehend, ebenso als synchrone Schnitte der vor- und nachfolgenden Zeiten verstanden. Der „diachrone“ Ablauf ist nebensächlicher behandelt.

Der bisher erschienene 1. Teil beschränkt sich auf die zwei grundlegenden Kostkomplexe: I. die S a m m e l n a h r u n g und II. die G e t r e i d e n a h r u n g.

Sehr erstaunlich Umfang und Bedeutung der Sammelnahrung bis in letztere Zeiten²⁾! Allein zehn Wildgräser als Wildgetreide genutzt, darunter Schwadengrütze = Mannagras (*Glyceria fluitans* L.) als Marktware, auch als Festessen auf gehobenen Tafeln! Ebenso erstaunlich — von 70 Wildgemüsen manche gekocht in zentraler Stellung der Speisefolge — bei uns meist Vor- oder Zukost.

Gegenüber der mustergültigen Bestimmtheit dieser Darstellung wird schmerzlich bewußt, daß für Österreich eine umfassend genaue Erarbeitung der Sammelwirtschaft fehlt und durch Traditionsverlust kaum mehr einigermaßen vollständig erarbeitbar sein dürfte.

Anbau und Verbreitung der Getreidearten folgt der Exkurs: „Mörser, Stampfen und Handmühlen“. Er bringt dankenswerterweise einen konzentrierten Überblick über deren Gerätearten, Quellen und Gebrauch. Doch sind nicht ganz die grundsätzlich sehr verschiedenen Techniken des Stampfens — bei Getreiden Entspelzung und biologisch feine Kleienabhütung (Ergebnis: enthälste Ganzkörner für „Breine“)³⁾ — und des zerkleinernden Mahlens

1) U. Tolksdorf, Ernährung und soziale Situation, in: Ethnologische Nahrungsforschung, Helsinki 1975, Kanssatieteellinen Arkisto 26, S. 277—292.

2) Derselbe, Pilze als Nahrung (Kieler Blätter f. VK, 1971/III), Sammelnahrung in Ost- und Westpreußen (Jb. f. Ostdtische VK, 1973, Bd. 16, S. 7—77).

3) G. Gorbach, Urtümliche Mahlverfahren im steirischen Brauchtum zur Schonung der biologischen Werte der Gerste. (Die Ernährungsindustrie, 59, Hamburg 1957, S. 513—515), nachgedruckt in Ehrfurcht, s. u. — A. G a m e r i t h, Stampfen (Hessische Bl. f. VK, 1956, S. 51—58). — Dieselbe, Lebendiges Ganzkorn, Bad Goisern 1956. — Dieselbe, Ehrfurcht vor Korn und Brot, Bad Goisern 1958 und 1976.

(Ergebnis: Mehle, Schrote, Grützen, Grieße) unterschieden. Es ist nicht „erstaunlich, daß sich Mörser und Stampfen so lange... neben dem fortschrittlicheren Gerät der Handmühlen halten konnten“, weil sie eben eine ganz andere Aufgabe zu erfüllen hatten. Und es wurden gewöhnlich⁴⁾ nicht „mit dem Stößel verschiedene Mehle gewonnen“⁵⁾).

Bei den Getreidespeisen fällt im Vergleiche zu unserer Kostlandschaft auf den ersten Blick der Einfluß des norddeutschen „Eintopfbrauches“, das fast völlige Fehlen aller schmalzgebackenen Speisen — der „Krapfen“ erst sehr spät, vermutlich von Salzburgern mitgebracht —, das Überwiegen der flachen Blechkuchen ohne und mit Belag, die Gruppe der „Pfannkuchen“ als einziger Vertreter der zu wendenden Pfannenspeisen auf. Geordnet sind die Getreidespeisen nach Zutaten, teils Herstellung unterschieden, in vier Hauptgruppen zusammengefaßt:

I. Suppen und Breie: alle Suppen, Breie, Puddings, Klümpchen, alle Arten Knödel und Nudeln — gemeinsames Merkmal: kochen.

II. Fladengebäcke: Pfannkuchen (Flinsen), Waffeln, Fladengebäcke der Juden, Merkmal: backen ohne Triebmittel. (Für Pfannkuchen — um des Formkriteriums „flach“ hier eingereiht — steht das Merkmal: braten, das dafür etwas fragwürdig erscheint.)

III. Brote: Bäcker- und Bauernbrot, Brotarten und Brötchen, Brotwürzen und Mahlzeitenstellung des Brotes. Merkmal: backen mit Triebmittel.

IV. Kuchen und Kleingebäck: flache Blechkuchen trocken, mit Belag, Dickkuchen, Napfkuchen, Torten und Kleingebäck, Merkmal: backen für besondere Tage und Zwecke. Die Kleingebäcke sind anschließend kapitelweise nach Brauch zu den Festen im Jahreslauf aufgeschlüsselt.

Das Zusammenwerfen alles „Gekochten“ in eine Gruppe begründet der Verfasser damit, daß der preußische Volksmund alle „gekochten“ Speisen unterschiedslos als „Mus“ bezeichne. Für unsere kaum Eintopf kennenden Kostgebiete mit ihrer viel schärferen Trennung der Einzelspeisen, wie der sprachlichen Prägnanz hierfür (wenn auch Namen gegend- und zeitweise wechselnd sich verschieben, teils ineinander übergehen) wäre eine dezidiertere Systematik wünschenswert.

Eine allen Ansprüchen gewachsene Einteilung gibt es natürlich nicht. Jeder soll, darf und kann auch nur nach den Zielrichtungen seiner Arbeit, wie den Aussagemöglichkeiten der ihm zur Verfügung stehenden Materialbasis, frei die dafür geeignetste Anordnung wählen.

Tolksdorfs Ziel ist, das große Gesamtbild der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Situation und ihrer ständigen Veränderung in ihrer Wechselwirkung zur Nahrung und dieser zu ihnen in den Griff zu bekommen. Dieser intensiven Betrachtung aller von außen einwirkenden Komponenten ist das — von Stokar übernommene — lockere, etwas oberflächlich erscheinende Gliederungssystem bestens angepaßt und richtig. Denn nie läßt sich die Schärfe des Blickes zugleich voll auf alles richten.

Die Zukunftschau über alle Wissensgebiete und Räume ist heute ein gebotenes Zukunftsziel.

Und ein Pol auch unserer Facharbeit wird und soll zu immer größeren Übersichten, immer mehr Abstraktion erfordernden Länder- und Weltvergleichen, allenfalls zu teilweisem Computereinsatz führen.

⁴⁾ Zwar ausnahmsweise auch ein Zerkleinern in Stampfen (gequollen geröstete Talggnkörner, Futtergetreide usw.), aber nicht Regel und Hauptzweck.

⁵⁾ U. Tolksdorf, Essen und Trinken, S. 115, 116.

Doch darf der Gegenpol, das ehrfürchtige Eindringen in die Erscheinung selbst — hier das Wesen jedes Nahrungsmittels, jeder Bearbeitung und Zubereitung, jeder Speise in der Verbindung zum Menschen, keinesfalls vergessen werden.

Was ist Nahrung? Was ernähren? Warum sind die Menschen hier soviel mehr konservativer als bei anderen Lebensäußerungen? Ist dies nur „Geschmackskonservatismus“? Nur „Großmuttereffekt“? Nur Selbstprestige?

In der Nahrungsaufnahme, dem „Verzehren“, tritt die Biosphäre innerhalb des Menschen (sein Leib) mit der Biosphäre der äußeren Natur (Pflanzen, Tierleiber und deren Erzeugnisse, wie Milch, Honig, Ei) in Kontakt, ja in eine echte Kommunion, Wechselwirkung und Verschmelzung.

Als „Bios“ sei hier jenes geheimnisvolle Etwas, das, dreifach wirkend und dennoch eines — vorgeplantes feinstes Formgesetz, dynamische Werdenskraft und ständiges Metamorphosieren —, hinter, über, in jedem Lebewesen wirkt, sich zwar der Stoffe der materialen untersten Seinsebene zu sichtbarer Gestaltwerdung bedient — wie auf geistig-seelischer Ebene etwa eine Bauhütte der Bausteine zum Dome, der Maler der Farbe —, aber selbst nicht von der Bausteinebene her begriffen werden kann. Daher auch Nahrung nicht von der rein stofflichen Nährstofflehre oder dem physikalischen Begriff der Verbrennung allein, so sehr diese eine notwendige Teilkenntnis festlegen.

Der Nahrungskomplex berührt zwar alle vier Seinsebenen des Menschen: die anorganische Stoff-, die organische Lebens-, die seelische Fühlens- wie die geistige Erkenntnisphäre. Der Schwerpunkt des Geschehens aber vollzieht sich in der zweiten und daher naturgesteuert und unbewußt.

Darum sind Fragen über Gründe der Nahrungswahl, der Einordnung von Speisen in ein vorgegebenes Bewertungsschema zwar nicht sinnlos — sie geben die bewußte Spiegelung im Denken des Menschen —, die Antworten jedoch mit Vorsicht zu behandeln.

Volkskunde wurde einst formuliert als „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“⁶⁾, auch als „Wissenschaft vom Volksleben in überlieferten Ordnungen“⁷⁾. Wer bald sechs Jahrzehnte volkskundliches Streben miterlebte, darf wohl sagen, daß, wenn auch unausgesprochen — neben praktischen Zielen der „Statistik“ (Riehl, Erzherzog Johann usw.) — es das Ergriffensein von den inneren Ordnungen war, die man hinter den harmonischen Erscheinungen des Volkslebens erspürte, sie mit Begriffen wie „organisch“ und „gewachsen“ umschrieb, was Antrieb und Forschungsrichtung gab.

Die eigengeartete Pracht jeder Blüte ist aus unsichtbarem Schöpfungsgesetz unwissend sich gestaltende geordnete Form. Dies waren einst auch Bild und Bau eines Dorfes, Phasen des Arbeitslaufes, Haus, Brauch, Gerät — unbeschadet von Armut, oft „primitiven“ Zuständen und menschlichen Schwächen —, weil dies Menschentum noch unbewußt innerlich hörend für diese Schöpfungsordnungen war — wie es auch die großen Künstler sind.

Heute, im Aufbruch in neue Dimensionen menschheitlicher Bewußtheitsstufe, mußten die Altformen sich auflösen, müssen teils gestört, teils zerstört werden. Und die Beobachtung gegenwärtigen Wandels in gegenwärtig chaotischer Zeit ist daher selbstverständliches Gebot für heutige Wissenschaft der Volkskunde.

Doch in jeder Metamorphose ist nicht Chaos des Umbaues, sondern kommende, höhere Ordnungsform das Ziel.

So Volkskunde dem wirklichen Leben dienen und ihren tiefsten Grundsinn nicht verleugnen soll, darf sie dies Horchen auf Ordnungen im Alten, im Umbau der Verschiebungen wie allen Neuansätzen auf die Dauer nicht vergessen.

⁶⁾ Leopold Schmidt (ÖZVK 1947/48, 50./51. Bd., S. 1).

⁷⁾ Viktor Geramb (ZVK, 50. Jg. 1953, S. 31).

Dazu gehört ein auf tieferer Ebene sich bewegender Weg im goetheschen Sinne: „Bist du es oder ist es der Gegenstand, der sich hier ausspricht?“

Pole und deren Spannweite sind immer eine Einheit, in der das Entgegengesetzte sich gegenseitig dient, wie Einatmung und Ausatmung, Sonne und Regen. Nur darum, daß der eine Pol, einst Herz der Volkskunde, über dem gegensätzlichen, heute richtigerweise dominierenden, nicht ganz vergessen werde, ist hier davon die Rede.

Zuletzt ist Pflicht, „in eigener Sache“ Mißverständnisse zu klären: Meine Worte „Vorstufe aller Breie... im Zuge historischer Entwicklung“ beziehen sich nicht auf die Suppen, sondern die Körner (halbreif, roh... usw.) — wenn auch sprachlich überaus knapp, so doch wohl eindeutig. Und der gesamte in Helsinki vorgelegte Vorschlag zu einer Systematik der Breie folgt in der Anordnung menschheitlicher Werdensstufen, natürlich nur bedingt, da nicht überall gleich und teils synchron verlaufen⁸⁾.

Die Feststellung, daß Breie der Konsistenz nach zwischen Suppen als Vorstufen und festeren Teigbreien als anderem Pol (also zwischen flüssig und fest) einzureihen sind, sollte meine Definition des Breis, die Tolksdorf dankenswerterweise zitiert, umgrenzend ergänzen, aber keineswegs „wieder auflösen“⁹⁾.

Im Lebendigen verschwimmen fast überall die Grenzen, Erscheinungen gehen ineinander über. Dennoch weiß jeder, was Pflanze, was Tier (trotz Viren, Korallen und fleischfressenden Pflanzen), jeder, was Tag und Nacht (trotz Dämmerung), jeder, was Sommer und Winter (trotz Frösten im ersten und Föhn im zweiten). „Suppen“ und „Breie“ sind in unserer Kostlandschaft so getrennte Begriffe, daß ich es versäumt habe, die Abgrenzung zwischen beiden in die Hauptdefinition aufzunehmen, sondern sie nur nachstellte. Dabei bleibt die Frage, ob es sinnvoll ist, auch bei stärkerer Abgrenzung der Suppen von Breien und dieser von gekochten Teigspeisen einen Oberbegriff des „Gekochten“ darüberzusetzen, offen. Da „kochen“ in weiterem Sinne jede Zubereitungsart einer Speise umfaßt, müßte man besser sagen „sieden“ oder zumindest „kochen im engeren Sinne“.

Teilfragen wären zu dem Buche — in Vergleich, Ergänzung, Klärung — noch viele aufzugreifen. Wie der Verfasser viele kleinere Einzel- und Vorarbeiten, internationales Bemühen und die erstgenannten Standardwerke als Mitvoraussetzung seines Bildes einbauen konnte, wird fortan keine eingehendere Leistung in der Nahrungsvolkskunde ohne Heranziehung des bereits von ihm Erarbeiteten gewichtig sein.

Wir dürfen Teil 2, der die übrigen Kostkomplexe, Gemüse, Kartoffel, Gewürze, Milchprodukte, Fleisch, Fisch, Getränke, mit wissenschaftlichem Gesamtergebnis bringen soll, mit Spannung und Vorfreude erwarten.

Anni Gamerith, Graz

Paul Hugger, Sozialrebell und Rechtsbrecher in der Schweiz. Eine historisch-volkskundliche Studie. 143 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Zürich 1976, Atlantis Verlag. DM 19,80.

Unsere Zeit, in der sich anarchistische Terroraktionen zu häufen scheinen, hat vermutlich Paul Hugger, den wir von den verschiedensten Arbeiten zur Schweizer Volkskunde her kennen, zu diesem schmalen, aber interessanten Buch angeregt. Selbstverständlich sind es die Züge der Volksüberlieferung, welche sich

⁸⁾ A. Gamerith, Arten und Wandel der Getreidebreie am Beispiel des Landes Steiermark mit weiteren Bezügen. In: Ethnologische Nahrungsforschung, Helsinki, wie oben, S. 81, weiter 80—113.

⁹⁾ U. Tolksdorf, Essen..., S. 117, 118.

an die verschiedenen Rechtsbrecher heften, die Hugger als Volkskundler vor allem interessieren. Er gibt aber doch jeweils eine komplette Darstellung der betreffenden Personen und womöglich der Umstände, aus denen heraus sie so gehandelt haben und behandelt wurden, wie es schließlich der Fall war. Der wesentlichste Vorläufer Huggers in dieser Art der Schilderung und Beurteilung von Außenseitern war jedenfalls der bedeutende Basler Hans Georg Wacker-nagel, der 1957 über die „Tellen“ im schweizerischen Bauernkrieg von 1653 schrieb.

Das Motiv der „Tellen“, der Selbsthelfer, tritt uns auch bei den verschiedenen „Sozialrebell“ entgegen, mit denen sich Hugger beschäftigt. Zunächst geht es um den kleinräumigen Aufstand des Pierre-Nicola Chenaux im Freiburgischen, 1781. Am bemerkenswertesten ist dabei sicherlich, daß das abgeschlagene Haupt Chenaux' mit der Zeit zu einem „Gegenstand religiöser Verehrung“ wurde, daß Hymnen und Litaneien an den „heiligen Nicolas Chenaux“ gerichtet wurden. Die in diesem Verlauf enthaltenen Tendenzen werden von Hugger im Sinn von Mühlmann als „nativistisch“ bezeichnet. Im Anschluß daran werden die Führer weiterer Bauernunruhen charakterisiert. Zu den Richtstätten der Luzerner Bauernführer des 17. Jahrhunderts wurden geradezu Wallfahrten unternommen. Von den Pruntrutener Wirren um 1740, einer Vorform der Selbstständigkeitsbewegung des Berner Jura in unseren Jahren, haben sich dagegen französische Volkslieder erhalten. Da gibt es Liedzeugnisse bis zur Gegenwart, die samt der Singweise (S. 47) auch dargeboten werden. Einige Bemerkungen zum „Historischen Lied“ als „Politisches Lied“ (S. 49 ff.) sind überlegenswert. Hugger erinnert mit Recht an die Lieder der Kraftwerksbesetzer von heute, die ja auch vom Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg zur Kenntnis genommen werden.

Der zweite Teil des Buches ist den „populären Rechtsbrechern“, also den Grasel- und Schinderhannes-Figuren der Schweiz gewidmet. Es handelt sich besonders um Banditen und Wegelagerer im Tessin, wobei dem Luigi Pagani, genannt „il Mattiolo“, wohl zuviel Ehre angetan wird. Daß der berühmte Gauner und begabte Ausbrecher Bernhard Matter im Aargau schließlich hingerichtet wurde, 1853, hat ihn einige Zeit volksbekannt erscheinen lassen. Hysterikerinnen erhofften sich Heilung durch sein Blut. Sagen, Anekdoten, ja Kinderspiele sind durch sein Leben angeregt worden. Sozialrebell war er, im Gegensatz zu „Mattiolo“ durchaus keiner. Schließlich werden noch die Briganten des Jorat (des Jurten im Jura) miteinbezogen. Auch von diesen gemeinen Banditen hat man offenbar noch lange Zeit erzählt. 1968 ist sogar ein Roman von Richard Garzarolli über sie erschienen. Das mag für unsere Zeit gar nicht unbezeichnend sein, wie schließlich auch Huggers Buch selbst, das sich aber doch objektiv verhält und mit vorzüglichen Bildern und Quellenangaben einen durchaus bemerkenswerten Beitrag zu einem wenig behandelten Kapitel darstellt.

Leopold Schmidt

Louis Carlen, Die Landsgemeinde in der Schweiz. Schule der Demokratie. Sigmaringen 1976, Jan Thorbecke Verlag KG. 56 Seiten mit 35 Abbildungen. DM 9,80.

„Die Landsgemeinde ist die verfassungsmäßige, unter feierlichem Zeremoniell abgehaltene Versammlung stimmfähiger Bürger schweizerischer Gemeinwesen.“ Diese an das germanische Thing erinnernde Einrichtung, die vom 13. Jahrhundert an in den Urkantonen, aber auch weiterhin von großer politischer Bedeutung war, lebt heute nur mehr in Unterwalden, Glarus und Appenzell. Louis Carlen, der volkskundlich interessierte Rechtshistoriker in Freiburg im Uchtland, hat den entsprechenden Artikel im Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte (Bd. II, Berlin 1973, Sp. 444 ff.) darüber verfaßt und kennt und

zitiert dementsprechend hier die ganze, recht umfangreiche Literatur zu dem Phänomen, das seit drei Jahrhunderten auch bildlich festgehalten wurde und wird. Die Wort- und Bildzeugnisse zusammen ergeben ein sehr eindrucksvolles Bild dieser altertümlichen Einrichtung, an denen das Weiterleben alten Zeremoniells, alter Bildgebärden nicht weniger interessiert als die verschiedenen Entwicklungs- und wohl auch Auflösungserscheinungen in der Gegenwart.

Leopold Schmidt

Louis Carlen (Hg.), Das Holz im Oberwallis (= Geschichte, Kultur und Wirtschaft, Bd. IV). 220 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Visp 1975.

Die Zuweisung dieses schönen und aparten Buches durch den Rechtshistoriker Louis Carlen verdanken wir sicher der Tatsache, daß die von ihm in diesem Band behandelten „Holzkunden“ (S. 66 ff.), die „Tesseln“, in unserem Museum schon früh gesammelt wurden. Diese von Eugenie Goldstern erworbenen Rechtshölzer haben das Interesse von Carlen schon mehrfach angezogen, und so finden wir sie nun auch hier wieder ausgewertet, diesmal im Zusammenhang mit allen anderen aus Holz gefertigten Volkskunstwerken des Oberwallis. Zahlreiche Beiträge von örtlichen Forschern beschäftigen sich etwa mit dem „Holz in Religion und in der Kirche“ oder mit dem „Holz als Handelsware“. Besonders wichtig ist „Das Holzhaus im Walliser Dorf“ von Raymund Wirthner oder „Holzbrücken im Oberwallis“ von Peter Bumann. Vorzügliche Abbildungen unterstützen die Abhandlungen von Wilhelm Egloff, „Alte Konstruktionen im Holzhandwerk“, von Camill Schmid, „Der Bauer und seine Holzgeräte“, oder von Ludwig Imesch, „Aus Holz werden Kübel und Gebسن“. Den Möbeln sind verschiedene Einzelbeiträge gewidmet, so den alten Truhen durch Albert von Wolff und Walter Trachsler. Aber darüber kommen die Schnitzer in den Beiträgen von Odilo Schmidt, Werner Im seng und Roman Weissen nicht zu kurz. Mit den „Oberwalliser Volksinstrumenten“ hat sich selbstverständlich Brigitte Geiser beschäftigt und Felix Schmid schreibt schließlich über den „Wald im Volkslied“, ähnlich wie Reinhard Eyer über „Wald und Holz in den Walliser Sagen“. Die starke Individualisierung wird noch durch ein Firmenverzeichnis „Sie arbeiten im Oberwallis mit Holz“ betont. Im ganzen ein ebenso schönes wie wertvolles Buch.

Leopold Schmidt

Max Gschwend (Sandro Bianconi), La casa rurale nel Canton Ticino — Die Bauernhäuser des Kantons Tessin. Band I: Der Hausbau. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (der ganzen Reihe vierter Band). Basel 1976, Verlag G. Krebs, in Kommission bei R. Habelt Verlag, Bonn. 192 Seiten mit 583 Abbildungen und Karten, eine Farbtafel.

In der Reihe „Die Bauernhäuser der Schweiz“ ist kürzlich dieser Band „Tessin I“ erschienen. Ihm sind vor zehn Jahren in gleicher Aufmachung die Bände „Graubünden I/II“ von Chr. Simonett vorangegangen¹⁾. Als Autor und Hauptredakteur zeichnet diesmal Max Gschwend, der langjährige Leiter der „Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz“, unter Heranziehung von Vorarbeiten des um die Haus- und Kunstforschung im Tessin außerordentlich verdienten Giovanni Bianconi und dessen Sohnes Sandro Bianconi, der die Übersetzung des deutschen Textes in einen durchgehenden italienischen Paralleltext besorgte. Die Ausarbeitung lag also zweifellos in berufensten Händen, zumal infolge der „relativ beschränkten Mittel“ schon bei „der Bestandsaufnahme eine sorgfältige Auswahl der zu untersuchenden Siedlungen zu treffen war und nicht

¹⁾ S. ÖZV XX/69 (1966), S. 64—68.

alle Gemeinden des Kantons inventarisiert werden konnten" (S. 8). Von Giovanni Bianconi und Max Gschwend stammt auch der größte Teil des wiederum reich verwendeten, schönen Bildmaterials. Neu ist der zweisprachige Text (auch bei den Abbildungen), der jedoch unter dem Zwang äußerster Ökonomie, die auch an diesem Band wieder die „ultima ratio helvetica" spüren läßt, durch seine einfache Gesetztheit eher noch an Prägnanz und Klarheit gewonnen hat.

Der vorliegende Band I bringt zunächst, nach einem Geleitwort Arnold Niederers, das man der Volkskunde besonders vormerken möchte, und nach dem Vorwort des Autors eine kurze Einführung in die besonderen naturräumlichen, geschichtlichen, wirtschafts- und verkehrsmäßigen Gegebenheiten sowie über die seit dem 15. Jahrhundert nachweisbare temporäre Auswanderung im Tessin:

„Im Winter ruhte in den Bergtälern die landwirtschaftliche Arbeit und das Vieh konnte leicht von den zurückgebliebenen Frauen und Kindern betreut werden. Die Männer aber zogen in die dichter besiedelten Städte der Lombardei und des Piemont, später auch in entfernte Länder. Sie verdienten dort als Maronibrater, Köche, Kesselflicker, Kaminfeger, Messerschmiede, Scherschleifer oder mit anderen Arbeiten ihren Unterhalt. Charakteristischerweise pflegten einzelne Dörfer in ganz bestimmten Berufen zu arbeiten (Mergoscia, Intragna, Corippo usw. — Kaminfeger, Val Colla — Kesselflicker, Terre di Pedemonte — Zöllner, Locarno — Messerschmiede usw.); sie zogen auch mit Vorliebe immer wieder an dieselben Arbeitsorte." (S. 22.)

Dann folgen die eigentlichen Kapitel über den „H a u s b a u". Sie behandeln die Baumaterialien und Wandkonstruktionen in Stein und Holz, das Dachwerk nach den Dachformen, den fünf verschiedenen Arten der Dachbedeckung und den verschiedenen Dachkonstruktionen (sechs Arten von Dachgerüsten!) sowie nach dem auffallend verbreiteten Kniestock, ferner die „konstruktiven Einzelheiten" an Türen und Toren, Luft- und Lichtöffnungen, Treppen, Laubengängen, Böden und Decken und die Einrichtungen für den Rauchabzug, alles das unter Zugrundelegung der vorindustriellen Lebensverhältnisse, d. h. des Baubestandes aus der Zeit um 1850, während auf die spätere Entwicklung jeweils und nach Bedarf verwiesen wird.

Ein weiterer Hauptabschnitt befaßt sich mit den „Ausdrucksformen" ländlichen Bauens im Tessin. Es handelt sich da vielfach um Elemente und Formen, „die weder konstruktiv nötig, noch vom Material her erforderlich sind" und auf die offensichtlich „Bauherr oder Handwerker Gewicht legen". „Das Auffälligste daran ist jedoch die Tatsache, daß sie häufig nicht zur Zierde angebracht sind, aber dennoch eine ganz bestimmte Aussage übermitteln wollen" (S. 125). Hierher zählen Inschriften und Jahreszahlen (letztere zurückführend bis 1423), Zeichen und Symbole, Schmiedeeisenarbeiten und die Auszier am Steinbau (mit Wandmalereien, Sgraffito, Stukkaturen, Sonnenuhren usw.) bzw. am Blockbau (mit Friesen, Konsolen und Pfettenköpfen).

Der dritte Abschnitt über „Räume und Wohnen" beschließt den Band und behandelt mit „Feuerraum und Wohnküche" sowie mit „Stube und Ofen" und den Nebenräumen (Kammer, Abort, Dachraum, Keller) dieses zentrale und volkskundlich ungemein wichtige Kapitel der Hauskultur des Tessin. Im Anhang findet der Leser sodann die Anmerkungen und die benutzte Literatur verzeichnet sowie ein Sach- und Ortsregister, wobei letzteres sich nur auf die Abbildungen bezieht.

Schon ein erster Blick in die Spalten des Inhaltsverzeichnisses verrät Dichte und Reichtum des Stoffes, der in dieses Darstellungswerk mit außerordentlicher Umsicht und Sachkenntnis eingebracht wurde. Das gilt für die vielen Details wie für das Ganze, um das es hier geht. Als eine Anregung vielleicht nur: In

die beigegebene Faltkarte am Schluß, die der Ortsfindung und Orientierung dienen soll, wären zweckmäßigerweise auch die Namen der verschiedenen Tal-schaften (zumindest im Sopraceneri) einzusetzen gewesen. Sie bilden sowohl erdräumlich wie hauskundlich wichtige Ordnungsbegriffe, die im Buch laufend verwendet werden, jedoch nicht jedermann hinreichend vertraut oder unverwechselbar sein dürften. Als eine der hausbaukundlich vermutlich ausgeprägtesten und eigenwilligsten Regionen in den Südalpen im Spannungsfeld zwischen alpinarktischer und mediterraner Natur werden auf solche Weise die wechselvollen Hausbauverhältnisse dieses südlichsten Kantons der Schweiz in ihren handwerklich-technischen, baukünstlerischen und wohnungsmäßigen Eigenarten anschaulich beschrieben und dargestellt. Sie erscheinen in diesen drei Bereichen so klar herausgearbeitet, daß schon dieser erste Band nicht nur für das Tessin selbst und für die Schweiz in einem weiteren Sinne, sondern auch für die vergleichende europäische Hausforschung ein Quellenbuch ersten Ranges ergibt. Alle an dessen Herausgabe Beteiligten, zuvörderst aber der Verfasser und seine Mitarbeiter, können daher ob seines Gelingens und seiner Fertigstellung des Dankes und der Bewunderung auch von fachlich-wissenschaftlicher Seite versichert sein.

Oskar Moser, Graz

Paul Zinsli, Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Piemont. 4., durchgesehene und erweiterte Auflage. 559 Seiten mit 110 Abbildungen auf Tafeln und 10 Karten. Frauenfeld, Schweiz 1976, Verlag Huber und Co. DM 50,—.

Wir haben 1968 beim ersten Erscheinen dieses schönen stattlichen Buches die Leistung des Berner Germanisten und Volkskundlers Paul Zinsli mit Bewunderung begrüßt. Wir freuen uns, feststellen zu können, daß das Buch in den vergangenen zehn Jahren vier Auflagen erlebt hat und daß die vorliegende 4. Auflage wieder ganz auf den Stand der gegenwärtigen Forschung gebracht wurde. Zinsli ist dem Phänomen der Hirtenbauern aus dem Wallis allenthalben nachgegangen, hat, immer von der sprachlichen Basis ausgehend, Geschichte und Verbreitung dieser hochalpinen Siedler verfolgt. Das ist sehr lebendig geschehen, in den Text sind unzählige Stellen eingearbeitet, die auf die ganz persönliche Erwanderung der Siedlungen, der Sprachreste, der Persönlichkeiten und ihrer Leistung zurückgehen. Das macht das umfangreiche Buch ungemein lesbar, es bleibt bis in die umfangreichen Anmerkungen hinein erlebt, erwartet. Freilich nicht im Sinn von Reisejournalistik, sondern eher in dem des Explorators volkskundlicher und sprachwissenschaftlicher Atlasunternehmungen. Auch die österreichischen Walsersiedlungen, die heute zum Teil ungemein frequentierte Fremdenverkehrslandschaften geworden sind, hat Zinsli persönlich erwandert und dort wie überall den raschen Kulturwandel in unseren Jahren feststellen können. Dabei bleibt Zinsli den älteren Arbeiten gegenüber kritisch, wie sich das auch gehört: Das „Ethnographische“ hat bei dieser Art von Betrachtung weitgehend ausgedient, man spürt den Zug der „Gegenwartsvolkskunde“, ob man nun diesen Namen verwenden will oder nicht. Alles in allem eine bleibende Leistung.

Leopold Schmidt

Klaus Thinius, Vergessene Dächer zwischen St. Gotthard und Florenz. Karlsruhe — Bruderverlag (1977). 113 Seiten mit zahlreichen Fotos und Zeichnungen.

Ungewohnt ist für uns nicht nur der Aufhänger des Titels, sondern auch der statisch-funktionelle Ansatz, unter dem hier Hausforschung an einem doch wohl bekannten Baubestand betrieben wird. Gleichwohl möchte man diese mit instruktivem Bildmaterial hübsch und reich ausgestattete Schrift der volkskundlichen Hausforschung mit einigem Nachdruck zum Studium empfehlen. Hier

unternimmt ein Baustatiker den ungewohnten Versuch, traditionelle Formen volkstümlichen Bauens aus deren statischen Notwendigkeiten und deren „Tragverhalten“ in den Einzelementen abzuleiten und zu erklären. Thinius kommt damit zu einer Gebäudelehre aus „statisch-konstruktiver Sicht“, wie er im Vorwort sagt, die freilich notwendig wieder zu unserer heutigen Gefügeforschung hinführt und von deren Betrachtungsweise in der Hausforschung er nur insofern wesentlich abweicht, als bei ihm kaum hausbaugeschichtliche oder eben volkskundliche Kriterien mit ins Spiel kommen.

Der Verfasser wertet dabei das umfassende Sammelmateriale aus den Bauüberlieferungen der Alpenstättaler, Nord- und Mittelitaliens aus, das Hans Soeder auf vielen Forschungsfahrten zusammengetragen hat und vor allem auf der Suche nach den „Urformen abendländischen Bauens“ gefunden und gesehen hat¹⁾. Thinius hat dazu „in zehnwöchiger intensiver Auseinandersetzung“ Nacherhebungen in den Tälern des Tessin gepflogen und wurde so vermutlich auch als Architekt zu Betrachtungen animiert, die sich vor allem mit den extremen Gegensätzen im Dachbau dieser Regionen auseinandersetzen. Statik ist an sich ein Teilgebiet der Mechanik und als solches letztlich reduzierbar auf abstrakt mathematische Funktionen. Diesen Weg beschreitet der Verfasser aber keineswegs, sondern auch er betreibt „Gefügeforschung“ von den „Dachformen“ über die „Dachkonstruktionen“ bis zu den „Vordächern“. Die Resultate seiner Überlegungen, die er auch anhangsweise in einem Katalog von Begriffsbestimmungen zum Bauwesen zusammenfaßt, wären mit unseren bisherigen Bestimmungen gewiß nützlich zu vergleichen. Das ist hier wohl nicht möglich, doch decken sie sich in vielem.

Ob freilich eine solch „statisch-konstruktive Sicht“ ganz allein für uns auch in der Gefügeforschung schon zielführend wäre, ist sehr die Frage. Im herkömmlichen Bauwesen überschreiten bekanntlich schon die einfachsten Konstruktionselemente die bloßen rechnerischen Erfordernisse der Festigkeitslehre nach oben wie nach unten; Klaus Thinius umschreibt dieses wichtige Faktum unter dem Stichwort „Statisches Gefühl“ (S. 107). Gefügeforschung in unserem Sinne umgreift dazu noch viel weitere Bereiche, die zum einen Teil auch von der reinen Gestalt- und Formgebung her determiniert werden, zum anderen aber nachhaltig von historisch-genetischen Abläufen bestimmt sind, nach denen sie letztlich auch beurteilt werden müssen.

Das meint also, andersherum gesagt: Des Verfassers „Vergessene Dächer“ sind für uns zunächst „Tessiner Dächer“, „Comasker Dächer“ oder „Dächer der Toscana“. Und wie die Dinge sich schon an Eisack und Etsch, an Donau, Drau und Save oder gar am Oberlauf der Marosch wieder ganz anders verhalten, so lassen sich auch die Bauweisen von Mal zu Mal immer noch am eindeutigsten nach den Kriterien verständlich machen, die eben eine regionale und vergleichende Volkskunde in die viel weiteren Zusammenhänge des Volkslebens einordnen, zumindest aber nach Raum und Zeit hinreichend ausdifferenzieren und genauer festlegen muß.

Oskar Moser, Graz

Karl-Olov Arnstberg, Datering av knuttimrade hus i Sverige (Dating corner-timbered houses in Sweden — Selected designs and decorations. English summary). Stockholm, Nordiska museet 1976. 314 Seiten, illustriert (Rotaprintdruck).

Das Nordische Museum in Stockholm hat dieses Handbuch zwar in bescheidener Aufmachung, aber doch mit einem wohlausgebauten wissenschaftlichen Apparat und mit durchgehenden, sehr klaren Faustskizzen, ferner mit einer Liste

¹⁾ Vgl. Hans Soeder, *Urformen der abendländischen Baukunst in Italien und dem Alpenraum*. Köln (M. Du Mont) 1964.

bautechnischer Termini samt Quellen- und Literaturverzeichnis (jeweils in Auswahl) außerhalb seiner berühmten Fachreihen herausgebracht. Es ist vermutlich als eine Art Wegweiser für die innerschwedische Hausforschung gedacht, der sich auf die dortigen Holzblockbauten beschränkt. Seine Zielsetzung als „Instrument zur Altersbestimmung“ solcher Bauten ist vornehmlich auf die praktischen Bedürfnisse der Denkmalpflege sowie der Inventarisations- und Museumsarbeit abgestellt. Selbst außerhalb von Schweden und Skandinavien (das sonst hier übrigens nicht berücksichtigt ist) wird man diese vortreffliche und übersichtliche Darstellung aus mehrfachen Gründen beachten müssen und sie jedenfalls auch in Mitteleuropa für die vergleichende und besonders für die historische Hausforschung mit Gewinn und Nutzen heranziehen.

Sein Verfasser ist einer der jüngeren schwedischen Hauptmitarbeiter von Sigurd Erixon († 1968), dem es hier darum geht, das unter Erixons Leitung seit 1917 zusammengebrachte, riesenhafte Sammelmateriale aus Schweden über den Blockbau nach zeitgemäßen Gesichtspunkten und in stark geforderter Form zu erschließen. Daraus entstand eine Art Handbuch der Gefügeforschung des Holzblockbaues, mit dem Arnstberg das monumentale, aber vorwiegend hausmorphologische Hauptwerk Sigurd Erixons über die ländliche Baukultur Schwedens („Svensk byggnadskultur“, Stockholm 1947) auf dessen seinerzeitige Anregung hin, aber mit erweiterten Zielsetzungen ergänzt. Zwar gibt es für die schwedischen Blockbauten bereits eine stattliche Reihe gewichtiger Vorarbeiten und Untersuchungen etwa von Gerda Boëthius, Sigurd Erixon, Olle Homman, John Granlund, Kersti Jobs-Björklöf, Sander Rosén, Nils Ålenius u. v. a., aber es gab bisher meines Wissens keine so übersichtliche und zugleich materialreiche, systematische Darstellung über die dortige Blockbautechnik unter besonderer Bedachtnahme auf eine diachronische Erschließung ihrer Baudenkmäler. Damit stellt sich das Buch zugleich an die Seite des vortrefflichen Arbeitsbuches von Gotthard Gustafsson über die Behandlung und Pflege alter Bauwerke¹⁾.

Arnstbergs Schrift ist schon von ihrer Zielsetzung her anders ausgelegt als etwa das bekannte Darstellungswerk über den Blockbau von Hermann Phleps. Sie bietet zwar in ähnlicher Weise Zugänge zu den wichtigsten bautechnischen Einzelheiten, beginnt also mit Werkzeug und Bauhölzern und deren Verwendung in der Bautechnik (S. 30 ff.), bespricht die wichtigsten Gebäudetypen, wie Wohnbauten, Werkbauten, Stallbauten und Speicherbauten (S. 52 ff.), und verbreitert sich sodann über alle Details im Konstruktiven sowie im Dekorativen (S. 84 bis 272) bis zu den typischen Zeitformen etwa der Eisenbeschläge (S. 237 ff.), Dachwerke (S. 241 ff.), Feuerstätten (S. 251 ff.), Inschriften, Zahlenzeichen und sonstiger Symbole (S. 256 ff.). Aber der Verfasser betreibt keine bloße Stoffmassierung, sondern trachtet, dahinter das große Buch der Lebensgeschichte und der Existenzbedingungen jener aufzuschlagen, die das alles geschaffen haben. Zuvörderst aber zeigt er die Grenzen des Forschers und hält damit auch dort nicht hinter dem Berg, wo es um die besonderen Schwierigkeiten und Probleme der Baudatierung an sich geht, um die spezifische Bedeutung der Altersstellung historischer Zweckbauten und Bauwerke aus dem einfachen bäuerlichen Leben sowie in etwa um die „optimale Form“ ihrer Erhaltung oder Übertragung (S. 15 bis 29).

Aber man möchte ebenso gerne hinweisen auf das Nachwort des Verfassers über „Forschung als Erfahrungsaustausch und Lernprozeß“ (S. 284—295). Arnstberg hat diesen Abschnitt allzu bescheiden als „Appendix“ deklariert, vielleicht weil er ihn aus eigener, unmittelbar persönlicher Erfahrung im Ringen

¹⁾ Gotthard Gustafsson, Skansens handbok i vården av gamla byggnader. Stockholm 1953.

mit dem Stoff niedergeschrieben hat und sehr offenherzig bekennt, daß er — nahe daran, vor diesem zu kapitulieren und aus lauter Sozialbewußtsein „Zigeunerlehrer“ zu werden! — sich erst schrittweise zu einer zeitgemäßen Bewältigung seiner umfassenden Ordnungs- und Erschließungsaufgaben durchringen mußte. Angesichts von Bann und Blendung moderner Soziologismen bemüht er sich auf den weiteren Stufen seiner Untersuchungen um eine tragfähige, theoretisch untermauerte Grundlegung der Sachforschung unter verschiedenen Aspekten²⁾. Dabei zeigt sich erst, welch hervorragende Bedeutung gerade sein Material wie überhaupt die materielle Kultur beispielsweise schon für die Erkenntnis der Lebensveränderungen des Menschen in der Welt hat, wenn er da also meint (S. 288):

„In einem Land mit rauhem Klima spielt der Häuserbestand an und für sich eine außerordentlich wichtige Rolle. Wer hier keine Möglichkeit hat, zwischen den vier Wänden unter einem Dach Zuflucht zu finden, der gerät sozusagen in die Situation eines völlig nackten, schutzlos preisgegebenen Menschen. Darum spiegeln sich in den Veränderungen der Baubestände zugleich auch immer wesentliche Veränderungen in Lage und Lebensbedingungen der Menschen wider. Daraus folgert für uns ein besonderes Interesse an der historischen Fragestellung („för kronologi“), und zwar insofern, als man nämlich dann, wenn man das Alter eines Hausbauwerkes ermittelt, dieses eben zugleich in den Zusammenhängen mit der jeweiligen Zeitlage und Gesellschaft sehen muß, für deren „Kultur“ das betreffende Bauwerk typischer, materieller Ausdruck ist.“

In den Jahrzehnten seit 1917 hat nun die schwedische Hausforschung namentlich unter Sigurd Erixon ein umfassendes Grundlagematerial zum Blockbau mit über 300.000 Einzeldaten zusammengetragen. Beispielsweise wurden da allein 250 bis 300 verschiedene Arten von Eckverbindungen der Blockwände festgestellt; dies vor allem in den klassischen Blockbaugebieten der schwedischen Bergländer (Dälarna, Härjedålen, Jämtland). Weite Streuverbreitungsgebiete dieser Holzbauweise bis nach Lappland und andererseits nach Südschweden bis Småland und auf die Insel Öland schließen sich an. Dementsprechend reich sind die Unterschiede im Konstruktiven wie im Formalen. Arnstberg bespricht sie alle im einzelnen und immer mit Bedacht auf deren historische Schichtung zurück bis auf das archäologische Material (Wikingerzeit). Vieles verlockt dabei zu Vergleichen oder Gegenüberstellungen mit unserer heimischen Überlieferung.

So wird der völlig andersartige Entwicklungsverlauf der skandinavischen Blockbautechnik gegenüber der alpinen bis in feine Einzelheiten deutlich und faßbar. Während etwa in den Alpenländern früh die Eckverkämmung vierkantig behauener oder angearbeiteter Wandhölzer mit vertikalen (Säge-)Einschnitten einsetzt (etwa schon um 1300) und in der Neuzeit dann zur bündigen, kunstvollen Eckverzinkung ohne Vorköpfe fortschreitet, wobei mit Zirkel, Holzschablonen und Klingeisen gearbeitet wird, verharren die Zimmerleute Schwedens bis gegen 1800 und sogar noch später bei der schräg eingehackten, ungewöhnlich reich und kunstvoll abgewandelten Eckverwettung mit Vorköpfen (schwedisch knut). Diese ergab sich aus der alten Beiltechnik im Blockbau und führte schon im Mittelalter zu sehr unterschiedlichen Eingriffkerben an der Ober- und Unterseite sowie zu vielfältigen Abfasungen und Profilierungen der Balken und Vorköpfe. Arnstberg faßt sie zu einem runden Dutzend von Formgruppen zusammen. Entscheidend ist hier weiters die Verwendung des für Nordeuropa spezifischen sogenannten „Zugeisens“ (schwedisch dragjärn), mit dem Maße und Lagerfugen übertragen bzw. abgeglichen werden.

²⁾ Diese finden sich niedergelegt bei K.-O. Arnstberg, Studiet av teknologi och materiell kultur. In: Zs. „Nord-Nytt“ 1973, Heft 1/2, Kopenhagen 1974.

Vergleicht man so Zug um Zug die verschiedenen Details dieser Holzbauweise, so dürften Bedeutung und Wert dieser fundierten Sachdarstellung unschwer abzuschätzen sein, die im übrigen durchwegs mit großer Fachkenntnis und Sorgfalt gearbeitet erscheint. Sie zeigt zudem einmal mehr, was auf diesem Gebiet auch bei uns an einem rasch dahinschwindenden Denkmälerbestand noch alles zu tun notwendig wäre, um zu derartig bündigen Aufschlüssen und zu ähnlich sachgerechten Beurteilungen zu gelangen, wie sie nun in dieser seiner Veröffentlichung Karl-Olov Arnstberg für Schweden bereitgestellt hat.

Oskar Moser, Graz

Tomas Jönsson, Jordstugor i Sydsverige. Den ingravda bostadens utbredning, form, funktion och konstruktion (Die Erdkaten in Südschweden) (= Skrifter fran Folkliivsarkivet i Lund Nr 18). Folkliivsarkivet i Lund — CWK Gleerup 1976. 82 Seiten, 33 Abbildungen, Zeichnungen bzw. Karten (ausführliche deutsche Zusammenfassung).

In der schwedischen Fachsprache bezeichnet „Jordstuga“ (neben einer Reihe anderer örtlicher Benennungen!) „ein in einen Hang teilweise eingegrabenes Haus, dessen Hauptfunktion es ist, als permanente Wohnstätte zu dienen“ (S. 69). Jönsson macht deutlich, daß diese Erdhütten einen speziell südschwedischen Bautyp darstellen, dessen Verbreitung, Anlage und Bauweisen, Funktion und Konstruktion im einzelnen zu erforschen er sich vornimmt. Ihr Verbreitungsgebiet beschränkt sich auf Nordschonen, Blekinge, Halland, Süd- und Mittelsmäländ, das südliche Västergötland sowie Südbohuslän. Es handelte sich dabei vornehmlich um Einzelgebäude in der Außengemarkung der Dörfer, die als Behausung der Ärmsten ohne eigenen Grundbesitz oder auch der Alten dienten. Die Bewohner waren häufig wohl Eigentümer der Katen, pachteten jedoch den umliegenden Boden gegen Lohndienst oder Bargeld. Die meist nur zur Hälfte in den Boden eingetieften kleineren Häuser dieser Art hatten reine Wohnungsfunktion; anders in Nordschonen, wo ein größerer, mehrräumiger Typ solcher Erdhäuser eine differenziertere Funktion (auch als Stall und Lagerraum) zuliieß (S. 70).

Die vorliegende Monographie Tomas Jönssons ist aus einem bei Nils-Arvid Bringéus am Folkliivsarkivet der Universität Lund ausgearbeiteten Seminar von 1975 hervorgegangen und darf wohl als Musterbeispiel für die skandinavische Sachforschung der Gegenwart angesehen werden. Sie behandelt im übrigen einen Gegenstand von besonderem sozialhistorischen Interesse, ohne indessen die strukturellen Aspekte der Siedlungstechnik, der traditionellen Bauweisen und der volkkundlichen Wohnforschung aus dem Auge zu verlieren. T. Jönsson arbeitet fünf landschaftliche Prototypen heraus und diskutiert abschließend in sehr ansprechender Weise die Frage, ob es sich dabei um eine Art Rückbildung (schwedisch *Fattigdomsform*) oder um eine Relikterscheinung von Bauweisen handle, deren Altertümlichkeit von Anfang an auf der Hand lag. Soweit die Quellen sprechen, handelt es sich bei den meisten dieser außerdörflichen Erdhütten ja um Unterkünfte von Tagelöhnern, Landproletariern oder Handwerkern, wie sie zwischen 1750 und 1900, also in der Ära der neuzeitlichen Liberalisierung und Frühindustrialisierung unter dem Einfluß starker Bevölkerungszunahmen und wachsender Baustoffpreise durch die Holzbewirtschaftung seit 1830 entstanden sind (S. 66). Entgegen den Auffassungen der älteren schwedischen Forschung (Hyltén-Cavallius, M. Mandelgren, Artur Hazelius u. a.) urteilt die jüngere Forschergeneration (Jönsson, S. Erixon) hinsichtlich des Herkommens dieser Erdbauten erheblich realistischer und hält sie für eine auf sozialen und späten ökonomischen Faktoren beruhende junge „Innovation“. Der Verfasser selbst meint (S. 73), „... daß man bei der Analyse des Ursprungs der Erdkaten von ihren am stärksten hervortretenden Charakteristika ausgehen muß, und zwar dem

Grundriß und der Eintiefung. Diese beiden Elemente hat es seit dem Mittelalter gegeben und die Voraussetzungen für den Bau solcher Erdkaten waren also seitdem latent vorhanden, um bei Bedarf aufgegriffen zu werden. Möglicherweise fanden sich schon recht früh vereinzelte Exemplare, aber die Frequenz dieser Bauten zeigt eine klare Parallelität zur Expansion des ländlichen Proletariats."

Es liegt auf der Hand, daß Tomas Jönssons vorbildlich gearbeitete Monographie in mehrfacher Hinsicht für die Siedlungs- und Hausforschung in Zentral-europa Anregungen bietet. So zunächst im Absehen auf ähnliche Erdbauformen hier, wie sie beispielsweise Jenő Cholnoky in Ungarn schon am Beginn der dreißiger Jahre mehrfach ausgewiesen und untersucht hat und wie sie neuerdings auch in den Kellerbauten des niederösterreichischen Weinviertels entsprechend stärker beachtet worden sind. Dann aber auch unter Bedachtnahme auf den ländlichen Siedlungszuwachs überhaupt, der bei uns in der Neuzeit praktisch nur noch aus dem Wohnwesen der nichtbäuerlichen Landbevölkerung erfolgt ist und um dessen Kategorisierung und eigentliche Entwicklung sich die Volkskunde schließlich mehr noch als bisher wird annehmen müssen.

Oskar Moser, Graz

Edit Fél und Tamás Hofer, Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Atány (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg an der Lahn, Bd. 7). Göttingen 1972. Verlag Otto Schwarz & Co. XVIII und 551 Seiten, 139 Abbildungen auf Tafeln.

Edit Fél und Tamás Hofer, Geräte der Atányer Bauern (= Kommission der Königlich Dänischen Akademie der Wissenschaften zur Erforschung der Geschichte der Ackerbaugeräte und der Feldstrukturen, Bd. 2). Kopenhagen 1974. 515 Seiten mit 671 Zeichnungen im Text und 300 Abbildungen auf Tafeln.

Auf die großen darstellenden Monographien von Fél und Hofer über das Dorf Atány war in unserer Zeitschrift bereits hinzuweisen. Nunmehr sind zwei weitere Bände in deutscher Sprache erschienen, die wieder besonders anzukündigen sind. Der in Marburg erschienene Textband schließt an die „Proper Pessants“ von 1969 an, es ist zweifellos gut, daß diese vorzüglichen Schilderungen nunmehr auch leicht zugänglich in deutscher Sprache weiterbekunden, was die beiden Forscher an Ort und Stelle erkunden konnten. Frau Fél hat ja an die 20 Jahre diese besondere Art der Aufzeichnung angewendet, mit der stets die Aufsammlung für das Ungarische Volkskundemuseum verbunden war, das auf diese Weise zu einer gewaltigen Kollektion des Arbeitsgerätes allein aus diesem einen Dorf gekommen ist.

Maßgebend erscheint, daß es sich bei diesen Aufzeichnungen nicht nur um Einzelbeobachtungen handelt, sondern um vollständige Aufschreibungen alles dessen, was die Leute selbst zu ihrer Arbeit erzählt haben. Das „Tägliche Leben“ mit seinen ungezählten erworbenen, erlernten Kenntnissen, am ehesten der Selbstverständlichkeit der Arbeit der Hausfrauen zu vergleichen, ist der eigentliche Gegenstand dieser Aufzeichnungen und nicht etwa die kulturhistorische Einordnung von Einzelheiten. Wer sich mit Einzelstücken beispielsweise auf dem Gerätewesen beschäftigt, wird die konkrete Aufzeichnung gewiß finden. Also beispielsweise eine Stichprobe nach dem Stachelhalsband des Hirtenhundes: In der „Bäuerlichen Denkweise“ steht auf S. 144 von den früheren Hütehunden: „Sie hatten Stachelhalsbänder und nahmen es mit den Wölfen auf.“ Im Geräteband wird man dann ein Exemplar des „kutyanyakörv“ gezeichnet finden, mit den Inventarangaben des Ungarischen Volkskundemuseums (Abb. 343 auf S. 469).

Im Gerätereister, wo man zweifellos zuerst sucht, findet man auf S. 411 eine reiche Zahlenangabe, die sich aber nicht auf den Text oder die Abbildungen bezieht, sondern auf die ungarische Geräteliteratur, die mit 361 Nummern hier aufgeschlüsselt erscheint. Das hilft freilich nur weiter, wenn man in einer Bibliothek sitzt, welche diese ungarische Spezialliteratur auch besitzt, was ja extra Hungariam doch eher selten der Fall sein dürfte.

Man sieht, diese Werke sind von zwei Forschern und ihren zeichnerischen und photographischen Mitarbeitern mit ganz engem und internem Blick auf die örtlichen Verhältnisse gemacht. Wer sich damit abgibt, muß jeweils die einzelnen „Geräte-monographien“ genau lesen und kann sich vor allem an den aufschlußreichen dritten Teil des Gerätebandes halten, der „Kulturelle und soziale Bedeutung der Geräte“ behandelt. Es ist das doch von Richard Weiß, dem Patron dieses Werkes, auch immer betonte Verhältnis „Mensch und Gerät“, das hier behandelt wird, wobei das positive Verhältnis, nicht etwa das vermutlich auch vorhandene spekulative oder symbolische Verhältnis gemeint ist. Diese Art von Verhältnis stellen auch die Photos dar, die in reicher Fülle womöglich jeden Handgriff am Gerät, mit dem Gerät zeigen. Es ist ungemein erfreulich, daß die Dänische Akademie der Wissenschaft so ohne weiteres diese 300 Aufnahmen vorzüglich hat reproduzieren lassen, wobei der Druck übrigens in Ungarn erfolgt ist.

Diese abschließenden Veröffentlichungen der beiden bedeutenden ungarischen Kollegen stellt also ein wahres Denkmal einer Art von „edlem Positivismus“ dar, wie man es gewiß respektvoll anerkennen wird. Daß es daneben auch andere Wege zur Erkenntnis im Bereich der Volkskunde gibt, sei aber immerhin doch auch noch einmal festgestellt.

Leopold Schmidt

László Dám, A Nagy-Sárrét népi építészete (Die Volksarchitektur des Groß-Sárrét) (= Műveltség és hagyomány. Studia ethnologica Hungariae et centralis ac orientalis Europae XVII). Debrecen 1975. 180 Seiten mit 112 Abbildungen, Zeichnungen und Kartogrammen (deutsche Zusammenfassung).

In der bekannten, von Béla Gunda geleiteten Jahrbuch-Reihe „Műveltség és Hagomány“ (Kultur und Tradition) des Ethnologischen Instituts der Universität Debrecen sind bereits mehrere wichtige Arbeiten zur Siedlungs- und Hausforschung Ungarns erschienen. Der vorliegende XVII. Band enthält eine Monographie von László Dám über Siedlung und Hausbau des Gebietes von Groß-Sárrét, eines der größten ehemaligen Marschländer am Ostrande des kleinen Alföld. Es erstreckt sich im Süden von Debrecen zwischen Püspökladány und Berettyóújfalu hart südlich der heutigen E15, die von Budapest über Szolnok nach Großwardein (jetzt rumänisch Oradea) führt. Hier hat L. Dám zwölf Siedlungen in ihrer Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert genauer untersucht, und zwar sowohl nach deren Strukturveränderungen im ganzen wie auch nach den Hofanlagen und der baulichen Substanz der Wohn- und Wirtschaftsgebäude.

Wie man schon aus der ausführlichen deutschen Zusammenfassung und dem aufschlußreichen Bildmaterial entnehmen kann, behandelt der Verfasser die Siedlungs- und Gehöftformen, die wichtigsten bautechnischen Gegebenheiten (Baustoffe, Wandbau, Dachkonstruktionen und -formen, Hausanlagen, Türen und Fenster) nicht nach der älteren Manier der Architekten, sondern durchwegs nach volkskundlichen und entwicklungsgeschichtlichen Grundsätzen, wobei er gleichzeitig durch Beigabe von Querschnittkartogrammen auch die räumlichen Differenzierungen seiner Gegenstände gut herausarbeitet. Das ergibt somit hier wie auch in den folgenden Kapiteln über das Wohnhaus, dessen Feuerstätten und Heizeinrichtungen sowie seine Raumeinteilung (S. 99—128), dann über die verschiedenen Wirtschaftsgebäude zur Viehhaltung, Fruchtspeicherung sowie der

Speichergruben und Brunnen (S. 129—149) ein sehr aufschlußreiches Bild vom gesamten bäuerlichen Hauswesen, wie es unter den dortigen durchaus wechselvollen Gegebenheiten, Betriebsumstellungen u. dgl. vorauszusetzen ist. In ihrer der mitteleuropäischen Hausforschung weitgehend angenäherten Methode scheint mit L. Dáms Darstellung besonders für die vergleichende Hausforschung wertvoll zu sein, zumal sie auch für viele Einzelheiten wie Baustoffe, Konstruktionsweisen, Giebelbildungen, Laubengänge räumlich-zeitliche Schnittbilder zu geben vermag und für die historisch schwerer faßbaren Inneneinrichtungen mit Schlotküche, Herd und Ofen vortreffliche Sachbeschreibungen liefert. Besonders dankbar wird man ferner für die ebenso kenntnisreiche Darstellung der verschiedenen Wirtschaftsgebäude sein, unter denen Kleinviehställe, Grubenspeicher, Stützspeicher (ungarisch szuszik, siehe Abb. 107), Scheunen u. ä. hervorgehoben seien.

Es spricht für Beobachtungsschärfe und Umsicht des Verfassers, wenn da manches unmittelbar zur Diskussion anregt: die Verzimmerung des Gebälks in der Dachfußzone etwa (Abb. 42), wobei es in der deutschen Beschreibung besser „gerader bzw. schräger Stoß“ statt „Anblattung“ (Fig. a, b), „Verkämmung“ statt „Versatzung bzw. Verzapfung“ (Fig. c, d, f) heißen sollte. Höchst wertvoll ist auch die klare Unterscheidung im Gefüge der Dachkonstruktionen (Abb. 43) deren westliche ursprünglichere Typen ganz offensichtlich alte Jochbalkendächer (Scherenjochdächer mit und ohne Beifirste bzw. Sochadächer) sind, während sich im Osten gegen die siebenbürgische Grenze zum Bihargebirge hin der starke Einfluß des Sparrendaches im Übergang vom Schersparrendach zum reinen Kehlbalkendach mit den für das östliche Mitteleuropa so kennzeichnenden überstehenden Bundbalken geltend macht. Die von L. Dám als „pfettendach mit verkürzter Firstsäule“ determinierten Gefüge (Abb. 44 und 46) wird man richtiger unter die Jochbalkendächer einreihen, deren Ausgangsform sicher noch das osteuropäische Sochadach war. Dafür spricht hier schon die rundwältige Form des Firstbalkens und seine Kerben-Lagerung auf der Firststütze. Bei dem Wohnhaus aus Bakonszeg im Komitat Hajdú-Bihar (Abb. 53) handelt es sich nicht um ein „Strohdach“ mit aufgebundenen Scharen oder Schauben, sondern um das für die Karpatenländer typische Wirtstroh- oder Stampfstrohdach, an dessen Stelle sonst freilich schon das gestrählte und gebundene Ret- oder Schilddach tritt.

Oskar Moser, Graz

Guglielmo Cappelletti (Hrsg.), *Civiltà rurale di una valle veneta: La Val Leogra*. Vicenza, Accademia Olimpica, 1976. Geb., Gr.-Okt, 924 Seiten, 394 Photographien, 308 Zeichnungen (im Text), 6 topographierte Karten, 71 Musikbeispiele, 1 Recorderkassette von 60 Minuten Laufzeit mit 30 Volksliedern.

Ein Sammelwerk ganz besonderer Art über die Gebirgslandschaft der Val Leogra, mitten im Dreieck von Trient, Verona und Vicenza rund um den Kernort des Tales Schio als eigenartige Rodungs- und Siedlungslandschaft über die Höhen und Hänge gebreitet, bietet als einen bibliophil ausgestatteten Großband die Accademia Olimpica zu Vicenza. Nicht weniger als 25 Fachgelehrte vereinen, eingeleitet vom Akademie-Vizepräsidenten G. Cappelletti, ihr Geschichts- und Archivwissen wie ihre Feldforschungsergebnisse zur Darstellung von Lebensweise und sich wandelnden Formen der Daseinsbewältigung in einem der kargen Natur mühsam abgetrotzten Lebensraum von genügsamen Menschen vorwiegend agrarbäuerlicher Erwerbstätigkeit im gegenwärtigen Wandel zwischen Entvölkerung durch Höhen- und Landflucht und Zuwendung zu einer industriell bedingt „erleichterten“ Lebensweise unserer so vieles umprägenden neuen Zeit und Gesellschaft. Zu den Fachgelehrten vieler Disziplinen treten in großer Anzahl die (S. 731 namentlich genannten) Mitarbeiter aus dem Leogra-Tale als Gewährsleute, Sammler, Sänger usw.

Verständlicherweise dominiert das (übrigens durchwegs sehr anschaulich) Beschreibende als Primärerfassung, indes die (wohl auch kaum nennenswert vorhandene) Regionalliteratur (etwa das vor kurzem erst erschienene Volksliedwerk von V. Paiola und R. Leydi, *Canti popolari vicentini*, Vicenza 1975) spärlich verzeichnet wird. Die Anordnung der Einzelkapitel richtet sich nach den bewährten Prinzipien landes- und volkkundlicher Regionalerfassung als „summa“. Vor allem ist besonderes Augenmerk auf die Wiedergabe der Mundarttermini in einer sehr gut lesbaren Dialekt-Transkription gelegt, ein reichhaltiges Dialektvokabular (S. 735—758) beigegeben, an das sich auch noch ein gerade auch die Mundartwörter besonders berücksichtigender Analytischer Index (S. 759—789) schließt. Zudem enthält der Text 308 meist sehr gute Zeichnungen von Möbeln, Gefäßen, Geräten darunter zum Teil mit den unmittelbar anschaulich beigefügten Dialektnamen, wie z. B. für die Teile des Rinderjoches (S. 108), des Pferdegeschirres (S. 111), des Transportwagens (S. 115). Einprägsam sind Wallfahrtstermine und Ziele, Bitt- und Dankprozessionen ex voto besonders in den Nahzielen der Val Leogra beschrieben und im Bild erfaßt (Farbbilder S 383—388; Bildteil S. 85 bis 89). Sprichwörter, „storie“ und Legenden vielerlei Thematik bis hin zu einem erstaunlich reich vertretenen Volksliedbestand (S. 656—710) sind ebenso aufgenommen wie Reste des Magie-Glaubens und des Nachbarschaftsspottes.

Diese Tal-Monographie der venetischen Val Leogra gibt den Versuch, die Ganzheit bäuerlichen Lebens zwischen Halbvergangenheit und Gegenwart in ihren Realien wie im „Geistigen“ zu erfassen. Das ist fern allem billigen, auf „Show“ gerichteten Folklorismus allzuvieler Bilderbücher, die mit vordringlicher Fremdenverkehrswerbung das Wesen einer Landschaft darzustellen vorgeben. Hier ist es die würdevoll und fachkundig gezeichnete Wirklichkeit einer vor unseren Augen sich notgedrungen wandelnden bäuerlichen Kultur, die bildlich und in lebensnaher und nicht nur für die Wissenschaftler gut lesbarer Beschreibung erfaßt ist als eine durchaus „unromantisch“ gewollte „testimonianza precisa e documentazione rigorosa“. Mithin bietet diese Monographie genau das, was Volkskunde als „die Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“ aufzeigen und im Einzelfall darstellen will zur tieferen Erkenntnis des Wesens des Menschlichen, darüber hinaus als „stimolo per una dimensione più umana del vivere“.

Leopold K r e t z e n b a c h e r

Malaiische Chronik. Hang Tuah. Aus dem Malaiischen übersetzt von Hans F. Overbeck. Herausgegeben und eingeleitet von Otto Karow. Köln 1976, Eugen Diederichs Verlag. 352 Seiten, gebunden in original-malaiischem Batist. DM 46,—.

Der Diederichs-Verlag setzt sein einstmals geplantes, aber nie verwirklichtes Reihenwerk „Insulinde“, das er mit den „Malaiischen Geschichten“ vor einiger Zeit eingeleitet hat, mit diesem stattlichen Band fort. Wieder handelt es sich um Arbeiten des 1942 bei einem Schiffsunglück ums Leben gekommenen deutschen Exportkaufmannes Hans F. Overbeck, dessen Leistungen auf diese Weise sehr spät, aber eben doch noch zugänglich gemacht werden. Da seine Übersetzungen für die Volkerzählforschung von Wichtigkeit sind, muß auch auf diesen Band aufmerksam gemacht werden. Die einstmals schon gedruckte „Sejarah Melayu“ (= Chronik der Malaien) ist hier im Reproduck wieder gegeben und vollständig, wogegen aus dem für die Erzählforschung wichtigeren Hikayat Hang Tuah nur ausgewählte Kapitel mitgeteilt werden. Freilich dürfte so mancher Erzählforscher in diesem Fall die Originalausgabe besitzen, die 1922 in München in zwei Bänden erschienen ist, in der Serie „Meisterwerke orientalischer Literatur in deutschen Originalübersetzungen“, die bis heute ihren hohen Wert behalten hat. Über den Kreis der speziellen Kenner wird auch die vorliegende Ausgabe kaum hinaus verbreitet werden, zumal sie in einer begrenzten Auflage von 2000 Exemplaren hergestellt wurde. Leopold S c h m i d t

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger Ges. m. b. H., Wien I
Wien 1977